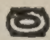






MOSES MAIMONIDES

Dr. H. Graetz



Volkstümliche Geschichte der Juden

Zweiter Band

Von der zweitmaligen Zerstörung Jerusalems unter Kaiser Vespasian bis zu den massenhaften Zwangstaufen der Juden in Spanien

Mit 1 Bilde

1922

Benjamin Harz Verlag · Berlin · Wien

Zehnte Auflage

Druck von Oskar Leiner in Leipzig

Inhalts-Verzeichnis.

Der diasporische Zeitraum.

Die Übergangszeit.

Die gaonäische Epoche.

Die jüdisch-spanische Zeitepoche.

Der diasporische Zeitraum.

Die Übergangszeit.

Erstes Kapitel.

Die Nachwehen des Krieges und der Überrest in Judäa.

(70 bis 93.)

Wer ist imstande, die Leiden zu schildern, welche die in die Gefangenschaft der Römer Geratenen getroffen haben! Mehr als 900,000 waren in diesem Kriege zu Gefangenen gemacht worden. Die aus Jerusalem ließ Titus auf der Tempelstätte zusammenpferchen und überließ es einem Freunde, Fronto, über sie zu verfügen. Nur die adiabenischen Prinzen verschonte Titus, er schickte sie aber in Fesseln nach Rom, um an ihnen Geiseln für die Treue des adiabenischen Königshauses zu haben.

Fronto ließ alle diejenigen, welche als Kämpfer erkannt oder verraten wurden, auf der Stelle an Kreuze nageln. Die übrigen beneideten sie um das schnelle Ende; denn siebzehntausend kamen vor Hunger um, indem die Aufseher ihnen nur schmale Bissen reichten. Ein Teil der Gefangenen weigerte sich gar, von den Römern etwas anzunehmen, und verschmachtete lieber. Von den Überlebenden wählte Fronto die schönsten und kräftigsten Jünglinge für den Triumph aus. Diejenigen, welche über siebzehn Jahre alt waren, wurden in die Bergwerke Ägyptens gesandt, um dort lebenslänglich als Arbeitskräfte der Römer zu dienen, wie früher die galiläischen Gefangenen zur Frohnarbeit für die korinthische Landenge verurteilt wurden. Die meisten Jünglinge wurden an die Provinzen verschenkt, um sie zu Tierkämpfen zu gebrauchen. Knaben und die weiblichen Gefangenen wurden den Meistbietenden verkauft, und sie wurden wegen ihrer Menge den Sklavenhändlern um einen Spottpreis überlassen. Einen Trost gab es noch für die Unglücklichen, nach einer Stadt verkauft zu werden, wo eine jüdische Gemeinde bestand. Da konnten sie mit Gewißheit darauf rechnen, daß sie von ihren Religionsgenossen um jeden Preis losgekauft werden und brüderliche Teilnahme finden würden.

Vespasian erklärte ganz Judäa als sein Eigentum und befahl den römischen Beamten, es stückweise an Meistbietende zu verkaufen.

Warum denn nicht? Er hatte es ja mit Blut gedüngt. Auch war dieser Verkauf einträglich, und Vespasian war noch mehr geldgeizig als ehrgeizig. Wie verfuhr der gütige Titus, nachdem er Tausende hatte hinrichten und aber Tausende zu Sklaven verkaufen lassen? Auf seinem Zuge nach Syrien wurden ihm die kräftigeren judäischen Jünglinge in Fesseln nachgeschickt. In Cäsarea hielt er Hof und veranstaltete Belustigungen im römischen Geschmacke für seine Freunde. Wilde Tiere wurden in einen geschlossenen Raum geführt, und die judäischen Gefangenen mußten so lange mit ihnen kämpfen, bis sie überwältigt und zerfleischt wurden. — Zuweilen wechselte auch das Schauspiel ab, die judäischen Gefangenen mußten gegeneinander anrennen, um einander zu durchbohren. So kamen in Cäsarea bei der Feier des Geburtstages seines Bruders, des saubern Domitian, 2500 jugendlich kräftige Judäer um (24. Oktober). Von hier begab er sich nach dem anderen Cäsarea (Philippi) am Hermon, der Residenz des judäischen Königs Agrippa, und veranstaltete auch hier Tier- und Zweikämpfe, und abermals verröchelten viele Judäer unter den Augen Agrippas und Berenices. In Berytus entfaltete Titus zum Geburtstag seines Vaters (17. Nov.) einen verschwenderischen Glanz; dabei durften Tierkämpfe nicht fehlen, und eine Menge Judäer färbten wieder den Sand des Kampfplatzes mit ihrem Blute. In allen Städten gewährte Titus dem Judenhasse der Syrer die Schadenfreude, sich an dem Todesröcheln der Unglücklichen zu weiden. Das war Titus' Milde und Menschenfreundlichkeit.

Wie viel fehlte, daß sämtliche Judäer im römischen Reiche, besonders die in Syrien, Kleinasien, Alexandrien und Rom das traurige Geschick ihrer Brüder in Judäa geteilt hätten! Denn die Erbitterung der heidnischen Bevölkerung war infolge des Krieges gegen die Söhne Jakob bis zum Fanatismus gesteigert. War es Zufall oder ein Werk der Vorsehung, daß Berenices Bild in Titus' Herzen thronte und es milde gegen ihre Stammgenossen stimmte? Sie war damals in dem traurigen Geschichtsgang ihres Volkes seine Beschützerin.

Als Titus sich Antiochien näherte, ging ihm die ganze Bevölkerung entgegen und unter Schmeicheleien verlangte sie nichts weniger als Ausweisung der Judäer aus ihrer Mitte. . Titus antwortete, es wäre eine Ungerechtigkeit sie auszuweisen, da sie kein Vaterland mehr hatten, das sie aufnehmen könnte. Nicht einmal die Bitte, mindestens den Judäern die Gleichstellung zu entziehen und die ehernen Tafeln zerbrechen zu lassen, worin deren Gerechtsame eingetragen waren, gewährte er den Antiochensern. Auch die Alexandriner bestürmten Titus vergebens, den unter ihnen wohnenden Judäern ihre Freiheit und Gleichstellung zu nehmen.

In Rom sollte bei Titus' Einzuge ein Triumph über Judäa ge-

feiert werden. Zu diesem Zwecke wurden siebenhundert judäische Gefangene von schönem Schlage und auch die beiden Zelotenführer Johannes von Gischala und Simon Bar-Giora vorausgeschickt. Der erstere kränklich und vor Hunger verschmachtet, hatte sich mit seinen Brüdern den Römern ergeben. Bar-Giora aber hatte sich mit einigen Trabanten in die unterirdischen Gänge Jerusalems begeben und, mit Werkzeugen versehen, hoffte er sich einen Ausweg ins Freie zu bahnen, um an einem andern Orte die Römer zu befehden. Aber die Zeloten stießen an einen harten Fels, an dem ihre Anstrengung scheiterte. Die knappen Nahrungsmittel gingen ihnen aus, und so entschloß sich Bar-Giora als Held zu sterben. In ein weißes Unterkleid und in einen Purpurmantel gehüllt, trat er plötzlich aus der Erde an der ehemaligen Tempelstätte hervor und setzte die römische Schildwache durch seine ungewöhnliche Erscheinung in Schrecken. Er sprach nur die Worte: „Führt mich zu eurem Hauptmann." Als dieser herbeigerufen war, sprach der Zelotenführer: „Ich bin Simon Bar-Giora" und wurde sofort in Fesseln geschlagen. Er kannte das Los, das ihn erwartete, und sah ihm ruhig entgegen. So wurde er nach Rom zum Triumphe geschleppt. Bei dieser Schaustellung, die für Vespasian mit seinen zwei Söhnen Titus und Domitian veranstaltet wurde, wurden vor ihnen her die Tempelgefäße, der goldene Leuchter, der goldene Tisch und eine Gesetzesrolle getragen, die Gefangenen in Fesseln geführt, und Abbildungen der Schlachten und der Zerstörung wurden der schaulustigen Menge gezeigt. Simon Bar-Giora wurde an einem Stricke durch die Straßen geschleift und endlich nach römischem Brauch, der ein Menschenopfer verlangte, vom tarpejischen Felsen geschleudert. Johannes von Gischala starb im Kerker. Tiberius Alexander, der eigentliche Sieger in diesem Kriege, machte den Triumph mit und erhielt eine Statue auf dem Forum Roms. Josephus war nur Zuschauer desselben. Dieser großartige Triumph, wie ihn Rom schon lange nicht gesehen hatte, bezeichnete die große Freude über den Sieg über Judäa. Denn einen so hartnäckigen Feind hatten die römischen Legionen schon lange nicht bekämpft.

Die Freude über die Besiegung Judäas war auch so groß, daß mehrere Jahre hindurch Denkmünzen aus Gold, Silber und Erz zum Andenken daran geprägt wurden. Diese Münzen stellen das unglückliche Judäa als Bild eines Weibes unter einem Palmbaum in Stellungen der Verzweiflung dar, bald auf der Erde sitzend, bald stehend mit gebundenen Händen. Die Inschrift auf diesen Münzen lautet stets in griechischer oder lateinischer Sprache: „das besiegte" oder „das gefangene Judäa". Den Siegesnamen Judaicus mochten indes Vespasian und Titus nicht annehmen, entweder weil

dieser Name schon damals eine unliebsame Nebenbedeutung hatte, oder weil Titus' Liebesverhältnis zu Berenice kein Geheimnis war, und er den Spott nicht herausfordern wollte, Judäer gestichelt zu werden. Die Tempelbeute blieb lange Zeit in Rom in dem Friedenstempel und die Gesetzrolle, wahrscheinlich die Musterrolle aus der Tempelhalle erbeutet, im kaiserlichen Palaste. Von hier aus wurden diese Überbleibsel des judäischen Heiligtums später, als Rom für seine schweren Sünden büßte, in andere Länder geschleppt. Ein Triumphbogen wurde für Titus erbaut, auf welchem noch heute die erbeuteten Tempelgefäße zu sehen sind. Die römischen Judäer sollen lange Zeit zur Vermeidung, diesen Titusbogen zu sehen, lieber einen Umweg gemacht haben.

Noch war indessen Judäa nicht vollständig unterworfen, drei Festungen hatten sich noch behauptet: Herodium, Machärus und Masada. Der Landpfleger Bassus, den Vespasian nach Judäa sandte, hatte den Auftrag, sie zu erobern. Die Besatzung von Herodium ergab sich bei der ersten Aufforderung. Schwerer fiel es Bassus, Meister von Machärus jenseits des Jordan zu werden. Diese von Alexander Jannai angelegte und von Herodes gegen die Nabatäer verstärkte Bergfestung war von allen Seiten durch tiefe und breite Schluchten und steile Zugänge uneinnehmbar. Die judäische Besatzung war mit Mundvorrat und Wasser versehen, welches Felsquellen reichlich spendeten. Die Zeloten fühlten sich unter einem tapferen Jüngling, E l e a s a r, durch die natürliche und künstliche Befestigung so stark, daß sie Ausfälle gegen die belagernden Römer machten und ihre Werke zerstörten. Aber eines Tages, als Eleasar, von einem Ausfall sich zurückziehend, in der Nähe des Feindes trotzig stehen blieb, wurde er von einem Römer ergriffen und gefesselt. Bassus ließ ihn foltern und machte Miene ihn zu kreuzigen. Von diesem Anblicke wurden die Belagerten so gerührt, daß sie ihre Unterwerfung zusagten, wenn ihr Anführer verschont würde. So hatte eine Unvorsichtigkeit Machärus in die Gewalt der Römer gebracht. Bassus hielt zwar gegen diejenigen Wort, mit denen er kapituliert hatte; aber von der Bevölkerung, welche in einem tiefer gelegenen Teil des Platzes wohnte und in den Vertrag nicht mit eingeschlossen war, ließ er 1700 Männer und Jünglinge über die Klinge springen, Frauen und Kinder zur Sklaverei verkaufen.

Dreitausend Zeloten, welche unter dem Anführer J u d a - B e n - J a ï r, der glücklicher als Bar-Giora einen unterirdischen Ausgang gefunden, in einem Walde in der Nähe des Jordan ihren Schlupfwinkel hatten und zu den Flüchtlingen aus Machärus gestoßen waren, wurden von den Römern umzingelt und nach einem heißen Kampfe niedergemacht. Masada einzunehmen verhinderte Bassus der Tod;

sein Nachfolger Silva übernahm die schwere Aufgabe. Diese Bergfestung am Toten Meere war womöglich noch unzugänglicher als Machärus. Der steile Fels, auf dem sie gebaut war, hatte nur zwei Steigen, die nur mit Gefahr betreten werden konnten. Die Besatzung, aus tausend Zeloten mit Weibern und Kindern bestehend, welche Eleasar Ben-Jaïr, ein Nachkomme des Zelotenstifters Juda, befehligte, hatte Überfluß an Mundvorrat, Wasser und Waffen. Auch kämpfte sie mit dem dieser Partei eigenen Todesmute. Aber die römische Belagerungskunst erschütterte eine Mauer; die andere Holzmauer, welche die Besatzung gebaut, geriet in Brand durch die brennbaren Stoffe, welche die Römer hineingeschleudert hatten. Die Hoffnungslosigkeit, mit so geringer Mannschaft Widerstand zu leisten, gab Eleasar den Gedanken ein, die Besatzung zu überreden, sich selbst den Tod zu geben, um nicht in die Hand der Römer zu fallen. Alle stimmten freudig bei, und am ersten Passahtage (73) töteten die Männer ihre Frauen und Kinder, dann sich selbst. Die Römer, welche auf einen Kampf gerüstet waren, gewahrten beim Eindringen in Masada eine unheimliche Todesstille, nur zwei Frauen und fünf Knaben kamen auf ihren Ruf entgegen. Dies war das Ende der letzten Zeloten auf judäischem Boden.

Vespasian nahm schwere Rache an den Judäern, welche gewagt hatten, das römische Joch abzuschütteln. Die Synagoge in Cäsarea, derentwegen der Kampf zuerst zwischen den Heiden und Judäern ausgebrochen war, und welche Veranlassung zur Erbitterung und zum Kriege gegeben hatte, wurde zerstört. Auf dem Platze derselben ließ Vespasian aus der Beute von den Judäern ein weit ausgedehntes Odeum erbauen. Doch war dieses geringfügig gegen die anderweitige Rachenahme. Sämtliche Judäer des römischen Reiches wurden für den Aufstand verantwortlich gemacht und bestraft. Die zwei Drachmen*), die sie jährlich für das Heiligtum spendeten, sollten sie nunmehr für den kapitolinischen Jupiter liefern, und was früher freiwillige Gabe der Frömmigkeit war, wurde jetzt in eine Zwangsabgabe mit Gewissensverletzung umgewandelt. Diese zu allererst eingeführte Judensteuer erhielt den Namen: „der judäische Fiskus". Seine judäischen Freunde und Helfer belohnte Vespasian mit Reichtümern und Ehren. Agrippa verlieh der Kaiser den Rang eines Prätors und fügte noch einige Landstriche zu seinem Fürstentum Galiläa hinzu. Er hatte es um die Sieger verdient, da er durch seinen Eifer für sie den Sieg gefördert hatte. Der zweite Verräter Tiberius Alexander erhielt einen hohen Rang unter den römischen Würdenträgern und eine Statue auf dem Forum in der

*) Etwa 1½ Mark.

Weltstadt, worauf aber die Stockrömer mit Verachtung und Spott blickten. Josephus ging auch nicht leer aus. Der Kaiser schenkte ihm für seine Verräterei einige Ländereien in der Ebene Sarona steuerfrei. Auch erhielt er eine Wohnung in dem Vespasianischen Hause, wurde in die kaiserliche Familie aufgenommen und durfte den Namen Flavius zu seinem Namen hinzufügen. Dafür haßten ihn seine Stamm- und Religionsgenossen mit Ingrimm und vergällten ihm, so weit sie konnten, den Genuß der kaiserlichen Gnaden.

Mit der Einnahme der letzten Festungen in Judäa war der Kampf der Zeloten noch immer nicht beendet. Sie verpflanzten ihren Römerhaß in diejenigen Länder, wohin sie ihr flüchtiger Fuß getragen. Diejenigen, welche so glücklich waren, durch die unterirdischen Gänge aus dem brennenden Jerusalem oder aus der Feste Masada ins Freie zu gelangen, zerstreuten sich und suchten Schutz bei ihren Brüdern in der Euphratgegend, in Arabien, Ägypten oder Kyrene. Die Zeloten, welche nach Alexandrien geflohen waren, überredeten ihre Stammgenossen, einen Aufstand gegen die Römer zu machen, und da die alexandrinischen Judäer das Blutbad noch in Erinnerung hatten, welches die Römer unter Anführung des Apostaten Tiberius Alexander einige Jahre vorher unter ihnen angerichtet hatten, so waren sie dazu bereit. Nur die Reichen und die Glieder des Rates widersetzten sich diesem wahnsinnigen Unternehmen und machten eine Hetzjagd gegen sie. Darauf wurden sechshundert Zeloten gefangen, dem Statthalter Lupus überliefert und von diesem hingerichtet; die übrigen zerstreuten sich über Ägypten bis nach Theben. Sie wurden allmählich ergriffen und gefoltert, daß sie den Kaiser als ihren Herrn anerkennen sollten. Aber sie erduldeten die grausamsten Qualen, Knaben und Männer um die Wette, ohne ihrem zelotischen Grundsatze untreu zu werden, und starben unter der Folter. Vespasian, der da fürchtete, Ägypten könnte ein Herd für neue Aufstände der Judäer werden, befahl den Oniastempel zu schließen und sie solchergestalt des Mittelpunktes zu berauben. Die Weihgeschenke des Oniastempels wanderten, wie die des jerusalemischen Heiligtumes, in die kaiserliche Schatzkammer.

Der Teil der Zeloten, der nach den Städten von Kyrene geflohen war, erregte ebenfalls die dortigen Judäer zum Aufstande und hatte kein besseres Ende. Ein Zelote Jonathan, ein Weber von Handwerk, sammelte viele kyrenäische Judäer um sich, führte sie in die lybische Wüste und verhieß ihnen Wunderzeichen. Auch hier zeigten die angesehenen Judäer den Aufstandsversuch dem römischen Statthalter, Catullus, an, der die Aufständischen ergreifen und zum Teil hinrichten ließ. Jonathan fiel erst nach großer Mühe in die Hände der Römer und rächte sich an den reichen Judäern von

Kyrene dadurch, daß er sie als Mitschuldige angab. Er und seine Mitgefangenen wurden in Fesseln nach Rom gebracht und wollten aus Rachegefühl Josephus und einige römische Judäer in ihre Mitschuld hineinziehen. Aber Vespasian kannte Josephus' treue Gesinnung gegen die Römer zu gut, als daß er der Anklage Gehör schenken sollte, und so wurde er und die Mitangeklagten freigesprochen. Jonathan wurde zuerst ausgepeitscht und dann lebendig verbrannt. Das war das Ende der zelotischen Bewegung, welche einen großen Teil der Judenschaft im römischen Reiche schmerzlich durchzuckt hat. Am glücklichsten waren noch die Zeloten, welche nach Nordarabien in die Gegend von Jathrib (Medina) entkommen waren. Es gelang ihnen, dort ein eigenes Gemeinwesen zu gründen und bis ins siebente Jahrhundert zu behaupten. Sie haben unter anderen Verhältnissen eine nicht geringe Rolle gespielt.

Der hartnäckige Krieg gegen die Römer hat in der römischen Welt ein solches Aufsehen erregt, daß sich einige Schriftsteller angeregt fühlten, ihn zu beschreiben. Die griechischen Schriftsteller verkleinerten indes aus Schmeichelei gegen die Sieger die Heldentaten der Judäer. Diese Parteilichkeit empörte aber Josephus, so sehr er auch Römling war; der Rest seines patriotischen Gefühls konnte es nicht ertragen, seine Nation der Feigheit beschuldigt zu sehen. Er sammelte daher seine Erlebnisse und Erinnerungen und beschrieb den judäischen Krieg mit den vorangegangenen Veranlassungen in sieben Büchern (um 75—79). Er legte seine Geschichte den Kaisern vor, und Titus gab ihm die Erlaubnis zu ihrer Veröffentlichung; sie war darauf angelegt, von ihm gelesen und gutgeheißen zu werden. Justus von Tiberias, der Führer der Zeloten in Tiberias, hatte aber bereits einige Jahre vorher eine Geschichte des judäischen Krieges verfaßt, worin er Josephus als Römerfeind anklagte und ihm Schuld an dem Aufstand in Galiläa gab. Die beiden Führer der feindlichen Parteien setzten nach Beendigung des Waffenkrieges einen Federkrieg fort. Justus war gerade auch kein Tugendmuster. Nachdem er in Galiläa die Revolution geleitet und einen Rachezug gegen die benachbarten Griechen geführt hatte, war er zu Agrippa übergegangen. Von diesem auf Verwendung der Berenice begnadigt und noch reichlich beschenkt, trat er in dessen Dienst, wurde aber zweimal von ihm in den Kerker geworfen, verbannt und abermals begnadigt. Ein unaufgeklärtes und unaufklärbares Verhältnis muß zwischen Justus und dem König Agrippa bestanden haben. Justus besaß eine gründliche griechische Bildung. In griechischer Sprache verfaßte er auch eine Geschichte der judäischen Fürsten, welche die Krone getragen haben, deren Verlust bedauerlich ist. Seine Geschichte des judäischen Krieges ließ Justus aber zwanzig Jahre un-

veröffentlicht und trat erst damit hervor, als er mit verbittertem patriotischem Gefühl sah, wie sein Feind Josephus auch nach Titus' Tod bei dessen Nachfolger, dem verworfenen Domitian, und bei der nicht minder verworfenen Kaiserin Domitia in Gunst gestiegen war.

Für die Erniedrigung seines Volkes hatte Josephus keine Teilnahme. Mit empörender Ruhe hatte er den großartigen Triumph in Rom über die Niederlage Judäas mit angesehen, mit kühlem Gleichmut geschildert, und Schadenfreude an dem schimpflichen Tod der Helden, Johannes von Gischala und Bar-Gioras, empfunden.

So war denn das judäische Volkstum vernichtet. Nur ein kleiner Rest war noch in der Heimat übrig geblieben, und dieser war völlig betäubt und entsetzt von dem unglücklichen Ausgang des mit so viel Heldenmut geführten Krieges, von der Zerstörung der heiligen Stadt und des so hochverehrten Tempels. Judäa war größtenteils entvölkert, Städte und Dörfer in Trümmerhaufen verwandelt. Wird dieser schwache Überrest sich erhalten können? Wird die Tochter Juda von ihrem jähen Sturz sich je erheben können? Wie soll der aus tausend Wunden blutende, in seinen edelsten Teilen verstümmelte Körper wieder gesunden? Oder richtiger, — da es keinen Nationalkörper mehr gab, sondern nur abgehauene Glieder — werden diese Glieder ohne einigenden Lebenspunkt in einer Welt von Widerwärtigkeiten sich je wieder zu einer Gemeinschaft sammeln können? Werden sie nicht ohne belebenden Herzschlag allmählich absterben? Wie wird die Judenheit, wie wird die durch so viele Kämpfe mit so viel Märtyrerblut erhaltene Lehre der Väter in der so geschwächten Kraft fortleben können? Allerdings gab es zahlreiche judäische Gemeinden in Syrien und im Partherlande, Gemeinden in Kleinasien und noch immer eine volksreiche Gemeinde in Alexandrien. Aber diese lebten nur von dem geistigen Hauche, der ihnen von Jerusalem zugeweht worden war. Sie blickten jetzt noch auf die Überbleibsel in Judäa, aber diesen starrte schaurige Verzweiflung entgegen. Diejenigen, welche, von den tragischen Schlägen erschüttert, noch für etwas, was über das leibliche Leben hinausgeht, Empfindung hatten, beschäftigte die Frage in tiefster Seele: Soll nun das Ende des tausendjährigen judäischen Stammes und mit ihm das Ende der jüdischen Lehre, welche bereits befruchtende Keime der Gesittung ausgestreut hatte, gekommen sein? So manche der Überlebenden gaben in der Tat die Hoffnung auf Fortdauer auf, wie der heldenmütige Zelotenführer Eleasar von Masada, ehe er das Schwert in die eigene Brust stieß, in Verzweiflung sprach, daß die Gottheit selbst das ihr einst teure Geschlecht der Judäer dem Untergange geweiht habe. Diese nur allzu gerechtfertigte Entmutigung hatte eine verschiedene Wirkung. Sie trieb einige dazu, ein Büßerleben zu führen, sich des Fleisches

und Weines zu enthalten, in düsterer Trauer zu verharren, um vielleicht dadurch den göttlichen Zorn gegen Israel abzuwenden oder zu mildern. Andere, welche sich besonders den Verlust des Tempels, als Sühnestätte, zu Herzen nahmen, warfen sich in die Arme des jungen Christentums, um die in ihrem Herzen und in ihrer Denkweise entstandene Lücke durch den Hinblick auf ein anderes Opfer und auf das nahe Himmelreich auszufüllen. Wie ist es denn gekommen, daß die Überbleibsel ohne Halt und Mittelpunkt nicht in Splitter auseinandergingen, und daß das Judentum die höchste Gefahr überstanden hat und nicht untergegangen ist?

Eine wunderbare Erscheinung ist jedenfalls dieser Fortbestand der Lehre und des nationalen Trägers. Allerdings war die Lage günstiger als nach der Zerstörung des Tempels unter Nebukadnezar, als ein Rest des Volkes sich an die Heimat anklammern konnte. Hier war ein Ansatz zum Zusammenwachsen der zerstückelten Glieder gegeben. Ermöglicht und gefördert war das Aufstehen aus dem Staube zunächst durch den Bestand eines judäischen Königtums, wenn auch gewissermaßen ohne Land, und den Bestand eines Synhedrialhauptes, wenn auch ohne Synhedrialkörper. Ohne Machtmittel waren doch immer zwei hervorragende Spitzen vorhanden, gewissermaßen eine weltliche und eine geistliche.

Julius Agrippa II., der den Römern so treue Vasall, galt noch immer als judäischer König, wenn auch sein Gebiet sich nur auf Galiläa beschränkte. Wegen seiner Ergebenheit und seiner Liebedienerei gegen das neue Kaiserhaus wurde er von Vespasian begünstigt. Noch mehr galt seine Schwester, die noch immer durch ihre unverwelkliche Schönheit bezaubernde Berenice, bei Titus, die eine Zeitlang im Palaste in Rom die zukünftige Kaiserin spielte. So eifersüchtig war er auf sie, daß er seinen Tafelgenossen, den Konsularen Cäcina, aus Verdacht eines geheimen Liebesverhältnisses mit ihr, erdrosseln ließ. Um Titus zu schmeicheln, ließen der Rat des Areopag und der Rat der sechshundert und das Volk von Athen eine Statue für Berenice setzen und widmeten ihr eine pomphafte Inschrift, worin sie sie die große Königin, Tochter des großen Königs Julius Agrippa nannten. Titus scheint ernstlich daran gedacht zu haben, sie zu heiraten, aber sein Vater und der durch den Krieg gesteigerte Widerwille der Römer gegen die Judäer hinderten ihn daran. Als aber Titus auch nach dem Tode Vespasians (81) ihren Augustatraum nicht verwirklichte, sondern sie, um seiner Tugendrolle und seinem Haschen nach Volksgunst treu zu bleiben — scheinbar mit gebrochenen Herzen — aus Rom verwiesen hatte, ging mit ihr und auch mit ihrem Bruder eine Sinnesänderung vor. Beide wurden — vielleicht jetzt mehr von dem herben Geschicke ihres Volkes getroffen — dem Juden-

tum anhänglicher. Agrippa ernannte zum Verwalter Galiläas einen gesetzesfrommen Judäer. Diese Provinz war nicht so sehr durch den Krieg entvölkert worden, wie Judäa. Der Feldzug hatte dort nur wenige Monate gedauert und war mit der Zerstörung einiger Festungen und Vertilgung der Krieger zu Ende. In Galiläa konnten die Wunden der Überlebenden schneller vernarben, da sie Agrippas Untertanen waren. Zwei bedeutende Städte in Galiläa, Sepphoris und Tiberias, in denen der königliche Landpfleger abwechselnd residierte, konnten den Heimatlosen als Zuflucht dienen. Auch die Überbleibsel in dem verwüsteten Judäa konnten sich dadurch allmählich erholen, da Agrippa sich für eine milde Behandlung bei den Kaisern verwendet haben mag. So erhoben sich wieder mehrere Städte aus den Trümmern: Lydda, welches ein wichtiger Stapelplatz für Waren wurde, und in dem ein Herodianer Alexas seinen Aufenthalt genommen hatte, ferner Emmaus (Gimso), welches reichliche und gesunde Wasserquellen hatte und ein Marktplatz wurde. Auch Jericho wurde wieder aufgebaut, von den Römern selbst begünstigt, weil dort die hochgeschätzten Balsamstauden wuchsen, um welche in dem Kriege ein hartnäckiger Kampf ausgebrochen war, indem die Römer sie erhalten und die Judäer, sie diesen mißgönnend, zerstören wollten. Sie blieben erhalten und der kaiserliche Schatz bezog von den gesammelten Balsamtropfen reiche Einnahmen. Um diese einträglichen Stauden durch judäische Gärtner von Jericho pflegen zu lassen, mußten die Kaiser den Wiederaufbau dieser Stadt gestatten. Mehr noch als im Osten, in der Jordangegend, bevölkerten sich einige Städte im Westen unweit des Meeres.

Agrippa, dessen Schutz diese Überbleibsel genossen, war deswegen bei ihnen beliebt. Als er einst Südjudäa besuchte, strömte die judäische Bevölkerung zusammen, ihn zu begrüßen, und selbst die Ahroniden drängten sich dazu, über Grabesplätze schreitend mit Übertretung der levitischen Reinheitsgesetze. Er war zwar nur ein Schattenkönig, aber er erinnerte doch an die bessere Zeit der Selbstregierung. Indessen ermangelten diese Überbleibsel, in vereinzelte Gemeinden zersplittert, eines zusammenhaltenden und einigenden Mittelpunktes, und noch dazu waren sie ratlos, was in dieser veränderten Zeit religiöse Pflicht sei. So lange der Tempel bestand, galt das Opferwesen als Mittelpunkt des religiösen Tuns. Opfer bildeten das Band, welches den einzelnen mit der Gottheit verband. Wer sich eines religiösen Vergehens schuldig gemacht hatte, suchte die Aussöhnung mit Gott durch verschiedenerlei Opfer. Ohne Altar schien es, als wenn eine Annäherung an Gott völlig unmöglich sei, oder gar als wenn Gott sein Volk aufgegeben hätte. Die Festeszeiten, welche religiöse Stimmung wecken sollten, hingen von der Bestimmung des Synhedrial-

körpers ab. Aber dieser war unter den Trümmern Jerusalems begraben. Wer soll künftig die Zeit für die Feste regeln und verkünden? In dieser Zerfahrenheit erhob sich ein Mann, welcher an sich einen Mittelpunkt bildete und das rechte Wort der Befreiung von der Beklommenheit fand und verkündete. Es war Rabban Jochanan Ben-Sakkaï, welcher den Grundkern zur Kristallisation einer gemeindlichen Gesamtheit schuf. Er genoß bereits während des Tempelbestandes ein hohes Ansehen. Er war Vorkämpfer gegen die Sadduzäer, als diese wieder zehn Jahre vor der Zerstörung ihr Haupt erhoben hatten. In dem weiten Schatten des Tempels pflegte er Vorträge vor einer Schar von Zuhörern über die Lehre des Judentums zu halten. Neben dem Patriarchen Simon Ben-Gamaliel, der an der Spitze des Synhedrions und auch des Gemeinwesens gestanden, hatte er so viel Autorität in Jerusalem, daß er Gesetze außer Brauch setzen durfte. Rabban Jochanan war eine milde Natur und erinnerte an Hillel, dessen Jünger er genannt wurde, obgleich er ihn höchstens mit Kinderaugen gesehen haben kann. Während des Kriegssturmes gehörte er zu den Friedensfreunden und redete den Zeloten zum Ausgleich mit dem Feinde zu. Als die Belagerung Jerusalems begann und die Zeloten die Flucht aus der Stadt mit Gewaltmitteln zu verhindern suchten, faßte er trotzdem den Entschluß, in das römische Lager überzugehen, aus weiser Vorsicht, der Lehre des Judentums im voraus eine Zufluchtsstätte zu gründen. Aber die Flucht aus Jerusalem war bei der Wachsamkeit der Kämpfer schwer auszuführen. In Verabredung mit einem Hauptmann der Sikarier und durch eine List gelang es ihm, in einen Sarg gelegt und von zweien seiner Jünger Josua und Eliezer getragen, scheinbar als Leiche aus der Stadt zu entkommen. Vor Titus geführt, wurde R. Jochanan gnädig aufgenommen, weil es bekannt war, daß er zu den Friedliebenden gehörte und zur Unterwerfung geraten hatte. Titus gewährte R. Jochanan die bescheidene Bitte, sich in Jamnia (Jabneh), welches auf römischem Gebiete lag, niederzulassen, dort die religiösen Obliegenheiten zu erfüllen und ein Lehrhaus zu gründen. Gegen diesen unverfänglichen Wunsch hatte Titus kein Bedenken, ohne zu ahnen, daß durch diesen geringfügigen Akt das schwache Judentum das kraftstrotzende, eherne Römertum um Jahrtausende überdauern würde. So ließ sich R. Jochanan mit seinen Schülern in Jamnia nieder, einer Stadt unweit der Küste des mittelländischen Meeres, zwischen der Hafenstadt Joppe und der ehemaligen Philisterstadt Asdod gelegen. Es war eine nicht unbedeutende Stadt, ein Stapelplatz für Aus- und Einfuhr von Weizen.

Nach seiner Niederlassung war nicht sobald an irgend eine Tätigkeit zu denken, so lange der erbitterte Kampf vor den Mauern Jeru-

salems, in seinen Straßen und um den Tempel wütete. — Als die Nachricht einlief, daß die Stadt gefallen und das Heiligtum in Flammen verbrannt war, zerrissen R. Jochanan und seine Jünger ihre Kleider, trauerten und jammerten, wie um den Tod eines Nahverwandten. Aber der Meister verzweifelte nicht, wie die Jünger, denn er erkannte es, daß das Wesen des Judentums nicht so unauflöslich an Tempel und Altar gebunden sei, um mit ihm unterzugehen. Er tröstete vielmehr seine trauernden Jünger über den Verlust der Sühnestätte mit der Bemerkung, daß „Mildtätigkeit“ das Opfer ersetze, wie es in der Schrift heißt: „Denn ich habe an Liebestätigkeit Gefallen und nicht am Opfer.“ Diese freiere Ansicht über den Wert der Opfer ließ ihn klar erkennen, daß vor Allem nötig sei, einen neuen Mittelpunkt anstatt des Tempels hinzustellen. Er ließ daher in Jabneh ein Synhedrion zusammentreten, als dessen Präsident er um so eher anerkannt wurde, als keiner ihm an Ansehen und Gesetzeskunde gleichkam. Dem zusammengerafften jamnensischen Synhedrion übertrug dessen Gründer vor allem die religiösen Befugnisse, welche es in Jerusalem besessen hatte, mit der zugleich die richterliche Funktion verbunden war. Nur die vollgültige Autorität R. Jochanans konnte ein solches Werk, wie die Schöpfung und Kräftigung eines Synhedrion unter den ungünstigen Umständen zustande bringen. Denn er mußte der herrschenden Ansicht entgegentreten, daß der Synhedrialkörper lediglich innerhalb der Tempelquaderhalle Befugnis habe, außerhalb dieser Stätte aber seinen gesetzgebenden und gesetzentscheidenden Charakter verliere und aufhöre, Vertretung der Nation zu sein. Indem also R. Jochanan die Synhedrialfunktionen von der Tempelstätte ablöste und sie auf Jabneh übertrug, hatte er das Judentum überhaupt vom Opferkultus losgelöst und es selbständig hingestellt. Ohne daß dieser Akt irgendwo Widerspruch gefunden hätte, vertrat Jabneh von nun an Jerusalem; es wurde der religiöse und nationale Mittelpunkt für die zerstreuten Gemeinden. Die wichtigste Funktion des Synhedrion, wodurch es zunächst von den einheimischen und auswärtigen Gemeinden als maßgebende und regulierende Behörde betrachtet und verehrt wurde, die Bestimmung des Festkalenders — ein Vorrecht nur Zion, von wo die Lehre ausgehen soll, zugestanden — wurde jetzt in Jamnia ausgeübt. Von hier wurden Sendlinge ausgesandt, um den Gemeinden von Syrien und Babylonien in wichtigen Monaten die Festeszeiten und in gewissen Jahren die Einschaltung eines Monats anzukündigen.

Wenn R. Jochanan auch einen Ersatz für die geheiligte Stätte Jerusalems geschaffen hat, so hat er keineswegs das Opferwesen für unwesentlich und ein für allemal aufgegeben gehalten. Die Mildtätigkeit, die er als Ersatz der Opfer erklärt hat, sollte nur augenblicklich als eine notbehülfliche Stellvertretung dienen, weil nun einmal

keine Sühnestätte vorhanden war. Aber er hegte die Hoffnung, daß Jerusalem und der Tempel in nicht gar zu langer Zeit durch ein messianisches Wunder wieder hergestellt und Opfer dargebracht werden würden. In dieser Erwartung bestimmte er ein Gesetz, daß Proselyten, die vermittelst eines Opfers ihren vollen Anschluß an die judäische Lebensgemeinschaft betätigen mußten, eine geringe Summe zum Ankauf eines solchen weihen müßten. — Von ihm ging wohl auch die Einführung von Trauerzeichen zur Erinnerung an die Tempelzerstörung aus, daß den Neuvermählten nicht am Hochzeitstage ein Kranz aufgesetzt und nicht dabei eine lustige Weise gespielt werden sollte.

Nach der politischen Seite scheint Rabban Jochanan ein Schild für das junge Gemeindeleben, das er geschaffen hat, gewesen zu sein. Seinen freundlich milden Charakter, wodurch er Hillel so ähnlich war, bewahrte er auch Heiden gegenüber; er grüßte sie zuvorkommend, und seine Freundlichkeit bildete einen grellen Kontrast zu dem Hasse der Zeloten gegen die Heiden, der sich nach der Tempelzerstörung noch steigerte. Den Vers „die Milde der Völker ist Sünde“ deuteten die Zeitgenossen buchstäblich mit sichtbarer Gereiztheit gegen die Heidenwelt: „Die Heiden mögen uns noch so viel Gutes und Mildes erweisen, so wird es ihnen als Sünde angerechnet; denn sie tun es nur, um uns zu verhöhnen.“ Rabban Jochanan dagegen deutet ihn im Sinne echter Menschenliebe: „Wie das Sündenopfer Israel sühnt, so sühnt Wohltätigkeit und Milde die Heidenvölker.“ Eben diese seine sich gleichbleibende Friedfertigkeit mag dazu beigetragen haben, daß die zwei flavianischen Kaiser, Vespasian und Titus, die Aufstände der Judäer in Kyrene und Ägypten nicht die Gemeinden in Judäa entgelten ließen.

R. Jochanans Persönlichkeit mochte ihnen Bürgschaft für die friedliche Gesinnung des Mutterlandes geboten haben. Die flavianischen Kaiser waren überhaupt nicht undankbar gegen diejenigen, welche es treu mit ihnen gehalten haben. Man erfährt daher bis auf die Regierung des blutdürstigen Domitian von keinem besonderen politischen Drucke der judäischen Gemeinden. Nur die Tempelsteuer, die Vespasian in eine Zwangssteuer zur Zahlung an den Jupiter Capitolinus aufgelegt hatte, wurde nachdrücklich eingetrieben. Diese Zwangssteuer schmerzte brennend die ohnehin wunden Gemüter und machte den Verlust der Selbständigkeit nur noch fühlbarer. Rabban Jochanan wußte aber die Aufgeregten zu beschwichtigen, indem er diese Demütigung als Selbstverschuldung darstellte: „Unglückliches Volk,“ sprach er, „ihr habt nicht dem Himmel dienen wollen, nun müßt ihr fremden Völkern dienen, ihr habt nicht ein halbes Sekel für den Tempeldienst steuern wollen, nun müßt ihr fünfzehn Sekel für

das Reich eurem Feinde leisten, ihr habt nicht Wege und Straßen für die Festwaller in Ordnung halten wollen, so müßt ihr die Blockhäuser zum Schutz der Weinberge für den Kaiser unterhalten." So wirkte Sakkaïs Sohn beschwichtigend und sänftigend einerseits, erhaltend und aufbauend anderseits. Von dem kleinen Mittelpunkt in Jamnia leitete er die zahlreichen Gemeinden in der Zerstreuung im Römerreiche und in Parthien.

Nachhaltiger und belebender wirkte Rabban Jochanan durch seine Lehrtätigkeit. Ein Kreis von Jüngern hatte sich um ihn versammelt, welche auf sein Wort lauschten. Fünf derselben sind namhaft gemacht, von denen aber nur drei später eine Bedeutung erlangt haben: Josua und Elieser, welche ihn im Sarge aus Jerusalem entführt hatten, und Eleasar Ben-Arach, welcher von seinem Meister selbst als der bedeutendste erklärt wurde. Diesem Kreise brachte er zuerst den reichen Stoff der Gesetze bei, welche neben dem schriftlichen Gesetze aus uralter Zeit stammten und von den Schulen Schammaïs und Hillels vielfach vermehrt und bereichert worden waren. Es war die Tradition, das mündliche oder zweite Gesetz (Mischna, Deuterosis), welche die pentateuchischen Gesetze (die Thora) ergänzte, änderte oder berichtigte. Sie schloß auch Verordnungen und verhütende Umzäunungen ein, welche vom Synhedrialkörper oder sonst von Autoritäten eingeführt worden waren. Auch die Begründung für manche Zusatzgesetze, durch die von Hillel eingeführten Auslegungsregeln erst ermöglicht, lehrte Rabban Jochanan, um sie an das Schriftwort passend oder unzutreffend anzuknüpfen. Es war ein Ballast, dieser überreiche Stoff, welcher auswendig gelernt werden mußte, um ihn weiter zu überliefern. R. Jochanan galt zu seiner Zeit als Inbegriff und lebendiger Träger dieser mündlichen Lehre. Neben diesen zwei Fächern der Lehre, dem Gesetzesstoff für die Anwendung, für die Praxis (Halacha)*) und der rechtfertigenden Begründung für die Theorie (Midrasch), pflegte das Oberhaupt von Jamnia für seinen Jüngerkreis die nicht gesetzlichen Teile der heiligen Schrift zu erklären, die prophetischen und die hagiographischen Bücher, teils zum Verständnis des Sinnes und teils für einen erbaulichen Zweck (Agada) auszulegen. Seine Schriftdeutung war zuweilen recht sinnig. Er deutete das Verbot, das Eisen beim Bau des Altars zu verwenden, weil Eisen an Schwert, Krieg und Morden erinnert, und diese Erinnerung

*) Halacha bedeutet ursprünglich Gewohnheitsgesetz und Recht, wird aber allgemein für überliefertes oder talmudisches Gesetz gebraucht. Agada bedeutet eine Sentenz oder eine erbauliche Rede, an einen Schriftvers geknüpft, eine homiletische oder predigtartige Auseinandersetzung, welche mit der religiösen Praxis oder mit der Erfüllung des „Gesetzes" nichts zu tun hat. Insofern ist Agada der Halacha entgegengesetzt. Midrasch bedeutet Schriftauslegung im Allgemeinen, sei es für die Praxis (Halacha) oder für die Predigt (Agada).

soll dem Altar, als Symbol der Sühne und Versöhnung mit der Gottheit, ferne bleiben.

Indessen ein tiefsinniger Ausleger der heiligen Schrift war Rabban Jochanan keineswegs, wie denn überhaupt damals das einfache Verständnis des biblischen Schrifttums durch mannigfache Deutungen und Deuteleien bereits verdunkelt war. Die allegorische Schule in Alexandrien, die Prediger in griechisch-redenden Gemeinden hatten begonnen, die Schriftverse zu verrenken, um darin philosophische Gemeinplätze zu finden. Davon wurden die Volksredner in Judäa angesteckt, besonders die zelotischen Wühler, um die Verdammnis der idumäischen Herodianer mit dem Schriftworte der Propheten über Edom zu belegen. Die essäische Träumerei suchte ihrerseits in der heiligen Schrift überschwengliche Geheimnisse und fand sie auch darin. Diesem Beispiele folgten die christlichen Apostel und Kirchenlehrer, um aus Deuteleien von Versen Jesu Messianität und höheres Wesen zu beweisen. Diese Deutelei wurde auf die Spitze getrieben von der aus Essäertum und Christentum geborenen Afterweisheit der Gnosis, welche in Sprachverwirrung wie beim Turmbau von Babel eine höhere Erkenntnis von der Gottheit, dem Weltenbau und dem Erlösungswerk träumte, und für den Wirrwar ihrer hohlen Gedankengebilde ebenfalls Belege aus der heiligen Schrift beibrachte. Kurz, diese Verrenkung von Schriftversen war so allgemein geworden, daß der einfache Wortsinn vollständig verdunkelt und nur in verschrobener Gestalt erfaßt wurde. In dieser ungesunden Atmosphäre blieb kein Kreis, der mit dem Judentum zusammenhing oder seinen Ursprung von ihm hatte, frei von der Deutungssucht; das Erhabene und Anziehende in den heiligen Urkunden wurde zu einem Zerrbilde verunstaltet. Rabban Jochanan Ben-Sakkaï und seine Schüler teilten diese Verirrung und vererbten sie auf die künftigen Geschlechter.

Obwohl R. Jochanan keine überlegene Erscheinung und keine bahnbrechende Persönlichkeit war, so ist sein Verdienst nicht hoch genug anzuschlagen, daß er das Band schuf, welches die zersplitterten Glieder im Heimatlande vereinigte und auch die entfernten Gemeinden zu einem einzigen großen Ganzen verknüpfte. Er bereitete den Übergang aus dem geräuschvollen, verwickelten Staatsleben in das stille aber nicht minder reiche Gemeinde- und Gedankenleben vor. R. Jochanan vereinigte in sich den Propheten Jeremia und den aus dem Exil heimgekehrten Fürsten Zerubabel. Wie Jeremia trauerte er auf den Trümmern Jerusalems, wie Zerubabel schuf er einen neuen Zustand. Beide, R. Jochanan wie Zerubabel, standen an der Schwelle zweier Epochen, von der einen erbend, die andere vorbereitend; beide haben den Grundstein gelegt zu einem Neubau des Judentums, an dessen Vollendung und Überdachung die folgenden Geschlechter arbeiten konnten.

R. Jochanan starb auf seinem Bette in den Armen seiner Jünger. Vor dem Tode hatte er mit ihnen eine Unterredung geführt, welche einen Blick in sein Inneres gewährt. Sie waren nämlich erstaunt, ihren mutvollen Meister in der Todesstunde verzagt und kleinmütig zu finden. Er bemerkte gegen sie, daß er nicht den Tod fürchte, sondern das Erscheinen vor dem ewigen Richter, dessen Gerechtigkeit unbestechlich ist. Seine Schüler segnete er vor dem Tode mit den bedeutungsvollen Worten: „Möge die Gottesfurcht auf euer Tun ebenso wirksam sein, wie die Furcht vor Menschen.“ Sein letztes Wort halb besonnen und halb träumerisch war: „Räumt die Gefäße aus der Wohnung und bereitet den Thron für Hiskija, den König von Juda, der da kommt.“ Die Peinlichkeit für die Beobachtung der levitischen Reinheitsgesetze und messianische Erwartung beschäftigten noch im letzten Augenblicke seine scheidende Seele. Damit spiegelte er das Zeichen der Zeit innerhalb des judäischen Kreises ab.

Die Führer des Volkes — und das waren die Jünger R. Jochanans ben Sakkaï — durch die Verhältnisse tatsächlich nicht blos von dem kleinen Bruchteil in Judäa, sondern auch von den Gemeinden in der Diaspora, in Babylonien, Syrien, Ägypten und aller Orten, wo Juden wohnten als solche anerkannt, sie hatten nichts Angelegentlicheres zu tun, als das begonnene Werk ihres Meisters fortzusetzen. Politische Gedanken, Pläne für Wiedereroberung der untergegangenen Freiheit, des untergegangenen Staatswesens schienen ihnen ferne gelegen zu haben. Sie waren eben Hilleliten, friedfertige, friedliebende Männer, die sich in die Zeiten schickten, die nichts so sehr verabscheuten als das Schwert, und auf nichts weiter bedacht waren, als die aus dem Schiffbruche gerettete Lehre zu erhalten und zu pflegen. Nur messianische Hoffnungen hegten sie; nicht durch eigene Anstrengung, sondern durch wunderbare Fügung werde die Erlösung eintreten. Gleich nach dem Tode ihres Meisters hielten dessen Hauptjünger Beratung über den Ort, wo sie ihre Lehre fortsetzen sollten. Die meisten waren der Meinung in Jamnia zu bleiben, wo ein Kreis von traditionskundigen Männern lebte. Nur R. Eleasar Ben-Arach, der Lieblingsjünger Jochanans, bestand darauf, den Sitz des Lehrhauses nach Emmaus zu verlegen. In dem Wahne, daß er seinen Genossen unentbehrlich sein werde, und sie ihn in Kurzem aufsuchen müßten, trennte er sich auf Zureden seiner Frau von ihnen und blieb in Emmaus. Vereinsamt und von dem lebendigen Gedankenaustausche abgeschnitten, soll er seine Kenntnisse so sehr vergessen haben, daß man sich komische Anekdoten von seiner späteren Unwissenheit erzählte. Man wendete auf Ben-Arachs Ausgang den Spruch an: „Wandere nach dem Orte der Lehre und bilde dir nicht ein, daß deine Genossen dir nachziehen werden, daß sie die Lehre nur durch deine Vermittelung behaupten

könnten; verlaß dich nicht allzu sehr auf deine Einsicht." Während Ben-Arach, der Hoffnungsvolle, in Vergessenheit geriet, setzten seine Genossen das Werk ihres Meisters fort und wurden der Ruhm der nachfolgenden Geschlechter. In den Vordergrund traten als hervorragend Persönlichkeiten Gamaliel, Josua, Elieser, später gesellte sich noch R. Akiba dazu, welche sämtlich ihrer Zeit ihren Namen aufgedrückt haben. Sie bilden den Kreis der ersten Tanaïten*).

Wiewohl die Synhedrialstadt Jabneh bereits den Rang eines Mittelpunktes hatte, so hinderte es nach Rabban Jochanans Tod seine Jünger und auch ältere Gesetzeskundige nicht, zumal so lange kein anerkanntes Oberhaupt gewählt war, eigene Lehrhäuser außerhalb, jedoch in der Nähe desselben anzulegen. Elieser lehrte zu Lydda, Josua in Bekiin, in der Ebene zwischen Jabneh und Lydda. Die Lehre war also nach dem Tode des Synhedrialgründers nicht verwaist, sie hatte womöglich noch größere Pflege gefunden; allein die kaum befestigte Einheit drohte mit dem Schwinden der zusammenhaltenden Autorität des hochverehrten Sohnes Sakkaïs zu schwinden. Die Streitigkeiten zwischen der Hillelschen und Schammaïtischen Schule, welche vor der Tempelzerstörung blutige Auftritte hervorgerufen hatten und nur durch den Revolutionskrieg zum Schweigen gebracht worden waren, brachen neuerdings aus. Jeder Kreis eines Lehrhauses legte Schrift und Gesetz anders aus und machte eine abweichende Anwendung davon für praktische Fragen. An einem Orte galt etwas für erlaubt, was an einem andern verpönt war; das Judentum schien zweierlei Gesetze zu haben. Wichtige Lebensverhältnisse und Fragen von weitgreifenden Folgen, wie in Ehesachen, waren von diesem Streit berührt. Die jüngeren Mitglieder warfen die Streitfragen in ihrer ganzen Schärfe noch einmal auf. Diese Streitigkeiten zu schlichten, die der Auflösung nahe Einheit zu behaupten und gegen fernere Angriffe zu schützen, war die Lebensaufgabe eines würdigen Nachkommen aus dem Hillelschen Hause, Gamaliels II., wodurch er aber mit seinen Genossen und Freunden in Zerwürfnis und offene Fehde geriet.

Gamaliel war der Sohn jenes Patriarchen Simon, welcher zur Partei der gemäßigten Zeloten gehört und den Krieg gegen die Römer mit Nachdruck geleitet hatte. Bei dem Untergange des Staates war R. Gamaliel wahrscheinlich noch jung und daher untauglich, das erledigte Patriarchat, das den Ernst und die Reife des Mannes erforderte, zu übernehmen. Auch mochte er wegen der politischen Hal-

*) Tanaïten sind die Lehrer und Autoritäten der mündlichen Lehre, der Mischna, griechisch Deuterosis, und die Mischnalehrer wurden davon Deuteroten genannt.

tung seines Vaters bei den Machthabern mißliebig gewesen sein. Darum hatte R. Jochanan eigentlich nur vorübergehend das Präsidium im Synhedrin geführt; denn es verstand sich von selbst, daß diese Würde den Abkömmlingen Hillels gebühre, welche sie durch drei Geschlechter geerbt hatten. Wann und wie Gamaliel in dieses Amt eingesetzt wurde, ist nicht bekannt. Er wird zum Unterschiede vom Namen seines Großvaters, Gamaliels des älteren, mit dem Zunamen Gamaliel von Jabneh genannt. Von seinen Privatverhältnissen ist nur wenig bekannt; doch dies Wenige zeugt von seinem hohen sittlichen Charakter und seinem reichen Gemüte. Gamaliel besaß Felder, die er an Freigärtner für einen geringen Anteil an dem Ernteertrage zur Benutzung überließ.

Rührend ist seine Zärtlichkeit für seinen Lieblingssklaven Tabi, dem er so gern die Freiheit geschenkt hätte, wenn er sich nicht gescheut hätte dadurch in Uneinigkeit mit seinem überstrengen Schwager, R. Elieser zu geraten, welcher die Freilassung von Sklaven für gesetzwidrig hielt. Beim Tode dieses Sklaven nahm er Beileidsbezeugungen an, wie für einen Verwandten. Er scheint auch einige mathematische Kenntnisse besessen zu haben. Er bediente sich schon eines Fernrohres und hatte an der Wand seines Zimmers Abbildungen von Mondscheiben angebracht, um sie bei dem Verhöre der Zeugen über die Wahrnehmung des Neumondes zu gebrauchen und deren Aussagen darnach zu prüfen. Von Natur kränklich, scheute er auch die größten Anstrengungen nicht, wo es das Wohl der Gesamtheit galt.

Gamaliel führte wie seine Vorfahren den Titel Naßi (Fürst), von den Römern Patriarch genannt und hatte wohl auch eine gewisse politische Stellung, die judäischen Gemeinden bei den römischen Behörden zu vertreten. Die Zeit seines Patriarchats war nach Innen und Außen bewegt, und diese Zeitumstände nötigten ihn, seine Würde so unerbittlich streng zu handhaben, daß man dadurch seinen Charakter verkannt und ihm herrschsüchtige Pläne untergeschoben hat. Rabban Gamaliel richtete sein Hauptstreben dahin, das Patriarchat zum Mittelpunkte des jüdischen Gemeinwesens hinzustellen, um die bedrohte Einheit der Lehre gegen die Zersplitterung der Schulen zu behaupten. Zunächst war sein Plan, die Verschiedenheit der Ansichten über streitige Fälle derart zu vermitteln, jedes Gesetz erst durch einen Beschluß des Synhedrin Vollgültigkeit zu verschaffen, über dessen Vollziehung und Ausführung der Patriarch zu wachen hätte. Das Bedürfnis nach Einheit scheint auch mehr gefühlt worden zu sein, je mehr der Grundsatz der beiden Schulen sich bis zur Schroffheit steigerte, und je mehr die beiderseitigen Anhänger auf den von ihren Lehrern empfangenen Überlieferungen in starrer Konsequenz beharrten. Die Besonnenen verhehlten sich nicht, daß die schroffe Verschiedenheit in

der Lehre leicht zu Spaltung und Verwirrung führen könnte. Man sprach die Befürchtung aus: „Es könnte bald eine Zeit kommen, wo man vergebens eine Entscheidung aus der Schrift oder mündlichen Überlieferung suchen und ein Bescheid dem andern widersprechen würde.“ Das jamnensische Synhedrin unter R. Gamaliels Leitung unterwarf daher die streitigen Punkte einer nochmaligen Erörterung und fing mit den Lehrsätzen von Hillel und Schammaï an, um sie durch Abstimmung zu allgemein gültigen Gesetzen festzustellen. Allein eine Vereinigung war nicht so leicht zu erzielen; lange Jahre soll der Streit in dem Weinberge zu Jabneh gedauert haben; die einen wie die andern behaupteten ihre Traditionen für ausschließlich richtig. Besonders waren die Schammaïten, starr und ungefügig wie der Urheber ihrer Schule, nicht zum Nachgeben zu bewegen. Da soll eine von ungefähr vernommene Stimme (Bat-Kol), die man in zweifelhaften Fällen und in ratlosen Lagen als einen Wink des Himmels betrachtete, den Ausschlag gegeben haben; man will im Lehrhause eine mystische Stimme vernommen haben, welche die Worte sprach: „Die Lehrsätze beider Schulen sind wohl Worte des lebendigen Gottes, aber in der Praxis sollen die Hillelschen Sätze allein Gültigkeit haben.“ Die meisten fügten sich dieser Entscheidung. Nur R. Josua, eine nüchterne Natur, äußerte sich gegen eine solche Entscheidung: „Wir brauchen nicht in solchen Dingen auf einen Schall von ungefähr zu hören, denn die Lehre ist nicht für die Himmlischen, sondern für die Menschen gegeben, ein Wunder kann in solchen Fällen keinen Ausschlag geben.“ Doch hatte dieser Widerspruch, sowie ein anderer von Seiten des Schammaïten R. Elieser keine Folgen; Hillels Überlieferungen, Auslegungen, Folgerungen und Deutungsregeln, so lange zurückgewiesen, erlangten endlich allein berechtigte Autorität.

Wenn die Schammaïten zu der Zelotenpartei der Römerfeinde, die Hilleliten hingegen zu der Friedenspartei gehalten hatten, so war durch diesen Akt im jamnensischen Synhedrin die Revolution gewissermaßen geschlossen. Aber der Nachhall der Ereignisse während der Revolution war in den Gemütern nicht verklungen, die Vorgänge je nach der Parteistellung verschieden beurteilt. Die Friedliebenden, welche die Schuld des Tempelunterganges auf die Zeloten wälzten, sprachen ein herbes Wort aus gegen den schammaïtischen Zeloten Zacharia Ben-Amphikalos.

Wenn auch durch R. Gamaliel die Hilleliten das Übergewicht erhielten, so wagten sie doch nicht, die von den Schammaïten mit gewalthaberischen Mitteln durchgesetzten Bestimmungen, jeden Verkehr mit Heiden zu verbieten, aufzuheben. Diese blieben bestehen als Zeichen der haßerfüllten Spannung zwischen Judäern und Heiden zur Zeit des Aufstandes, und haben das Leben inmitten nichtjüdischer

Bevölkerung außerordentlich erschwert. Überhaupt machte man den Schammaïten, obwohl sie in der Minderzahl waren, entgegenkommende Zugeständnisse. Man wollte ihnen keinen Zwang antun, sich ganz und gar zu fügen und ihre religiöse Lebensweise dem Beschlusse gemäß umzugestalten. Man stellte jedem Einzelnen frei, ferner nach seiner Überzeugung zu leben, doch sollten die Aussprüche der Hillelschen Schule einzige Norm für die Gesamtheit bleiben. R. Gamaliel wachte über diese zustande gebrachte Vereinigung der Parteien mit der größten Sorgfalt und hielt jede Auflehnung gegen einen Synhedrialbeschluß auf das strengste nieder. Mit dieser Maßregel scheint eine andere in Verbindung gestanden zu haben. Der Patriarch von Jabneh traf die Anordnung, nur solche Personen zum Kreise des Lehrhauses zuzulassen, deren lautere Gesinnungen erprobt waren, und er stellte zu diesem Zwecke an dem öffentlichen Lehrhause einen Pförtner auf, mit dem Auftrage, die Unzuverlässigen fern zu halten.

Beide Maßregeln, die Autorität des Patriarchats für die Aufrechterhaltung der Einheit und die Vorsicht bei der Aufnahme von Mitgliedern und Jüngern, fanden indessen im Kreise der Genossen Widerspruch, der sich anfangs nur heimlich äußerte. Das Mittel, dessen sich Gamaliel bediente, eine Auflehnung niederzuhalten, war der Bann, den er mit der ganzen Rücksichtslosigkeit tieferkannter Überzeugung han habte. Der Bann hatte damals allerdings noch nicht die düstere Strenge späterer Zeiten, sondern bestand in der milden Form, dem Gebannten vertrauten Umgang zu versagen, bis er sich reuig der Aufforderung gefügt hatte. Der Gebannte trug während der Bannzeit — einen Monat — schwarze Trauerkleider; starb er während dieser Zeit ohne Besserung und Unterwürfigkeit, so wurde ein Stein auf dessen Sarg gelegt. R. Gamaliel hatte den Mut, den Bann über bedeutende Personen zu verhängen, wodurch er sich freilich erbitterte Feinde zuzog.

Durchdrungen von den unheilvollen Folgen jener Spaltung für das Judentum, an dem ohnehin so viele halb jüdische und halb christliche Sekten rüttelten, scheute R. Gamaliel auch bei geringen Anlässen nicht, mit Strenge zu verfahren, um eine Störung der Einheit zu verhüten. Als einige sich über seine Härte tadelnd äußerten und ihm Herrschsucht vorwarfen, äußerte er in der Lauterkeit seiner Absichten: „Dir, Gott, ist es offenbar, daß ich nicht um meiner und nicht um meiner Väter Ehre willen so gehandelt habe, sondern um deiner Ehre willen, damit die Uneinigkeit und Spaltung nicht in Israel überhand nehme.“

Infolge der tatkräftigen Waltung dieses Patriarchen wurde das jamnensische Synhedrin das Herz der jüdischen Nation; von hier aus strömte Regsamkeit bis in die entferntesten Gemeinden. Der Überrest betrachtete den Bestand des Synhedrin als einen Rest des Staates

und zollte dem Vorsitzenden desselben, weil er aus dem Hillelschen Hause von dem königlichen Blute Davids stammte, eine fürstliche Verehrung und Huldigung. Es war darauf so stolz, weil durch dessen Glieder die Fürstenwürde in dem Hause Davids erhalten schien und somit die Prophezeiung des Erzvaters Jakob sich noch immer bewährte, daß „das Zepter nicht weichen werde vom Stamme Juda“. Der Patriarch hatte im Innern die Befugnis, Richter- und Gemeindeämter zu besetzen und wahrscheinlich den Gang derselben zu überwachen. So weit hatte sich die römische Herrschaft noch nicht in die innere Angelegenheit der Judäer gemischt, um die Gerichtsbarkeit durch römische Beamten ausüben zu lassen. — Die Autorität des Patriarchen ließ jedoch den Vorstehern eigener Lehrhäuser die Selbständigkeit ungeschmälert, ihren Jüngern die Würdigkeit als Richter und Volkslehrer zuzusprechen, und es bedurfte hierzu nicht der Bestätigung des Patriarchen. Die Erteilung dieser Würde an die Jünger geschah auf eine feierliche Weise. Der Meister legte im Beisein zweier Mitglieder die Hand auf das Haupt seiner erkorenen Schüler, ohne dabei an ein Hinüberleiten und Mitteilen des heiligen Geistes zu denken, wie etwa bei den Prophetenjüngern. Es war weiter nichts als eine Anerkennung, daß der Geweihte würdig befunden worden, gewisse Ämter übernehmen zu können. Die Ordinierten pflegten an dem Ehrentage, an dem sie diese Rangerhöhung empfingen, ein Feierkleid anzulegen.

Die Hauptwirksamkeit hatte der Patriarch in den feierlichen öffentlichen Sitzungen des Synhedrin. Er nahm den höchsten Sitz ein, umgeben von den angesehensten Mitgliedern, welche vor ihm in einem Halbkreise saßen. Hinter den Mitgliedern saßen in mehreren Reihen die Ordinierten, hinter diesen wieder standen die Jünger und ganz zuletzt lagerte das Volk als Zuhörer auf der Erde.

Eine Funktion, welche früher einem Kollegium zuerkannt war, nahm dieser Patriarch für sich allein in Anspruch, die Bestimmung des Festkalenders, wobei er mehr auf die in seiner Familie überlieferte Berechnung der Zeit des Mondumlaufes als auf Zeugenvernehmung über das Sichtbarwerden des jungen Mondstreifens Wert legte. Auch verfolgte er damit den Zweck, die Einheit in der Judenheit zu wahren und eine Spaltung zu verhüten, damit in allen Gemeinden ein und derselbe Tag als Feiertag begangen werde. Die Zerfahrenheit in der Christenheit nicht bloß bezüglich der Glaubenslehre und der Schriftauslegung, sondern auch über den Tag der Osterfeier war eine Warnung für R. Gamaliel. Daher blickten christliche Kirchenvorsteher mit einer Art Bewunderung auf diese Einheit in jüdischen Kreisen und legten sie dem Apostel Petrus in den Mund: „Die überall wohnenden judäischen Stammgenossen befolgen dasselbe Gesetz von der Einheit

Gottes und der Lebensweise und können auch keineswegs eine abweichende Ansicht haben oder von dem Sinn der vieldeutigen Schrift abgeführt werden. Sie gestatten keinem zu lehren, der nicht vorher gelernt hatte, wie er die heilige Schrift behandeln soll. Darum ist bei ihnen ein Gott, ein Gesetz und eine Hoffnung."

Dieser Patriarch ließ es sich auch zum Zwecke der Einheit angelegen sein, das Synagogenwesen zu regeln, das den Mittelpunkt des religiösen Lebens bildete. Das tägliche Gebet, welches schon während des Tempelbestandes eingeführt war, erweiterte er und fügte zu dem Vorlesen der Verse von der Einheit Gottes und zur Lobpreisung für das von Gott gesendete Licht der Sonne und für das Geisteslicht der Lehre und zu noch anderen Gebetstücken für die Wochentage mehrere Benedeiungen hinzu, welche sich bis auf den heutigen Tag in den Synagogen erhalten haben: Das Gebet für die Wiederherstellung der heiligen Stadt und des Tempels, für das Erscheinen des messianischen Erlösers, die Fürbitte für die Proselyten, welche aus dem Heidentume zur judäischen Lebensgemeinschaft zugetreten waren. Indessen waren manche Gesetzeslehrer mit der Einführung fester Gebetformeln nicht einverstanden. Besonders der Spätling der schammaïtischen Schule, R. Eliefer Ben-Hyrkanos, welcher überhaupt Neuerungen abhold war, machte dagegen die Einwendung: „Wer nach einem vorgeschriebenen Muster betet, dessen Gebet strömt nicht aus dem Herzen und kann keine Erhörung finden."

Der öffentliche Gottesdienst hatte eine ganz einfache Form; bestimmte Vorbeter gab es nicht. Jeder, der nur das erforderliche Alter und die Unbescholtenheit des Rufes hatte, durfte vorbeten; die Gemeinde forderte dazu auf, und der Vorbeter hieß aus diesem Umstande: „der Bote der Gemeinde". Derselbe stand in einer Vertiefung vor der heiligen Lade, in welcher die Gesetzesrolle lag.

Das religiöse Leben wurde in dieser Weise vom Synhedrin und dem Patriarchat allseitig geregelt; die Zerstörung des Tempels hatte innerhalb des jüdischen Kreises keine Lücke gelassen, wie sich diejenigen einbildeten, welche außerhalb desselben standen. Gebet, Beschäftigung mit der Lehre und Mildtätigkeit ersetzten das Opferwesen. Bis auf den Opferkultus wurde das Gesetz aufs Strengste beobachtet. Man gab den Ahroniden den Zehnten und die übrigen Priestergaben, man ließ nach wie vor die Ecken des Feldes für die Armen stehen und händigte ihnen jedes zweite Jahr den Armenzehnten ein. Sämtliche Gesetzesbestimmungen, welche sich auf die Heiligkeit des Bodens von Judäa und teilweise auch von Syrien bezogen, blieben in Kraft. Man beobachtete das Erlaßjahr, insoweit es sich auf den Anbau der Felder und halb und halb auf den Verfall der schwebenden Schulden erstreckte. Kurz, man betrachtete das jüdische Staatswesen, wenn auch

für den Augenblick gebrochen, noch als fortbestehend. Aus diesem Grunde wurden Vorkehrungen getroffen, daß die Ländereien Judäas nicht auf heidnische Eigentümer dauernd übergehen, und wenn veräußert, nicht in ihrem Besitze verbleiben sollten. — In Erinnerung an den Tempel, dessen Wiederherstellung in nächster Zukunft die süßesten Hoffnungen erweckte, behielt man manche Bräuche bei, welche nur in jener Stätte Sinn und Bedeutung hatten. Vorherrschend war aber eine düstere Stimmung um den Untergang des Staates und die Einäscherung des Tempels. Die Volkslehrer legten ans Herz: „Wer um Jerusalem Trauer anlegt, wird die Wiederherstellung ihres Glanzes erleben.“ Die vier Fasttage, welche die nach Babylonien verbannten Judäer nach dem Fall des ersten Tempels sich freiwillig auferlegt hatten, wurden nach dem Falle des zweiten wieder eingeführt. Außerdem fasteten die Frommen in jeder Woche zwei Tage, am Montag und Donnerstag. Nur an den aus der glücklichen Zeit stammenden Gedenk- und Siegestagen durfte nicht gefastet werden. Diese Erinnerungen an die Errettung aus großen Nöten sollten dem Gedächtnis des Volkes nicht verwischt werden.

Mit der Tempelzerstörung hörten die levitischen Reinheitsgesetze nicht ganz auf, sie hatten in der religiösen Anschauung einen zu breiten Boden gewonnen. Die Frommen schickten sich zum täglichen Genusse mit derselben Sorgfalt an, wie für den Genuß des Zehnten, der Priesterhebe oder des Opfermahles. Man hütete sich vor jeder Berührung mit Personen und Sachen, welche gesetzlich eine verunreinigende Wirkung hervorzubringen geeignet waren, und bediente sich nur solcher Gewänder und Gerätschaften, die unter der Beobachtung der Reinheitsgesetze angefertigt waren. Alle diejenigen, welche in dieser Strenge lebten und von den Früchten, die sie besaßen oder gekauft hatten, den Zehnten regelmäßig abschieden, bildeten eine Art Orden oder Genossenschaft, dessen Ursprung bis hinauf in die Zeit der Parteiungen zwischen Pharisäern und Sadduzäern reichte. Dieser Orden scheint auch einen politischen Hintergrund gehabt zu haben. Wer als Mitglied aufgenommen werden wollte, mußte öffentlich vor drei Mitgliedern versprechen, sich den Regeln des Ordens zu unterwerfen. Verging sich ein Mitglied gegen die Regeln, so wurde es ausgewiesen; ausgestoßen wurden ferner diejenigen, welche den römischen Behörden als Zöllner oder Steuereintreiber Vorschub leisteten; die Zöllner, als Werkzeuge der römischen Tyrannei, waren noch immer der verachtetste Stand.

Im Gegensatze zu dem Orden der Genossen stand das Landvolk, der Sklave der Scholle; jene bildeten gewissermaßen die jüdischen Patrizier, dieses machte die Klasse der Plebejer aus. Grell lautet die Schilderung von der geistigen und sittlichen Verwahrlosung des Land-

volkes in dieser Zeit; wahrscheinlich haben die häufigen Aufstände in den letzten Jahren des judäischen Staates und der lange Revolutionskrieg zu dessen Verwilderung und Entsittlichung beigetragen. Die Landbewohner sollen im Handel und Wandel ohne Redlichkeit, in dem Eheleben ohne Zartsinn, in dem Umgange mit anderen ohne Ehrgefühl und ohne Achtung des Menschenlebens gewesen sein. Von den judäischen Gesetzen beobachteten sie nur dasjenige, was ihrem rohen Sinne zusagte, und von dem geistigen Leben waren sie kaum angehaucht. Zwischen dieser ungeschlachten Masse und dem gebildeten Stande entstand daher eine tiefe Kluft und ein gegenseitiger Haß. Die Ordensmitglieder durften mit Landbewohnern weder zusammen speisen, noch zusammenleben, sie scheuten sich vor deren Berührung, um nicht von ihren Gewändern verunreinigt zu werden. Heiraten zwischen beiden Klassen waren eine Seltenheit; man betrachtete von Seiten der Genossen eine solche Mischehe als eine Entwürdigung. Der Haß zwischen diesen Klassen war noch größer, als zwischen Judäern und Heiden. „Wenn sie uns nicht zum Geschäftsverkehr brauchten", sagte R. Elieser, „so würden sie uns meuchlings überfallen." R. Akiba, welcher aus der niederen Klasse hervorgegangen war, gestand selbst, daß er sich früher wünschte, einen aus dem höheren Stande allein zu treffen, um ihm den Garaus zu machen. Die Genossen trugen ihrerseits dazu bei, den Haß anzuschüren, da sie das Landvolk nicht zu sich hinaufzogen. Sie mieden nicht nur jeden Umgang mit den Personen der niedrigen Klasse, sondern ließen sie zu keiner Zeugenaussage, keiner Vormundschaft, keinem Gemeindeamte zu; man warnte einander mit ihnen auf Reisen zu gehen, weil man ihnen selbst Meuchelmord zutraute.

So von dem Umgange mit der edlen Klasse zurückgewiesen, von der Beteiligung am Gemeindeleben ausgeschlossen, jedes Mittels zum Aufschwunge beraubt, und sich selbst ohne Führer und Ratgeber überlassen, unterlag das Landvolk dem Einflusse des minder strengen jungen Christentums. Jesus und seine Jünger hatten sich ganz besonders an diese verwahrloste Volksschicht gewendet und hier die meisten Anhänger gefunden. Wie sehr mußte es den vom Gesetze Vergessenen und Verstoßenen schmeicheln, wenn die christlichen Sendboten sie geradezu in ihrem niedrigen Kreise aufsuchten, mit ihnen aßen und tranken und ihnen versicherten, nur ihretwegen sei der Messias gekommen und hingerichtet worden, damit auch sie teilhaftig werden der Güter, deren sie bisher beraubt waren, und ganz besonders der Glückseligkeit in einer bessern Welt! Das Gesetz hatte ihnen die nächsten Rechte versagt, und der Glaube öffnete ihnen das Himmelreich; sie konnten daher in der Wahl nicht schwanken, wohin sie sich neigen sollten. Die Gesetzeslehrer, vertieft in den Eifer die Lehre und das judäische Leben zu erhalten, übersahen in ihrer Höhe ein Element, aus dem

für eben diese Lehre ein mächtiger Gegner erwachsen könnte. Ehe sie es sich versahen, stand auf ihrem eigenen Grund und Boden ein Feind da, welcher Miene machte, sich in den Besitz des geistigen Eigentums zu setzen, das sie mit so viel hingebender Treue überwachten.

Zweites Kapitel.

Entzweiung von Judentum und Christentum.

Das junge Christentum war als Glückskind in die Welt getreten. Es war schon ein glücklicher Wurf für dasselbe, daß eben der feuereifrige, unruhige, leidenschaftliche Saulus von Tarsus aus einem Verächter nicht nur Anhänger, sondern auch Hauptbegründer geworden war, denn er hat ihm erst die rechte Bahn geöffnet, welche die Fülle der Heiden zum Abrahamsbruder führte. Ohne ihn hätte sich die Jesuslehre als eine unfertige, halbessäische, von unwissenden Jüngern und zweideutigen Jüngerinnen getragene Sekte schwerlich lange behaupten können. Aber auch andere glückliche Umstände waren dem Christentume zu statten gekommen. Einerseits die Lauheit und Gleichgültigkeit griechisch gebildeter Juden in Alexandrien, Antiochien und Kleinasien gegen die Satzungen des Judentums und anderseits der Ekel sittlicher Griechen und Römer an dem unheiligen und götzendienerischen Heidentum und ihre Bewunderung für den moralischen, auf einem erhebenden Gottesbewußtsein begründeten Grundbestandteil des Judentums.

Diese beiden Klassen, gebildete Judäer und sittliche Heiden, fanden an dem paulinischen Christentum, welches sie von der Beobachtung der judäischen Ritualien, wie Sabbat, Speisegesetze und namentlich Beschneidung entbunden hatte, ihre volle Befriedigung. Jene nahmen vielleicht den schwer begreiflichen Glauben von dem gekreuzigten Messias, dem Gottmenschen und Sohn Gottes, als etwas Unwesentliches, in den Kauf; für diese bildete dieser Glaube gerade den rechten Übergang von der Vielgötterei des Heidentums zur strengen Gotteseinheitslehre des Judentums. Besonders günstig für das Christentum wirkte die Tempelzerstörung und der scheinbare Untergang der judäischen Nationalität. Die Verzweifelten, Schwachen und Versöhnungsbedürftigen unter den palästinensischen und auswärtigen Judäern, welche durch diesen tragischen Fall einen Riß in ihrem Herzen fühlten, gaben sich dem Glauben an die Sündenvergebung und Rechtfertigung durch den Tod des Messias um so williger hin, als er ihnen wenig Opfer auflegte und sie mit der Heidenwelt versöhnte. Der ganze Essäerorden und die Jünger Johannes des Täufers scheinen sich während des bittern Krieges mit den Römern und nach dem Fall des Tempels erst recht den Jesusjüngern völlig angeschlossen zu haben.

Noch besonders zu statten kam dem Christentum eine politische Maßregel. Jeder Judäer war durch ein Gesetz Vespasians gezwungen, die ehemalige Tempelsteuer als eine Art Leibzoll an die römischen Behörden abzuliefern, und diese erste Judensteuer kam den Judäern in Rom, Griechenland, Kleinasien, Ägypten und überhaupt in der Diaspora um so drückender vor, als es der erste Schritt war, ihre Gleichstellung im römischen Reiche als Vollbürger zu verkümmern. Manche, denen diese Abgabe als eine Last oder als eine Zurücksetzung verhaßt war, suchten sich ihr durch Verleugnung ihrer jüdischen Abstammung zu entziehen. Das half aber für die Dauer nicht, denn der dritte flavianische Kaiser, der zugleich habgierige und grausame Domitian, ließ die Steuer mit aller Strenge eintreiben und diejenigen untersuchen, welche ihr jüdisches Bekenntnis verheimlichen wollten. Die Not machte erfinderisch. So manche wandten ein Mittel an, um der lästigen Judensteuer zu entgehen, sie machten das Bundeszeichen an ihrem Leibe unkenntlich. Von der gesetzgebenden Behörde in Palästina, von Jabneh aus, tadelte man natürlich dieses Verfahren, als eine Verleugnung des Abrahambundes. Eine Autorität, Eleasar aus Modin, erklärte: derjenige, welcher sich als Judäer unkenntlich mache, verwirke hiermit seine Seligkeit oder seinen Anteil an der zukünftigen Welt, selbst wenn er unterrichtet im Gesetze sei und einen frommen Lebenswandel führe. Nun traten Paulus und seine Schule auf und lehrten, die Beschneidung sei, wie das ganze Gesetz, durch Jesu Ankunft und Tod aufgehoben. Die unbeschnittenen Judäer seien, wenn sie nur den rechten Glauben haben, die wahren Nachkommen Abrahams, sie seien „Auserwählte, Priester, Könige“. Diese Lehre, welche zugleich Vorteil gewährte, fand selbstverständlich Anklang unter römischen und kleinasiatischen Judäern und zog sie zum Christentum hinüber. Die dem Judentume treugebliebenen Ebioniten und Nazaräer dagegen empfanden in ihrer, dem Mammon abgewandten Denkweise gar nicht das Verletzende der Judensteuer. Sie legten ihrem Meister, als wenn er gefragt worden wäre, ob man dem Kaiser die zwei Drachmen leisten dürfe, diese Äußerung in den Mund: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“.

Solchergestalt hatte die Christusgemeinde sich in den ersten Jahrzehnten nach der Tempelzerstörung von zwei Seiten vermehrt, verstärkt und auch gehoben. Seine Anhänger bestanden nicht mehr aus der unwissenden und verachteten Klasse, aus Zöllnern und Weibern, sondern es hatte einen Zuwachs aus wohlhabenden und ehrbaren Kreisen erhalten. In allen großen Städten des römischen Reiches und ganz besonders in Rom gab es christliche Gemeinden, die sich halb und halb zu den Judäern zählten, jedenfalls aber von den Römern als solche angesehen wurden. Das Christentum konnte in der öffentlichen Meinung nicht

mehr als eine winzige Sekte, wie bis dahin, verächtlich übersehen werden, sondern fing an, als ein neues Element in der Geschichte mitzuwirken.

Indessen wurde der Segen, den es der Heidenwelt brachte, und die günstige Rückwirkung, die es auf das Judentum hätte haben können, durch die Spaltung gehemmt, welche alsbald eintrat und es in falsche und verderbliche Bahnen leitete. Denn die paulinische Lehre von der Überflüssigkeit des Gesetzes hatte in den Schoß des Urchristentums den Samen der Zwietracht geworfen, welcher die Anhänger Jesu in zwei große Parteien spaltete, die sich wiederum in kleinere Sekten mit eigenen Ansichten und eigener Lebensweise abzweigten. Das Sektenwesen entwickelte sich im Christentume im Urbeginn als eine notwendige Folge entgegengesetzter Grundlehren. Die zwei Parteien, einerseits die Judenchristen, Minäer genannt, andererseits die Heidenchristen, standen einander feindlich gegenüber. Mit geradezu feindlichem Sinne gegen die gesetzesverachtenden Heidenchristen machten die ersteren den Ausspruch von Jesu geltend: „Glaubet nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz aufzulösen; wer es übet und lehret, wird groß genannt werden im Himmelreiche". Selbst die Anhänglichkeit der Judenchristen an Jesus war auch nicht der Art, sie vom Judentume zu entfernen. Sie hielten ihn für einen heiligen, sittlich großen Menschen, der auf natürliche Weise von seinen Eltern Joseph und Maria aus dem Geschlechte David gezeugt worden. Dieser Sohn Davids habe dadurch das Himmelreich gefördert, weil er die Menschen gelehrt, demütig zu leben, den Reichtum zu verachten und sich gegenseitig als Brüder, als Kinder Gottes, zu lieben und zu unterstützen. Ihr Wahlspruch war das Wort Jesu: „Glücklich sind die Armen, denn ihnen ist das Himmelreich".

Aus Furcht von der andern Partei überflügelt zu werden, hatte die judenchristliche Urgemeinde auch ihrerseits Sendboten an die auswärtigen Gemeinden abgeordnet, um neben dem Glauben an Jesu Messianität die fortdauernde Verbindlichkeit des Gesetzes einzuprägen. Kundige unter ihnen verfaßten Jesu Lebensgeschichte nach Überlieferungen und Sagen, wie sie sich in diesem Kreise gebildet hatten, mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, vielfach mit Wundern ausgeschmückt. Diese Lebensbeschreibung nannten sie Evangelium, und darin haben sie besonders Jesu Hochachtung und Heilighaltung des Gesetzes betont. Diese Evangelien waren in der Mischsprache damaliger Zeit, halb hebräisch und halb aramäisch, für judäische Leser geschrieben. Schriftverse waren, meistenteils unpassend, angebracht, um damit Jesu Messianität zu belegen. Wenn ihr Bekehrungseifer auch nicht so stürmisch und so geschickt war, wie die der Pauliner, so gewannen sie doch, von der Zeitlage begünstigt, Anhänger aus judäischen Kreisen.

Die Heidenchristen, welche von Paulus und seinen Jüngern für den Glauben an Jesus gewonnen waren, hatten, wie eine ganz andere Auffassungsweise vom Christentum, so auch einen andern Erfolg. Da für die Heidenwelt ein erlösender Messias in der Sprache der Apostel ein ganz unbekannter Begriff war und der Sohn Davids sie auch nicht anziehen konnte, so verdolmetschten sie sich diese Worte in ihre Denkweise als einen wirklichen Gottessohn, dessen Vorstellung den Heiden ebenso geläufig war, als sie den Judäern fremd und anstößig erscheinen mußte. War der Begriff Gottessohn einmal aufgenommen, so mußten notwendig alle diejenigen Erscheinungen und Vorgänge aus dem Leben Jesu beseitigt werden, welche ihm als Menschen anhafteten. Die natürliche Geburt von Eltern war den Heiden zumeist anstößig, und wie von selbst schlich sich der verklärende Zug ein, dieser Gottessohn sei von einer Jungfrau durch den heiligen Geist geboren. Der erste wesentliche Differenzpunkt zwischen Ebioniten und Heidenchristen betraf demnach die Ansicht über das Wesen Jesu; die einen verehrten ihn als Sohn Davids, die andern beteten ihn als Gottessohn an. Sodann verwarfen die Heidenchristen nach Paulus' Beispiel Beschneidung, Speisegesetze, Sabbat und Festfeier, behielten also vom Judentum nur die Sittenlehre, die Anerkennung der Thora und der Propheten als heilige Schriften und die eigentümliche Vorstellungsweise bei, welche sich aus der Bekanntschaft mit den Urkunden des Judentums von selbst mitteilte. Dagegen auf die Gütergemeinschaft und Verachtung des Reichtums, den wesentlichsten Zweck des ebionitischen Christentums, legte die heidenchristliche Partei keinerlei Gewicht. Dazu kam noch, daß die Heidenchristen ohne die geringste Überlieferung von Jesu Absicht mit seiner Lehre waren, und der Schlüssel zur heiligen Schrift, die sie nur in der griechischen Übersetzung zu lesen vermochten, ihnen völlig abging. So legte je ein angesehenes Haupt der hellenistischen Gemeinde, bald als Apostel, bald als Prophet, das Christentum anders aus. Es entstanden infolgedessen Untersekten unter ihnen, die einander bekämpften und den Kampf bis zur gegenseitigen Verabscheuung führten. Eine solche Zersplitterung herrschte namentlich in Kleinasien, in den sieben Städten Ephesus, Smyrna, Pergamum, Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodicea, welche in der figürlichen Sprache der damaligen Zeit „die sieben Sterne und die sieben goldenen Leuchter“ genannt wurden. Ephesus war das Haupt dieser heidenchristlichen Gemeinden. Hier herrschte von jeher ein feindseliger Sinn gegen Judäer, und diese Feindseligkeit übertrugen die hellenischen Christen auf ihre Glaubensgenossen von judäischer Abstammung. Zum Entgelt wurden wiederum diese, Paulus, seine Jünger und die auch von ihnen auf Verachtung des Gesetzes

gegründeten Gemeinden von den Judenchristen ingrimmig gehaßt. Sie konnten nicht genug Schmähungen und Verunglimpfungen gegen den Apostel „der Vorhaut“ noch über seinen Tod hinaus häufen, weil er Irrtümer verbreitet und das Christentum gegen Sinn und Absicht seines Stifters gelehrt habe. Mit einer Art Bewunderung vor der Einheit und Einmütigkeit, welche innerhalb der vom jamnensischen Synhedrin geleiteten Judenheit herrschte, im Gegensatz zu der Zerfahrenheit innerhalb der christlichen Gemeinden, schrieb einer der judenchristlichen Partei, als aus dem Munde des Apostels Petrus: „Solches findet sich bei uns nicht, sondern unser Wort der Wahrheit wird in viele Meinungen zerklüftet. Das weiß ich nicht als Prophet, sondern weil ich die Wurzel des Übels sehe. Denn einige von den Heiden haben meine mit dem Gesetze übereinstimmende Verkündigung verworfen, indem sie der gesetzlosen und possenhaften Lehre eines feindlichen Menschen (Paulus) folgten.“ Diese Worte werden, wie gesagt, dem zweiten Hauptapostel, Simon Petrus, in den Mund gelegt. Doch die Judenchristen nannten nicht bloß Paulus' Verkündigung und Belehrung, auf die er sich so viel zugute tat, gesetzwidrig und possenhaft, sondern gaben ihm auch einen Spitznamen, der ihn und seinen ganzen Anhang brandmarken sollte. Simon Magus nannten sie ihn, einen samaritanischen Zauberer, welcher alle Welt mit seinen Worten bezaubert habe. Er sei zwar auch getauft gewesen, habe aber das Apostelamt nicht von Jesu Nachfolgern durch den heiligen Geist empfangen, sondern habe es sich durch Geldspenden (für die ebionitische Gemeinde) erkaufen wollen. Es sei ihm aber nicht nur rundweg abgeschlagen worden, sondern Simon Petrus habe die Verdammnis über ihn ausgesprochen; denn sein Herz sei voll Tücke gewesen, voll bitterer Galle und Ungerechtigkeit. „Wie kann Jesus dem Heidenapostel erschienen sein“, so sagten die Judenchristen einander und sagten es auch den Gläubigen, „da er doch das seiner Lehre Entgegengesetzte verkündete?“ Die von Paulus ausgegangene Befreiung vom jüdischen Gesetze bezeichneten die Gegner als Zügellosigkeit, als die Lehre Bileams, welche dazu verführte, Götzenopfer zu genießen und Unzucht zu treiben. Judenchristen, wie Judäer gaben Paulus geradezu den Spitznamen Bileam oder in griechischer Übersetzung des Wortes Nikolaos, „der Volksverderber“. Die letzteren sagten von den Jüngern Bileams aus, sie seien daran kenntlich, daß sie mißgünstig, hochmütig und genußsüchtig wären. Die Judenchristen nannten Paulus Jünger die „Satansschule“. Der Verfasser einer Art Offenbarung, unter dem Namen des Johannes auf Pathmos veröffentlicht, rühmt die Christen von Ephesus, daß sie die Nikolaiten ebenso haßten, wie er selbst, und daß sie die Anhänger des Apostel Paulus als Lügner gefunden und sie gemieden haben. Dieselbe Offenbarung rügt die Ge-

meinde von Thyatira, daß sie ein Weib, frech wie Isabel, die sich eine Prophetin nennt, gewähren läßt, die treuen Gläubigen zu verführen, Unzüchtiges zu treiben und Götzenopfer zu genießen, und bedroht sie mit einem fürchterlichen Strafgericht. Die Stimmführer der Heidenchristen blieben die Antwort nicht schuldig, vergalten ihnen mit gleichem Hasse und vielleicht mit noch viel größerem, als zur Gegensätzlichkeit des religiösen Bekenntnisses noch der Haß der Griechen gegen die Judäer, wenn auch Anhänger Jesu, hinzukam. In den Sendschreiben, welche die Stimmführer der verschiedenen christlichen Sekten an die Gemeinden zu richten pflegten, brachten sie gewöhnlich spitzige oder verdammende Äußerungen gegen die Widersacher ihres allein für wahr gehaltenen Bekenntnisses an; es waren meist Streitschriften. Selbst der Erzählung von Jesu Geburt, Wirken, Leiden, Tod und Auferstehung, unter dem Namen Evangelien niedergeschrieben, gaben die Parteien die Färbung und den Ton ihres Bekenntnisses und legten dem Stifter des Christentums Lehren und Sentenzen in den Mund, nicht wie er sie gehalten, sondern wie sie ihrer eigenen Ansicht entsprachen, je nachdem, günstig für das Gesetz des Judentums und für die Judäer von seiten der Ebioniten, feindlich und gehässig gegen beide von seiten der Paulinisten oder Heidenchristen. Die Evangelien waren ebenfalls Parteischriften.

Die Spaltung zwischen Ebioniten und Heidenchristen beschränkte sich aber keineswegs auf Glaubensmeinungen und Dogmen, ob Jesus ein hehrer Messias oder Gottes Sohn gewesen, ob das Gesetz des Judentums aufgehoben sei oder noch Gültigkeit habe, sondern hatte auch einen politischen Hintergrund. Die Judenchristen haßten Rom, die Römer, die Kaiser und ihre feilen Beamten nicht weniger als die Judäer. Einer ihrer Propheten, eben der Verfasser der Offenbarung — eine Nachbildung der Danielischen Visionen — atmete glühenden Ingrimm gegen die Siebenhügelstadt, die große Hure Babylon. „Ich sah das Weib (mit welcher gebuhlt haben die Könige auf Erden) sitzen auf einem hellen Tiere, voll von Namen der Gotteslästerung, mit sieben Köpfen und zehn Hörnern. Es hatte einen Becher in der Hand voll Gräuels und Unreinheit seiner Buhlerei, und auf ihrer Stirn geschrieben: Geheimnis. Das große Babylon, die Mutter der Unzüchtigkeit und Gräuel. Ich sah das Weib trunken vom Blute der Heiligen und vom Blute der Blutzeugen Jesu.“ Alles Unheil der Welt, alle grausige Verwüstung und Plage, alle Schmach und Demütigung verkündet und wünscht diese christliche „Offenbarung“ dem sündhaften Rom, ohne zu ahnen, daß sie einst die Welthauptstadt der Christenheit werden und in ihrer christlichen Gestalt dieselben Gräuel und Laster hegen würde. Dagegen empfahl das paulinische Christentum nicht nur die Unterwerfung unter die römische Macht, sondern

erklärte sie noch dazu als von Gott eingesetzt. „Jede Person soll sich den herrschenden Gewalten unterwerfen; denn es gibt keine Macht, die nicht von Gott wäre; sie ist von Gott angeordnet. Wer also der (römischen) Gewalt widersteht, der wiedersetzt sich Gottes Ordnung." Diese christliche Partei ermahnte fortwährend ohne jenes Bedauern, welches die vom Freiheitsgefühl erfüllten Stammjuden erfüllte, Schoß, Zoll, Abgabe und Steuer an die Römer zu liefern. Dieses Zugeständnis an die bestehende Staatsmacht, dieses Liebäugeln mit dem sündhaften Rom, welches das Judenchristentum in der Hölle Pfuhl verwünschte, war ein Grund mehr, die Christen der verschiedenen Bekenntnisse von einander abzustoßen. Es gab eigentlich nur wenige Punkte, in denen sie einig waren.

Weil eben die Judenchristen sich im religiösen Leben von den Judäern in nichts unterschieden, verkehrten Gesetzeslehrer und ebionitische Obere ohne Scheu miteinander. Der strenge R. Eliese r, welchen den Heiden allesamt den Anteil am ewigen Leben absprach, pflog mit einem Judenchristen Jakobus Unterredungen. Als Ben-Dama, ein Schwestersohn R. Ismaels einst von einer Schlange gebissen wurde, war er im Begriffe, sich von demselben Jakobus durch eine Besprechungsformel im Namen Jesu heilen zu lassen. Der Übergang von der jüdischen Gemeinschaft zur christlichen war kein auffallender, anstößiger Schritt. Es mochten wohl einige Glieder jüdischer Familien dem judenchristlichen Bekenntnisse angehangen haben, ohne dadurch den Hausfrieden zu stören. Chanania, ein Neffe R. Josuas, hat sich der Christengemeinde zu Kapernaum anschließen wollen, sein Onkel jedoch, der diesen Schritt gemißbilligt, hat ihn mit Gewalt diesem Umgang entzogen und ihn nach Babylonien, fern von christlichem Einflusse, gesandt.

Diese Harmlosigkeit zwischen Judäern und den jüdischen Anhängern Jesu dauerte jedoch nicht lange. Es liegt in der Natur des Menschen, den Gegenstand seiner Verehrung sich immer mehr zu idealisieren, und die Begeisterung für denselben nimmt in dem Maße zu, je mehr das wahre Wesen desselben dem Gesichtskreise entrückt ist. Im Verlaufe der Zeit erscheinen dem begeisterungstrunkenen Herzen selbst die Flecken an der hochverehrten Person als wesentliche Vorzüge, die störenden Male erglänzen in der täuschenden Ferne als eben so viele Lichtpunkte. Je mehr die judäischen Anhänger das unbegreifliche Leben ihres Messias ergründen wollten, desto mehr vertieften sie sich in die Propheten, um sich von da aus Aufschluß über das Befremdende seiner Erscheinung zu holen, und glaubten darin Beziehungen und Winke zu finden. Zuletzt mußte alles so geschehen sein, damit dieser und jener Ausspruch der Propheten vom Messias erfüllt werde. — Die Judenchristen blieben daher auch nicht bei der einfachen

Anerkennung Jesu als Messias stehen, sondern neigten sich allmählich, ohne es zu wissen, dem Bekenntnisse der Heidenchristen zu, sich den Stifter mit göttlichen Eigenschaften begabt und mit Wunderkräften versehen zu denken.

Je mehr sich die Judenchristen im zweiten oder dritten Geschlechte in Vergöttlichung Jesu der Glaubenslehre der Heidenchristen näherten, desto mehr entfernten sie sich vom Judentume. Die Ebioniten, welche in Gütergemeinschaft und in Armut das Wesen der Jesuslehre erblickt hatten, verminderten sich immer mehr und bildeten nur eine geringzählige Sekte. Die meisten Anhänger der minäischen Richtung, die Nazaräer, sagten sich mit dem Kommunismus auch teilweise von dem Zusatz des Judentums los. Neben der Beschneidung behielten sie zwar noch den Sabbat bei, aber sie feierten dabei auch die von den Heidenchristen eingeführte Sonntagsfeier, als Tag der angeblichen Auferstehung Jesu. Mit der allmählichen Entfernung der Nazaräer von dem Judentume und der Annäherung an die heidenchristliche Partei teilten sie auch die Abneigung derselben gegen ihre Stammgenossen, wie denn überhaupt der Haß der Glaubensparteien gegeneinander heftiger ist, wenn sie einander nahestehen und nur um ein geringes von einander abweichen, als gegen die ihnen völlig fremden Kreise. Der Haß der nazaräischen Stimmführer entbrannte besonders gegen die Stimmführer der Judenheit, die Träger der mündlichen Lehre, die Mitglieder des Jamnesischen Kreises, als wenn diese das Hindernis bildeten, daß sämtliche Judäer sich vom Glauben an Jesus fern hielten.

Man war in judenchristlichen Kreisen wie in jüdischen gewöhnt, alle Verhältnisse der Gegenwart aus dem Gesichtspunkte der heiligen Schrift anzuschauen und dafür Belege und Andeutungen aus dem Prophetenworte herbeizuziehen; es war dies die eindringlichste Art, gewisse Stimmungen zu erwecken und Überzeugungen beizubringen. Die Nazaräer wendeten auf die Tanaiten, welche bei ihnen Deuteroten hießen, ganz besonders auf die zwei Schulen Hillels und Schammaïs, einen rügenden, drohenden Vers des Propheten Jesaias an: „Es wird sein zum Stein des Anstoßes und zum Sturze für die zwei Häuser Israels." „Unter den zwei Häusern meint der Prophet die zwei Lehrsekten Schammaï und Hillel, aus denen die Schriftgelehrten und Pharisäer entstanden sind." Sie verunglimpften auch deren Nachfolger Jochanan Ben-Sakkaï, dessen Milde ihnen zum Muster hätte dienen können. Mit einer kaum mit der Partei- oder Sektenleidenschaft entschuldbaren Schmähsucht legen die Nazaräer Jesus Schmähungen gegen die Gesetzeslehrer in den Mund, die nicht auf einen einzigen des damaligen Tanaïtenkreises paßten, und auf den ganzen Kreis angewendet gewiß eine empörende Ungerechtigkeit

waren. Eine stehende Bezeichnung in dem Munde der Nazaräer für die Bewahrer der mündlichen Lehre war: „heuchlerische Schriftgelehrte“ und die Benennung Pharisäer war in diesem Kreise gleichbedeutend mit Heuchlern überhaupt eine ebenso folgereich-traurige, wie unwahre Bezeichnung. Die nazaräischen Judenchristen haben eine lange Zukunft für die Judenheit vergiftet und ihren Haß vererbt, der im Verlaufe der Jahrhunderte eine erschreckende Steigerung erhielt. Denn sie haben diese Beschimpfung in den Schriften der Evangelien niedergelegt, welche Jesu Anhängern zur Belehrung und Nachachtung dienen sollten. Und indem die Verfasser der Evangelien haßerfüllte Worte gegen die ungläubigen Bewahrer des Judentums Jesus in den Mund legten — den sie doch sonst als Lehrer der Friedfertigkeit und Sanftmut verherrlichten — stempelten sie ihn zu einem ingrimmigen Feinde seiner Stammgenossen, welche nicht an ihn glaubten, sondern an dem ursprünglichen Judentum festhielten.

Dazu kam noch eine andere, nicht minder traurige Verirrung. Die neue Lehre von dem Gottmenschen, aufgenommen von den brütenden und grübelnden Essäern, den Vätern der Gnosis, und von den von philosophischen Floskeln zehrenden alexandrinischen Allegoristen, welche die Ideen ihres großen Philosophen Philo ebenso mißverstanden haben, wie die heilige Schrift — diese Lehre brachte eine neue Mischung von jüdischen, christlichen und mystischen Elementen hervor. Diese Mischung erzeugte unter den Heidenchristen, welche eine unreife Kenntnis von der griechischen Philosophie, besonders von dem halbmystischen Philosophen Pythagoras hatten — die sie nicht recht verdauen konnten — eine Gährung, welche eine wunderliche Mißgestalt zutage förderte, die Mystik der Gnosis. Diese Paarung von unnatürlichen Elementen brachte Zerrbilder hervor, ähnlich dem Traume eines Wahnsinnigen. Die alte Frage: Woher denn das Übel in der Welt seinen Ursprung habe, und wie sich dieses mit dem Begriffe von einer gütigen und gerechten Vorsehung vereinen lasse, glaubten die gnostischen Theosophen durch ein neues Gottesbewußtsein lösen zu können.

So mächtig muß aber der Reiz der gnostischen Lehren gewesen sein, daß die Autoritäten der Synagoge und Kirche sie anfangs selbst gehegt haben. Einige gnostische Sekten veranschaulichen die ganze Wunderlichkeit und Seltsamkeit dieser Zeitrichtung. Eine Sekte nannte sich z. B. Kainiten, aus keinem andern Grunde, als weil die Anhänger derselben den Brudermörder Kain der biblischen Erzählung zum Trotz, höher achteten als das Opfer Abel. Auch die entarteten Sodomiter, den wilden Esau, den ehrgeizigen Aufwiegler Kora brachten die Kainiten zu Ehren und behaupteten Kain und seine Ebenbilder

seien aus einer höheren, mächtigeren Kraft entsprungen, als Abel und andere Lieblinge der Bibel. Von demselben Widerspruchsgeiste gegen die Darstellung der Bibel waren auch die Ophiten, oder Naasiten beseelt, nur daß sie für ihr Verhalten einen besseren Grund anzugeben wußten. Sie hatten ihren Namen von dem griechischen Worte Ophis und dem hebräischen Nachasch, Naas, (Schlange), weil die Schlange in der Bibel als Urheberin der ersten Sünde gilt und in der Anschauung jener Zeit als das Urbild des Übels, als die Hülle des Satans angesehen wurde. Die Ophiten wußten es aber der Schlange Dank, daß sie das erste Menschenpaar zum Ungehorsam gegen Gott verleitet hatte, indem dadurch die Erkenntnis des Guten und Bösen, das höhere Bewußtsein der Gnosis geweckt wurde. Die christlichen Gnostiker dachten sich das göttliche Wesen in zwei einander untergeordnete Prinzipien auseinandergehend, in einen höchsten Gott und einen Weltschöpfer. Der erstere sei die Urquelle der Güte und Gnade. Das Grundwesen des Weltschöpfers, Demiurg genannt, bestehe dagegen in Gerechtigkeit und Strenge, die er durch Gesetze und Gebundenheit geltend gemacht. Wie für alles, so hatten die Gnostiker auch für dieses Verhältnis des gerechten Gottes zum Gotte der Güte einen Prophetenvers, den Vers aus Jesaia gedeutelt: „Wir wollen gen Juda hinaufziehen und einen andern König einsetzen, den Sohn des guten Gottes" (Tab=El). Neben diesen beiden Wesen nahmen die Gnostiker einen plumpen Urstoff an, aus dem alle Wesen geschaffen worden, und leiteten davon die verschiedenen Abstufungen in der Geister= und Körperwelt ab. Alles Gute und Edle sei ein Ausfluß des höchsten Gottes, das Gesetz und die Gerechtigkeit stamme vom Weltschöpfer ab, endlich alles Mangelhafte, Schlechte, Verkrüppelte in der Welt sei eine Wirkung des niederdrückenden Urstoffes.

Nach dieser gnostischen Einteilung der drei Weltmächte gebe es auch unter den Menschen drei Klassen oder Kasten, die im Dienste eines dieser drei Prinzipien stehen. Es gebe geistige Menschen (Pneumatiker), die von dem höchsten Gott begeistert sind und nach ihm streben, frei von dem Joche des Gesetzes, entbunden der Fesseln der irdischen Natur; sie sind sich selbst Gesetz und Regel und bedürfen keiner Leitung und Bevormundung; dazu gehören die Propheten und die Inhaber der wahren Gnosis. Es gebe ferner fleischliche Menschen im Dienste des Demiurgos; sie stehen unter dem Joche des Gesetzes, vermittelst dessen sie sich einigermaßen von der Gewalt des Irdischen freihalten können, ohne jedoch die Höhe der Geistesmenschen erschwingen zu können. Endlich gebe es irdische Menschen, die den Tieren gleich in den Banden des Stoffes gefesselt sind, sich weder zum freien Schwung der Geistesmenschen erheben, noch sich von den Vorschriften des Gesetzes regeln lassen können. Als Type dieser drei Menschenklassen

galten einigen Gnostikern die drei Adamssöhne: Seth war das Urbild der Pneumatiker, Abel der Typus der Gesetzesmenschen, endlich Kain das Bild der irdischen Menschen. Auch die drei Religionen pflegten einige Gnostiker nach diesem Schema zu klassifizieren: das Christentum sei ein Erzeugnis des höchsten Gottes, das Judentum das Produkt des Demiurgos, endlich das Heidentum eine Schöpfung des niedern Urstoffes. „Außer der höheren Erkenntnis, so lehrten sie, ist alles übrige gleichgültig; nur nach der Meinung der Menschen ist das eine gut, das andere schlecht, von Natur aber gibt es nichts Schlechtes.“ Manche Anhänger dieser Theosophie haben geradezu Unkeuschheit, wilden Geschlechtsverkehr, Gemeinschaft der Frauen, sogar blutschänderische Umarmungen gelehrt und geübt. Diese christlich-gnostische Erscheinung gab zu dem Gerüchte Veranlassung, daß die Christen überhaupt bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen bei plötzlich ausgelöschten Lichtern einem unzüchtigen Treiben gefröhnt hätten. Die verschiedenen gnostischen Sekten bedienten sich sämtlich zur Verbreitung ihrer Ansicht Schriften in hebräischer, griechischer oder syrischer Sprache, mit mystischen Floskeln, die sich wie eine Flut über Judäa und die angrenzenden Länder bis Kleinasien und Rom ergossen. Die Schriftsteller dieser Literatur traten aber selten mit ihrem eigenen Namen auf, sondern legten zumeist ihre Phantastereien alten Autoritäten der jüdischen Geschichte unter, deren Namen sie an die Spitze ihrer Schriften setzten. Man lieferte in dieser Zeit Schriften von Adam, Enoch, Prophezeiungen von Ham, Bücher von den Erzvätern, von Mose, Elia, Jesaia; man dichtete Psalmen nach davidischem Muster, und kaum eine der biblischen Figuren blieb von den untergeschobenen Schriften verschont. Wo die Prophetennamen nicht ausreichten, erfand man neue von dem wunderlichsten Klange: Pachor, Barkor, Barkoph, Armagil, darauf berechnet, die Phantasie gefangen zu nehmen. Meistens legten sie ihre Gedanken und Lehren dem Stifter des Christentums in den Mund, verbreiteten Sagen und Mythen über seine Geburt, sein Leben, seine Wirksamkeit, seine Wundertätigkeit in lebensgeschichtlichen Bildern. Man zählte nahe an fünfzig solcher verschiedener Evangelien, jede Sekte hatte fast ihr eigenes und verwarf die der anderen. Zur Gewähr der Wahrheit des Erzählten schrieb man jedem der unmittelbaren Jünger Jesu die Abfassung eines Evangeliums zu. Bruchstücke aus dem Ägypterevangelium, die noch vorhanden sind, veranschaulichen auf das Deutlichste, wie wenig sich die Sektierer scheuten, Stichwörter ihrer Partei Jesus in den Mund zu legen. In diesem Evangelium kommen Äußerungen vom Stifter vor, welche die einen für ein Verbot der Ehe, die andern für eine Entfesselung des Geschlechtstriebes nahmen. Jesus wird darin in Unterredung mit einer Frau Salome angeführt, die ihn

fragt, wann denn alles dasjenige werde erkannt werden, was er verheißen. Jesus antwortete ihr: „Dann, wenn ihr den Schleier der Scham werdet zerreißen, und wenn die Zwei (Geschlechter) eins sein werden, und das Männliche mit dem Weiblichen, weder Männliches noch Weibliches.“

Für das Judentum konnten solche evangelische Schriften, welche zum Teil von Judäern und für Judäer geschrieben waren, nicht gleichgültig sein; sie berührten sein innerstes Wesen und zielten darauf hin, den Bestand des Judentums zu unterwühlen und die Treue seiner Bekenner wankend zu machen. Gewiß war die Zahl derer nicht gering, die sich von diesem Dämmerlichte neuer Lehren, wo Wahres und Falsches wunderbar vermischt war, haben blenden und zum Abfall von der Muttergemeinde verlocken lassen. Die Abtrünnigkeit, eines einzigen, des berüchtigt gewordenen Elisa Ben-Abuja hatte späterhin traurige Folgen. Er gehörte zum Kreis der Tanaiten, stand seinen Genossen an Kenntnis des mündlichen Gesetzes nicht nach, und verstand die Auslegungs- und Deutungskunst zu gebrauchen. Nichtsdestoweniger fiel er vom Judentum ab und wurde zum Verräter an seinem Volke, weil er dem giftigen Einflusse des gnostischen Schriftentums erlegen war. Gnostisch-griechische Gesänge wichen nicht aus Elisas Mund, und Schriften der Minäer trug er immer bei sich. Dadurch geriet er in den Irrwahn von dem Doppelwesen in der Gottheit und wurde ein Verächter und Feind des Judentums, als angeblichen Ausflusses des untergeordneten göttlichen Wesens, des Demiurgos. Elisa Ben-Abuja stand mit seiner gnostischen Denkweise nicht vereinzelt da. Es gab noch andere innerhalb der Judenheit, welche im öffentlichen Gebete mit besonderer Betonung die Formel gebrauchten: „Dich, Gott, loben die Guten“ oder „Dein Namen werde zum Guten genannt“, eine Anspielung auf die Geteiltheit des göttlichen Wesens. Ein Jünger aus dem Kreise der Gesetzeslehrer Ben-Soma verfiel in die gnostische Irrlehre, daß Gott die Welt aus dem wasserähnlichen Urstoff geschaffen habe, grübelte und deutelte dahin die Erzählung von den oberen und niederen Gewässern und zog sich dadurch eine Geisteszerrüttung zu. Ein anderer dieses Kreises, Ben-Asaï, huldigte ebenfalls der gnostischen Irrlehre und mied dadurch die Ehe, weil er, von der essäischen Gnosis beeinflußt, sie als Störung des geistigen Aufschwungs und als Vergröberung der Seele ansah.

Hat solchergestalt einerseits das Eindringen christlicher und gnostischer Elemente in die Judenheit ernste Bedenken gegen das harmlose Zusammenleben mit Judenchristen erregt, und anderseits die leidenschaftlichen Schmähungen der letzteren in Wort und Schrift gegen die Gesetzeslehrer und ihre Tätigkeit judäischerseits noch dazu Erbitterung erzeugt, so kam noch ein Drittes hinzu, welches eine Mah-

nung war, den Verkehr abzubrechen. Es zeigte sich nämlich, daß gesinnungslose Nazaräer aus Haß gegen ihre ungläubig gebliebenen Stammgenossen verläumderische Anklagen gegen diese bei den römischen Behörden anbrachten, als wenn die Judäer Feinde der Römer wären und einen Aufstand planten, oder sonstwie den römischen Interessen entgegen wären. Solche Angebereien waren in hohem Grade gefährlich. Bei der argwöhnischen Natur des blutdürstigen Kaisers Domitian hätten solche Einflüsterungen Unheil über die Gesamtjudenheit heraufbeschwören können. Eines Tages schlichen sich zwei Aufpasser in judäischer Tracht in das Lehrhaus R. Gamaliels ein, um zu erlauschen, was da gelehrt wurde. Gerade wurde damals die brennende Frage verhandelt, ob ein Judäer verpflichtet sei, eine Schädigung an dem Vermögen von Heiden ebenso gewissenhaft zu meiden, wie an dem Vermögen von Stammgenossen. Hinter dieser Verhandlung steckte die Frage, ob ein Judäer der sich ebenso lästigen, wie demütigenden, von Vespasian auferlegten Judensteuer (Fiscus Judaicus), wenn möglich, entziehen dürfe, ob dergleichen als Vermögensschädigung anzusehen sei. Darf ein Judäer durch Ablegung der Nationaltracht die Leistung dieser Steuer umgehen? Diese Verhandlung hatten die Aufpasser mit angehört, und die Mitteilung konnte gefährlich werden. Der Patriarch sah sich dadurch veranlaßt, ein bestimmtes Gesetz zu erlassen, daß Beeinträchtigung eines Heiden nach dem judäischen Gesetze ebenso verpönt sei, wie eines Stammgenossen. Welche gefährliche Folgen konnte Verräterei für einzelne und die ganze Körperschaft haben, wenn sie, als scheinbar von den eigenen Hausgenossen ausgehend, glaublich war?

Diesen Wühlereien gegenüber, welche vom Judenchristentum und der Gnosis aus gegen das jüdische Wesen gerichtet wurden, mußte das Judentum sich selbst schützen, auf seine Selbsterhaltung bedacht sein. Feindliche Mächte drangen in seine Tempel, entweihten seine Heiligtümer, trübten seinen reinen Gottesbegriff, verfälschten und mißdeuteten seine Lehren, machten seine Anhänger abtrünnig und bewaffneten sie mit Haß und Verachtung gegen den Gegenstand ihrer frühern Verehrung. Es durfte dieses Treiben nicht müßig mit ansehen. Die Zeit der Hellenisten in der makkabäischen Periode, welche zuerst die Zwietracht in das Haus Israel gebracht, schien wiedergekehrt; abermals verschworen sich die eigenen Söhne gegen ihre Mutter. Der Kreis der Tanaïten empfand die drohende Gefahr aufs Lebhafteste; er versah sich nichts Gutes für die Lehre von seiten der Minäer. R. Tarphon (Tryphon) sprach von diesem gefahrdrohenden Einflusse mit vollster Überzeugung, die Evangelien (Gilion) und sämtliche Schriften der Minäer verdienten verbrannt zu werden mit samt den heiligen Gottesnamen, die darin vorkommen; denn das Heidentum

ist minder gefährdend, als die judenchristlichen Sekten, weil jenes die Wahrheiten des Judentums aus Unkenntnis nicht anerkennt, diese hingegen sie mit klarer Erkenntnis verleugneten. Er würde daher sich lieber in einen Heidentempel zur Rettung flüchten, als in die Versammlungshäuser der Minäer.

Das jamnensische Synhedrin mußte sich mit der Frage beschäftigen, welche Stellung den Judenchristen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft anzuweisen sei, ob man sie überhaupt noch als Judäer zu betrachten habe. Der Beschluß war, eine förmliche Scheidewand zwischen Judäern und Judenchristen zu ziehen. Das Verhalten gegen die Minäer sollte noch schroffer sein, als gegen die Sekte der Samaritaner. Man verbot, von den Judenchristen Fleisch, Brot und Wein zu genießen, wie man es kurz vor der Tempelzerstörung von Heiden untersagt hatte, um einen vertrauten Umgang mit denselben zu erschweren. Über die christlichen Bekenntnisschriften wurde das Verdammungsurteil gesprochen; man stellte sie den Zauberbüchern gleich. Selbst jeder geschäftliche Verkehr, jede Dienstleistung wurde aufs strengste untersagt, namentlich verpönt war es, sich der Wunderkuren zu bedienen, welche die Christen im Namen Jesu bei leidenden Menschen oder Tieren auszuüben pflegten. Außerdem wurde in das tägliche Gebet eine Verwünschungsformel gegen die Minäer und Angeber eingefügt, daß sie keine Hoffnung auf die Auferstehung haben sollen. Der Patriarch R. Gamaliel hatte diese Formel von dem, wegen seiner Tugenden und seiner milden Gesinnung bei seinen Zeitgenossen außerordentlich beliebten Samuel dem Jüngern abfassen lassen. Die Verwünschungsformel war übrigens eine Art Gesinnungsprüfung, um diejenigen zu erkennen, welche heimlich dem Judenchristentume anhingen. Denn es wurde dabei bestimmt, wer sie oder den Wunsch zur Wiederherstellung des jüdischen Staates beim öffentlichen Vorbeten verschweigt, sollte vom Betpulte hinweggewiesen werden. Alle Beschlüsse gegen die judenchristlichen Sekten ließ das Synhedrin durch Sendschreiben an die Gemeinden bekannt machen. Von christlicher Seite ist infolgedessen später den Judäern zum Vorwurf gemacht worden, als wenn sie dreimal des Tages, d. h. in dem Morgen-, Mittags- und Abendgebet, Christus verfluchten. Indessen ist diese Beschuldigung ebenso ungerecht, wie viele andere gegen sie. Nicht der Person des christlichen Religionsstifters, nicht einmal sämtlichen Christen galt die Verwünschungsformel im Gebete, sondern lediglich den Minäern, worunter sämtliche dem Christentum zugefallenen, dem Judentume abtrünnig gewordene Judäer begriffen waren, die sich von ihrem Hasse gegen ihre Stammgenossen zu Angebereien bei den römischen Behörden hinreißen ließen. Die Heidenchristen dagegen lagen außer dem Bereiche der Gesetzgebung. In-

dessen fand die Verwünschungsformel gegen die Minäer nicht allgemeinen Beifall. Der fromme Samuel der Jüngere selbst, welcher sie verfaßt hatte, unterließ sie beim öffentlichen Gebet. Indessen mögen sich die Nazaräer und die andern dem Judentume abgeneigten Sekten von diesen Ausschließungsmaßregeln nicht so empfindlich getroffen gefühlt haben, da sie selbst empfanden, daß sie nicht mehr voll der judäischen Gemeinschaft angehörten. Auch sie sagten sich von ihren bisherigen Stamm- und Glaubensgenossen los. Der Scheidebrief ist noch vorhanden, den das Judenchristentum der Muttergemeinde zugeschickt hat. Er ist in Briefform ausgestellt an „die Hebräer". Dieser Brief, dessen Verfasser (Paulus war es nicht) eine bewunderungswürdige Gewandtheit besaß, Schriftverse so lange zu zerren und zu deuteln, bis sie eine Beziehung auf Jesus ausgaben, setzt auseinander, daß der gekreuzigte Messias zugleich sühnendes Opfer und versöhnender Priester gewesen. Er beweist ferner aus dem Gesetz, daß diejenigen Opfer als die heiligsten gelten, von deren Blut im Allerheiligsten gesprengt und deren Leib außerhalb des Lagers (Tempels) verbrannt wurde. „Daher," so fährt der judenchristliche Ermahner fort, „litt auch Jesus außerhalb der Tore (Jerusalems) damit das Volk durch sein Blut gesühnt werde. So laßt uns denn zu ihm hinausziehen außer dem Lager (der judäischen Gemeinschaft) und seine Schmach tragen, denn wir haben nicht hier die bleibende Stadt (Jerusalem als Ausdruck der jüdischen Gesamtheit), sondern wir suchen die zukünftige Stadt." Judentum und Christentum stießen sich also gegenseitig ab und behandelten einander mit derselben Feindseligkeit, die sie beide gegen das Heidentum empfanden. Je mehr sich das Christentum von seinem Ursprunge entfernte, desto mehr vergaß es oder machte sich vergessen, nicht nur woher es gekommen war, sondern auch von wem es den wesentlichsten Teil seiner herzgewinnenden Lehren genommen hatte. Der erste Schritt zur Entfremdung der Christen von ihrem Urquell führte sie allmählich zu fanatischer Gehässigkeit gegen die Judäer.

Durch die Ausscheidung der judenchristlichen Sekten aus der judäischen Gemeinschaft waren indessen noch nicht alle Folgen des eine Zeitlang geübten Einflusses auf diese verwischt. Gewisse gnostische Anschauungen, welche sich so fest im Bewußtsein der judäischen Kreise eingenistet hatten, daß sie selbst im Gebete Ausdruck erhalten hatten, sollten ebenfalls ein für allemal gebannt werden. R. Akiba drang am meisten darauf, der Maßlosigkeit derjenigen Theosophie, welche zum Abfall vom Judentum und zu zügelloser Unsittlichkeit führte, eine Schranke zu setzen. Er war der Meinung, daß man den Text über die Schöpfungsgeschichte und den Ezechielischen Thronwagen Gottes nicht vor dem Volke auslegen sollte, weil daran philosophisch-

gnostische Träumereien angeknüpft wurden. Die Einschaltung zweideutiger Gebetformeln, welche auf die Gegensätzlichkeit in dem göttlichen Wesen anspielten, suchte man zu unterdrücken. R. Akiba, welcher ebenfalls von der verlockenden Frucht der Gnosis gekostet hatte, aber in seiner judäischen Denkweise unbeirrt geblieben war, formulierte einen kurzen, aber kernigen und inhaltsreichen Denkspruch, um diese Denkweise der Irrlehre entgegenzusetzen: „Alles wird vorausgesehen, aber die Willensfreiheit ist gewahrt (dem Menschen), mit Güte wird die Welt gerichtet, und zwar nach der Fülle der Tat“ (nicht der gnostischen Erkenntnis). Der Verführung durch das judenchristliche und gnostische Schrifttum in Form von Evangelien, Briefen oder Flugschriften sollte auf R. Akibas Vorschlag vorgebeugt werden. Es wurde eindringlich gewarnt, daß die Leser solcher Schriften ihre Seligkeit verwirken würden, gleich denen, welche die Göttlichkeit der Thora oder die Auferstehung leugnen. Diese Maßregeln trugen ihre Früchte. Die reinen Begriffe des Judentums von Gott, seinem Verhältnisse zur Welt und dem sittlichen Verhalten des Menschen blieben im jüdischen Kreise ungetrübt als befruchtende Gedanken für die Zukunft. Den Tanaïten dieses Zeitalters gebührt das Verdienst, daß sie in ihrer Zeit, wie die Propheten in der götzendienerischen Umgebung, das Judentum vor Verfälschung und Verflüchtigung durch hereinbrechende Irrlehren geschützt haben. Indem sie, dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, einerseits die judenchristlichen Sekten aus der jüdischen Gemeinschaft ausschlossen, anderseits dem Zugang zu deren Denkweise den Weg versperrten, rüsteten sie das Judentum mit einer unverwüstlichen Widerstandskraft aus, den Stürmen, welche so viele Jahrhunderte hindurch von vielen Seiten über dasselbe hereinbrachen, nicht zu erliegen.

Aber das Übermaß auf der einen Seite führte zur Übertreibung auf der andern Seite. Weil die Gnostiker das Gesetz, als Ausfluß eines untergeordneten Gottes, herabsetzten, und weil die Christen aller Sekten die Gesetze im Buche Mose in ihren der alexandrinisch-jüdischen Schule entlehnten Auslegungskünsten als bloße rednerisch-allegorische Figuren auflösten und verflüchtigten, betonte man judäischerseits das streng Gesetzliche in völliger Starrheit. Nicht für milde Gefühlsregung habe der göttliche Gesetzgeber in seiner Güte Vorschriften erlassen, sondern lediglich um unbedingten Gehorsam zu erzielen. Das Gesetz, die Vogelmutter nicht mit den Küchlein zusammen aus dem Neste zu heben und dem Stier nicht beim Dreschen den Maulkorb anzulegen, sei keineswegs gegeben, um Barmherzigkeit und Mitleid einzuflößen. Die sittlich-erziehliche Bedeutung der Gesetze wurde in Abrede gestellt, und damit auch der ideale Hauch, welcher aus dieser Gesetzgebung angenehm anmutet, völlig verweht. So nistete sich die Denkweise ein,

daß die Gesetze lediglich Befehle eines strengen Herren seien, deren Übertretung Strafen nach sich zöge. Es war eine verhängnisvolle Verirrung, welche eine schädliche Wirkung für das Judentum über Jahrhunderte hinaus hatte. Für den Augenblick aber war die Entgegensetzung des formellen Gesetzes gegen die Phantasterei und Deutelei heilsam.

Drittes Kapitel.

Gestaltung des Judentums unter den Kaisern Domitian, Nerva und Trajan.

(93 bis 117.)

Während das jamnensische Synhedrion durch zeitgemäße Maßregel glücklich die Wühlerei und Sektiererei für immer unterdrückte, drohte in seiner eigenen Mitte eine Spaltung auszubrechen. R. Gamaliels Strenge, die Einheit in Leben und Lehre gegen jede Anfechtung durch sein Ansehen und vermittelst des Bannes und des Ausschlusses aus der Gemeinschaft zu behaupten, hätte sie herbeigeführt, wenn nicht die Stimmführer besonnen genug gewesen wären, Rechthaberei und persönliche Verletzung hintanzusetzen.

Schon glaubte R. Gamaliel die Lehrparteiungen geschlichtet und die Einheit hergestellt zu haben, als seine Macht an einer Person zerschellte, von welcher er sich keines Widerstandes versah. R. Josua, der geschmeidige, nachgiebige, scheinbar ungefährlichste, wurde des strengen Patriarchen überlegenster Gegner. — R. Josua war, wie bereits angedeutet, mit manchen Maßregeln R. Gamaliels eben so unzufrieden, wie R. Elieser, nur wagte er es nicht, vielleicht wegen seiner ärmlichen, gedrückten Lage, seine Unzufriedenheit laut werden zu lassen, und pflegte, auf einer widersprechenden Ansicht ertappt, schnell wieder einzulenken. Einst hatte R. Gamaliel den Anfang des Monats Tischri, von welchem die Hauptfesttage und namentlich der Versöhnungstag abhingen, nach der Aussage zweier verdächtig scheinender Zeugen festgestellt. R. Josua wies in diesem Akte dem Patriarchen einen Irrtum nach und forderte das Kollegium zur Abänderung des Festtages auf. R. Gamaliel, auf seiner Bestimmung beharrend, schickte R. Josua den Befehl zu, vor ihm ganz werkeltägig, mit Stab, Reisetasche und Geldbeutel, an demselben Tage zu erscheinen, auf welchen, nach R. Josuas Berechnung, der Versöhnungstag fallen müßte. Dieses diktatorische Verfahren war R. Josua zu hart, er beklagte sich darüber bei den angesehensten Kollegen und schien zum Widerstand geneigt. Allein diejenigen, welche von dem Bedürfnisse nach einer, die Einheit vertretenden Autorität durchdrungen waren, rieten ihm zur Nachgiebigkeit. R. Josua ließ sich überreden

und unterwarf sich der demütigenden Zumutung. Sein Erscheinen erfüllte R. Gamaliel mit Bewunderung, er empfing ihn aufs herzlichste und sprach zu ihm: „Willkommen, du mein Lehrer und Schüler, mein Lehrer an Weisheit, mein Schüler an Gehorsam. Glücklich das Zeitalter, in welchem die Großen den Geringeren gehorchen.“ Aber diese Versöhnung war nicht von langer Dauer.

Die strenge Handhabung des Patriarchats hatte R. Gamaliel eine feindliche Partei geschaffen, die heimlich gegen ihn zu wirken schien. Der Patriarch mochte Grund haben, R. Josua als das Haupt dieser Partei anzusehen, und ließ ihn öfter seine höhere Stellung durch verletzendes Anfahren und barsche Behandlung empfinden. Eines Tages kam die gegenseitige Spannung zum Ausbruche und verursachte im Schoße des Synhedrin eine Umwälzung. — Der Patriarch hatte einst wiederum in harter Weise R. Josua verletzt und ihm seine heimliche Auflehnung gegen eine festgesetzte Bestimmung vorgeworfen. Es war eine Anklage. Das Lehrhaus war gerade voll von Zuhörern, unter denen ein lärmender Tumult über diese schimpfliche Behandlung gegen ein ehrwürdiges, beim Volke beliebtes Mitglied entstand. Die Gegenpartei faßte Mut und sprach ihren Unwillen unumwunden aus. Man rief dem Patriarchen die Worte zu: „Wer hat nicht stets deine Härte empfunden!“ Das Lehrhaus verwandelte sich in ein Tribunal, und das Kollegium entsetzte R. Gamaliel auf der Stelle der Patriarchenwürde. Mit ihm fielen sogleich die Einrichtungen, die er gegen den Willen vieler getroffen hatte.

Die Stimmführer sahen sich sogleich nach einem andern Patriarchen um, das wichtigste Amt nicht unbesetzt zu lassen. Sie hatten so viel Takt, R. Josua, den Hauptgegner, nicht zu wählen, um den abgesetzten Patriarchen nicht eine Kränkung mehr zuzufügen. R. Elieser, der Anspruch auf die Würde hatte, lag im Bann und war dazu untauglich. R. Akiba schien wohl durch Geist und Charakter dafür würdig; allein seine Größe war von gestern, er hatte nicht die Ahnenprobe aufzuweisen, die zur Behauptung der Patriarchenwürde nötig schien. Das Kollegium lenkte daher die Wahl auf ein junges Mitglied, auf R. Eleasar Ben-Asariah. Den Ausschlag gaben bei dieser Wahl seine edle Abstammung von einer langen Ahnenreihe, sein Reichtum und sein Ansehen bei den römischen Behörden. R. Eleasar stand aber auch an Geist und Gemüt seinen Genossen keineswegs nach und wurde daher würdig befunden, an R. Gamaliels Stelle zu treten. Diese Absetzung und Neuwahl hatte folgenreiche Wirkungen, und der Tag, an dem diese Ereignisse vorgingen, war den Spätern so denkwürdig, daß er durch die einfache Bezeichnung „an jenem Tage“ kenntlich geworden ist. — Es scheint, daß das Synhedrialkollegium, vielleicht auf Antrag R. Josuas, an demselben Tag

diejenigen Gesetzesbestimmungen einer nochmaligen Prüfung und Beratung unterworfen hat, welche durch die Autorität R. Gamaliels im Sinne der Hillelschen Schule entschieden waren. Das Kollegium, damals aus der außergewöhnlichen Zahl von 72 Mitgliedern bestehend, nahm zur Prüfung der einseitig angenommenen Lehrsätze ein Zeugenverhör auf von denjenigen, welche im Besitze von Traditionen waren. Eine Reihe von Gesetzeskundigen legte Zeugnisse über überkommene Traditionen vor, darunter auch zwei Weber, die am Schutttore Jerusalems, in dem ärmlichsten Stadtteile, gewohnt hatten. Diese Sammlung der Zeugnisse an diesem Tage führt den Namen „Adojot“ (Zeugenaussagen) und war ohne Zweifel die allerälteste halachische Gesetzsammlung.

Der Tag der Zeugnissammlung ist auch wegen zweier Fragen von allgemeinem Interesse wichtig, die an demselben zur Sprache kamen. Ein Heide aus ammonitischer Abstammung trat vor die Versammlung mit der Frage, ob er gesetzlich als Proselyt aufgenommen werden könne. R. Gamaliel hatte ihn nach dem Wortlaut des schriftlichen Gesetzes abgewiesen: „Moabiter und Ammoniter dürfen nicht in die Gottesgemeinschaft aufgenommen werden, nicht einmal im zehnten Geschlechte.“ R. Josua aber machte geltend, daß der Wortlaut des Gesetzes nicht mehr auf die damalige Zeitlage anwendbar sei, indem es Ammoniter im alten Sinne nicht mehr gäbe, da durch die Einfälle vorderasiatischer Eroberer alle Völkerschaften bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden wären. Die zweite Frage betraf die Heiligkeit der zwei dem König Salomo zugeschriebenen Schriften, Kohelet und das Hohelied (Schir Haschirim). Die Schammaïtische Schule hatte namentlich das Buch Kohelet nicht als kanonisch anerkannt. Diesen alten Streit nahm das neue Synhedrin, das die Hillelschen Aussprüche nicht durchgängig billigte, wieder auf; doch ergibt es sich nicht mit voller Klarheit, wie die Entscheidung ausgefallen ist. Der klangreiche Name Salomos, dem die Überlieferung die Verfasserschaft dieser Schriften zuschrieb, trug wahrscheinlich den Sieg davon über Parteistreitigkeiten.

Es ist ein schöner Charakterzug von R. Gamaliel und wird auch von den Zeitgenossen gebührend hervorgehoben, daß trotz der Kränkungen, die er an demselben Tage erfahren hatte, er nicht einem kleinlichen Gefühl Raum gegeben, sich von der Lehrverhandlung zurückzuziehen; er beteiligte sich nach wie vor an derselben, wie wenig Aussicht er auch hatte, in der Mitte der gegen ihn eingenommenen Versammlung seine Meinung durchzusetzen. Doch mochte er sich durch die eifrige Verhandlung dieses Tages überzeugt haben, daß seine allzugroße Strenge ihm die Gemüter entfremdet und auch manche wahre Ansicht unterdrückt hatte, und er entschloß sich nachzugeben. Er

begab sich daher zu den angesehensten Stimmführern, wegen seines verletzenden Benehmens Abbitte zu tun. Seinem Hauptgegner R. Josua traf er bei dieser Gelegenheit mit seinem Handwerke beschäftigt; er verfertigte Nadeln. R. Gamaliel, im Reichtume aufgewachsen, konnte sich nicht genug über den beschwerlichen Erwerb dieses Weisen verwundern und fragte ihn: „Also davon gewinnst du deinen Lebensunterhalt?" R. Josua nahm Veranlassung, ihm offenherzig den Fehler der Gleichgültigkeit gegen die sorgenvolle Lage einiger verdienstvoller Männer vorzuhalten. „Schlimm genug," entgegnete R. Josua, „daß du erst jetzt dies erfährst! Wehe dem Zeitalter, dessen Führer du bist, du kennst nicht die Sorgen der Weisen, und wie mühselig sie sich ernähren." R. Gamaliel beschwor endlich den erzürnten Gegner, die erlittene Beleidigung aus Rücksicht auf das hochverehrte Hillelsche Haus zu vergessen. R. Josua zeigte sich hierauf versöhnt und versprach ihm, für seine Wiedereinsetzung in die Patriarchenwürde tätig zu sein. Jetzt galt es, den neugewählten Naßi zu bewegen, die kaum erlangte Würde seinem Vorgänger wieder abzutreten. Man fühlte nämlich eine gewisse Verlegenheit, demselben diese Zumutung zu machen. R. Akiba, der stets Bereitwillige, übernahm den zarten Auftrag, dessen Erledigung ihm jedoch nicht gar zu schwer wurde. Denn kaum erfuhr R. Eleasar, der jüngstgewählte Patriarch, die Versöhnung zwischen R. Gamaliel und seinem Hauptgegner, so war er gleich bereit, ins Privatleben zurückzukehren; er erbot sich, den nächsten Morgen mit dem ganzen Kollegium bei R. Gamaliel den Ehrenbesuch zu machen. Doch nahm man auf die einmal getroffene Wahl R. Eleasars Rücksicht, ihm die Würde des Stellvertreters zu verleihen. Das Verhältnis zwischen dem Patriarchen und R. Eleasar wurde in der Weise geordnet, daß der erstere immer je zwei Wochen den Vorsitz im Synhedrin führte und den Lehrvortrag eröffnete, der letztere aber immer je die dritte Woche. Auf diese Art wurde der lebhafte Streit beendet. Die Mißhelligkeiten waren schnell vergessen, und von der Zeit an lebte R. Gamaliel in ungestörter Eintracht mit den Synhedrialmitgliedern. Vielleicht hat der Ernst der eingetretenen politischen Umstände unter dem Kaiser Domitian den Sinn von den inneren Verhältnissen abgelenkt und allen die Notwendigkeit der Eintracht, um die äußeren Gefahren abzuwenden, fühlbar gemacht.

R. Gamaliel repräsentierte in diesem Lehrkreise den Drang nach Einheit und Autorität, welche das ganze religiöse und nationale Leben des Volkes aus einem festen, unverrückbaren Mittelpunkte zu regeln imstande wären. Sein Schwager R. Elieser vertrat die entgegengesetzte Richtung, nämlich die eigene Überzeugung mit aller Entschiedenheit gegenüber der nach Mehrheitsbeschlüssen regelnden Gesetzgebung zu behaupten. R. Elieser, Sohn Hyrkanos', hatte

ein eigenes Lehrhaus in Lydda eröffnet, welches sich mehrere Jahrhunderte hindurch als der einzige Sitz der Lehre in Südjudäa behauptet hat. Obwohl R. Eliesers Geist durch R. Jochanan an der Hillelschen Schule genährt war, so neigte sich doch sein ganzes Wesen der Schule Schammaïs zu, welche durch seine Lehrweise einen eignen Zug erhielt, und diese Eigenheit bestimmte seine Lebensverhältnisse.

In Übereinstimmung mit der Schule Schammaïs, hielt er nur die stoffliche, wörtliche Tradition, wie er sie aus dem Munde älterer Autoritäten vernommen, für echt und unzweifelhaft; hingegen hatte die ganze Klasse abgeleiteter oder gefolgerter Lehrsätze, mochte deren Folgerichtigkeit noch so einleuchtend sein, für ihn nicht die Gewißheit mündlicher Überlieferung. Seine ganze Lebensaufgabe setzte er gewissermaßen in die Erhaltung und Sicherung des überlieferten Stoffes, ohne auf die notwendige Fortbildung desselben unter gegebenen Voraussetzungen Wert zu legen. Sein Lehrer R. Jochanan nannte ihn die „verkalkte Zisterne, welche keinen Tropfen durchläßt". In diesem Sinne lehrte R. Elieser auch sein ganzes Leben hindurch. Auf Fragen, die an ihn über ein Gesetzesverhältnis gerichtet waren, antwortete er entweder, wie er es von seinen Lehrern überkommen hatte, oder er gestand geradezu: „das weiß ich nicht, weil ich es nicht vernommen habe."

Aus dieser eigentümlichen Ansicht, sich gegen Folgerungen zu sperren, scheint die Warnung hervorgegangen zu sein, die er seinen Schülern einprägte: „Haltet eure Kinder fern vom Grübeln (Higajon), lasset sie lieber zwischen den Knieen der Weisen erziehen."

R. Elieser bildet also das erhaltende Element in diesem Kreise, er war das Organ des treuen Gedächtnisses für die Tradition, die „verkalkte Zisterne", die keinen Tropfen des hineinkommenden Wassers verrinnen, aber auch keinen neuen zudringen läßt. Am schroffsten stand er seinem Schwager R. Gamaliel und dessen ausschließendem Einheitsstreben gegenüber. Er wurde von diesem in den Bann getan, weil er, auf seiner Meinung beharrend, auch praktisch danach verfahren war. Die Hochachtung gegen seine Person machte es indessen schwer, ihm den Bann anzukündigen; wiederum übernahm R. Akiba diese unangenehme Botschaft. Schwarzgekleidet erschien er vor R. Elieser, ihm schonend das über ihn Verhängte beizubringen und redete ihn mit den Worten an: „Es scheint mir, daß deine Genossen sich von dir entfernt halten." R. Elieser verstand den Wink, nahm diesen Schlag jedoch ohne Widerstreben an; er unterzog sich dem Banne und lebte seit der Zeit von seinen Genossen entfernt.

Während seiner Abgeschiedenheit verkehrte R. Elieser mit Judenchristen. Er erzählte selbst, daß ihm eine sonderbare Gesetzfolgerung, gestützt auf eine sonderbare Schriftauslegung, welche ihm im Namen

Jesu mitgeteilt wurde, gut gefallen habe. Es war in der Zeit, als Judäer und Judenchristen noch harmlos miteinander verkehrten, die Entzweiung war noch nicht eingetreten. Dafür wurde R. Eliezer auch in Mitleidenschaft gezogen, als der argwöhnische, blutdürstige Kaiser Domitian eine Christenverfolgung in Judäa anstellen ließ. Da die Judenchristen ihren Messiasglauben darauf stützten, daß Jesus ein Nachkomme des Königs David gewesen sei, so fürchtete man in Rom eine neue Schilderhebung und den Ausbruch eines neuen Krieges in Judäa unter einem Abkömmling des judäischen Königs. In diese Christenverfolgung wurde auch R. Eliezer hineingezogen, weil er mit Judenchristen Umgang pflog. Vor den Statthalter von Cäsarea geführt — wahrscheinlich vor Cnejus Pompejus Longinus — redete ihn dieser an: „Es ist unmöglich, daß ein Mitglied des Synhedrialkollegiums sich mit solchen Dingen befassen soll?“ Als darauf R. Eliezer erwiderte: „Du hast recht“ und damit seine Zugehörigkeit zu den Judenchristen in Abrede stellte, sprach ihn der Staatthalter frei mit den Worten: „Ich konnte mir auch nicht denken, daß die judäische Lehrversammlung diese Verirrung teilen sollte.“

Ohne Teilnahme an den Kollegialversammlungen und ohne Einfluß auf die Entwicklung der Lehre verlebte R. Eliezer seine letzten Jahre in Abgeschiedenheit und in trüber Stimmung. In dieser Gemütsverfassung sprach er herbe Worte: „Wärme dich, sprach er, „an dem Feuer der Weisen, aber hüte dich vor ihren Kohlen, daß du dich nicht daran verbrennest; denn ihr Biß ist Schakalenbiß, ihr Stich Skorpionsstich, ihr Züngeln ist Schlangenzüngeln, und ihre Worte glühende Kohlen.“ Es sind das bittere Worte eines gekränkten Gemütes, das jedoch trotz aller erfahrenen Unbill eine gewisse Berechtigung derer, von denen sie ausgegangen, nicht leugnen kann.

Zu der Starrheit und der eisernen Konsequenz R. Eliezers bildet sein Genosse R. Josua Ben-Chananja einen entschiedenen Gegensatz; er war das biegsame, nachgiebige, versöhnende Element in der Neubildung des judäischen Gemeinwesens. Er schützte die Lehre und das Volk vor Einseitigkeiten und Übertreibungen und wurde dadurch Förderer der Lehre und Wohltäter des Volkes. — Als junger Levite aus der Sängerklasse hatte er noch den Glanz des Tempels gesehen und in dessen Hallen die Psalmen im Chore mit angestimmt. Mit seinem Lehrer hatte er das dem Untergange verfallene Jerusalem verlassen und nach dessen Tode ein eigenes Lehrhaus in Bekiin gegründet. Hier lehrte er seine Jünger und betrieb dabei ein niedriges Handwerk, womit er seine Familie ernährte. Durch die eine Beschäftigung dem Lehrkreise, durch die andere dem Volke angehörend, vermittelte R. Josua die zwei schroff voneinander getrennten Stände und war darum auch der einzige, welcher über die

Gemüter und die Willensregung der Massen Gewalt besaß. Außer der Traditionskenntnis scheint er astronomische Kunde besessen zu haben, den unregelmäßigen Lauf eines Kometen zu berechnen, welche ihm einmal bei einer Reise zur See zu statten kam.

In der Berechnung der Wiederkehr eines Kometen*), der alle siebzig Jahre zu erscheinen pflegte und die unkundigen Schiffer irreführte, hatte er sich mit ausreichendem Vorrat für diesen Fall versorgt. Diese astronomische Kenntnis R. Josuas erscheint um so merkwürdiger, als die Umlaufszeit der Kometen selbst den gebildeten Völkern des Altertums nicht bekannt war. Aber mehr noch als Kenntnisse und Gelehrsamkeit zierten ihn die herzgewinnenden Tugenden der Bescheidenheit, Sanftmut und Versöhnlichkeit, wodurch er so sehr seinem Meister R. Jochanan glich. Durch seine Mäßigung und seinen versöhnlichen Charakter hat er Spaltungen im Schoße des Judentums verhütet.

Dieselbe Milde und Mäßigung, wie im Leben, bewährte R. Josua auch in der Lehre; er war ein Feind aller Übertreibungen und Seltsamkeiten und nahm bei Gesetzesentscheidungen auf die Lebensumstände die gebührende Rücksicht. Den frommen Zeloten, welche nach der Tempelzerstörung nicht Wein noch Fleisch genießen mochten, weil dergleichen Opfergaben nicht mehr auf den Altar kommen können, erwiderte er, so dürfte man auch kein Wasser trinken, weil solches doch auch einmal auf den Altar gegossen wurde, und aus demselben Grunde müßte man sich auch des Brotgenusses enthalten. Er stellte daher den weisen Grundsatz auf, man dürfe keinerlei Erschwerungen auferlegen, bei denen die Gesamtheit nicht bestehen könne. Über die erschwerenden Umzäunungen, welche die Schule Schammaïs kurz vor dem Tempeluntergange mit Ungestüm und Leidenschaftlichkeit eingeführt hatte, fällte R. Josua ein sehr tadelndes Urteil. Er sprach sich darüber aus: „An jenem Tage hat die Schule Schammaïs das Maß der Lehre abgestrichen; wie wenn man Wasser in ein Gefäß mit Öl gießt, je mehr Wasser hineinkommt, je mehr Öl fließt ab," was eben sagen will, je mehr Erschwerungen eingeführt werden, desto mehr Wesentliches geht von der Lehre verloren.

Dieser ausgeprägt milde, besonnene Charakter machte R. Josua auch am meisten geeignet, die Vermittlerrolle zu übernehmen zwischen dem Zorne des judäischen Volkes und dem Übermute der Römer. Er war der einzige Tanaï, der bei den römischen Machthabern Vertrauen genoß und auch wahrscheinlich suchte. Ohne ein verräterischer Römling zu sein, riet er in nüchterner Berechnung der gegenseitigen Kräfte zur Nachgiebigkeit.

*) Wahrscheinlich der Halleysche Komet, der eine Umlaufszeit von 70 bis 75 Jahren hat.

In der Reihe der hervorragenden Persönlichkeiten in diesem Kreise war R. Akiba Ben-Joseph unstreitig der begabteste, originellste und einflußreichste. In der kurzen Dauer seines Lebens spann er die Fäden für das Gewebe der Zukunft aus sich heraus. — Seine Jugendgeschichte und Bildungsgang sind dunkel und höchst romantisch ausgeschmückt; indessen verbreiten diese Sagen so viel Licht, die Dunkelheit seiner Herkunft zu erkennen. Er soll nach einer Sage ein Proselyte gewesen sein und nach einer anderen Sage in einem dienenden Verhältnisse zu Kalba-Sabua gestanden haben. Die Sage fügt hinzu, daß eine Tochter dieses reichen Jerusalemers ihm ihre Neigung geschenkt habe unter der Bedingung, daß er sich Gesetzeskenntnisse aneigne. Dadurch habe er sich entschlossen, mit vierzig Jahren in eine Schule einzutreten, um die Anfangsgründe zu erlernen; bis dahin sei er alles Wissens bar gewesen. Während der Zeit, die er zu seiner Heranbildung gebrauchte, habe die Tochter aus dem reichen Hause dem armen Lehrling ihre Liebe treu bewahrt, dem Unwillen ihres Vaters trotzend, der sie deswegen verstoßen und zur ärmlichsten Existenz verurteilt haben soll. Von allen diesen dichterisch ausgemalten Zügen ist nur das eine festzuhalten, daß R. Akiba bis in sein vorgerücktes Alter sehr unwissend war. Erzählte er doch selbst später von sich, daß er im Stande der Unwissenheit die Gesetzeskundigen leidenschaftlich gehaßt habe. Und eine durchaus glaubwürdige Nachricht erzählt, seine Frau habe ihre Haarflechten verkauft, um ihm das Notwendigste zur Lebensfristung zu liefern. Alle Hindernisse, die einen anderen auf halbem Wege entmutigt hätten, besiegte seine kräftige Natur, sie überwand alle Schwierigkeiten und machte ihn zu dem gefeiertesten dieses Kreises.

R. Akiba baute ein ganz eigentümliches Lehrsystem mit vollem Bewußtsein auf gewissen Prinzipien auf, aus denen sich die Konsequenzen von selbst entwickeln, wie er denn überhaupt als der einzige systematische Gesetzeslehrer gelten kann. Dieses System betrachtete den vorhandenen Stoff der mündlichen Lehre nicht als einen toten Schatz, des Wachstums und der Bereicherung unfähig, oder, wie in den Augen R. Eliesers, als Gegenstand des bloßen Gedächtnisses, sondern er sollte eine ewige Fundgrube bilden, aus welcher sich bei richtiger Anwendung der gebotenen Mittel immer neue Schätze gewinnen lassen. Als obersten Grundsatz seines Systems stellte R. Akiba seine Überzeugung hin, daß der Wortlaut der Thora, namentlich in den gesetzlichen (halachischen) Teilen ganz verschieden sei von der Art jedes anderen Schriftwerkes und Gesetzbuches. Die menschliche Ausdrucksweise bediene sich außer dem notwendigen Wortbedarfe noch gewisser Wendungen, Redefiguren, Wiederholungen, Ausschmückungen, mit einem Wort einer gewissen Form, welche zum Verständnisse

beinahe überflüssig und nur für den Wohllaut und den Geschmack berechnet sei. In der Sprache der Thora hingegen sei gar nichts Form, alles an ihr vielmehr Wesen; da gebe es gar nichts Überflüssiges, kein Wort, keine Silbe, nicht einmal ein Buchstaben; jede Eigentümlichkeit des Ausdruckes, jedes Flickwort, jedes Zeichen will als besondere Beziehung, als ein Fingerzeig, als eine tiefere Andeutung angesehen sein. R. Akiba fügte also eine Menge Deutungs- und Folgerungsregeln zu denen Hillels hinzu, welche ganz neue Anknüpfungspunkte für das traditionelle Gesetz boten. War eine Folgerung aus dem richtigen Gebrauch der Regeln gefunden, so konnte nach diesem System dieselbe wiederum als Vordersatz einer neuen Schlußfolgerung gelten, und so ins Unendliche. R. Akiba schreckte bei diesem Verfahren vor keiner Konsequenz zurück. Sein Vorgänger für diese Auslegungsmethode, Nahum aus Gimso (Nehemia aus Emaus) hatte das Deuten einer Partikel bedenklich gefunden in dem Satze: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, ehrfürchten," weil es hier zu der Annahme führen würde, man dürfe neben Gott noch ein anderes Wesen göttlich verehren, was bei den Angriffen des Christentums auf das einheitliche Wesen Gottes gar nicht so harmlos erschien. Nehemia gab wegen dieser Bedenklichkeit diese Auslegungsweise auf, R. Akiba hingegen blieb unverfroren bei dieser Ausdeutung und beseitigte den Einwand durch die Bemerkung, auch in diesem Verse wolle das Gesetz andeuten, daß man nächst Gott noch sein heiliges Wort, die Thora, verehren müsse.

R. Akiba hat mit seinem System eine neue Bahn gebrochen, neue Gesichtspunkte eröffnet; dem mündlichen Gesetzesstoffe, von dem einige gesagt hatten, er schwebe an einem Haare und habe keinen Anhaltspunkt in der Schrift, war damit ein Halt gegeben; halachische Streitigkeiten waren dadurch teilweise abgeschnitten. Die Mitwelt R. Akibas war überrascht, geblendet und begeistert von diesem Neuen, das doch zu gleicher Zeit ganz alt schien. Man gestand sich ein, daß das Gesetz vergessen oder doch vernachlässigt worden wäre, wenn R. Akiba ihm nicht eine Stütze gegeben hätte. In übertreibender Begeisterung sagte man: „Viele Gesetzesbestimmungen, die Mose unbekannt waren, sind R. Akiba aufgegangen."

Wie R. Akiba durch neue Deutungen der Traditionslehre die innere Berechtigung zuerkannte und sicherte, so verhalf er ihr auch zu einer methodischen Abrundung und Ordnung. Er legte den Grund zu dem möglichen Abschlusse des reichen Stoffes. Die Halachas waren bisher ohne Zusammenhang und ohne Gruppierung vorgetragen worden und erforderten, um sich die ganze Masse derselben anzueignen und zu behalten, einen jahrelangen Umgang mit den Pflegern derselben, unermüdlichen Fleiß und ein treues Gedächtnis. R. Akiba

aber erleichterte das Studium der Gesetze, indem er sie systematisch in Gruppen ordnete und dadurch dem Gedächtnisse zu Hilfe kam. Er stellte sie nach ihrem Inhalte zusammen, so daß alle Gesetze über Sabbath, Ehe, Strafrecht, über Mein und Dein ein Ganzes bildeten. Dadurch gruppierte sich der ganze Stoff in gleichartige Teile, von denen jeder Teil den Namen Masechta (Textus, Fach) führte. Innerhalb jedes Teils ordnete er die Gesetze dann nach Zahlen, dem Gedächtnisse dadurch eine leichte Handhabe bietend.

Die durchweg originelle Lehrweise R. Akibas, welche sich inhaltlich durch die Behandlung des Stoffes und äußerlich durch die übersichtliche Ordnung unterschied, errang sich nach und nach trotz der Gegner von zwei Seiten her das höchste Ansehen, die herrschende Gültigkeit und verdrängte die bisherige Behandlungsweise allmählich. Der Name des Neubegründers der mündlichen Lehre wurde einer der gefeiertesten in den nahen und entfernten jüdischen Gemeinden. Die lernbegierige Jugend, welche mehr Geschmack am scharfsinnigen Entwickeln und Vergleichen, als am trockenen gedächtnismäßigen Überliefern fand, scharte sich um ihn. Die Zahl seiner Zuhörer gibt die Sage übertreibend auf Tausende an. Von dieser jedenfalls zahlreichen Jüngerschar begleitet, soll R. Akiba einst seine Frau aufgesucht haben, welche in großer Dürftigkeit gelebt hätte. Die Szene ihres Wiedersehens hat eine Sage recht malerisch dargestellt. Aus der ganzen Gegend war eine Menge Volkes zusammengeströmt, um den hochberühmten Lehrer zu sehen, darunter auch seine Frau, sehr ärmlich gekleidet. Bei seinem Anblick zerteilt sie ungeduldig die Menge und drängt sich an ihren Jugendgeliebten, um dessen Knie zu umfassen. Die Jünger waren schon im Begriffe, das zudringliche Weib zurückzustoßen, da ruft ihnen der Meister zu: „Laßt sie! denn was ich bin, und was ihr seid, haben wir ihr allein zu danken.“ Von dieser Zeit an lebte R. Akiba mit seiner Frau in großem Reichtume, sie, deren Armut bisher so erschreckend gewesen sein soll, daß sie nichts als Stroh zu ihrem Lager hatte. Er war auch recht stolz auf diese hartgeprüfte Frau. Er sagte, der ist reich, welcher ein tugendhaftes Weib sein nennt.

Seinen beständigen Aufenthalt hatte R. Akiba in Bene-Berak, wo sein Lehrhaus war. Doch war er als Mitglied des Synhedrin oft in Jamnia, und selten wurde ein Beschluß ohne ihn gefaßt. Als er einst bei einer wichtigen Verhandlung im Rate fehlte, konnte die aufgeworfene Frage nicht entschieden werden; denn man sagte: „wenn R. Akiba abwesend ist, so fehlt die Lehre.“ Die Huldigungen, die ihm von so vielen Seiten zuteil wurden, flößten ihm aber nicht im geringsten jenen Stolz ein, der nur zu oft als beständiger Begleiter des Ruhmes erscheint; nach wie vor nahm er die bescheidene Stellung gegen seine ehemaligen Lehrer und Genossen ein.

In der Entwicklung der jüdischen Lehre, in welche R. Akiba gewissermaßen ein umwälzendes Element gebracht hatte, nimmt R. Ismael Ben-Elisa eine nicht unbedeutende Stellung ein; er vertrat in der Auslegung und Deutung des schriftlichen Gesetzes den natürlichen Sinn und sozusagen den gesunden Menschenverstand und wurde dadurch der Hauptgegner des von R. Akiba ausgegangenen Lehrsystems. R. Ismael, gleich R. Akiba ein jüngerer Zeitgenosse dieses Geschlechts, war Sohn eines der letzten Hohenpriester vor der Tempelzerstörung. Vom Weinbau lebend und bemittelt, verwendete er sein Vermögen auf Pflege und Ausstattung jüdischer Mädchen, welche durch die Kriegsleiden verwaist oder verarmt waren. — Seine Ansichten über das Verhältnis der überlieferten Lehre zum Schriftworte zeichnen sich durch eine verständige ungekünstelte Haltung aus. Einer seiner Grundsätze lautete, die traditionellen Bestimmungen dürften nicht zu den ausdrücklichen Worten der Schrift in Widerspruch stehen, die Halacha müsse mit den Buchstaben des Textes harmonieren.

Nach R. Ismael führt die göttliche Gesetzgebung der Thora eine durchaus menschliche Sprache, worin eigene Redewendungen, sprachgebräuchliche Wiederholungen, rednerische Ausmalungen vorkommen, auf welche eben kein besonderes Gewicht zu legen sei, da sie weiter nichts als den Wert der Form beanspruchen. Dadurch verwarf er durchweg sämtliche Herleitungen R. Akibas. Nur die logisch einleuchtenden Hillelschen Regeln ließ er als Norm gelten. Aber auch diese wollte er in der heiligen Schrift ausdrücklich begründet sehen, darum bemühte er sich nachzuweisen, daß die Schlußfolgerung vom Niedern zum Höheren in der Bibel selbst vorkomme und eben dadurch berechtigt erscheine. Aber auch bei der Handhabung der berechtigten Folgerungsmaßregeln wollte er Maß und Beschränkung beachtet wissen. R. Ismael erweiterte die sieben Hillelschen Deutungsformeln in dreizehn. Diese seine Folgerungsregeln sind als Norm anerkannt worden, ohne daß jenes damit teilweise im Widerspruche stehende System R. Akibas verdrängt worden wäre; beide blieben als gleichberechtigt bei den Späteren im Gebrauch.

Diese fünf hervorragenden Männer, R. Gamaliel, der Vertreter der zusammenhaltenden Einheit, R. Elieser Ben-Hyrkanos, der starke Erhalter des Überlieferten, R. Josua der weise Vermittler der schroffen Gegensätze, R. Akiba, der rücksichtslose Systematiker, und R. Ismael, der nüchterne Schriftausleger, haben zwar dem Judentum ein so eigenartiges Gepräge gegeben, daß es weder Mose, noch die Propheten, noch Esra in dieser Gestalt wiedererkannt hätten. Sie haben es aber so sehr gekräftigt, daß es einen dauerhaften Bestand erhielt und imstande war, auch nach außen hin einen nicht ganz unbeträchtlichen Einfluß zu üben. War das aus unschein-

baren Elementen hervorgegangene Christentum nicht wenig stolz darauf, in kaum drei Menschenaltern einen so großen Anhang unter den Heiden gefunden zu haben, welche durch die Aufnahme der neuen Lehre ihre Nationalgötter mit einem unbekannten Gotte vertauschten, so hatte das Judentum weit mehr Grund, sich darauf etwas zugute zu tun, daß auch ihm Bekenner aus dem Heidentume zufielen. Ohnehin gebührte ja ein großer Teil des Sieges, welchen das Christentum über die Heidenwelt errang, der judäischen Religion, deren Grundwahrheiten und Sittenlehre bei den Bekehrungen der Heiden oft den Ausschlag gaben. Kämpften doch die heidenbekehrenden Apostel nur aus dem Bewußtsein des Judentums heraus gegen die mythologische Verkehrtheit der Griechen und Römer und bedienten sich hierbei des treffenden Spottes, welchen die Propheten und die hellenistischen Weisen gegen den Götzendienst, die daraus erwachsende Sittenlosigkeit und Trostlosigkeit mit so einschneidender Schärfe gerichtet hatten. Aber das Judentum feierte auf selbständige Weise seine Triumphe über das Heidentum, welche um so glänzender erscheinen, als ihm alle Mittel und Vorteile abgingen, welche den Übertritt der Heiden zur Christuslehre so sehr erleichterten. Das Christentum schickte seine eifrigen Sendboten aus, die, nach Paulus Beispiel, durch Beredsamkeit und angebliche Wunderkuren zum Übertritte verlockten. Es legte den Neubekehrten keine schweren Pflichten auf, ja es war nachsichtig genug, ihnen ihre alte Lebensgewohnheit und zum Teil auch ihre alte Denkweise zu lassen, ohne sie aus dem Kreise der Familie, der Freunde und des liebgewonnenen Umganges zu reißen. Es lehrte sie geradezu: „So ein Bruder ein ungläubig (heidnisches) Weib hat, und dieselbige läßt es ihr gefallen, bei ihm zu wohnen, der scheide sich nicht von ihr. Und so ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und er läßt es ihm gefallen, bei ihr zu wohnen, die scheide sich nicht von ihm.“ — „So aber jemand von den Ungläubigen euch ladet, und ihr wollt hingehen, so esset alles, was euch vorgetragen wird, und forschet nicht (ob es Götzenopfer sei). So aber jemand würde zu euch sagen, das ist Götzenopfer, so esset nicht um deß willen, der es anzeigt, auf daß ihr des Gewissens verschonet.“

Nicht so das Judentum, es sendete keine bekehrungseifrigen, überredensfertigen Apostel aus. Judäische Proselyten hatten unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, wenn sie sich zu diesem Schritte entschlossen. Sie mußten sich von ihrem Familienkreise trennen und sich von ihm in Speise und Trank, im alltäglichen Lebensverkehr absondern. Unerachtet dessen finden sich Beispiele von Bekehrung der Heiden zum Judentume im Morgenlande, Kleinasien und am häufigsten in Rom während des halben Jahrhunderts nach dem Untergang des judäischen Staates. Sie waren Gegenstand der Gesetz-

gebung im Jamnensischen Synhedrion. R. Gamaliel hat eigens einen Segen für die aufrichtigen Proselyten einschalten lassen. Aufrichtig war jedenfalls der Eintritt der Heiden in die judäische Gemeinschaft; denn irgend welchen Vorteil konnte sie ihnen nicht bieten, eher noch den Nachteil, daß sie unter Domitian ebenfalls zur Judensteuer herangezogen wurden. Der erhebende sittliche Gehalt der heiligen Schrift, welche ins Griechische übertragen war, und die todesverachtende Treue der Söhne Jakobs für ihre Lehre, welche die Zeloten im letzten Kriege bewährten, haben ihr Proselyten zugeführt.

Eine freudenerregende Bekehrung war für die Judenheit der Proselyte Akylas (A q u i l a). Er stammte aus der Landschaft Pontus, wo er reiche Besitzungen und Sklaven hatte. Als Grieche geboren und mit philosophischem Wissen vertraut, verließ Akylas den heidnischen Kultus, um sich den Heidenchristen anzuschließen, welche sich eines solchen Anhängers triumphierend rühmten. Doch gab er das Christentum auf, um es mit dem Judentume zu vertauschen. Dieser Austritt kränkte die Christen ebensosehr, wie seine frühere Bekehrung sie mit Freuden erfüllt hatte, und sie verbreiteten einen üblen Ruf von ihm. Dem Judentum blieb Akylas bis an sein Lebensende aufrichtig zugetan, unterzog sich freudig allen Verpflichtungen desselben und beobachtete selbst Erschwerungen, welche sich die Strengfrommen auferlegten. Als er nach dem Tode seines Vaters die Hinterlassenschaft mit seinen Brüdern teilte, mochte er für den Wert der Götzenbilder, welche seinen Brüdern zugefallen waren, nicht einmal das Äquivalent annehmen, sondern warf es ins Meer zur Vernichtung.

Berühmt machte sich Akylas durch seine neue griechische Übersetzung der heiligen Schrift. Die Willkür, mit welcher die Christen die ältere griechische Übersetzung behandelten, scheint ihm das Bedürfnis nach einer einfachen, unveränderbaren Übersetzung fühlbar gemacht zu haben. Da auch die Christen beim Gottesdienste die heilige Schrift lasen und zwar in der alexandrinischen Übersetzung der sogenannten Siebziger (Septuaginta), so lag ihnen viel daran, in diesem Texte recht viel Andeutungen und Beziehungen auf Christus hervorkehren zu können. Sie änderten daher manche Stellen ab und fügten hinzu, wie sie es brauchten, um in dem für heilig gehaltenen griechischen Texte bewährende Prophezeiungen auf Christus zu haben.

Einige christliche Kirchenoberen haben zu diesem Zwecke geflissentlich die altgriechische Übersetzung entstellt. Die alexandrinischen Judäer ihrerseits, über die Abänderungen im christlichen Sinne betroffen, änderten nicht minder den griechischen Text, um jede Beziehung auf Christus zu verwischen. Die Septuaginta war solchergestalt ein Tummelplatz für heftige Ringer geworden, und die Spuren des Parteikampfes sind noch teilweise an ihr zu erkennen.

Eine gute griechische Übertragung der Bibel war aber bei den Vorlesungen aus der Thora und den Propheten ein Bedürfnis für die griechisch redenden Juden. Es war damals allgemeiner Brauch, die in den Synagogen vorgelesenen Abschnitte aus der Bibel in die verständliche Landessprache zu verdolmetschen. Von diesen Rücksichten geleitet, unternahm Akylas, ausgerüstet mit vollkommenem Verständnis des Hebräischen und Griechischen, eine neue Übersetzung zu veranstalten, welche der Willkür entgegen arbeiten sollte. Er hielt sich zu diesem Zwecke beim Übersetzen streng an den hebräischen Urtext, übertrug mit peinlicher Genauigkeit Wort für Wort, ohne Rücksicht daß dadurch den griechischen Lesern der Sinn unverständlich bleiben würde. Als er nach Palästina eingewandert war, legte er seine Übersetzung den Gesetzeslehrern R. Elieser und R. Josua vor, und sie fanden sein Werk rühmenswert. Da machte er Bekanntschaft mit R. Akiba und seiner Auslegungsweise, daß jedes Wörtchen und jeder Buchstabe im Gesetz, die über den einfachen Sinn hinausgehen, nicht als Form angesehen werden dürfen, sondern ein Wink für erweiternde und beschränkende Ausdeutung geben. Aquila wurde davon sehr eingenommen, daß er eine Überarbeitung seiner Übersetzung vornahm. Diese zweite Übersetzung gab den hebräischen Text noch genauer an, mit treuester Anschmiegung an jede Partikel, jedes scheinbar überflüssige Wörtchen. Man wendete auf Akylas' Übersetzung den Schriftvers an: Gott hat Japhet (Typus des Griechentums) mit einer schönen Sprache begabt, und jetzt wird sie in dem Zelte Sems (Typus des Judentums) weilen. Waren die Frommen früher mit einer Übersetzung der heiligen Schrift überhaupt unzufrieden, weil sie glaubten, daß der ursprüngliche Sinn dadurch getrübt werden könnte, so hatte Akylas durch seine wörtlich treue Übersetzung über jene Bedenklichkeit hinweggeholfen und das Gewissen der Frommen beruhigt. Man legte ihr daher beinahe die Heiligkeit des hebräischen Urtextes bei und empfahl sie allgemein zum Zwecke öffentlicher Vorlesungen.

Akylas' Übersetzung fand daher die allgemeinste Verbreitung. Selbst die Ebioniten, denen die Entstellungen in der älteren Übersetzung zugunsten der Andeutung auf die Göttlichkeit Jesu nicht minder anstößig waren, als den Judäern, bedienten sich derselben beim Gottesdienste. Aus demselben Grunde verabscheuten sie gerade die Heidenchristen und diejenigen judenchristlichen Sekten, welche die Glaubensweise der Ebioniten aufgegeben hatten. Sie nahmen besonders an der Übersetzung des Verses in Jesaja Anstoß, welchen Akylas mit den Worten wiedergegeben hatte: „Siehe eine junge Frau ist schwanger, wird einen Sohn gebären und ihn Immanuel nennen." Die Christen hatten sich diesen Vers durch die Übersetzung

„eine Jungfrau wird schwanger werden" zurechtgelegt und darin die Prophezeiung von der jungfräulichen Geburt Jesu gefunden. — Akylas' Übersetzung, so wichtig für die Zeitgenossen, hat sich nach und nach verloren, und es sind von ihr nur einzelne Bruchstücke erhalten. Zum Muster nahm sie ein Späterer, welcher eine chaldäische Übersetzung des Fünfbuches angelegt hat. Man nennt sie Targum Onkelos, was bedeuten soll: eine wörtliche Verdolmetschung gleich der des Akylas.*)

Die Leistung des Übersetzers aus Pontus ist erstaunenswert, wie ein geborener Grieche die hebräische Sprache und das biblische Schrifttum sich so zu eigen gemacht hat, daß er sie Wort für Wort in griechischem Sprachgewande wiedergeben konnte. Nur seine schwärmerische Liebe zum Judentum kann diese Erscheinung erklären. Er verkehrte traulich mit dem tanaïtischen Kreise, und den Patriarchen R. Gamaliel verehrte er so sehr, daß er nach dessen Tode ihm zu Ehren reiche Stoffe und Gerätschaften verbrennen ließ, wie es damals bei Leichenbegängnissen vornehmer Personen üblich war. Vergebens hatte R. Gamaliel um der Verschwendung bei der Leichenfeier zu steuern, letztwillig verfügt, seinen Leichnam einfach in Linnen zu bestatten. Sein proselytischer Verehrer hat ihm eine fürstliche Bestattung bereitet.

Am meisten Anhänger fand das jüdische Bekenntnis in der Weltstadt Rom, trotz der Vorurteile und des Hasses, welche die Römer im allgemeinen gegen die Judäer hegten, und trotz des armseligen Äußern, welches verarmte judäische Freigelassene zeigten, die zum Erwerb den abergläubischen Römern Träume deuteten oder sie sonstwie anbettelten. Vornehme Römer, von der Erhabenheit des Gottes Israels, von der wunderbaren Geschichte und den Lehren der Sittlichkeit angezogen, wurden entweder Halbproselyten, verehrten diesen Gott und beobachteten manche judäische Gebräuche, oder traten ganz in die judäische Lebensgemeinschaft ein. Der scharfsichtige Geschichtsschreiber Tacitus konnte sich die Tatsache nicht gut erklären, wie Römer seiner Zeit ihre Götter verachten, ihr Vaterland aufgeben, Eltern, Kinder und Geschwister für nichts achten konnten, um sich dem Judentume anzuschließen. Der satyrische Dichter Juvenal, welcher sich über die Laster der Römer lustig machte, verspottet unter anderm auch die römischen Väter, welche jüdische Bräuche heilig hielten und dadurch ihre Kinder dem Judentume ganz und gar zuführten.

„Wenn den Kindern zum Los ein Vater, der Sabbate feiert,
„Bald dann werden sie nur verehren die Himmel und Wolken,
„Meiden des Schweines Genuß, als gelt' es vom Menschen zu essen,
„Weil auch der Vater es mied; bald legen sie ab auch die Vorhaut.
„Romas uraltes Gesetz gewöhnt überhaupt zu verachten,

*) Verdorbene Aussprache Onkelos statt Akylas.

„Lernen sie nur der Juden Gesetz und halten's und fürchten's,
„Wie's einst Mose gelehrt in einem mystischen Buche.
„Glaubensverwandten allein die rechten Wege zu weisen,
„Und zum labenden Quell nur Beschnittene freundlich zu führen.
„Schuld des Vaters allein; den siebenten Tag der Trägheit
„Weihend, scheut von des Lebens Geschäften er auch das Kleinste."

Allerdings hatte der maßlose Aberglaube der Römer und ihre überspannte Vorliebe für fremde Kulte an ihrer Anhänglichkeit an jüdische Bräuche ebensoviel Anteil, wie die Würdigung des sittlichen Inhalts des Judentums. Wie sich entartete und entnervte Römer zum Isistempel drängten, so mögen sie auch die Synagogen aufgesucht haben, um Orakel über ihre Zukunft zu erfahren. Es gab aber in Rom einen nicht unansehnlichen und gebildeten Kreis, welcher aus Überzeugung von der Trefflichkeit des Judentums eine besondere Vorliebe dafür empfand. Dieser Kreis gruppierte sich um einen Mann, Namens Epaphroditos, der als ein Freund allgemeiner Bildung, bei wichtigen Vorgängen beteiligt und als tugendhaft bewährt gerühmt wurde. Möglich, daß es der Geheimschreiber und Vertraute des Kaisers Nero war, welcher eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Dieser Epaphroditische Kreis verkehrte häufig mit dem Geschichtsschreiber Flavius Josephus, welcher die zweideutige, wo nicht verräterische Rolle, die er in dem Kriege gegen die Römer gespielt hatte, durch seine warme Anhänglichkeit an seine angestammte Religion und seine Glaubensgenossen gewissermaßen wett machen wollte. Josephus empfand schmerzlich jeden Unglimpf gegen das Judentum und seine Bekenner von großsprecherischen, sogenannten griechischen Philosophen, welche alles, was nicht gewöhnlich war, verächtlich zu machen pflegten. Wo er Gelegenheit hatte, betonte Josephus die hohe Sittlichkeit, welche seine Religion lehrt, und besonders das hohe Alter seines Volkes. Infolgedessen wurde er vom Epaphroditischen Kreise öfter ermahnt, eine Geschichte Israels von seinen Anfängen an für griechische Leser zusammenhängend und chronologisch darzustellen. Er unterzog sich dieser schwierigen Arbeit, wobei er viele Geschichtsquellen aufsuchen und zu Rate ziehen mußte. Er lieferte in zwanzig Büchern „von den judäischen Altertümern" ein unsterbliches Werk, welches ihm und dem Judentum zum Ruhme gereicht. Dieses in anziehendem griechischen Stile geschriebene umfassende Geschichtswerk vom Ursprung des judäischen Volkes bis zum Ausbruch des Krieges gegen die Römer (vollendet 93), weil mit Wärme geschrieben, befestigte Epaphroditos und seinen Kreis noch mehr in ihrer Vorliebe für das Judentum und gewann noch andere Verehrer dafür. Ein zweites Werk, wozu er herausgefordert wurde, machte vielleicht noch mehr Eindruck. Dieselben oder

andere schmähsüchtige Griechen verunglimpften in Wort und Schrift seine Geschichtsdarstellung, stellten das hohe Alter des judäischen Volkes in Abrede, weil griechische Geschichtskundige nichts von ihm hinterlassen haben, und frischten die Schmähungen älterer judenfeindlicher Schriftsteller gegen das judäische Gesetz und den Gesetzgeber, die der Molone und Apione wieder auf. Diese Herabwürdigung des Judentums drückte Josephus den Griffel in die Hand, eine Entgegnung zu schreiben. Meisterhaft wies er die oberflächlichen oder erlogenen Anschuldigungen der judenfeindlichen Schmäher ab und hob die sittliche und menschenfreundliche Lehre des Judentums überzeugend hervor. Mit diesem Werk in zwei Büchern „gegen die Griechen“ oder „gegen Apion“, die er dem Epaphroditischen Kreise widmete, hat Josephus zum Teil wieder gut gemacht, was er als Statthalter von Galiläa gegen die judäische Nation verbrochen hatte. Es herrscht darin eine glühende Überzeugung von der Vortrefflichkeit des Judentums und eine gewinnende Beredsamkeit. Gewiß hat es gebildeten vornehmen Römern Bewunderung für das Judentum eingeflößt und sie bestimmt, wenn auch nicht sich voll der judäischen Lebensgemeinschaft anzuschließen, so doch den Gott Israels zu verehren, ihr Götzenwesen zu verabscheuen, den Sabbat zu feiern und noch andere Gebote der judäischen Lehre zu beobachten. Josephus im Ruhestande wurde in Rom von dem Palaste der flavianischen Kaiser aus ein Apostel für das Judentum. Seine mit warmer Überzeugung verfaßten Schriften haben nicht wie die christlichen Apostel Proselyten aus der niederen Volksklasse, sondern Römer aus dem vornehmen Stande gewonnen.

Großes Aufsehen machte es in Rom, als ein Vetter der Kaiser Titus und Domitian, der Senator und einmal zweite Konsul Flavius Clemens eine Vorliebe für das Judentum hegte. Er hatte sicherlich Josephus Werke gelesen und auch mündlich mit ihm verkehrt, da der Geschichtsschreiber in die flavianische Familie aufgenommen war und in dem Palast der Flavianer wohnte. Wie wäre es möglich, daß er nicht mit Flavius Clemens Unterredungen gehabt und mit ihm nicht von dem, wessen sein Herz voll war, gesprochen haben sollte? Wenn er ihn nicht für das Judentum gewonnen, so hat er ihn gewiß in der Vorliebe dafür befestigt. Die Nachricht, daß ein Verwandter des Kaisers, ein Neffe des Tempelzerstörers, dem Judentume zugeneigt sei, drang bis nach Palästina in den Kreis der Gesetzeslehrer und erregte dort schwärmerische Hoffnungen. Zwei Söhne dieses Clemens waren von Domitian zu Cäsaren ernannt, einer von ihnen hatte Aussicht Kaiser zu werden. Welche Aussichten für das Judentum und die Judenheit, wenn ein Verehrer derselben Vater des Augustus werden sollte! Diese Nachricht aus Rom

ließ den Stimmführern in Judäa keine Ruhe. Vier derselben unternahmen eilends die Seereise im Herbst bei gefährlichen Stürmen nach Rom, um die hochwichtige Bekehrung des hochstehenden Clemens durch irgend etwas zu fördern oder um Zeuge derselben zu sein. Der Patriarch R. Gamaliel und sein ausgesöhnter Gegner R. Josua, beide in vorgerücktem Alter, der stellvertretende Patriarch R. Eleasar Ben-Asariah und R. Akiba, dessen Namen bereits einen Klang hatte, vertrauten ihr Leben dem zerbrechlichen Kiel auf dem stürmischen Meer für diese lange Fahrt. Die Christen in Palästina, welche mit Neid davon hörten, riefen ihnen nach: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und heuchlerischen Pharisäer, die ihr Meer und festes Land durchreiset, um einen zum Proselyten zu machen, und wenn er es geworden sein wird, machet ihr ihn zum Sohn der Hölle zweifach so viel, als ihr es seid!" Es war kein freundlicher Nachruf. In Rom nach manchen Fährnissen angekommen, verkehrten sie mit Personen von verschiedenen Klassen und scheinen auch von Flavius Josephus empfangen worden zu sein.

Hatte Domitian erst so spät erfahren, daß zahlreiche und vornehme Römer sich dem Judentum zuneigten und unter ihnen auch sein Vetter Clemens, und hat ihn diese Tatsache bis zur Wut aufgeregt? Oder hatte er einen solchen Groll gegen ihn, daß er ihm den Tod zugedacht, und hat nach seiner blutdürstigen Natur diesen Groll auch auf sämtliche Proselyten ausgedehnt? Der wahre Vorgang in Rom in Domitians letztem Jahre ist unbekannt geblieben. Bekannt geworden ist nur, daß er Flavius Clemens hat hinrichten lassen unter der Anklage, als wäre er ein Gottesleugner. Eine Sage erzählt, daß Clemens vor seinem Tode noch das Bundeszeichen an sich vorgenommen habe. Mit ihm wurden unter derselben Anklage viele römische Proselyten teils am Leben bestraft und teils zum Verlust ihres Vermögens verurteilt (95 oder 96). Wahrscheinlich hat Epaphroditos und sein vom Judentum angezogener Kreis in derselben Zeit den Tod erlitten. Josephus muß auch zu derselben Zeit sein Leben beendet haben, im besten Mannesalter, als er sich mit dem Gedanken beschäftigte, das Judentum noch durch eine philosophische Schrift zu verherrlichen. Wenn er, wie es scheint, als Märtyrer gestorben ist, so war sein Tod eine volle Sühne für seine Vergangenheit.

Es ist wohl glaublich, daß der blutdürstige letzte flavianische Kaiser sämtlichen Judäern im römischen Reiche den Tod zugedacht hat. Kamen doch in seinen letzten Regierungsjahren Hinrichtungen Unschuldiger nicht bloß zeitweise und in langen Zwischenräumen, sondern in einem fort, wie mit einem Schlage vor. Haßte er alle Menschen, so haßte er wahrscheinlich die Judäer doppelt, aber die Verschworenen, wozu auch seine eigene Frau gehörte, befreiten die römische Welt von diesem Ungeheuer in Menschengestalt. Clemens' Söhne kamen nicht

zur Regierung. Die vier Gesetzeslehrer hatten umsonst die Reise nach Rom gemacht. Nachfolger wurde der ehrwürdige Nerva, der einen Kontrast zu Domitians Charakter bildete. Gerecht, weise, menschenfreundlich, fehlte ihm nur die Jugend, um seinen weisen Anordnungen Nachdruck zu geben und das durch Domitians Grausamkeit und Launenhaftigkeit zerrüttete römische Reich wiederherzustellen. Die Judäer und die Proselyten empfanden sogleich die Folgen dieses Thronwechsels. In der kurzen Zeit seiner Regierung, nicht länger als sechzehn Monate (Sept. 96 bis Jan. 98), in welcher so viele Mißbräuche und Gebrechen im Staate zu beseitigen waren, nahm sich Nerva doch Zeit, sich mit den Judäern zu beschäftigen. Er gestattete jedermann, sich zum Judentum zu bekennen, ohne in die Strafe für Gottesleugner zu verfallen. Auch die Judensteuer wurde, wenn nicht ganz aufgehoben, doch mit Nachsicht eingezogen. Beschuldigungen wegen Umgehung dieser Steuer sollten nicht angehört werden. Dieser Akt Nervas scheint eine so große Bedeutung gehabt zu haben, daß eine Denkmünze zur Verewigung desselben geprägt wurde. Sie stellt auf der einen Seite den Kaiser Nerva dar, auf der andern einen Palmbaum (Symbol für Judäa) mit der Inschrift: „Anklagen wegen Judensteuer sind aufgehoben*). Die allzu kurze Regierungszeit Nervas hemmte die fernere Wirkung der wohlwollenden Stimmung für die Judäer; mit seinem Nachfolger kehrte die alte Gehässigkeit zwischen Römern und Judäern wieder, und bald standen beide Völker zum zweiten Male mit den Waffen in der Hand einander gegenüber.

Nerva hatte den Spanier Ulpius Trajanus zum Nachfolger erwählt. Der Kaiser, Sieger gegen die Dacier an der Donau, ging ans Werk, seinen Lieblingstraum zu verwirklichen, auch die Länder zwischen Euphrat und Tigris und womöglich auch zwischen Indus und Ganges dem römischen Reiche zu unterwerfen, um die Lorbeeren Alexanders des Großen um seine Schläfen zu winden (114). In den parthischen Ländern hatte er leichtes Spiel, weil dieses alte Reich, gespalten durch schwache Kronprätendenten, dem Eroberer nur halben Widerstand entgegensetzte. Nur die Judäer, die in dieser Gegend äußerst zahlreich wohnten, ganze Städte und Striche inne hatten und eine gewisse politische Selbständigkeit unter ihrem Fürsten der Gefangenschaft oder Exilarchen besaßen, traten dem römischen Eroberer aus religiöser Abneigung entgegen. Die babylonischen Judäer erblickten in Trajan den Nachkommen derer, welche den Tempel zerstört und ihre Brüder zu schmählicher Knechtschaft verdammt hatten, und rüsteten sich ihrerseits zu einem heiligen Kampfe. Die Stadt Nisibis, welche von jeher eine zahlreiche judäische Einwohnerschaft in ihren

*) Fisci Judaici calumnia sublata.

Mauern hatte, entwickelte einen so hartnäckigen Widerstand, daß sie erst nach langer Belagerung eingenommen werden konnte, dafür aber hart büßen mußte. Die Landschaft Adiabene am mittleren Lauf des Tigris gehorchte einem Herrscher, dessen Vorfahren vor kaum einem Jahrhundert das Judentum angenommen hatten. Der adiabenische König Mebarsapes war vielleicht selbst noch dem jüdischen Bekenntnisse zugetan. Er kämpfte mutig gegen Trajan, erlag aber ebenfalls der römischen Übermacht. Wie keiner seiner Vorgänger aus der republikanischen und Kaiserzeit sah Trajan in der kürzesten Zeit die Erfolge seines Kriegszuges. Die Siege fielen ihm sozusagen in den Schoß. Sämtliche Könige und Fürsten Armeniens und der Euphrat-Tigrisgegend legten ihm ihre Diademe zu Füßen und empfingen von ihm ihre Erbländer zu Lehen, oder sie mußten sie den Römern als eroberten Boden überlassen. Im Frühjahr (115) zog er zum zweiten Male aus, um den letzten Widerstand zur vollständigen Unterwerfung dieser Gebiete zu brechen. Doch kaum überließ sich Trajan der Freude über seine Siege, als die eroberten Länderstrecken innerhalb der Zwillingsflüsse wieder abfielen. An diesem Abfall hatten die Judäer den größten Anteil, ja sie verbreiteten Aufstände über einen großen Teil des römischen Reiches. Nicht nur die in Babylonien, sondern auch die in Ägypten, Kyrene, Lybien und auf der Insel Cypern faßten den kühnen Gedanken, das römische Joch abzuschütten. Wie von einem überwältigenden Geiste — die feindlichen Quellen sagen von einer Raserei getrieben — griffen die judäischen Einwohner dieser so weit auseinanderliegenden Länder zu den Waffen, als wollten sie den Feinden zeigen, daß ihre Kraft noch nicht gelähmt war.

In dem halben Jahrhunderte seit dem Untergang des judäischen Staates durch die Römer war ein neues Geschlecht herangewachsen, welches den zelotischen Geist ihrer Väter geerbt und noch ein frisches Gedächtnis für die ehemalige Selbständigkeit behalten hatte und das Schmerzgefühl für die Erniedrigung in der Gegenwart empfand. Die Hoffnung der tanaïtischen Lehrer: „bald wird der Tempel wieder erbaut werden“, hatte den Freiheitsgeist der Jugend genährt und wach erhalten; sie hatten in den Lehrhäusern Kriegsmut und Handhabung der Waffen nicht verlernt. Wahrscheinlich hat der Übermut der rücksichtslosen römischen Behörden zum Aufstand gereizt. Die Anreger und Führer des Aufstandes scheinen zwei Brüder aus Alexandrien gewesen zu sein, Julianus und Pappos (mit ihren hebräischen Namen wohl Simon und Schemaja), welche „der Stolz Israels“ genannt wurden. Ungewiß ist es, wo sie zuerst den Aufruf zum Kampfe erlassen haben. In der Landschaft Kyrene, deren judäische Bewohner nach der Zerstörung Jerusalems von den flüchtigen Zeloten zum Kampfe gegen die Römer ermutigt worden

waren, ging der erste Anstoß für die Erhebung in Afrika aus, da dieses Land nur wenig römische Truppen hatte, weil Trajan sie für seine Kriege im Partherlande verwendet hatte. Die kyrenäischen Judäer hatten einen Anführer, den die einen Andreas, die andern Lucuas nennen. Im Anfang glich die Erhebung jedem Volksaufstande. Zuerst überfielen die judäischen Kyrenäer die Römer und Griechen in ihren Städten, töteten viele und rächten den Untergang ihrer Nationalität an ihren nächsten Feinden. Gewiß geflissentlich erfunden ist die Schilderung der Grausamkeit, welche die judäischen Kämpfer begangen haben sollen, daß sie das Fleisch der gefallenen Heiden verzehrt, sich mit ihrem Blute bestrichen oder gar die Gefangenen zersägt hätten. Glaublich aber ist es, daß sie die Gefangenen gezwungen haben, mit wilden Tieren bis zum Verröcheln zu kämpfen; sie haben nur Wiedervergeltung geübt. Auch ist es wohl übertrieben, daß 220 000 Heiden damals umgekommen sein sollen. Von Kyrene aus warfen sich die judäischen Kämpfer auf Ägypten und vereinigten sich mit den Aufständischen dieses Landes. Der Statthalter Lupus, der gegen sie zog, erlitt eine Niederlage vor ihrem Ungestüm. Infolgedessen waren ihnen die Landstädte preisgegeben. Die Flüchtlinge, welche in Alexandrien Schutz gesucht hatten, vereinten sich aber mit den Bewohnern dieser Hauptstadt, überfielen die judäischen Bewohner und verfuhren gegen sie mit gleicher Grausamkeit.

Die judäischen Sieger über Kyrene rächten indes ihre ermordeten Brüder, überfielen Alexandrien und richteten so bedeutende Verwüstungen darin an, daß die Stadt später wieder aufgebaut werden mußte. Der Statthalter Lupus konnte mit seinen römischen Truppen dem Anprall der judäischen Scharen nicht standhalten. Die Angst der Griechen und Römer in der ägyptischen Hauptstadt vor ihnen war so groß, daß der Geschichtsschreiber Appian in Nacht und Nebel entfloh, ratlos umherirrend, um ein Schiff zu seiner Rettung zu besteigen, und bei jedem Geräusch in Furcht schwebte, von den judäischen Verfolgern ereilt zu werden.

Auf der Insel Cypern, wo von jeher viele Judäer wohnten und Synagogen besaßen, leitete ein gewisser Artemion die Erhebung gegen die Römer. Sie sollen Salamis, die Hauptstadt der Insel, zerstört und 240 000 Griechen umgebracht haben. — Trajan, der sich in Babylonien aufhielt, fürchtete die Ausbreitung dieses Aufstandes in hohem Grade und sandte eilig eine Truppenmacht ab, die im Verhältnis zu der Größe der Gefahr stand. Einem seiner Hauptfeldherren, Martius Turbo übergab er eine bedeutende Land- und Seemacht, die hochauflodernde Kriegsflamme der Judäer in Ägypten, Kyrene und auf der Insel Cypern zu löschen. In der Euphratgegend, wo die Judäer, trotz der Nähe des Kaisers, mit einer erdrückenden

Militärmacht eine drohende Haltung angenommen hatten, übergab er den Oberbefehl seinem Lieblingsfeldherrn Lusius Quietus, einem maurischen Fürsten von grausamem Gemüte, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Quietus hatte den Auftrag erhalten, die Judäer des ihm zugewiesenen Gebietes ganz und gar zu vertilgen. Auf mehreren Seiten hatte also Trajan gegen die Juden zu kämpfen, und wenn diese Brennpunkte der Empörung sich zu einem einzigen vereinigt und gegenseitig unterstützt hätten, so würde vielleicht schon damals (116—117) der Riesenkoloß des römischen Reiches den Stoß erhalten haben, den er einige Jahrhunderte später durch die nordischen Barbaren erlitten hat.

Martius Turbo, der den ägyptischen und kyrenäischen Aufstand zu bekämpfen hatte, eilte mit vollen Segeln nach den bedrohten Punkten. Er vermied mit kluger Berechnung der feindlichen Kräfte jeden ungestümen Angriff, der für Massen, welche mehr durch die Begeisterung, als durch Kriegsordnung zusammengehalten werden, günst g gewesen wäre und sie zum Siege geführt hätte. Er rieb vielmehr die Scharen der Aufständischen durch kleine Scharmützel auf, die sie allmählich müde machten und ihre Reihen lichteten. Doch erlagen die judäischen Kämpfer nicht ohne tapfere Gegenwehr. Erst nach vielen lange dauernden Kämpfen gelang es den Römern Herren des Aufstandes zu werden, weil sie mit überlegener Zahl, überlegener Kriegskunst und besonders mit Reiterei gegen schlecht bewaffnete Fußtruppen kämpften. Gegen die Gefangenen benahm sich Turbo mit einer Grausamkeit, welche bei den Römern nicht mehr auffiel. Die Legionen umringten die Gefangenen und hieben sie in Stücke, die Frauen wurden genotzüchtigt, die Widerstrebenden getötet. Die uralte alexandrinische Synagoge, ein Wunderwerk der ägyptisch-griechischen Baukunst, wurde zerstört. Seit der Zeit ist der Glanz Israels erloschen, sagte man in judäischen Kreisen. Turbo führte nach Beendigung des afrikanischen Aufstandes seine Legionen gegen Cypern, und die judäischen Bewohner auf dieser Insel wurden gänzlich aufgerieben. Der Kampf muß hier so erbittert gewesen sein, daß sich in Cypern ein leidenschaftlicher Haß gegen die Judäer vererbte, der sich in einem barbarischen Gesetze verewigte, nach welchem keiner dieses Stammes die Insel Cypern betreten dürfe, nicht einmal im Notfalle eines Schiffbruches, wenn an die Küste verschlagen.

Den Vertilgungskrieg gegen die babylonischen und mesopotamischen Juden führte Lusius Quietus mit der ihm eigenen Unmenschlichkeit. Häuser, Straßen, Wege und Stege waren mit Leichen besäet. Als Belohnung für den großen Dienst, den dieser Feldherr ihm bei der Bekämpfung der Judäer geleistet, ernannte ihn Trajan zum Statthalter von Palästina mit ausgedehnter Vollmacht. Hier war nämlich

ebenfalls ein Aufstand ausgebrochen, hatte aber nicht diese Ausdehnung wie in Ägypten und Kyrene. Leichter konnte Quietus ihn überwältigen. Die Alexandriner Julianus und Pappos, welche ihn hier geleitet hatten, waren in Gefangenschaft geraten und sahen ihrem Tod von der Hand des unerbittlichen Quietus entgegen. Der Schmerz um die Gefallenen in Palästina war so groß, daß das Synhedrion neue Trauerzeichen zum Andenken an Unglückstage zu den alten wegen der Zerstörung Jerusalems hinzufügte. Die Bräute sollten fortan am Hochzeitstage nicht den üblichen Kranz aufsetzen.

Trajan selbst mußte Parthien verlassen und den Gedanken fahren lassen, das parthische Land in eine römische Provinz zu verwandeln. Durch das Scheitern seines Lieblingsplanes zusammengebrochen, erkrankte er, wurde in diesem Zustande nach Antiochien gebracht und starb nach einigen Monaten in Cilicien. Nicht einmal sein letzter Wunsch, seinen Feldherrn Quietus zum Nachfolger zu haben, wurde erfüllt; seine schlaue Gemahlin Plotina vereitelte seinen letzten Willen und machte dem Heere weis, Trajan habe vor seinem Tode seinen Verwandten Aelius Hadrian zum Sohn und Thronfolger angenommen.

Viertes Kapitel.

Der blutige Krieg unter Hadrian.

(117 bis 140.

Hadrian fand bei seinem Regierungsantritt (August 117) eine Reihe von Völkern schon im Aufstande begriffen, und andere, welche neuerdings Miene machten, die Fesseln des alles bezwingenden Rom zu sprengen. Kaum war die Kunde von Trajans Tode verbreitet, dessen eisernen Arm man gefürchtet, als im Morgen- und Abendlande die Flammen des Aufstandes hell aufschlugen. Hadrian, der mehr Ehrgeiz und Ruhmredigkeit als kriegerischen Mut besaß, schreckte vor der Aussicht auf so viele langwierige Kriege zurück. Ohnehin neidisch auf den Ruhm seines Vorgängers, ging er zum ersten Male von der hartnäckigen römischen Politik ab, welche, um alles zu behaupten, alles wagte; er schlug den Weg der Nachgiebigkeit ein. Wie er das parthische Land seinen eigenen Fürsten überließ und sich von jedem Anspruch darauf lossagte, wie er auch den andern im Aufstand begriffenen Provinzen Zugeständnisse machte, so zeigte er auch den Judäern freundlich Geneigtheit, ihre Wünsche zu befriedigen. Frohe Aussicht schöpften die palästinensischen Judäer, als Hadrian den Massenmörder Quietus seines Amtes entsetze. Er entfernte ihn zwar nur, um einen gefährlichen Nebenbuhler unschädlich zu machen. Nichtsdestoweniger erblickten die Judäer in Quietus' Ungnade ein günstiges

Zeichen für sich. Ehe dieser seine Ungnade erfuhr, war er im Begriff, über die zwei jüdischen Leiter, Julianus und Pappos, welche in seine Hände geraten waren, das Todesurteil zu sprechen. Höhnisch sprach er zu ihnen: „Wenn euer Gott so mächtig ist, wie ihr behauptet, so möge er euch aus meiner Hand retten." Sie erwiderten ihm: „Du bist kaum würdig, daß Gott deinetwegen ein Wunder tun sollte, denn du bist nicht Selbstherrscher, sondern nur Untertan eines Höheren." Und im Augenblick, als die zwei Gefangenen zum Märtyrertod geführt werden sollten, traf der Befehl ein, welcher den Blutrichter von der Statthalterschaft in Judäa abrief. Der Tag der Befreiung des Julianus und Pappos (12. Adar) wurde als Gedenktag unter dem Namen „Trajanstag" gefeiert. So angesehen, beliebt und hervorragend war dieses Brüderpaar.

Die Judäer in allen Ländern der Zerstreuung hegten aber einen heißen Wunsch, dessen Erfüllung sie von Hadrian erwarteten. Ihre Schilderhebung in den verschiedenen Provinzen, welche Trajans Feldherren nur mit großer Anstrengung hatten bewältigen können, hatte ihren Grund in der tiefen Erbitterung gegen die Römer über die Zerstörung ihrer heiligen Stadt und ihres heiligen Tempels. Die judäischen Kämpfer mögen kein Geheimnis daraus gemacht haben, daß ihr Sieg den Wiederaufbau der heiligen Trümmer zur Folge haben würde. Die Führer der Judenheit haben gewiß diesen ihren Herzenswunsch dem neuen Kaiser nahegelegt und von ihm dieses Zugeständnis als Bedingung für ihr friedliches Verhalten verlangt oder als Gnade erbeten. Hadrian schlug es ihnen nicht ab. Seine Scheu vor verwickelten Kriegen, die ihm in den siegenden Feldherren Nebenbuhler erwecken könnten, und seine Leidenschaft, durch Alter berühmte Städte aus den Trümmern zu erheben, vereinigten sich, diesen Wunsch der Judäer zu erfüllen. Alsbald wurde der Wiederaufbau Jerusalems in Angriff genommen. Man ging daran, den Trümmerschutt zu entfernen. Hadrian soll den Bibelübersetzer Aquila zum Aufseher über den Bau ernannt haben.

Zunächst mußten Spenden für die Kosten des Baues gesammelt werden. An der Spitze standen wiederum Julianus und Pappos, welche durch Hadrians Dazwischenkunft vom Tode errettet worden waren. Sie entfalteten außerordentlichen Eifer für das Werk. Wechseltische stellten sie in den Städten zwischen Antiochien und Akko auf, um die Geldleistungen in Empfang zu nehmen und die ausländischen Münzen in gangbare umzutauschen. Die wenig bemittelten ausländischen Judäer, welche eingetroffen waren, um sich an der Wiederherstellung zu beteiligen, versorgten sie mit allem Nötigen. Die Spenden gingen gewiß reichlich ein, die Begeisterung und der Jubel der Juden über die Aussicht, wieder einen heiligen Mittelpunkt zu haben,

waren selbstverständlich groß. Ein judäisch-griechischer Dichter gab den Gefühlen, welche damals die Judäer aller Länder beseelten, in griechischen Versen Ausdruck. Er legte wohlklingende griechische Verse, wie sein Vorgänger der Sibylle in den Mund, sprach rühmend von dem blondlockigen trefflichen Kaiser und stellte das Eintreffen messianisch glücklicher Zeiten in Aussicht. Die judäische Sibylle schwärmte und träumte den baldigen Sturz des Heidentums. Im Anfang seiner Regierung war Hadrian bei den Judäern beliebt. Aber in eben diesem Maße, als sie in dem Gedanken glücklich waren, wieder ein Heiligtum zu besitzen, in eben dem Maße fühlten die Christen einen Ingrimm gegen das beginnende Werk. Sie hatten sich tief in den Glauben hineingewühlt, daß Jesus als Messias Opfer entbehrlich gemacht habe und daß eben deswegen der Tempel zerstört worden sei. Wie, wenn das Heiligtum wieder erstehen sollte? All ihre Beweisgründe und Deutungen wären damit über den Haufen geworfen. Um die Gläubigen nicht zu entmutigen, richtete ein alexandrinischer Judenchrist unter dem Namen Barnabas ein Sendschreiben an seine Genossen mit sichtbarer Verstimmung: „Diejenigen, welche den Tempel zerstört haben, werden ihn erbauen! Es wird geschehen. Durch ihre Kriege wurde er von den Feinden zerstört, jetzt werden sie und die Diener ihrer Feinde ihn wieder errichten, aber nur damit die heilige Stadt, der Tempel und das Volk Israel wieder überliefert werde." Nächst den Christen sahen auch die Samaritaner den Wiederaufbau der heiligen Stadt mit scheelen Augen an. Beide haben es vermutlich nicht an Anstrengung fehlen lassen, ihn zu hintertreiben. Wie ihre Vorfahren zur Zeit der Perserkönige bei diesen verläumderische Anklagen angebracht haben, daß der Besitz einer Hauptstadt mit einem Heiligtume das unbotmäßige judäische Volk zum Abfall ermutigen werde, ebenso haben die Samaritaner den Kaiser durch ähnliche Zuflüsterungen bewogen, seine Zusage zurückzunehmen, wenn sein Landpfleger in Judäa, welcher die Stimmung der Judäer kannte, nicht abgemahnt hat, ihnen eine Art Selbständigkeit zu gewähren. Der waffenscheue Hadrian wagte aber nicht sein gegebenes Wort zu widerrufen, sondern mäkelte daran. Der Tempel sollte nicht auf seinem früheren Platze erbaut werden; dabei dachte er Jerusalem, das allerdings wiederhergestellt werden sollte, in eine heidnische Stadt umzuwandeln.

Selbstverständlich waren die Judäer über die Verdrehung in hohem Grade erbittert und waren nicht gesonnen, mit sich spielen zu lassen. Eine große Menge rottete sich in der Rimmonebene im Tale Jesreel zusammen. Ein Aufstand und ein erbitterter Krieg, wie er später zum Ausbruch kam, schien unvermeidlich. Doch gab es auch Friedlichgesinnte unter dem Volke, welche das Gefährliche eines neuen

Aufstandes erkannt haben mochten. An der Spitze der Friedenspartei stand R. Josua. Er war nicht von Vorurteilen gegen die Heidenwelt eingenommen, er sprach ihr nicht alle Tugenden und allen Wert in Gottes Augen ab, wie es auch Christen taten. Im Gegenteil behauptete R. Josua: „Die Frommen und Sittlichen aller Völker haben Anteil am zukünftigen Leben der Seligkeit zu erwarten.“ Ihn rief man schnell herbei, damit er durch sein Ansehen und seine Beredsamkeit die aufgeregte, kriegslustige Menge beschwichtigen sollte. R. Josua sprach zum Volke in derjenigen Form, welche sich stets zur Umstimmung von Volksmassen bewährt und wirksam zeigte; er trug eine Fabel vor und zog daraus die Nutzanwendung für die damalige Lage. „Ein Löwe hatte sich einst an seiner Beute gesättigt, aber ein Knochen blieb ihm davon im Halse stecken. In der Angst versprach er demjenigen eine große Belohnung zu geben, der ihm den Knochen herausziehen würde. Ein Kranich mit langem Halse stellte sich dazu ein, vollzog die Operation und verlangte zuletzt seinen Lohn. Der Löwe aber sprach spöttisch: „Sei froh, daß du deinen Kopf unversehrt aus des Löwen Rachen gezogen hast.“ „Ebenso“, fuhr R. Josua fort, „sollten wir froh sein, daß wir mir heiler Haut aus des Römers Hand davonkommen.“ Für den Augenblick hat R. Josuas Wort für friedliches Verhalten, von seiner Autorität unterstützt, die Menge vom Aufruhr zurückgehalten. Aber die Schwärmerei für den blondgelockten Kaiser hatte damit ein Ende und verwandelte sich in bittern Haß. Er aber merkte nichts von dieser Umstimmung oder achtete nicht darauf. Auf seinen vielfachen Reisen durch fast alle Provinzen war er auch im letzten Jahrzehnt seiner Regierung nach Judäa gekommen und berichtete nach Rom von dem freundlichen Empfang der Bewohner. Der Senat verewigte Hadrians Selbsttäuschung durch Münzen von Hadrians Anwesenheit in Judäa. Der Kaiser ist darauf abgebildet gegenüber einer Frauengestalt (Judäa) neben einem Altar, worauf beide zu opfern sich anschicken. Zwei oder drei Kinder (die Landesteile darstellend) stehen dabei und reichen dem Kaiser Palmenzweige als Symbol des Friedens. Es war eine arge Täuschung. Die Judäer bereiteten im Gegenteil den Krieg von langer Hand vor. Die Waffen, welche die judäischen Schmiede für die Römer anfertigten, machten sie, in der Voraussicht, daß man dieselben gegen sie gebrauchen werde, geflissentlich schwach und unbrauchbar. In den höhlenreichen Kalkgebirgen Judäas legten die Verschworenen im stillen unterirdische Gänge und Schlupfwinkel an, welche vor dem Kriege als heimliche Waffenplätze und während desselben als gelegene Hinterhalte dienten, den Feind unversehens zu überfallen. Eine geräuschlose, aber erfolgreiche Tätigkeit scheint R. Akiba bei den Vorbereitungen zur Erhebung entwickelt zu haben. Er hatte weite Reisen zu den jüdischen

Gemeinden der parthischen Länder und Kleinasiens gemacht. Der Zweck seiner Reise mag gewesen sein, die judäischen Einwohner dieser Länder für den Abfall von Rom und die Wiederherstellung eines jüdischen Gemeinwesens zu entflammen. R. Akiba war nach dem Tode R. Josuas als das religiöse Oberhaupt der Gesamtjudenheit anerkannt.

Hadrian, in völlige Sicherheit gewiegt, merkte von der fast unter seinen Augen an verschiedenen Punkten des römischen Reiches geleiteten Verschwörung erst dann, als sie mit Zuversicht und Kraft ans Tageslicht getreten war; so geschickt hatten die Judäer die römischen Auflauerer zu täuschen verstanden. Als der Aufstand ausbrechen sollte, war alles in Bereitschaft. Waffenvorräte, Kommunikationsmittel, Krieger und selbst ein gewaltiger Führer, welcher durch eine eigene Stellung religiöse Begeisterung und kriegerischen Mut einzuflößen wußte. Als günstige Vorbedeutung für die kühne Unternehmung des Abfalls von Rom galt der Untergang der zwei Stationsplätze für die Legionen. Cäsarea und Emmaus waren einige Jahre vorher von einem Erdbeben zerstört worden. Cäsarea war die römische Hauptstadt in Judäa, die Residenz der Statthalter. Eine eigentümliche Vorstellung war verbreitet, daß, wie Cäsareas Größe sich von der Zerstörung Jerusalems datierte, Jerusalem wiederum durch den Fall Cäsareas erhoben werde. Emmaus war von Vespasian ausgedienten Soldaten zum Wohnsitz angewiesen worden und demnach eine zweite Zwingburg gewesen.

Der Hauptheld der Erhebung in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Hadrian war Bar-Kocheba, welcher dem römischen Reich in seiner damaligen Schwäche nicht weniger Schrecken einjagte, als einst Brennus und Hannibal. — Von der Abstammung und dem früheren Leben dieser vielfach geschmähten Persönlichkeit ist auch nicht eine dunkle Spur bekannt. Er taucht, wie jeder Revolutionsheld, plötzlich auf, erscheint als der Inbegriff des Volkswillens und des Volksunwillens, verbreitet Schrecken um sich her und steht da als der einzige Mittelpunkt der unaufhaltsamen Bewegung. Sein eigentlicher Name war Bar Kosiba, keineswegs ein Schimpfname, etwa Lügensohn, sondern weil er aus einem Orte Namens Kosib stammte. Bar-Kocheba war nur ein messianischer Name, welchen ihm R. Akiba gegeben hat. Als dieser ihn zum ersten Male erblickte, machte dessen ganze Erscheinung einen solchen ergreifenden Eindruck auf ihn, daß er in die Worte ausbrach: „Das ist der messianische König." Er wendete auf ihn den Schriftvers an: „Kosiba ist als ein Stern (Kochab) aufgegangen in Jakob." R. Akiba wurde durch die jedenfalls hervorragende Persönlichkeit Bar-Kochebas in seiner Hoffnung, daß der römische Übermut gebeugt und die Herrlichkeit Israels wieder erglänzen

werde, noch mehr bestärkt, und erwartete durch denselben das messianische Reich in der nächsten Zukunft. Er wendete darauf den Vers des Propheten Chagai an: „Noch ein Kleines, und ich lasse Himmel und Erde erschüttern, stürze um den Thron der Reiche und vertilge die Macht der Heiden.“ Indessen teilten nicht alle R. Akibas fromme Schwärmerei; Jochanan Ben-Torta entgegnete zweifelnd auf diese hochfliegenden Hoffnungen: „Eher wird Gras aus deinen Kinnladen, Akiba, wachsen, ehe der Messias erscheinen wird.“ Die Anerkennung und Huldigung, welche R. Akiba ihm zu Teil werden ließ, war jedoch vollkommen hinreichend, Bar-Kechoba den Strahlenschein einer von Gott stammenden Würde zu verleihen und ihm eine unbestreitbare Autorität beizulegen, welche die Mittel, die ihm zu Gebote standen, vervielfältigte und steigerte.

Zu diesem Messiaskönige strömten die judäischen Krieger aus allen Ländern herbei und die Erhebung erhielt eine weitgreifende Ausdehnung. Selbst die Samariter, welche sich sonst immer zur Gegenpartei der Judäer hielten, scharten sich zu ihren ehemaligen Gegnern. Selbst Heiden machten gemeinschaftliche Sache mit den Judäern, von dem Gedanken geleitet, auch ihrerseits das unerträgliche römische Joch abzuschütteln. Es schien, als ob das römische Reich in Bewegung wäre, einen gewaltigen Stoß erleiden, und die mühsam zusammengehaltenen Glieder des Riesenleibes sich lockern sollten. Man kann nach diesen Vorgängen die Zahl der Krieger in diesem Aufstande nicht für durchaus übertrieben halten, wenn eine jüdische Quelle sie auf 400 000 und der heidnische Geschichtsschreiber (Dio Cassius) gar auf 580 000 angibt. Bar-Kocheba, ein zelotischer Spätling, der an den wilden Simon Bar-Gioras erinnert, fühlte sich durch seine körperliche und geistige Kraft und durch sein erprobtes Heer so unüberwindlich, daß er die lästerlichen Worte gesprochen haben soll: „Herr, wenn du uns nicht helfen willst, so hilf wenigstens unsern Feinden nicht, dann werden wir nicht unterliegen.“

Einer so riesigen Kraftentwicklung war der damalige römische Statthalter in Judäa mit seiner wahrscheinlich geringen Truppenzahl nicht gewachsen. Sein Name war Tinnius Rufus, derselbe, welcher in den jüdischen Quellen, unter dem Namen Tyrannus Rufus, als die stehende Figur eines Menschenschlächters, welcher zu der Grausamkeit übermütigen Spott hinzufügt, berüchtigt ist. Dem Andrange des kriegerischen Messias, dessen Scharen aus dem Boden zu wachsen schienen, konnten die römischen Stationstruppen nicht lange widerstehen. Rufus zog sich zurück, räumte den Aufständischen eine Festung nach der andern, und binnen Jahresfrist (132—133) fielen an fünfzig feste Plätze und viele offene Städte und Dörfer in ihre Hände. Als Hadrian die erste Nachricht von dem Auf-

stande in Judäa erhielt, legte er ihm kein großes Gewicht bei; aber als dann Berichte von einer Niederlage der römischen Truppen nach der andern einliefen, schickte er Truppenverstärkung und seine besten Feldherrn auf den Kriegsschauplatz. Legionen aus Phönizien, Ägypten und Arabien wurden eiligst nach Judäa befördert, selbst aus den weitabliegenden Provinzen Mösien und Mauretanien wurden Truppenteile herbeigezogen. Die syrische und phönizische Flotte hatte vollauf zu tun, Truppenteile zur Verstärkung auszuschiffen. Zwei auf andern Schauplätzen siegreiche Feldherrn trafen gleichzeitig oder nach einander ein, den Krieg, welcher sich über die Nachbarprovinzen auszudehnen drohte, zu beenden: Publius Marcellus, Statthalter von Syrien, und Lolius Urbicius, bisher Statthalter von Niederdeutschland; sie sollten den Kaiser im Kriege vertreten. Vergebens, sie hatten kein besseres Glück als Rufus und ließen ihren Ruhm auf den judäischen Schlachtfeldern.

Diese unerwarteten Erfolge machten das jüdäische Volk so sicher, als wenn seine Unabhängigkeit nimmer mehr gefährdet werden könnte. Diejenigen, welche früher, um der Judensteuer zu entgehen, ihre Abstammung durch eine künstliche Vorrichtung unkenntlich gemacht hatten, unterwarfen sich neuerdings einer Operation, um nicht, mit diesem Zeichen der Abtrünnigkeit behaftet, aus der neuen Ordnung der Dinge oder aus dem messianischen Reiche ausgeschlossen zu werden.

Jerusalem spielte aber in diesem Kriege keine Rolle. Der Platz war gewiß in den Händen der judäischen Kämpfer; denn schwerlich haben die römischen Legionen hier ihr Hauptquartier oder ihr Lager aufgeschlagen, da selbst, wenn der Wiederaufbau bereits begonnen haben sollte, es noch nicht durch Befestigung einen Stützpunkt hätte bieten können. Die Judäer hatten wiederum im Kriegsgetümmel keine Zeit, an Bau und Umwallung zu denken.

Bar-Kocheba ließ, um die Selbständigkeit des judäischen Gemeinwesens zur Kenntnis zu bringen, eigene Münzen prägen, Bar-Kosibamünzen genannt, allerdings voreilig vor dem vollendeten Siege, unähnlich den Makkabäerfürsten, die erst nach gesicherter Selbständigkeit sie durch eigene Münzen kundgaben.

Trotz des seit langem angesammelten Hasses gegen die Römer haben die judäischen Krieger keinerlei grausame Wiedervergeltung an ihren Feinden, welche in ihre Hände gefallen waren, geübt. Vielleicht mochten sie aus Rücksicht auf ihre heidnischen Mitkämpfer Schonung gegen die Gefangenen geübt haben. Nur gegen die Judenchristen, welche in Judäa lebten, verfuhr Bar-Kocheba feindselig, da gegen sie im Herzen ihrer Stammgenossen ein vielleicht noch größerer Ingrimm angesammelt war, als gegen die Römer, weil man sie als Abtrünnige und besonders als Angeber und Spione betrachtete.

Dieser Haß gegen die Judenchristen steigerte sich, als sie sich hartnäckig weigerten, an dem Nationalkriege teilzunehmen, und die einzigen müßigen Zuschauer dieses furchtbaren Dramas blieben: In dem wiederhergestellten Staate, wo sämtliche Gesetze wieder in Kraft treten konnten, hielten sich die judäischen Behörden für berechtigt, diejenigen ihrer Stammgenossen vor ihren Richterstuhl zu ziehen, welche dem Gesetze nicht nur Gehorsam versagten, sondern es noch dazu verhöhnten. Aber nicht mit dem Tode wurden diejenigen Judenchristen bestraft, welche sich, obwohl noch zur Gemeinschaft gehörend, der Verteidigung des Vaterlandes entzogen oder den Römern Vorschub geleistet hatten — wie späterlebende christliche Chronikschreiber, um Haß gegen die Judäer zu erregen, übertreibend dargestellt haben — sondern sie wurden nur gegeißelt. Es gab aber auch unter den Nazaräern patriotisch Gesinnte, welche zu ihren Stammbrüdern hielten, und diejenigen von ihrer Sekte, welche landesverräterisch waren, den judäischen Richtern zur Züchtigung überantwortet haben. Einige Äußerungen in dem Evangelium, welches in dieser Zeit verfaßt wurde, veranschaulicht die Uneinigkeit, welche unter den Christen von Palästina während dieses krampfhaften Krieges geherrscht hat, und verlebendigt auch die düstere Stimmung und das unheimliche Gefühl, von dem auch sie beschlichen werden. Es werden dem Stifter des Christentums Worte in den Mund gelegt, als wenn er diese erschütterungsreiche Zeit vorausverkündet hätte. „Sehet zu, daß euch nicht jemand verführe; denn es werden viele kommen unter meinem Namen und sagen, ich bin der Messias, und werden viel verführen. Wenn ihr aber hören werdet von Kriegen und Kriegsgeschrei, so fürchtet euch nicht, denn es muß also geschehen. Aber das Ende ist noch nicht da. Es wird sich ein Volk über das andere empören und ein Königreich über das andere. Und es werden geschehen Erdbeben hin und wieder, und wird sein teure Zeit und Schrecken. Das ist der Notanfang. Ihr aber sehet euch vor, denn sie werden euch überantworten vor die Synhedrien und Synagogen und ihr müsset gegeißelt werden. Es wird aber überantworten ein Bruder den andern und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider die Eltern, und ihr werdet gehaßt sein von jedermann um meines Namens willen; wer aber verharret bis ans Ende, der wird selig sein." Es sind Worte der inneren Beklommenheit und der Entmutigung eines Kreises, der sich selbst Mut zusprechen wollte.

Mit Rücksicht auf die Judenchristen hat das damalige Synhedrion eine Neuerung eingeführt. Ein Teil der Nazaräer hatten ihre Verehrung für Jesus bis zu dessen Vergötterung gesteigert; sie nannten ihn „den Herrn" mit derselben Benennung, welche in judäischen Kreisen für Gott im Gebrauche ist. Um ein Erkennungszeichen zu

haben, wer zu ihnen oder zu ihren Gegnern hält, oder wer einen einzigen Gott anbetet oder ihm ein anderes Wesen beiordnet, verordnete das Synhedrion, daß beim Gebete und selbst bei Begrüßungen nicht der Name „Herr", sondern der vierbuchstabige Name J h w h wieder gebraucht werden sollte.

Der Krieg unter Bar-Kocheba hatte fast zwei Jahre gewütet (132—134). Mit tiefer Bekümmernis blickte Hadrian auf den fortschreitenden Gang; der Krieg hatte einen Verlauf und eine Ausdehnung genommen, welche unberechenbare Rückwirkungen befürchten ließen. Jede Verstärkung, welche er zur Bekämpfung derselben nachgeschickt hatte, erlitt Niederlagen. Hadrian war genötigt, den größten Feldherrn seiner Zeit aus weiter Ferne, aus Britannien, wo er den Aufstand einer nicht minder freiheitsliebenden Nation unterdrückt hatte, nach Judäa zu versetzen. J u l i u s S e v e r u s, Statthalter von England, schien ihm der einzige zu sein, welcher sich mit dem großen Kriegshelden Bar-Kocheba messen könnte. Severus fand aber bei seinem Erscheinen auf dem Kriegsplatz die militärische Stellung der Kämpfer so günstig und unangreifbar, daß er es nicht wagte, ihnen sogleich eine Schlacht zu liefern. Wie Vespasian, zog auch Severus den Krieg geflissentlich durch Kreuz- und Querzüge in die Länge. Er rechnete besonders auf den Mangel an Lebensmitteln, welcher in einem von allen Seiten eingeschlossenen Ländchen sich unfehlbar einstellen muß, wenn die Hände das Schwert anstatt des Pfluges handhaben. Er beschränkte sich darauf, dem Feinde die Lebensmittel abzuschneiden, die judäischen Truppenkörper vereinzelt anzugreifen und sie durch die Reiterei nach und nach aufzureiben. Diese Taktik gelang ihm vollkommen, zumal sie von der Unmenschlichkeit unterstützt wurde, die Gefangenen sofort dem Tode zu weihen. Die Natur eines solchen Krieges erfordert viel Zeit, führt aber desto sicherer zum Ziele. Die Einzelheiten dieses Revolutionskrieges waren wohl nicht minder denkwürdig und von ergreifendem Effekt, als der Krieg der Zeloten; es hat sich aber keine Quelle erhalten, welche der Nachwelt den Todeskampf der jüdischen Nation aufbewahrt hätte. Die Heldentaten der Zelotenführer Bar-Gioras und Johannes von Gischala hat ihr größter Feind wider seinen Willen verewigt, während die letzte Kraftäußerung des jüdischen Volkes, der Kriegsruhm des letzten jüdischen Helden keinen Griffel gefunden hat, sie in die Geschichtstafeln einzutragen, gleichsam als sollten die Erinnerungen an die Waffentaten für die neuen Geschlechter, welche dazu bestimmt waren, den Krieg zu verlernen, geradezu verwischt werden. Selbst die im römischen Interesse geschriebene Erzählung von diesem Kriege unter Hadrian des römischen Redners A n t o n i u s J u l i a n u s, ist ein Raub der Zeit geworden. Nur einzelne Züge sind uns aus diesem

Kriege bekannt geworden, welche von der Tapferkeit der Judäer nicht minder, wie von ihrer todesmutigen Begeisterung für ihr Volkstum das vollste Zeugnis ablegen. Von den fünfzig festen Plätzen, welche sie inne hatten, waren nach und nach alle bis auf den letzten in die Hände der Römer gefallen. Die letzte Festung, welche ihnen noch als Zuflucht diente, war Bethar eine junge Stadt, sie lag unweit der Meeresküste südlich von Cäsaräa. Hierher hatte sich Bar-Kocheba mit der Blüte seiner Schar nach der erlittenen Niederlage zurückgezogen. Hier hatten auch die Flüchtlinge des ganzen Landes, welche dem Vertilgungsschwerte entkommen waren, Zuflucht gesucht. Bethar muß dadurch eine sehr zahlreiche Bevölkerung erhalten haben, welche mit bangem Herzen die Entscheidung erwartete.

Die Belagerung dieser jungen Festung scheint ein ganzes Jahr gedauert zu haben. Der Feldherr Julius Severus muß mehr Mühe gehabt haben sie zu erobern, als Vespasian bei der Belagerung Jerusalems. Vermittelst der unterirdischen Gänge, welche vor dem Ausbruch des Krieges angelegt worden waren, konnten die Bewohner sich mit Nahrungsmitteln versorgen, und ein Flüßchen, das durch die Stadt gegangen zu sein scheint, schützte sie vor Wassermangel. Endlich schlug auch Bethars letzte Stunde. Wodurch ist sie gefallen? Es heißt bald, die unterirdischen Gänge seien von zwei Samaritanern Menasse und Ephraim den Römern verraten worden, bald, das Flüßchen sei versiegt und dadurch sei Wassermangel entstanden, endlich auch, die Eroberung sei durch Verrat erfolgt. Man erzählte sich, ein wegen seiner Frömmigkeit hochverehrter Mann Eleasar aus Modin, Bar-Kochebas Verwandter, habe in Sack und Asche gefastet, um den himmlischen Schutz für die Festung inbrünstig zu erflehen. Der römische Feldherr von dem hartnäckigen Kriege ermüdet, sei schon im Begriffe gewesen, die Belagerung aufzuheben. Da habe ihm ein Samaritaner versprochen, ihm zur Einnahme behülflich zu sein, indem er R. Eleasar, den Schutzgeist der Festung, verdächtig machen wolle; denn, habe er hinzugefügt: „so lange dieses Huhn in der Asche gackert, ist Bethar uneinnehmbar.“ Darauf habe sich derselbe Samaritaner durch einen unterirdischen Gang in die Stadt eingeschlichen und sei an R. Eleasar während seines Gebetes herangetreten, um ihm etwas geheimnisvoll ins Ohr zu flüstern. Die Anwesenden, welche aus der geheimtuenden Art Verdacht schöpften, hätten ihn vor Bar-Kocheba geführt und ihm den Vorfall erzählt. Von diesem ins Verhör genommen, habe der Samaritaner eine den Spionen eigene Jammerrolle gespielt und die Worte gesprochen: „Wenn ich dir die Wahrheit sage, tötet mich mein Herr, verheimliche ich sie dir, so tötest du mich; indessen will ich lieber durch deine Hand sterben, ehe ich die Geheimnisse meines Herrn verrate.“ Bar-Kocheba,

ein verräterisches Einverständnis zwischen R. Eleasar und dem Feinde argwöhnend, habe ihn vor sich geladen und über den Gegenstand seiner Unterredung mit dem Samaritaner gefragt. Eleasar, welcher in seiner tiefen Andacht kaum die Anwesenheit eines Samaritaners gewahr geworden, konnte nicht anders antworten als, er wisse von gar nichts. Bar-Kocheba, hinter diesem allem eine um so größere Verstellung vermutend, sei in einen so heftigen Zorn geraten, daß er Eleasar mit dem Fuße gestoßen, wodurch der vom Fasten geschwächte Fromme tot niedergefallen sei. Eine Stimme habe sich dann vernehmen lassen: „Du hast den Arm Israels gelähmt und sein Auge geblendet, darum soll dein Arm gelähmt und dein Auge geblendet werden.“ Darauf sei Bethar gefallen und Bar-Kocheba getötet worden. Das Ende dieses gewaltigen, auf seine Kraft allzusehr vertrauenden Helden ist ebensowenig bekannt. Man erzählte sich später, ein Römer habe seinen Kopf gebracht und sich gerühmt, ihn erschlagen zu haben. Man habe aber seinen Körper von einer Schlange umwunden gefunden, worauf der Sieger geäußert haben soll: „Wenn ein Gott diesen nicht getötet hätte, Menschenkraft hätte ihn nicht beikommen können.“ Bethar fiel (135) verhängnisvoll an demselben Tage, an dem Jerusalem fünfundsechzig Jahre vorher gefallen war.

Die in Bethar eingedrungenen römischen Krieger haben unter der angetroffenen Bevölkerung ein Blutbad angerichtet, dessen Schilderung Schauder erregt: Die Pferde seien bis an die Nase in Blut gewatet; das Blut habe sich in Gestalt eines Flusses in das fast eine Meile entfernte Meer ergossen und schwere Felsen mit fortgewälzt; dreihundert Kindergehirne habe man an einem Felsen zerschmettert gefunden, und von der ganzen Jugend Bethars soll nur der Sohn des Patriarchen entgangen sein. Die Frauen der Erschlagenen haben keinen lebendigen Zeugen auftreiben können, der über den Tod ihrer Männer vor Gericht hätte Zeugnis ablegen können. Man kann kaum den ungeheuren Zahlen Glauben schenken, welche von den in dem Bar-Kochebaischen Kriege Gefallenen angegeben werden, und doch werden sie von einer römischen Quelle mit der jüdischen übereinstimmend bestätigt. Der gut unterrichtete griechische Geschichtsschreiber D i o C a s s i u s erzählt, es seien außer den durch Hunger und Brand Umgekommenen mehr als eine halbe Million gefallen. Doch der Verlust der Römer war nicht minder groß, wenn auch die römische Politik die Zahl derselben verschwieg. Ein großer Teil der Legionen waren in den Schlachten und bei der Belagerung aufgerieben worden. Hadrian, froh einen solchen fast unerwarteten Sieg errungen zu haben, wagte nicht, als er dem Senat die Anzeige davon machte, die übliche Form zu gebrauchen: „Ich und das Heer befinden uns wohl.“ Der Senat dekretierte auch nicht für den Kaiser einen Triumph über den

judäischen Krieg. Nur der Sieger Julius Severus erhielt das Ehrenzeichen eines Triumphators. Noch gab es zersprengte Scharen zu besiegen, die von Gebirgsschluchten und Höhlen aus einen verzweifelten Guerillakrieg führten.

Um auf diese Flüchtlinge zu fahnden, stellte der Sieger an drei Punkten Wachtposten auf. Die einem Wachtposten entgingen, sollten vom andern gefangen genommen werden. So wurden alle Krieger vernichtet, alle aufgestandenen Städte und Dörfer zerstört und das Land im buchstäblichen Sinne zur Wüste gemacht. Einige Jahre später war in dem ölreichen Galiläa ein Ölbaum eine Seltenheit geworden. Die Gefangenen, wahrscheinlich nur Frauen und Unmündige, schleppte man zu vielen Tausenden auf die Sklavenmärkte Hebrons und Gazas, und der Sklaven waren so viel, daß man sie um einen geringen Preis verkaufte. Der Rest wurde nach Ägypten geschleppt, wo sie durch Hunger und Schiffbruch ein elendes Ende fanden. Es gab aber noch immer Flüchtlinge, die sich in den Höhlen versteckt hielten, um der Treibjagd der Feinde zu entgehen. Eines Tages erlitt eine Menge solcher Gehetzten an einem Sabbat durch blinden Schreck den Tod in den engen Gängen einer Höhle. Als sie ein Geräusch, verursacht von den mit Nägeln besetzten Sandalen neuer Ankömmlinge vernahmen, und es für den Sturmschritt anrückender Feinde hielten, drängten sie in wilder Verzweiflung so ungestüm aufeinander, daß sie einander zertraten und zerquetschten. Dieser Vorfall hinterließ einen so betrübenden Eindruck, daß man später verbot, am Sabbat benagelte Sandalen zu tragen. Andere Unglückliche, denen die Lebensmittel fehlten, erhielten sich in den Höhlen vom Fleische der Leichname, die haufenweise auf den Feldern lagen. Der Genuß von Menschenfleisch war für diese Gehetzten eine Lebensgewohnheit geworden, und jedem wurde der Reihe nach die Aufgabe zugeteilt, einen Leichnam aufzusuchen und in die Höhle zu schaffen. Eines Tages schlich ein unglücklicher Flüchtling aus dem Versteck, einen Leichnam zu holen. Er fand aber in der Nähe nur den Körper seines Vaters, entzog ihn den Blicken und kehrte leer zurück. Ein anderer wurde nach ihm ausgeschickt, der glücklicher war, einen Leichnam zu finden. Nachdem sie denselben verzehrt hatten, erfuhr der unglückliche Sohn aus den näheren Umständen, daß es der Leichnam seines Vaters war, mit dem er seinen Hunger unnatürlich gestillt. Aber nicht einmal dieses elende Leben gönnten die Römer den Flüchtlingen; man suchte sie aus ihren Verstecken zu locken; Herolde machten bekannt, daß man denen, die sich freiwillig stellen würden, Gnade werde widerfahren lassen. Und die Leichtgläubigen wurden niedergemetzelt. Glücklich waren nur die Flüchtlinge, welche die Euphratgegend und Arabien erreichen konnten. Auch den auswärtigen Judäern im römischen Reiche ließ Hadrian

seinen Zorn empfinden. Er legte allen einen Leibzoll auf, der noch viel drückender war, als die Judensteuer, die Vespasian eingeführt hatte. Die Gesetzeslehrer führten zum Andenken an den trübseligen Ausgang des letzten Aufstandes ein neues Trauerzeichen ein: Die Bräute sollten nicht mehr wie bisher in Prachtsänften in das Haus des Bräutigams getragen werden.

Hadrian, der während der Dauer des Krieges in Angst gelebt hatte, begnügte sich nicht, ihn vollständig gedämpft zu haben, er wollte jeden Keim zu einem künftigen Aufstande im voraus ersticken. Die jüdische Nation lag als eine große Leiche auf den blutgedrängten Feldern ihres Vaterlandes, das befriedigte seinen Rachedurst nicht, auch das jüdische Volkstum sollte vernichtet werden. Zu diesem Ende ließ er eine Reihe von Gesetzen in Ausführung bringen, welche darauf berechnet waren, das geistige Leben des Volkes aus dem Herzen der Übriggebliebenen zu reißen. Hadrian ernannte Rufus, den Landpfleger von früher, zum Vollstrecker seiner Edikte, weil er mit der Lebensgewohnheit der Juden bekannt war und sie sorgfältig überwachen konnte.

Um die Stadt Jerusalem und den Tempelberg, wo vielleicht noch Spuren des unternommenen Wiederaufbaues vorhanden waren, ließ Rufus den Pflug ziehen, und zwar an dem in der jüdischen Geschichte so verhängnisvollen Tage, dem neunten des Monats Ab (August). Die Stadt selbst ließ Hadrian neu aufbauen, vermutlich mehr nördlich, wo ehemals die Vorstädte waren. Eine Kolonie von ausgedienten Soldaten, Phöniziern und Syrern, ließ er in die neuerbaute Stadt ansiedeln. Sie war auf griechische Art gebaut, mit zwei Marktplätzen, einem Theater und anderen öffentlichen Gebäuden. Es war Hadrian gelungen, seinen früher gefaßten Plan, Jerusalem in eine heidnische Stadt zu verwandeln, auszuführen. Auf dem Tempelberge wurden eine Bildsäule Hadrians und ein Tempel zu Ehren des kapitolinischen Jupiter, des römischen Schutzgottes, aufgeführt; auch andere Götterstatuen vom römischen, griechischen und phönizischen Kultus zierten, oder richtiger, verunreinigten Jerusalem. Selbst der uralte Name der heiligen Stadt sollte aus dem Gedächtnisse der Menschen schwinden, sie führte fortan den Namen Älia Kapitolina nach Hadrians Vornamen Älius und dem kapitolinischen Jupiter. An dem Südtore, daß nach Bethlehem führte, wurde ein Schweinskopf in halb erhabener Arbeit angebracht, das den Juden ein besonderes Ärgernis geben sollte; auch wurde ihnen bei Todesstrafe verboten, die Ringmauern dieser Stadt zu betreten. Auf dem den Samaritanern heiligen Berg Garizim, wo ehemals ihr Tempel stand, ließ Hadrian ebenfalls einen Jupitertempel erbauen.

Dieser Kaiser nahm die alte Politik des syrischen Antiochus Epiphanes wieder auf, die jüdischen Heiligtümer zu entweihen und dem jüdischen Volke das Heidentum mit Waffengewalt aufzuzwingen Hadrian glaubte dadurch den starren Freiheitssinn der Juden am nachdrücklichsten brechen zu können, wenn er es dahin brächte, sie ihres eigenartigen religiösen Lebens zu entwöhnen. Die schwersten Strafen wurden über alle diejenigen verhängt, welche die Beschneidung, den Sabbat beobachteten oder sich mit der jüdischen Lehre beschäftigten. Verpönt und mit Strafe belegt war auch jeder jüdische Brauch, jede jüdische Sitte und Gewohnheit, wenn sie auch nur scheinbar einen religiösen Charakter hätte, z. B. das Heiraten am Mittwoch und andere Bräuche ohne besondern religiösen Anstrich. Die trübseligen Jahre, welche infolgedessen über die Judenheit von dem Falle Bethars bis über den Tod Hadrians hinaus sich hinzogen, werden die „Zeitepoche des Religionszwanges, der Gefahr und der Verfolgung“ genannt.

Die strengen Dekrete und die noch strengere Ausführung waren ein harter Schlag für die Übriggebliebenen. Die Gewissenhaften waren ratlos, wie sie sich in dieser verzweifelten Lage zu benehmen haben, ob sie, streng an der religiösen Praxis festhaltend, ihr Leben dafür einsetzen, oder ob sie, Rücksicht nehmend auf die ohnehin gelichteten Reihen der jüdischen Bevölkerung, ihr Leben schonen und sich für den Augenblick der harten Notwendigkeit fügen sollten. Die übriggebliebenen Gesetzeslehrer versammelten sich in einem Söller in Lydda und zogen die Frage über Leben und Tod in Beratung. Eine Meinungsverschiedenheit über diese so schwerwiegende Frage lag in der Sache selbst wie in den Personen. Die Strengen scheinen der Ansicht gewesen zu sein, daß jeder Jude verpflichtet sei, für jede Zumutung zu irgend einer Gesetzesverletzung den Märtyrertod zu sterben, ohne Unterschied ob die Religionsvorschrift eine schwere (wesentliche) oder geringe (minder wesentliche) sei. R. Ismael machte die entgegengesetzte Ansicht geltend, man dürfe sämtliche Religionsgesetze des Judentums übertreten — allerdings äußerlich und widerwillig — um das Leben zu erhalten. Er war dafür, daß man sich für den Augenblick dem Religionszwange fügen müsse. Wie immer, drang auch in der Lyddensischen Versammlung die vermittelnde Ansicht durch. Es wurde nach Abstimmung zum Beschluß erhoben, man dürfe, um nicht dem Märtyrertod zu verfallen, sämtliche Gesetze übertreten, wenn der gewissenlose Feind es öffentlich verlangt, mit Ausnahme von dreien: Götzendienst, Unkeuschheit und Mord — welche als die wesentlichsten Punkte des Judentums angesehen wurden — im Notfall jedoch nur zum Schein sich gefügig stellen, im übrigen aber soviel davon zu beobachten, als nur immer möglich wäre. Indessen waren diese

Notbehelfe nicht für alle maßgebend. Es gab allerdings viele, welche sich daran hielten, vor den Augen der römischen Aufseher und Spione sich den Schein zu geben, als fügten sie sich dem Zwange. Rührend sind die kleinen Künste und die frommen Kniffe, deren sie sich bedienten, um hier dem Tode auszuweichen, dort aber auch ihrem Gewissen zu genügen. Die Seelenmarter, die sie täglich und stündlich erlitten, machte sie erfinderisch, allerlei Auswege zu entdecken. Um aus dem Gesetzbuche der Thora zu lesen, stieg man auf entfernte Dächer, sich den lauernden Blicken der Späher zu entziehen. Als R. Akiba einst von seinen Jüngern umgeben, einen römischen Aufpasser bemerkte, winkte er ihnen zu, das Schemagebet ganz leise und kaum vernehmlich zu sprechen. Denn die römischen Behörden machten mit der Ausführung der Verfolgungsdekrete bittern Ernst und überwachten jedes Tun und Lassen. Jeder, der auf frischer Tat ertappt oder verraten wurde, einen religiösen Akt ausgeübt zu haben, wurde je nach der augenblicklichen Stimmung des Richters zu Geld oder Leibesstrafe oder gar zum Tode verurteilt. R. Ismael schilderte diese trostlose Zeit, wo bei jedem Schritte Marter und Tod lauerten, mit ergreifenden Worten: „Seitdem das sündhafte Rom harte Gesetze über uns verhängt und uns stört, die religiösen Pflichten zu erfüllen und besonders die heilige Schrift zu lesen, sollten wir eigentlich uns Enthaltsamkeit auflegen, nicht zu heiraten, um keine Kinder zu zeugen; allein dann würde das Geschlecht Abrahams erlöschen."

Doch es gab auch manche, deren Gewissen sich bei der ausgedehnten Freiheit, welche der lyddensische Beschluß gewährte, und bei den Notbehelfen und Umgehungen, welche andere erkünstelten, nicht beruhigen konnte. Sie beobachteten die religiösen Vorschriften mit aller Strenge, auf die Gefahr hin dem Märtyrertum zu verfallen. Ein jüngerer Zeitgenosse dieser traurigen Zeit veranschaulicht in einer fast dramatischen Darstellung die Schonungslosigkeit der römischen Behörden, welche jeden religiösen Akt mit einer grausamen Strafe zu belegen bereit waren: „Warum sollst du gegeißelt werden? Weil ich den Feststrauß gebraucht. Warum sollst du gekreuzigt werden? Weil ich Ungesäuertes am Passahfeste genossen. Warum bist du zum Feuertod, und du zum Schwerte verurteilt? Weil wir in der Thora gelesen oder unsere Kinder beschneiden ließen." Wer mit der Gebetkapsel (Tephillin) an der Stirne betroffen wurde, dem wurde der Schädel zerschmettert. Noch fürchterlicher als der schnelle Tod war für die Angeklagten die langsame Marter, in denen die römischen peinlichen Tribunale nicht weit hinter den Inquisitionsgerichten zurückgeblieben sind. Die grellste Phantasie könnte kaum eine raffiniertere Grausamkeit erfinden, wie sie damals vorgekommen ist. Die römischen Peiniger steckten den Verurteilen glühende Kugeln unter die Arm-

höhlen oder Rohrspitzen unter die Nägel und verübten noch andere schaudererregende Martern an ihnen.

Trotz der römischen Wachsamkeit hätten die Gewissenhaften, die Behörden täuschend, der religiösen Übung obliegen können, wenn nicht jüdische Verräter, der Religionsgesetze kundig, die minder eingeweihten römischen Aufseher auf jeden Umstand, jede Umgehung aufmerksam gemacht hätten. Sie gehörten teils zu jener gewissenlosen Menschenklasse, welche alles um des Gewinnes halber tut, teils zu den gnostischen Sektierern, den Verächtern des jüdischen Gesetzes, als wenn sie es sich zum besonderen Verdienste anrechneten, dem Werke des Demiurgos, eben dem Gesetze, Trotz zu bieten. Zu den erbittertsten Feinden des Gesetzes gehörte Elisa, genannt Acher; er gab den römischen Behörden die gründlichste Anleitung, wie sie einen religiösen Akt von einem gleichgültigen unterscheiden konnten.

War z. B. einer gezwungen, am Sabbat zu arbeiten, und wollte er, wenn er eine Last zu tragen hatte, sein Gewissen dadurch beruhigen, daß er sich von einem andern dabei helfen ließ — was als eine geringere Verletzung des Sabbatgesetzes galt — so machte Abujas Sohn die Schergen auf diesen schlauen Ausweg aufmerksam. Durch solche gesetzeskundige Angeber belehrt, wurden die römischen Aufpasser in alle Einzelheiten des judäisch-religiösen Lebens eingeweiht und witterten von ferne schon, wo eine religiöse Handlung vorging. Hörten sie das Geräusch einer Handmühle, so wußten sie, daß dort Pulver für ein neubeschnittenes Kind gerieben wurde, und stellten ihre Nachforschungen an. Der Landpfleger oder Statthalter Tinnius Rufus wurde allmählich mit den Einzelheiten der halachischen Gesetze vertraut und ließ sich nicht täuschen.

Auf zwei Punkte richtete er die geschärfteste Wachsamkeit und verhängte auf deren Ausübung die schwersten Strafen, auf Lehrversammlungen und auf die weihende Ordination von Jüngern. Es war der Kernpunkt und die Seele des Judentums unter den damaligen Verhältnissen, durch welche die Fortdauer desselben bedingt war. Wenn die lebendige Mitteilung von Lehrern an Jünger gestört, die Überlieferungskette zerrissen und die Einweihung der Jünger zu selbständigen Gesetzeslehrern verhindert worden wäre, dann wäre allerdings eine Stockung in den Lebenssäften des Judentums eingetreten. Man muß gestehen, daß die römische Vernichtungspolitik von ihren Helfershelfern gut bedient war und den tödlichsten Punkt des Judentums zu treffen wußte. Über diejenigen Gesetzeslehrer, welche Lehrversammlungen hielten, wurde daher eine verschärfte Todesstrafe verhängt, und ebenso über solche, welche die Funktion der Jüngerweihe ausübten; sogar die Gemeinden wurden dafür verantwortlich gemacht. Die Stadt und die Umgegend, worin

eine Ordination vor sich gegangen war, sollten zerstört werden. Es ist möglich, daß Acher die Verfolgung nach dieser Seite hin gelenkt hat, wenigstens wird von ihm erzählt, daß er die Gesetzeslehrer dem Tode überliefert und die Jünger vom Gesetzesstudium abgeschreckt habe. Er soll sich in die Lehrhäuser begeben und zu den Schülern gesprochen haben: „Was wollt ihr hier! Du werde Baumeister, du Zimmermann, du Jäger, du Schneider.“

Es gab aber unverwüstliche Frie ertige, welche sich allen Zumutungen fügten und zur Nachgiebigkeit rieten. R. José b. Kisma gehörte zu jener Klasse, welche, die Geduld als die höchste Tugend betrachtend, mit kluger Mäßigung und Unterwürfigkeit weiter zu kommen hofft, als mit kühnem Widerstand und rücksichtsloser Aufopferung. Einst traf er R. Chanina b. Teradion damit beschäftigt, wie derselbe, eine Thorarolle auf dem Schoße, seine Schüler belehrte. Warnend sprach R. José: „Siehst du nicht, mein Bruder, daß der Himmel selbst dem römischen Reiche günstig ist! Es hat den Tempel zerstört, die Frommen niedergemetzelt, die Besten vernichtet, und hat doch Bestand! Wie wagst du es den Verordnungen zuwider das Gesetz zu lehren? Es sollte mich nicht wundern, wenn sie dich samt dem heiligen Buche zum Feuer verurteilen!“ Dafür aber stand R. José an dem kleinen Hofe des Statthalters von Judäa in Cäsarea in hoher Gunst; als er starb folgten Personen vom höchsten Range seiner Leiche. Die meisten Tanaïten aber waren anderer Meinung und entschlossen, lieber den Tod zu erdulden, als die Lehrversammlungen einzustellen, sie schlugen die Beschäftigung mit der Lehre noch höher an, als die Ausübung religiöser Vorschriften. Bei gezwungener Unterlassung der Ritualien hatten die Gesetzeslehrer selbst das Beispiel gegeben, sich für den Augenblick zu fügen; wegen Erhaltung der Lehre hingegen drängten sie sich fast zum Märtyrertume.

Zehn Märtyrer, welche für das Gesetz geblutet haben, sind den Späteren denkwürdig geblieben und als der hervorragendste R. Akiba. Er wurde in den Kerker geworfen, weil er im geheimen Lehrvorträge gehalten hatte. Vergebens hatte ihn Pappos Ben-Juda, einer der Friedfertigen, welche zur Nachgiebigkeit um jeden Preis geraten hatten, nachdrücklich gewarnt, die Zusammenkünfte mit seinen Jüngern einzustellen, weil der lauernde Blick der Aufpasser die geheimsten Winkel durchdringe. R. Akiba hatte ihm durch eine Fabel bewiesen, wie die Furcht vor dem Tode ebenso vergeblich, wie sündhaft sei. Rufus, der Blutrichter, welcher in R. Akiba das Oberhaupt und die Autorität erkannte, verfuhr gegen ihn mit noch größerer Strenge als gegen andere. Er behielt ihn lange im Gefängnis und ließ ihn so sorgfältig bewachen, daß niemand zu ihm dringen konnte. Die noch übriggebliebenen Gesetzeslehrer, welche sich ohne R. Akiba ganz verwaist

und ratlos fühlten, gaben sich Mühe, trotz der Wachsamkeit der Kerkermeister, sich von ihm in zweifelhaften Gesetzesfällen Gewißheit zu verschaffen.

Rufus mochte hoffen, ihn durch strenge Kerkerhaft mürbe zu machen und ihn zur Nachgiebigkeit und Unterwerfung zu bewegen. Sein Beispiel würde viele andere nach sich ziehen und den Widerstand brechen. Da R. Akiba aber standhaft blieb, ließ Rufus dessen Todesschmerzen durch Marterqualen steigern, er ließ ihm die Haut vermittelst eiserner Striegel abschinden. Unter den Qualen sprach der große Märtyrer das Schemagebet mit einem zufriedenen Lächeln. Rufus, erstaunt über eine so außerordentliche Standhaftigkeit, fragte ihn, ob er denn ein Zauberer sei, daß er die Schmerzen so leicht verwinde, worauf R. Akiba erwiderte: „Ich bin kein Zauberer, nur freue ich mich, daß mir Gelegenheit geboten ist, meinen Gott auch mit meinem Leben zu lieben.“ R. Akiba hauchte seine Seele mit dem letzten Worte des Bekenntnisses aus, welches den Inbegriff des Judentums in sich faßt, mit dem Worte (Gott ist) „einzig“. Sein Tod, der wie sein Leben außerordentlich war, ließ eine erschreckende Leere zurück; die Zeitgenossen trauerten, mit ihm seien die Arme des Gesetzes gebrochen und die Quellen der Weisheit verschüttet.

Mit gleicher Standhaftigkeit erduldete den Tod R. Chanina Ben-Teradion. Ungeachtet der Warnung von R. José b. Kisma fuhr er fort Lehrvorträge zu halten, bis er vor das Bluttribunal geschleppt wurde. Man fragte ihn, warum er den kaiserlichen Befehlen zuwider gehandelt habe, worauf er mit dem ganzen Freimut überzeugter Religiosität antwortete: „Weil es mir Gott so befohlen hat.“ Er wurde in eine Gesetzrolle gehüllt, auf einem Scheiterhaufen von frischen Weiden verbrannt. Zum Übermaße der Unmenschlichkeit legte man ihm angefeuchtete Wolle aufs Herz, damit seine Todespein noch länger dauerte. Der Todesvollstrecker selbst, mitleidiger als der Richter, riet ihm, sich die Wolle abzunehmen, um sein Ende zu beschleunigen; allein R. Chanina lehnte den Rat ab, weil er solches für einen Selbstmord hielt. Der Mann von dem blutigen Handwerke, hingerissen von so viel standhafter Seelengröße, nahm ihm die Wolle ab und soll sich selbst dann in die Flammen gestürzt haben. R. Chaninas Frau soll ebenfalls zum Tode verurteilt und seine Tochter in ein Schandhaus geschleppt worden sein.

Den Tanaïten R. Chuzpit wurden die Zunge ausgeschnitten und den Hunden vorgeworfen. Als letzter Märtyrer wird R. Juda Ben-Baba angeführt, den díe Zeitgenossen für ganz sündlos hielten. Er befürchtete durch die Hinrichtung der angesehensten Gesetzeslehrer den vollständigen Untergang der Tradition, wenn die überlebenden Jünger ohne die erforderliche Weihe nicht würden Fort-

setzer derselben bleiben können, und lud daher die letzten sieben Jünger R. Akibas zur Ordination ein. Um keine Stadt zu gefährden, welche für die in ihr geduldete Funktion verantwortlich gemacht worden wäre, begab sich R. Juda mit den Sieben in ein Engtal zwischen den Städten Uscha und Schefaram, legte ihnen die Hände weihend auf und autorisierte sie hiermit als selbständige Gesetzeslehrer und Richter. Eine römische Truppe, vermutlich durch Verräter auf die Spur geführt, überraschte sie jedoch bei diesem Akte. Kaum blieb R. Juda die Zeit, die eben Geweihten zur schnellen Flucht zu ermahnen; sie mochten ihn aber nicht in der Not verlassen. Erst auf sein wiederholtes Drängen flohen sie. Die Häscher fanden nur den Greis, der ohne Widerstand seinen Körper den Todesstreichen preisgab. Durch Lanzenstiche sollen sie ihn wie ein Sieb durchlöchert haben. Man wagte nicht einmal aus Furcht vor dem Blutregiment diesem Märtyrer R. Juda Ben-Baba die übliche Gedächtnisrede zu halten.

Auch außerhalb des Lehrkreises gab es standhafte Märtyrer für die Treue am Gesetze. Einen Ruhmesnamen hinterließen die Märtyrer von Lydda. Es waren Julianus und Pappos, die Leiter des Aufstandes. Wegen ihres großen Ansehens sollten sie mit dem Beispiel des Abfalls vorangehen. Sie aber blieben fest und mochten nicht einmal zum Schein das Gesetz übertreten, Wasser aus einem farbigen Glase zu trinken, als wenn es Götzenwein wäre. Sie wurden darauf hingerichtet. Die Trauer um ihren Tod war so groß, daß der ihretwegen eingesetzte Gedenktag für ihre Errettung aus der Hand des Quietus aufgehoben wurde.

Nicht bloß gegen die Überlebenden, sondern auch gegen die Gefallenen im Betharschen Kriege richtete sich Hadrians Grausamkeit. Die aufgehäuften Leichname durften nicht unter die Erde gebracht werden, damit ihr Grausen erregender Anblick den Lebenden zur Warnung dienen sollte, nimmermehr an die Befreiung vom römischen Joche zu denken. Das Bestatten der gefallenen Helden war bei schwerer Strafe verboten. Um die Verpestung der Luft, welche durch das Liegenlassen der Leichen in der Sonnenglut herbeigeführt wurde, kümmerten sich die Machthaber wenig, oder vielmehr war es ihnen gerade recht, zu den bereits über die jüdische Nation verhängten Gräueln noch die Pest und den Stumpfsinn hinzuzufügen. Für empfindliche, fromme Gemüter war aber der Gedanke unerträglich, die Hülle der Gefallenen, welche die jüdische Sitte besonders zu ehren pflegte, dem Fraße wilder Tiere und Vögel und der Verwesung ausgesetzt zu sehen. Es scheint, daß ein Frommer den Überlebenden, welche ihren Frieden mit den Römern geschlossen hatten und in stiller Zurückgezogenheit lebten, die Pflicht ans Herz legen wollte, selbst mit Aufopferung des Glückes und der Ruhe die Leichname heimlich in dunkler Nacht zu bestatten. Er

verfaßte zu diesem Zwecke eine eigen gehaltene Schrift, das Buch Tobit, worin das Hauptgewicht auf die Pflicht der heimlichen Beseitigung der von einem Tyrannen anbefohlenen Schändung der Leichen gelegt und zugleich angedeutet wird, daß die Erfüllung dieser mit Gefahr verbundenen Pietät unfehlbar reichlichen Lohn des Himmels herbeiführen müsse. Als Beispiel wird ein frommer Mann Namens Tobit angeführt, der sich durch Bestattung der von einem König Verurteilten zwar anfangs Elend zugezogen, aber zuletzt durch Gottes Beistand wegen gewissenhaft erfüllten Liebesdienstes gegen Entseelte mit reichem Segen bedacht worden war. Das Buch Tobit schließt mit der Hoffnung: „Also, wenn auch Jerusalem eine Wüste, das Heiligtum verbrannt und das Volk Israel zerstreut sein wird, wird Gott sich ihrer wieder erbarmen, wird sein Lieblingsvolk nicht verlassen, Jerusalem in blendender Pracht wieder erbauen und sein Heiligtum mit Ruhm bedecken, so daß alle Völker ihn erkennen und loben werden."

Auch die Judenchristen, welche sich während des Krieges meistens jenseits des Jordans in den Städten der sogenannten Dekapolis aufgehalten hatten, blieben von den Nachwehen des Bar-Kochebaischen Aufstandes nicht unberührt, sie wurden für sie ein entscheidender Wendepunkt. Der unglückliche Ausgang des Krieges mit seinen traurigen Folgen erschreckten sie eben so sehr, als er ihnen Schadenfreude verursachte. In dem Ereignisse, daß der kapitolinische Jupiter die heilige Tempelstätte einnahm — in der biblischen Sprachweise „der Gräuel der Verwüstung" genannt — erblickten sie das Zeichen des jüngsten Gerichtes, des Weltendes und des Wiedererscheinens Jesu in den Wolken. Die harte hadrianische Verfolgung traf auch die Judenchristen, vielleicht auch sämtliche Christen, wiewohl sie sich von der jüdischen Gemeinschaft gesondert hatten, weil die römischen Behörden den Unterschied zwischen Juden und Christen nicht berücksichtigten. Die Evangelien schildern in düstern Farben den ganzen Schrecken der Verfolgung, von der auch die Christgläubigen heimgesucht waren. „Wenn ihr nun sehen werdet den „Gräuel der Verwüstung (davon geweissagt der Prophet Daniel) „stehen, wo er nicht soll, alsdann wer in Judäa ist, fliehe auf die „Berge. Wer auf dem Dache des Hauses ist, steige nicht hernieder, „etwas aus dem Hause zu holen, und wer auf dem Felde ist, der „kehre nicht um, seine Kleider zu holen. Wehe aber den Schwangern „und Säuglingen in jener Zeit. Betet aber, daß eure Flucht nicht „geschehe im Winter oder am Sabbat."

Es lag daher den Christen beider Zweige viel daran, sich als eine besondere, von den Juden getrennte Religionsgenossenschaft anerkannt zu wissen, um nicht in das Verhängnis der Juden hineingezogen zu werden. Zwei Kirchenlehrer, Quadratus und Ari-

stides, sollen dem Kaiser Hadrian eine Schutzschrift überreicht haben, worin sie dargetan, daß das Christentum keinen Zusammenhang mit dem Judentume habe. Von dieser Zeit datiert sich die Vereinigung und Verschmelzung der meisten judenchristlichen Sekten mit den Heiden. Die Judenchristen gaben die jüdischen Gesetze auf, welche sie bisher noch immer beobachtet hatten, nahmen den Inhalt des Christentums an, wie er sich unter den heidenchristlichen Anschauungen ausgebildet hatte, und stellten zum Beweise ihres innigen Anschlusses zum erstenmal einen unbeschnittenen Bischof Marcus an die Spitze ihrer Gemeinde. Von der Hadrianischen Zeit an hörte die Verbindung zwischen Juden und Christen vollends auf, und sie standen einander nicht mehr als feindliche Glieder eines und desselben Hauses, sondern wie zwei getrennte Körperschaften gegenüber. Da die Christen Gnade vor Hadrians Augen gefunden hatten, traten auch die Juden zu ihnen über, um doch wenigstens etwas vom Judentum beibehalten zu können, da die Ausübung des Gesetzes ihnen verwehrt war.

Fünftes Kapitel.

Die Patriarchen Simon Ben-Gamaliel II., Juda I., Gamaliel III. und Juda II.

(190 bis 250.)

Durch den Hadrianischen Krieg*) und die Verfolgungsedikte war ein grausiger Zustand in Juda eingetreten. Abermals waren die Städte zerstört, das Land verödet, die Einwohner lagen entweder als Leichen auf den Schlachtfeldern und Richtplätzen oder brachten als Geächtete ein elendes Leben in Schlupfwinkeln zu, oder waren in freundliche Gegenden zersprengt. Scheinbar war das Judentum vernichtet. Denn die Überlebenden hatten sich dem Zwange gefügt und den Trotz endlich aufgegeben. Die Zeit war noch viel trauriger als nach der Zerstörung Jerusalems, da die Überreste sich kaum als Juden bekennen durften. Hadrians Tod, welcher drei Jahre nach Bethars Fall erfolgte, brachte indes einen günstigen Umschwung hervor. Diejenigen, welche der Ächtung entgangen waren, hatten nichts Angelegentlicheres zu tun, als von seinem Nachfolger die Rücknahme der Blutedikte und die Erlaubnis zur Religionsübung zu erwirken. Von Antoninus Pius, einem Manne von menschlicher Gemütsart und wohlwollendem Sinne ließ sich eine minder grausame Behandlung erwarten. Eine vornehme römische Matrone in Cäsarea, wahrscheinlich Rufus' Frau, welche mit den Drangsalen

*) Nach dem Hadrianischen Krieg nahm der aramäische Dialekt überhand und infolgedessen ist der Name Juden üblicher statt Judäer.

der Juden Mitleid empfand, riet ihnen, den Landpfleger flehentlich zu bitten, den Verfolgungen Einhalt zu tun.

Diesen Rat befolgend, wagten es einige mit Jehuda Ben-Schamua an der Spitze, den Statthalter um Erbarmen anzuflehen. In dunkler Nacht riefen sie kläglich: „O Himmel, sind wir nicht eure Brüder, Söhne desselben Stammvaters? Warum verhängt ihr über uns so viele unerträgliche Leiden?“ Mitleid oder Klugheit mögen wohl Rufus bestimmt haben, sich beim Kaiser für eine mildere Behandlung der Juden zu verwenden.

Da traf die freudige Botschaft ein (18 Adar 139—40), daß die Hadrianischen Dekrete aufgehoben seien. Damit war der Religionszwang aufgehoben. Der Tag wurde als ein besonders wichtiger Gedenktag gefeiert und dem Siegeskalender hinzugefügt. Nur das Verbot, daß Juden Jerusalem nicht betreten durften, ließ Antoninus bestehen, und die Todesstrafe für die Übertretung blieb in kraft. Das unerwartete Ende der Verfolgung und des Gewissenszwanges rief die Flüchtlinge wieder in ihre Heimat zurück. Auch die Jünger R. Akibas, die einzigen Bewahrer des geistigen Erbes der Vorzeit, welche meistens nach Babylonien ausgewandert waren, stellten sich wieder ein. Es waren R. Meïr, R. Juda Ben-Ilai, R. José Ben-Chalafta, R. Jochanan, Sandalenarbeiter aus Alexandrien, R. Simon Ben Jochaï und noch drei, welche Juda Ben-Baba vor ihrer Flucht ordiniert hatte. Sie begaben sich sogleich nach der durch die Revolution besonders denkwürdig gewordenen Rimmonebene, um die Einsetzung eines Schaltjahres zu beschließen, welches durch die mehrjährige Verfolgung unmöglich geworden war, wodurch das Festkalenderwesen in Unordnung geraten sein mochte. Galiläa war durch den blutigen Krieg weniger verödet als Judäa im Süden. Hier bestand nur noch Lydda. So versammelten sich die jungen Gesetzeskundigen in einem galiläischen Städtchen Uscha, da Jamnia, die Synhedrialstadt, im Kriege zerstört war. Hier konstituierten sie sich zu einem wenig zählenden Synhedrion. Auch der flüchtige Sohn des Patriarchen Rabban Gamaliel fand sich hier ein. Dieses Kollegium forderte die noch am Leben gebliebenen Gesetzeskundigen auf, sich in Uscha zu einer Synode einzufinden. Viele folgten dem Rufe und die Einwohner Uschas bemühten sich, die Gäste zuvorkommend mit allen Bedürfnissen zu versorgen.

So hatte der zerfleischte, aus so vielen Wunden blutende, der gänzlichen Auflösung nahe Nationalkörper sich wiederum aufgerichtet, und die Lehre war wiederum das Heilmittel, welches ihm Genesung und Erstarkung bringen sollte.

Die Mitglieder dieses Tanaïtenkreises setzten das Werk ihrer Vorgänger mit Hingebung fort, die zerrissene Traditions-

kette wieder zusammenzuknüpfen; doch war ihre Zahl weder so groß, noch ihre Geistestätigkeit so bedeutend, wie derer des vorangegangenen Geschlechtes. Die bedeutendsten derselben, welche tiefer in die Verhältnisse eingegriffen haben, waren R. Simon, Sohn des Patriarchen Gamaliel, R. Nathan, der aus Babylonien eingewandert war, R. Meïr und R. Simon Ben Jochaï. Der erste war dem Blutbade in Bethar, sowie der über ihn verhängten Verfolgung auf eine außerordentliche Weise entgangen und hatte wahrscheinlich ebenfalls in Babylonien Schutz gefunden. Die Patriarchenwürde, deren Wichtigkeit nach dem Verlust aller Selbständigkeit und als Erinnerung an bessere Zeit den Überlebenden teuer war, wurde ihm ohne weiteres übertragen. Das Kollegium wurde vervollständigt durch R. Nathan als Stellvertreter und durch die bedeutendste Persönlichkeit, R. Meïr, als Sprecher. Durch eine beabsichtigte Aufhebung der Gleichheit, welche bis dahin unter den Hauptmitgliedern des Kollegiums geherrscht hatte, hätte sich indes der Patriarch beinahe das Schicksal seines Vaters zugezogen. Er so wenig wie sein Vater war dabei von Ehrgeiz geleitet. Seine erhabene Gesinnung bekundete R. Simon Ben-Gamaliel II. durch den schönen Spruch: „Auf drei Verhältnissen beruht der Bestand der Welt: auf Wahrheit, Recht und Frieden."

Die originellste Persönlichkeit dieses Zeitalters war unstreitig R. Meïr, dessen Geistesflug, Gesinnungstüchtigkeit und Kenntnisse an seinen Lehrer R. Akiba erinnern. Sein eigentlicher, aber vergessener Name war Miasa oder Moïsê (griechische Aussprache für Mose) und der Name Meïr ist lediglich eine Metapher mit der Bedeutung „der Erleuchtende". Sein Geburtsland war höchstwahrscheinlich das Kappadocische Cäsarea. Seine Erwerbsmittel gewann er vom Schönschreiben und Kopieren der heiligen Schrift, welches für ihn gewinnreich wurde, weil er eine Neuerung, Kupfervitriol in die Dinte zu mischen und sie dadurch dauerhaft und glänzend zu machen, eingeführt hatte; er empfahl seinen Jüngern, ein leichtes und sauberes Handwerk zu erlernen. Mit den schwierigen Regeln der hebräischen Sprache, welche das Abschreiben der heiligen Bücher fast zu einer Wissenschaft machten, war er so vertraut, daß er aus Mangel einer Vorlage aus dem Kopfe kopierte. In seinem Exemplar der heiligen Schrift kamen seltsame Lesarten vor, völlig abweichend von dem überlieferten Texte. Von dem wöchentlichen Verdienste von drei Sekel, den ihm diese Beschäftigung brachte, verwendete er zwei Dritteile zum Unterhalte seiner Familie und den Rest zur Unterstützung verarmter Genossen. Verheiratet war er mit Beruria (oder Valeria), der gelehrten Tochter des Märtyrers R. Chaninas Ben-Teradion. Frühzeitig hat R. Abika seinem

Lieblingsjünger die Weihe erteilt und ihm den Vorzug vor den anderen gegeben; wegen seiner Jugend fand er jedoch nicht die Anerkennung als selbständiger Gesetzeslehrer. Witzig geißelte R. Meïr diese Peinlichkeit, welche nicht auf das Verdienst, sondern auf das Alter Rücksicht nimmt: „Schaut doch nicht," sprach er, „auf das Weingefäß, sondern auf den Inhalt! Manches neue Gefäß enthält alten Wein, aber es gibt alte Weinkrüge, welche nicht einmal jungen Wein enthalten." Es werden überhaupt von ihm manche treffende Äußerungen des Witzes mitgeteilt; auch als Fabeldichter war er in seiner Zeit berühmt.

Nach seiner Rückkehr beim Aufhören der Verfolgung soll er auf das Drängen seiner Frau seine Schwägerin in Cäsarea aufgesucht haben, um sie von der Schande zu befreien. Vorher wollte er aber ihre Tugend auf die Probe stellen, um sich zu überzeugen, ob sie der Befreiung würdig sei, und vermummte sich zu diesem Zwecke als römischer Ritter. Da er sie noch unschuldig fand, bestach er den Aufseher und rettete sie, geriet aber, weil die Tat ruchbar wurde, in Gefahr. Die römischen Behörden ließen auf ihn fahnden, und er war einmal nahe daran in Haft zu geraten, welcher er nur dadurch entging, daß er sich stellte, als genösse er verbotene Speisen, um die Häscher glauben zu machen, er gehöre nicht zu den Juden. R. Meïrs und seiner Frau Gottergebenheit beim plötzlichen Tod ihrer zwei Kinder ist durch eine poetische Überarbeitung bekannt geworden. R. Meïrs Bescheidenheit hielt mit seiner Gottergebenheit und seinem Wissen gleichen Schritt. Seinen Lieblingsspruch: „Beschäftige dich weniger mit dem Erwerb, als mit der Lehre und sei vor jedem Menschen demütig," bewährte er durch die Tat. Er war dabei so selbständig, daß er den Umgang mit solchen Personen nicht scheute, gegen welche ein Vorurteil herrschte. Selbst den Apostaten und Verräter Acher suchte er auf, um sich von ihm belehren zu lassen. Als man ihm deswegen Vorwürfe machte, erwiderte er in seiner beliebten sprichwörtlichen Weise: „Ich finde einen saftigen Granatapfel, genieße das Innere und werfe die Schale weg." Er begleitete einst seinen gnostischen Lehrer am Sabbat zu Fuß, während dieser zu Pferde ritt, sich mit ihm über Schriftauslegung unterredend. Plötzlich sprach Acher zu seinem Begleiter: „Bis hierher und nicht weiter darfst du gehen, hier ist die Sabbatgrenze, kehre um." R. Meïr bemerkte dazu andeutend: „Auch du kehre um"; Acher wich aber mit den Worten aus: „Wenn es auch für alle Sünder Verzeihung gibt, so ist für mich die Gnadenpforte verschlossen, weil ich die Geistesgaben, welche mir Gott verliehen, zum Ärgernis gemißbraucht habe." Später als Acher erkrankte, eilte R. Meïr zu ihm, ihm wiederholentlich in demselben

Sinne zuredend, und schmeichelte sich, ihn vor seinem Tode zur Reue bewogen zu haben.

R. Meïr pflog auch mit einem heidnischen Philosophen Umgang, wie es scheint, mit Euonymos aus Gadara. In jüdischen Kreisen sagte man, erstaunt Kenntnisse des Judentums bei einem Heiden zu finden, Gott habe den zwei Philosophen aus dem Heidentume, Bileam und Euonymos, von seiner Weisheit mitgeteilt, damit sie dieselbe den Völkern lehren sollten. Als der Gadarenser über den Tod seiner Eltern Trauer hatte, besuchte ihn R. Meïr, um ihm Beileid zu bezeugen, wie er denn überhaupt die Überzeugung aussprach, daß ein Heide, welcher an der Thora Interesse hat, ebenso würdig sei wie ein Hoherpriester des Judentums; denn es heißt in der Schrift: „Diese Gesetze soll der Mensch beobachten, um zu leben."

In der Behandlung des Traditionsstoffes hatte sich R. Meïr seinen Lehrer R. Akiba zum Vorbilde genommen und bildete dessen System weiter bis zur Haarspaltung aus. Die Zeitgenossen sagten, man könne nie auf die wahre Meinung R. Meïrs kommen, weil er in scharfsinniger Dialektik Beweise für und gegen eine Gesetzesbestimmung heranzubringen wußte, und er sei imstande, durch Vergleichungen und Folgerungen ein ausdrücklich in der Schrift angeordnetes Gesetz in das Entgegengesetzte umzukehren. Ob es ihm mit dieser sophistischen Art Ernst war? Indessen allgemeinen Beifall hat diese seltsame Lehrmethode zu seiner Zeit keineswegs gefunden, sie wurde im Gegenteil mit Geringschätzung behandelt, als nicht zum Ziele und zur Wahrheit führend. Unter R. Meïrs Jüngern hatte sich einer mit Namen Symmachos Ben-Josê dieselbe angeeignet und sie noch mehr übertrieben; wegwerfend sprach man von ihm, er verstände wohl scharfsinnig zu disputieren, aber keine praktische Entscheidung zu treffen. Dennoch wurde diese haarspaltende Behandlung des Halachastoffes, welche man als talmudische Dialektik bezeichnen kann, später außerordentlich beliebt, noch mehr ausgebildet und äußerst fein zugespitzt; ja, man konnte sich das tiefere Verständnis der Halacha ohne dieselbe gar nicht denken. R. Meïrs Gesetzesentscheidungen dagegen waren von äußerster Strenge. Er behauptet unter anderm, wer seiner Frau weniger Morgengabe aussetzt, als der Brauch ist, dessen Ehe gelte einer wilden gleich, weil dadurch die Leichtigkeit der Scheidung möglich sei. Ferner behauptet er, wo auch nur im geringsten von derjenigen Form abgewichen würde, welche das Gesetz bei Ehescheidungen eingeführt, selbst in dem Falle, wenn man sich in dem Scheidebriefe einer andern als der landesüblichen Zeitrechnung bedient hätte, so hat der Akt keine Giltigkeit, und die Kinder der

auf ungesetzliche Weise Geschiedenen aus der zweiten Ehe sind als unehelich zu betrachten. Die Schammaïtische Schule mit ihrer Übertreibung lebte in ihm wieder auf. Aus diesem Grunde hat er, als er einst erfuhr, daß einige Samaritaner Heidenwein genossen haben, die Erschwerung eingeführt wisssen wollen, von sämtlichen Samaritanern keinen Wein gebrauchen zu dürfen. Für geringe Vergehen, wie z. B. Zinsnahme, wollte er den Gläubiger empfindlich bestraft wissen, daß er Zins mit Kapital verlieren sollte. Er drang aber mit seinen Erschwerungen nicht durch. Am strengsten war er indessen gegen sich selbst und äußerte: „Wenn ich auch etwas für andere als gestattet halte, so erlaube ich es keineswegs mir selbst, sobald ich mich überzeugt halte, daß meine Genossen entgegengesetzter Meinung sind." Wie in der Behandlung des Halachastoffes, so setzte R. Meïr auch in dem formalen Ordnen desselben das Werk R. Akibas fort; er vervollständigte dessen Gesetzessammlung. Es war ein dringendes Bedürfnis geworden, einen Überblick über die Überlieferungsgesetze zu besitzen. Infolge des Krieges, der Hadrianischen Verfolgung und des Märtyrertodes der Gesetzeslehrer war nämlich die Überlieferung außerordentlich verdunkelt worden, die Träger derselben waren untereinander uneinig darüber. R. Akibas Jünger waren daher darauf bedacht, den Lehrstoff, den sie von ihrem Meister überkommen hatten, übersichtlich zusammenzustellen. Die umfassendste Sammlung der Gesetzesbestimmungen legte R. Meïr an unter dem Titel Mischna.

Eine ebenso ausgeprägte Persönlichkeit war Simon Ben-Jochaï, der sein Lehrhaus in Tokoa in Galiläa hatte. Im Gegensatz zu seinem Vater Jochaï, welcher bei den römischen Behörden in Gunst gestanden zu haben scheint, war der Sohn ein erbitterter Römerfeind und stand auch bei denselben nicht im besten Andenken. Eine freimütige Äußerung des Tadels von ihm über das Römertum, die dem Stadthalter hinterbracht wurde, sollte an ihm mit dem Tode bestraft werden. Nur durch die Flucht konnte er sich der Verfolgung entziehen. In einer Höhle blieb er mehrere Jahre, sich von Johannisbrod und Quellwasser nährend, und sein Körper litt von diesem ungesunden Aufenthalt so sehr, daß seine Haut mit Rissen und Schwielen bedeckt wurde. Als er sich einmal ins Freie hinauswagte und die Kunde vernahm, daß der Kaiser gestorben sei, wagte er sich wieder zu zeigen. Um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, badete er in den warmen Quellen des Tiberiassees, welche seinen morschen Körper wieder erfrischten. Aus Dankbarkeit, daß er seine Gesundheit wieder erlangte, erklärte er die galiläische Hauptstadt, welche, weil auf Gräbern erbaut, von den Frommen gemieden wurde, für levitisch rein. Sie hatte es ihm zu verdanken, daß sie später Synhedrialstadt werden konnte.

Diesen geringfügigen Vorgang hat zuerst die naive Sage und dann die geflissentliche Fälschung zu einem erstaunlichen Wunder aufgebauscht und diesen nüchternen Gesetzeslehrer zu einem Wundertäter, zu einem Mystiker und fast zu einem höheren Wesen gemacht. Die Höhle, in welcher er so lange von allen Menschen abgesondert gelebt, bot das geeignete Dunkel für alle möglichen mystischen Phantastereien. Er war aber nichts weniger als Mystiker.

In der Auslegung der pentateuchischen Gesetze schlug er eine Richtung ein, welche der seines Lehrers R. Akiba fast entgegengesetzt war. Verständnisvoll forschte er nach dem Grund der Gesetze und machte daraus Folgerungen. Anstatt Flickwörter, Silben und Buchstaben zu deuten, nahm er das Prinzip vernunftgemäßer Motivierung zum Ausgangspunkt für Gesetzesfolgerungen.

Befremdlich klingt einer seiner Wahlsprüche, die pünktliche Erfüllung des Gesetzes sei nur denen möglich, welche vom Manna oder vom Zehnten leben. „Denn wie soll Jemand Tag und Nacht im Gesetz forschen, wenn er von der Sorge um Nahrung und Kleidung erfüllt ist?“ Auch er hatte seinen Kreis von Jüngern, und wurde, weil er alle seine Genossen überlebt hat, die einzige Autorität für das folgende Zeitalter.

Einen Namen in diesem Kreise hatte R. Juda Ben-Ilai aus Uscha, dessen Charakter mit dem R. Josuas Ähnlichkeit hatte. Bescheiden, klug, geschmeidig, beredt, wußte er die Spannung, welche noch immer zwischen den Römern und der jüdischen Nation fortdauerte, zu besänftigen. Es wird deswegen ganz besonders „der Kluge“ und „der Redner“ genannt. R. Juda war nicht bemittelt, sondern nährte sich, wie R. Josua, von einem Handwerke, dessen er sich nicht schämte; er führte öfter den Spruch im Munde: „Die Arbeit ehrt den Arbeiter. Wer seinen Sohn nicht ein Handwerk lernen läßt, treibt ihn gewissermaßen unter die Räuber.“ Seine Lehrweise hatte keine auszeichnende Eigentümlichkeit. — Wie von R. Juda, so sind von R. José Ben-Chalaphta aus Sepphoris keine lebensgeschichtlichen Züge bekannt geworden. Auch er betrieb ein Handwerk, er war Lederarbeiter. Wie keiner seiner Zeitgenossen verlegte sich R. José auf die Sammlung der jüdischen Geschichte und hinterließ eine kurze Chronik von der Schöpfung der Welt bis auf den Bar-Kochebaischen Krieg unter dem Namen „Reihenfolge der Geschichte“ (Seder Olam). In der aus der Bibel geschöpften Geschichte bemühte er sich die Zeitrechnung zu fixieren, dunkle Stellen aufzuhellen und Lücken durch Traditionen auszufüllen. Hingegen von der Zeit Alexander des Großen an gibt diese Chronik R. Josés selbständige, ganz zuverlässige, leider nur zu kurze Nachrichten. Außer diesem gali-

läischen Lehrkreise bestand noch ein anderer im äußersten Süden Judäas in Lydda, welcher R. Ismaels Lehrweise fortsetzte, aber vereinzelt und ohne Zusammenhang mit jenem war.

Eine eigentümliche Erscheinung bot R. Nathan, ein Babylonier, Sohn eines Exilsfürsten, dar. Es ist nicht bekannt, was ihn veranlaßt hat, nach Judäa einzuwandern und auf die günstigere Stellung in seinem Geburtslande zu verzichten. R. Nathans starke Seite war die Kenntnis des jüdischen Rechts, und vielleicht aus diesem Grunde, oder weil er aus dem fürstlichen Hause stammte, übertrug man ihm im Synhedrin zu Uscha die Würde des Stellvertreters. — Im ganzen war das dritte Tanaïtengeschlecht arm im Verhältnis zu dem vorangegangenen. Der Bar-Kochebaische Krieg und die Hadrianische Verfolgung hatten die gesetzeskundige Jugend hinweggerafft. Beachtung verdient noch R. Eliеser, Sohn des Galiläers R. José, wegen seiner eigenen fruchtbaren Schriftauslegung. Er stellte 32 Regeln zur Anwendung auf, vermittelst derer man imstande sei, Lücken in den Schriftversen zu ergänzen, Versetzung einzelner Wörter vorzunehmen, selbst den fehlerhaften Text zu verbessern. Diese Regeln des Galiläers Elieser hätten zum richtigen Verständnis dunkler Stellen in der heiligen Schrift führen können, wenn diese Wegespur beachtet und weiter verfolgt worden wäre. Es mußten aber erst acht Jahrhunderte vorübergehen, ehe diese Methode wieder aufgenommen und fruchtbar gemacht wurde.

Bedeutendes hat dieser Tanaïtenkreis, welcher sich in und um die Stadt Uscha gruppierte, nicht geleistet. Aber da er die durch den Krieg und den Religionszwang erstarrten Lebensgeister der Judenheit wieder erweckte und die unterbrochene Kette der Überlieferung, wenn auch mangelhaft, wieder herstellte, so ist sein Verdienst nicht gering anzuschlagen.

Während die Gesetzeslehrer in Galiläa bestrebt waren, das in Stockung gebrachte Blut des Volkstums wieder flüssig zu machen, das aufgelöste Synhedrin wieder herzustellen, den Traditionsstoff durch Anlegung faßlicher Sammlungen zu sichern und zu verbreiten, fehlte nicht viel daran, daß sich die babylonischen Gemeinden von dem Gesamtkörper losgetrennt und eine Spaltung erzeugt hätten. Die Klugheit des Patriarchen R. Simon hat diesem Risse durch geschickte Unterhandlungen zu begegnen gewußt. R. Chananja, welchen sein Oheim R. Josua nach Babylonien geschickt hatte, um ihn dem christlichen Einflusse zu entziehen, hatte während des hoffnungslosen Zustandes in Judäa dem Judentum einen Mittelpunkt in Babylonien gründen wollen. In Nahar-Pakod, wahrscheinlich in der Nähe Nahardeas, organisierte er eine Art

Synhedrin, dessen Vorsitzender er selbst war; ein gewisser Nechunjan (oder Achija), der damalige Exilsfürst, stand ihm zur Seite. Die babylonischen Gemeinden, bisher auf die Verordnungen aus Judäa angewiesen und durch den Untergang aller religiösen Institutionen im Stammlande ratlos gelassen, begrüßten ein Synhedrin in ihrer Mitte als eine freudige Erscheinung, und nahmen dessen Beschlüsse und Anordnungen entgegenkommend an. Chananja ordnete Schaltjahre und Festfeier nach denselben Grundsätzen an, wie es in Judäa üblich war. Allein sobald sich der Gerichtshof in Uscha wieder organisiert hatte, konnte er einen Körper nicht bestehen lassen, welcher die Einheit des Judentums aufzuheben und es in ein morgenländisches und abendländisches zu spalten drohte. Um eine solche Spaltung nicht einreißen zu lassen, schickte der Patriarch R. Simon zwei Abgeordnete R. Isaak und R. Nathan mit einem schmeichelhaften Sendschreiben an das Oberhaupt des babylonischen Synhedrin, welches in der Überschrift die ungewöhnliche Formel hatte: „An seine Heiligkeit Chananja". Dieser nahm die Sendboten auf das freundlichste auf und stellte sie mit Lobeserhebungen der Gemeindeversammlung vor. Nachdem sie des Vertrauens des Volkes sicher waren, rückten sie mit dem letzten Zweck ihrer Sendung heraus, daß sich die babylonischen Gemeinden dem Patriarchat in der Urheimat wieder unterordnen müßten. Chananja unwillig darüber, erhob Widerspruch dagegen, was aber die Abgeordneten dadurch vereitelten, daß sie anknüpfend an Schriftverse im öffentlichen Gottesdienst auf das Unheilvolle einer Spaltung aufmerksam machten. Der eine las aus dem Gesetzbuche: „Solches sind die Festtage Chananjas" („für Gottes"); der andere tat etwas Ähnliches mit einer Prophetenstelle: „Aus Babylonien geht die Lehre aus und das Wort Gottes aus Nahar-Pakod," (für „aus Zion und Jerusalem"). Die Anwesenden, durch diese ironische Umdeutung darauf aufmerksam gemacht, daß ein selbständiges babylonisches Synhedrin dem Gesetze zuwider sei, fühlten sich in ihrem Gewissen beunruhigt. Vergebens bemühte sich R. Chananja den Eindruck dadurch zu schwächen, daß er die Gesandten verdächtigte; dieselben sprachen mit erhöhtem Mute, ein Gegensynhedrin in Babylonien heiße ebensoviel wie einen Altar erbauen, bei welchem Chananja und Nechunia ungesetzlich als Priester fungierten, und gelte überhaupt gleich als sich vom Gott Israels lossagen. Chananja stellte aber den Wert eines Synhedrin in Judäa in Frage, indem diejenigen Gesetzeslehrer, welche dort das Heft in Händen haben, keine Autorität hätten, worauf die Gesandten erwiderten: „Die Kleinen, welche du verlassen hast, sind indessen groß geworden." Dennoch gab er sein Vorhaben nicht eher

auf, bis auch ein Gesetzlehrer, R. Juda Ben-Bathyra in Nisibis, den er hierbei zu Rate gezogen, ihm bedeutet hatte, man müsse sich den Verfügungen des palästinensischen Synhedrin unbedingt unterordnen. Als er nirgends Teilnahme und Unterstützung fand, fügte er sich; hiermit hatte das babylonische Synhedrin ein Ende.

Im Schoße des Kollegiums zu Uscha brach indes ein Zwist aus, welcher beinahe ähnliche Folgen nach sich gezogen hätte, wie der Streit zwischen R. Gamaliel und R. Josua. Der Patriarch R. Simon wollte seine Würde durch die Einführung einer eigenen Etikette erhöhen, um die Gleichheit, welche bisher zwischen den Würdenträgern bestanden hatte, aufzuheben. Er führte eine neue Rangordnung ein, welche ihn als Oberhaupt recht kenntlich machen sollte. Die Ehrenbezeigung, welche darin bestand, daß in einer öffentlichen Synhedrialsitzung das Volk sich beim Eintritt des Vorsitzenden und der zunächst stehenden Würdenträger erhob und so lange stehen blieb, bis ihm zu sitzen zugewinkt wurde, sollte von nun an einzig und allein dem Patriarchen erwiesen werden. Als R. Nathan und R. Meïr das nächste Mal zur Sitzung kamen und die neu eingeführte Ordnung bemerkten, verschworen sie sich gegen R. Simon heimlich, ihn seiner Würde zu entsetzen. Dazu brauchten sie aber die Zustimmung der Versammlung, weil der Rang des Patriarchats von der Volksmeinung getragen war. Durch seltene Fragen wollten sie R. Simon in Verlegenheit bringen — welcher überhaupt in Kenntnis des Traditionsstoffes ihnen nachgestanden zu haben scheint — und wenn sie seine Schwäche aufgedeckt und die Versammlung gegen ihn eingenommen haben würden, wollten sie durch einen Antrag den letzten Schlag führen, einen Patriarchen nicht zu dulden, welcher nicht auf dem ganzen Gesetzesgebiete heimisch sei. Sie sollen auch schon die Würden unter sich verteilt haben. Allein dieser Plan wurde R. Simon verraten, und die Verschworenen fanden ihn vorbereitet. Der Versammlung die gegen ihn geführte Verschwörung enthüllend, setzte er es durch, daß beide aus den Synhedrialsitzungen ausgeschlossen wurden. Indessen wußten die Ausgewiesenen der Lehrerversammlung ihre Abwesenheit fühlbar zu machen; sie beförderten schwierige Fragen, auf Zetteln geschrieben, in die Versammlung und setzten sie damit in Verlegenheit. Darauf trug R. José dringlich auf die Zurückberufung der beiden Ausgestoßenen an, indem er bemerkte: „Wir sind im Lehrhause, aber die Lehre ist draußen." Während sich R. Nathan schließlich mit dem Patriarchen aussöhnte, dauerte die Spannung zwischen dem letzteren und R. Meïr lange fort. R. Simon trug endlich darauf an, über den Unruhstifter den Bann zu verhängen. Allein R. Meïr war nicht so gefügig wie jene,

welche sich unter R. Gamaliel dem Banne ohne Widerstand unterzogen hatten. Mit Berufung auf den früheren Beschluß des Synhedrin in Uscha, daß ein Mitglied nicht gebannt werden dürfe, entgegnete R. Meïr: „Ich kehre mich nicht an euer Bannurteil, bis ihr bewiesen habt, über wen, aus welchem Grunde und unter welcher Bedingung es verhängt werden dürfe.“ Er scheint sich von dieser Zeit an vom Sitze des Synhedrin entfernt und sich dauernd in Kleinasien niedergelassen zu haben, wo er auch starb. Seinem letzten Willen gemäß setzte man seine Leiche an der Meeresküste bei.

R. Simons Patriarchat war nicht frei von Unruhen und Bedrückungen von seiten der Statthalter oder der römischen Unterbehörden. Der gegenseitige Haß der Juden und Römer, welcher den Bar-Kochebaischen Krieg und die Hadrianische Verfolgung erzeugt hatte, war zu groß, als daß die starken Sieger ihn nicht den schwachen Besiegten hätte empfinden lassen sollen. R. Simon Ben-Gamaliel bemerkt von den täglich sich wiederholenden Quälereien: „Unsere Vorfahren haben die Leiden nur von Ferne gerochen, wir aber sind davon so viele Tage, Jahre, Zeiten umgeben; wir hätten mehr Recht als unsere Vorfahren, ungeduldig zu werden. Wollten wir wie früher unsere Leiden und die zeitweiligen Errettungen davon in eine Gedenkrolle eintragen, wir fänden nicht Raum genug dazu.“ Die Gehässigkeit der Römer einerseits und die Zähigkeit der Juden anderseits, — welche den Verlust ihrer Selbständigkeit nach so langem Ringen und so vielen Niederlagen noch immer nicht verschmerzen konnten, — scheinen im letzten Jahre des Kaisers Antonius Pius (um 161) einen neuen Aufstand hervorgerufen zu haben, dessen Entstehung, Verlauf und Schauplatz jedoch unbekannt geblieben sind. Der Versuch einer neuen Schilderhebung scheint mit der Kriegesrüstung zusammenzuhängen, welche die Parther in der letzten Zeit dieses Kaisers gegen die Römer ins Werk setzen, um auch ihrerseits aus der halbdemütigen Stellung zu Rom herauszukommen. So oft getäuscht, hoffte man in Judäa immer noch auf Hilfe der Parther, daß von ihnen die Erlösung vom römischen Joche erfolgen werde. R. Simon Ben-Jochaï, der die Römer mit ihrer heuchlerischen Gesetzlichkeit gründlich haßte, bemerkte: „Wenn du ein persisches (parthisches) Roß an die Grabdenkmäler im Lande Israel angebunden siehst, so hoffe auf den Eintritt des Messias.“ Indessen wurde der gewiß nur vereinzelt ausgebrochene Aufstand in Judäa rasch von dem Statthalter in Syrien unterdrückt, ehe noch die Parther zu Hilfe kommen konnten.

Von Marc Aurels Mitkaiser Verus scheinen darauf neue

Verfolgungen der Juden Palästinas ausgegangen zu sein. Zunächst verloren sie ihre eigene Gerichtsbarkeit; man weiß nicht recht, ob das jüdische bürgerliche Recht außer Kraft gesetzt, oder jüdische Richter beseitigt worden waren. R. Simon Ben-Jochaï dankte Gott für diesen Eingriff der Römer, weil er, wie seine Zeitgenossen, sich nicht für befähigt genug hielten, gewissenhaft Recht zu sprechen. Verus erneuerte die Hadrianischen Edikte gegen die Sabbatfeier, Beschneidung und Frauenbäder.

Wiewohl die Synhedrialhäupter keinen Anteil an diesem Aufstande genommen zu haben scheinen, so hatten die römischen Behörden doch Argwohn gegen sie und ließen sie beobachten. Einst wurde ihnen eine Unterredung hinterbracht, welche R. Juda, R. José und R. Simon Ben Jochaï, wie es scheint, über den letzten Grund der römischen Politik geführt hatten. R. Juda, der gleich R. Josua die Gemüter beschwichtigen und sie mit der herben Notwendigkeit versöhnen wollte, hatte die Verdienste der Römer hervorgehoben: „Wie nützlich hat sich doch dies Volk gemacht! Es erbaut überall Städte mit Marktplätzen, es schlägt Brücken über die Flüsse, es legt Bäder zur Erhaltung der Gesundheit an.“ R. José hatte Stillschweigen beobachtet, ohne sich lobend oder tadelnd zu äußern. R. Simon Ben-Jochaï konnte seinen Unwillen nicht zurückhalten: „Was die Römer geleistet haben, sprach er, haben sie nur aus Eigennutz und Gewinnsucht getan. In den Städten unterhalten sie Schandhäuser, die Bäder brauchen sie zu Schwelgereien, von den Brücken lassen sie sich Zoll zahlen.“ Diese Unterredung wurde verraten. Darauf wurde R. Juda, der Lobredner, mit Ehre überhäuft, R. José, der Verschwiegene, nach Laodicea verbannt und R. Simon, der Tadler, wurde zum Tode verurteilt. Der letztere rettete sich, wie bereits erzählt worden, in eine Höhle, worin er mehrere Jahre, wohl bis nach dem Tode des Kaiser Verus (Januar 169) zugebracht hat.

Darauf wurde R. Simon ben Jochaï aufgefordert, sich nach Rom zu begeben, um den milden, wenn auch nicht gerade judenfreundlichen Kaiser Marc Aurel zu bitten, die Ausnahmegesetze gegen die Juden aufzuheben. R. Simon erbat sich zum Begleiter auf dieser Reise den Sohn R. Josés mit Namen Eleasar, weil dieser vielleicht der römischen Sprache kundig gewesen sein mag. In Rom angekommen, mochte es beiden im Verein mit einflußreichen römischen Juden gelungen sein, von Marc Aurel, welcher überhaupt kein Freund harter Verfolgungen war und das von seinem sogenannten Bruder und Mitkaiser Angeordnete nicht gebilligt haben mochte, die Zurücknahme des Zwanges zu erwirken. Auch christliche Lehrer

hatten an diesen Kaiser Schutzschriften gerichtet und ihn um Duldung des Christentums gebeten.

Aber zugänglich war Marc Aurel den Juden nicht, obwohl er manche seiner Sittensprüche, ohne es zu wissen, dem Judentum entlehnt hat. „Als der Patriarch Simon — noch während Marc Aurels Regierung — starb, nahmen die Leiden zu", so lautet ein kurzer Spruch. In solcher Zeit erbte sein begabter Sohn Juda seine Würde, und er hat sie zu Ehren gebracht. Er bildet einen Knotenpunkt in der jüdischen Geschichte. Geboren in der Drangsalszeit der Nachwehen der Bar-Kochebaischen Kriege (um 136, gest. 205 bis 210) erlebte er nur wenig Lichtblicke. Nichtsdestoweniger gelang Juda, was seine Vorfahren vergebens angestrebt, das Patriarchat zum alleinigen Mittelpunkt der Juden und seine Schule zur ausschließlichen Lehrstätte zu machen, neben welcher es keine andere gab. Er wurde bei seinem Leben allein maßgebende und gebietende Autorität, und nach seinem Ableben beherrschte das von ihm ausgegangene Werk die Gesamtjudenheit durch die lange Reihe der Geschlechter bis auf den heutigen Tag. Die Nachwelt hat ihn vielleicht über Gebühr verherrlicht. Aber auch seine Zeitgenossen rühmten ihm nach, daß er die sieben Güter besessen habe, welche den wahrhaft Frommen zu teil werden sollten, Schönheit, Kraft, Reichtum, Ehre, Weisheit, hohes Alter und ebenbürtige Söhne. Woher mag ihm Reichtum zugefallen sein? Möglich, daß jüdische Reiche ihn wegen seines Ansehens zum Erben eingesetzt haben.

Er konnte sich den fürstlichen Luxus gönnen, Maultiere zum Ausreiten zu benützen. Sprichwörtlich sagt man, des Patriarchen Ställe haben mehr Wert, als des persischen Königs Schatzkammern. Von diesem Reichtum machte er, da er sehr einfach lebte, für sich nur geringen Gebrauch, sondern verwendete ihn für die Verpflegung der Jünger, welche während seines Patriarchats vom In- und Auslande zahlreich sich um ihn sammelten und auf seine Kosten unterhalten wurden. Zur Zeit der schrecklichen Hungersnot, welche im Verein mit der Pest unter Marc Aurel mehrere Jahre im ganzen römischen Reiche wütete, öffnete er wie ein Fürst seine Vorratskammern und verteilte Korn unter die Dürftigen. Anfangs bestimmte er, daß nur diejenigen unterstützt werden sollten, welche sich irgend wie mit dem Gesetzesstudium beschäftigten, und schloß die Ungebildeten von seiner Wohltätigkeit aus. Als aber sein gewissenhafter Jünger Jonathan Ben-Amram, der von der Gesetzeskenntnis keinen Nutzen ziehen mochte, die Worte sprach: „Speise mich wie man einen hungrigen Raben sättigt," sah R. Juda seinen Irrtum ein, der Mildtätigkeit Schranken setzen zu wollen, und verteilte seine Spenden ohne Unterschied. Auch bei einer

andern Gelegenheit gab R. Juda einer bessern Überzeugung nach, die herbe Beimischung in seinem Wesen überwindend. Die Töchter des Gesetzesverächters Acher, welche in Not geraten waren, wandten sich an ihn um Unterstützung. Anfangs wies er sie lieblos ab und bemerkte: „Die Waisen eines solchen Mannes verdienen kein Erbarmen.“ Als sie ihn aber an ihres Vaters tiefe Gesetzeskenntnis erinnerten, welche ihn bestimmen müsse, von dessen Taten abzusehen, wurde er andern Sinnes. —

Der Sitz des Hauptlehrhauses und des Synhedrialkollegiums war, nachdem Uscha seine Bedeutung verloren hatte — eine kurze Zeit vorher scheint es das benachbarte Schefaram gewesen zu sein — zu R. Judas Zeit zuerst Bet-Schearim, nordöstlich von Sepphoris und später Sepphoris selbst, weil es wegen seiner hohen Lage und gesunden Luft für seine Kränklichkeit zuträglich war. In Sepphoris scheint ein vollständiger hoher Rat von 70 Mitgliedern bestanden zu haben, welcher richterliche und religiöse Fragen nach der Geschäftsordnung zu entscheiden pflegte. R. Judas Ansehen war aber so groß, daß das Kollegium selbst ihm die alleinige Machtbefugnis übertrug. Übertreibend sagte man von R. Juda, daß seit Mose Gesetzeskenntnis und Autorität nicht in einer einzigen Person so vereinigt waren, wie in ihm. Er war alles in allem.

Die Leitung des Lehrhauses, die Beaufsichtigung der Gemeindebeamten, die endgültige Fixierung des Festkalenders, die Ordination von Jüngern zu Richterämtern, die Ergänzung des Synhedrialkollegiums, alle diese Befugnisse übte er allein aus. Infolge des hohen Ansehens nannte man ihn schlechtweg Rabbi, als wenn neben ihm kein Gesetzeslehrer Bedeutung gehabt hätte. Er wurde auch „der Heilige“ genannt, eine Bezeichnung, die in dieser Zeit nicht allzuviel auf sich hatte. Es bildete sich damals auch ein „heiliger Verein“, der auch Weltliches besorgte. Bald erhöhte R. Juda noch seine Machtbefugnis durch eine Bestimmung, daß auch der Fähigste nicht berechtigt sei, irgend eine religiöse Entscheidung zu treffen, wenn er nicht von ihm ausdrücklich autorisiert worden sei.

Die Gemeinden in- und außerhalb Judäas mußten sich unmittelbar mit dem Patriarchen in Verbindung setzen, um sich von ihm Beamte, Richter und Lehrer empfehlen zu lassen. So erbat sich die Gemeinde von Simonias, südlich von Sepphoris, von ihn einen Beamten, der viele und verschiedenerlei Funktionen ausüben sollte: öffentliche Vorträge halten, Rechtssachen entscheiden, die Aufsicht über die Synagoge führen, beglaubigte Schriftstücke anfertigen, die Jugend unterrichten und überhaupt alle Gemeindebedürfnisse besorgen. Er empfahl ihr seinen besten Schüler Levi

Bar-Schißi. Ein anderer Jünger R. Judas mit Namen Rabba Bar-Chana aus Kaphri ließ sich die Befugnis, in seiner Heimat Babylonien Religionsfragen zu entscheiden und Recht zu sprechen, vom Patriarchen erteilen. Ebenso erlangte ein dritter seiner Jünger Abba-Areka, ebenfalls ein Babylonier, welcher später eine Hauptautorität in den babylonischen Gemeinden wurde, diese Befugnis lediglich durch die Ernennung R. Judas. Nur eine einzige Würde, die des Exilsfürsten in Babylonien, war dem Patriarchat ebenbürtig, auf welche R. Juda um so eifersüchtiger war, als sie von den parthischen Machthabern anerkannt und unterstützt wurde, während die seinige von den römischen Herrschern höchstens geduldet war.

Mit dieser Alleinherrschaft bekleidet, führte R. Juda eine ungewöhnliche Strenge gegen seine Jünger ein und zeigte gegen dieselben eine so reizbare Empfindlichkeit, daß er ihnen nicht einmal im Scherze ein Nahetreten seiner Würde verzieh. Es war seine schwache Seite. Das Verfahren, welches er auf dem Totenbette seinem Sohne einschärfte, die Jünger mit strengem Ernste zu behandeln, beobachtete er selbst während seiner Wirksamkeit. Unter den vielen Babyloniern, welche in das Lehrhaus von Sepphoris geströmt waren, befand sich auch ein ausgezeichneter Jüngergenosse R. Chija, welchen die Zeitgenossen wegen seiner Geistesgaben, seines heiligen Wandels und seiner unermüdlichen Tätigkeit zur Verbreitung der Lehre unter das Volk nicht genug rühmen können. R. Juda selbst schätzte ihn sehr hoch und sagte von ihm: „Von weiter Ferne kam mir der Mann meines Rates“. Dennoch verzieh der Patriarch diesem R. Chija nicht einmal einen geringen Scherz. R. Juda hatte sich einst gegen ihn geäußert: „Wenn der Exilsfürst Huna nach Judäa käme, so würde ich zwar die Selbstverleugnung nicht so weit treiben, ihm meine Würde abzutreten, aber hoch verehren würde ich ihn, weil er ein Abkömmling Davids in männlicher Linie ist, während meine Familie nur in weiblicher Linie von königlichem Blute stammt.“ Als derselbe Fürst Huna sich nach seinem Tode nach Judäa bringen ließ, erlaubte sich R. Chija gegen den Patriarchen den Scherz, zu bemerken: „Huna kömmt an.“ Bei diesen Worten verfärbte sich R. Juda, und als es sich herausstellte, daß nur von der Leiche des Exilsfürsten die Rede war, ahndete er an R. Chija den Scherz damit, daß er ihn auf dreißig Tage aus seiner Gegenwart verwies. Ein andermal strafte er R. Chija auf dieselbe Weise, weil er im Widerspruch gegen des Patriarchen Bestimmung auf freier Straße Lehrvorträge gehalten hatte. Ebenso empfindlich zeigte er sich gegen seinen Jünger Simon Bar-Kappara. Dieser verband mit tiefer Eingedrungenheit in die

Gesetzeslehre auch dichterische Begabung und feine Satire; er ist der einzige hebräische Dichter aus jener Zeit, so viel bekannt ist. Er hat Fabeln gedichtet. Bei einer fröhlichen Zusammenkunft hatte sich einst der witzige Bar-Kappara einen Spaß gegen den reichen, aber unwissenden und eitlen Schwiegersohn des Patriarchen, mit Namen Bar-Eleasa erlaubt. Alle Anwesenden hatten ein Wort an R. Juda gerichtet, nur Bar-Eleasa blieb stumm. Da ermunterte ihn der spöttische Bar-Kappara zum Sprechen und flüsterte ihm ein Rätsel zu. Dieses Rätsel enthielt allem Anschein nach Anspielungen auf eine Person, welche R. Juda nahe stand, und lautete ungefähr:

„Hoch schaut ihr Aug' vom Himmel,
„Man hört ihr stetes Getümmel,
„Sie flieh'n beschwingte Wesen.
„Sie scheucht die Jugend zurück,
„Auch Greise bannt ihr Blick.
„Es ruft oh, oh! wer flieht,
„Und wer in ihr Netz geriet
„Kann nimmer von dem Übel genesen."

Bar-Eleasa trug in seiner Einfalt das Rätsel vor. R. Juda mochte aber an dem satirischen Lächeln Bar-Kapparas gemerkt haben, daß es auf eine Verspöttelung abgesehen war, und sprach darum zornig zu Bar-Kappara: „Ich erkenne dich nicht als ernannt an." Bar-Kappara verstand später diese Worte, da es ihm nicht gelingen wollte, als selbständiger Gesetzeslehrer ernannt zu werden. Auch Mar-Samuel, einer der berühmtesten babylonischen Jünger, durch dessen ärztliche Behandlung R. Judas Krankheit geheilt wurde, konnte nicht die ihm gebührende Ernennung zum Gesetzeslehrer erlangen. R. Juda wollte sich einst gegen ihn, dem er seine wiederhergestellte Gesundheit zu danken hatte, wegen dieser Zurücksetzung entschuldigen. Scherzhaft antwortete ihm Samuel, daß es so im Buche Adams verhängt sei, daß Samuel ein Weiser, aber nicht Rabbi genannt werde. — Chanina, ein Jünger, der später ebenfalls zu den Autoritäten gezählt wurde, hatte einst gegen R. Juda bemerkt, daß ein Wort in dem Buche Ezechiel anders gelesen werden müsse, als er es ausgesprochen. Empfindlich darüber, fragte ihn R. Juda, wo er das gehört hätte: „Bei R. Hamnuna in Babylonien." „Gut", erwiderte R. Juda, „wenn du wieder zu ihm kommst, sage ihm, daß du von mir als Weiser anerkannt bist." Diese Reizbarkeit verfehlte aber nicht eine Mißstimmung gegen ihn zu erregen, welche jedoch wegen der hohen Verehrung, die man ihm zollte, nicht laut wurde. Bei einem Gastmahle, als der Weinrausch die Zungen gelöst hatte, liehen die Zwillingssöhne

R. Chijas der Unzufriedenheit das Wort. Diese hochbegabten Jünglinge mit Namen Juda und Hiskija, welche der Patriarch selbst zu Lebhaftigkeit und Redseligkeit aufgemuntert hatte, äußerten einst: „Der Messias kann nicht eher erscheinen, bis die beiden fürstlichsten Häuser Israels untergehen werden, das Patriarchenhaus in Judäa und das Haus des Exilsfürsten in Babylonien." Der Wein hatte die geheimen Gedanken verraten, daß das Herrentum der Nachkommen Davids auch eine Schattenseite hatte.

Eine Schmälerung seiner Machtbefugnisse in einem wichtigen Punkte mußte der Patriarch R. Juda hingehen lassen. Die Bestimmung der Schaltjahre und des Neumondes für die Festeszeiten verblieb noch dem Landesteil Judäa, das als ein erweitertes Jerusalem angesehen wurde, sie durfte nicht in Galiläa vorgenommen werden. Die Einschaltung wurde in Lydda und die Verkündigung des Neumondes in einem Dorfe Ain-Tab, wahrscheinlich in der Nähe Lyddas vorgenommen. R. Juda konnte daher nicht den Vorsitz dabei führen. Um aber diese als hochwichtig angesehene Befugnis nicht ganz aus Händen zu geben, pflegte er einen Vertreter dafür zu beordern. Er wagte aber nicht, sie in seinem Sitze vorzunehmen.

Vermöge seiner Unabhängigkeit und seiner Autorität hob R. Juda aus Rücksicht auf die Zeitverhältnisse manche Gebräuche und Ritualien auf, welche durch das Alter geheiligt schienen, und setzte sein Vorhaben mit Beharrlichkeit und Rücksichtslosigkeit durch.

Er erleichterte die Gesetze des Erlaßjahres und der Zehnten. Trotz des Unterganges des jüdischen Staates und der gehäuften Unglücksfälle blieben diese Gesetze in voller Kraft, wurden aber für das Volk, welches durch die Kriegsunruhen, Steuern und Gelderpressungen verarmt war, doppelt drückend. Darauf nahm der Patriarch Rücksicht, dieselben, wenn auch nicht ganz aufzuheben, doch zu mildern. Ferner erklärte R. Juda, daß das Gebiet einiger Grenzstädte, darunter auch Betsan — wo mehr Heiden und Christen als Juden wohnten — die bisher als Teile Judäas gegolten hatten, fernerhin nicht mehr die Heiligkeit des jüdischen Bodens haben und vom Verzehnten der Ernte wie von der Pflicht der Brache am Erlaßjahre befreit sein sollte. Er war im Begriffe, die Gesetze des Erlaßjahres überhaupt aufzuheben, doch wollte er einen so auffallenden Schritt nicht ohne Beratung mit den Personen tun, welche Bedenken dagegen haben könnten. R. Pinehas-Ben-Jaïr galt damals als der Inbegriff skrupulöser Frömmigkeit. Er war ein Schwiegersohn R. Simons Ben Jochaï, hatte eine düstere Gemütsart, die von keinem Institute irgend ein Heil erwartete, und pflegte zu klagen: „Seit der Tempelzerstörung sind die Genossen und die Freien beschämt, die

Gesetzesübenden in der Irre, Gewalt und Angeberei siegen, und niemand nimmt sich der Verlassenheit an, wir können nur von Gott etwas hoffen." Besonders hielt R. Pinehas streng auf die gesetzlichen Vorschriften für den Zehnten. Ihn zog R. Juda zu Rate, um das Erlaßjahr aufzuheben; vermutlich machte ein Notjahr diese Maßregel notwendig. Er kam aber bei ihm schlecht an. Als Ben-Jaïr gar in des Patriarchen Hofe Maultiere bemerkte, die zu halten nicht ganz gesetzlich war, kehrte der Eiferer ihm den Rücken.

Die Hauptbedeutung R. Judas, wodurch er sich einen Namen erworben und eine abschließende Epoche gebildet hat, war die Vollendung der Mischna. Seitdem die älteste Sammlung unter dem Namen Adojot angelegt wurde, wuchs der Gesetzesstoff in zwei Generationen massenhaft an; neue Fälle, teils aus alten gefolgert, teils aus der Schrift hergeleitet, hatten den Umfang desselben fast unübersehbar erweitert. Die verschiedenen Schulen und Richtungen hatten manche Gesetzesbestimmungen in Zweifel gelassen, und es herrschte Meinungsverschiedenheit darüber. R. Juda legte daher seiner Sammlung die bereits halb und halb geordnete Mischna R. Akibas mit R. Meïrs Zusätzen zugrunde. Er prüfte jede Meinung für und wider und setzte endlich Bestimmungen nach gewissen Grundsätzen fest. R. Juda bestrebte sich, eine gewisse systematische Gruppierung der verschiedenen überlieferten Gesetze zu geben: über Gebete, Segenssprüche, Abgaben von Feldfrüchten, Sabbat, Feiertage, Fasten, Eherecht, Gelübde und Nasiräat, bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit, über Opferwesen und levitische Reinheit.

Es war eine Riesenarbeit, dieses Chaos zu lichten und zu ordnen, Gesetz an Gesetz zu reihen, ihre Zusammengehörigkeit oder Gegensätzlichkeit herauszufinden, das Vereinzelte unter eine Rubrik unterzubringen und den Umfang nicht zu sehr auszudehnen, um die Sammlung für das Gedächtnis behaltlich zu machen. Ein Kunstwerk ist diese Mischnasammlung keineswegs; bewundernswert ist jedoch daran die Kürze des Ausdruckes. Mit einem einzigen Worte ist öfters eine ganze Gedankenreihe angedeutet, was aber den Nachteil hat, daß vieles den Späteren unverständlich wurde und sich daran ein Wust von Erklärungen angesetzt hat.

Auch die Sprache der Mischna ist kein Muster und weit entfernt von Reinheit und Zierlichkeit, — die allerdings in einem Gesetzbuche nicht gesucht werden. Sie ist vorherrschend hebräisch, in verjüngter Gestalt (neuhebräisch). R. Juda pflegte das Hebräische mit Vorliebe und verachtete die syrische Sprache, welche in Galiläa heimisch war, wegen ihres verwahrlosten Charakters.

Das Hebräische war auch in Judäa und namentlich in den Städten keineswegs in dem Munde des Volkes ganz ausgestorben. Selbst R. Judas Hausſklavin und Haustyrannin war mit der hebräischen Sprache so sehr vertraut, daß manche ausländische Schüler von ihr Auskunft über einige ihnen unbekannte Wörter erhielten. Bar-Kappara hatte in rein hebräischer Sprache gedichtet. Man handhabte das Hebräische so leicht, daß manche Rechtsbestimmungen und feinere Unterscheidungen, welche, ein Produkt des allgemeinen Zeitbewußtseins, auch in den jüdischen Kreis übergegangen waren, ihre entsprechenden hebräischen Benennungen gefunden haben.

Allein es war eine Unmöglichkeit, die Unzahl von halachischen Gesetzen in reinem Hebräisch zu formulieren; der biblische Sprachstoff reichte dafür nicht aus. Es hatte sich aber eine Anzahl von hebräischen Bezeichnungen im Munde des Volkes oder des Gelehrtenkreises erhalten, welche in dem biblischen Schrifttum nicht vorkommen, volkstümliche Bezeichnungen und Redensarten. Diese benutzte der Mischnaordner, nahm aber auch eingedrungene aramäische Wortfügungen und Formen, sowie auch gangbare und allgemeinverständliche griechische und selbst lateinische Wörter auf. Dadurch erhielt die Sprache der Mischna den Charakter einer Mischsprache.

Den Inhalt dieses Mischnaitischen Gesetzbuches bilden die Überlieferungen aus alter Zeit, die Synhedrialverordnungen zu verschiedenen Zeiten, die Erschwerungen und Peinlichkeiten verschiedener Schulen, die Folgerungen, welche daraus für neue Fälle gemacht worden waren. Das Religiös-Rituale, was alles verboten ist und was Strafe oder andere Folgen nach sich zieht, ist darin überwiegend. Wohl enthält die Mischna eine kernige, erhabene Sittenlehre. Ein ganzer Abschnitt, „Sprüche der Väter“ (Abot) überliefert eine Perlschnur beherzigenswerter Sprüche von den Männern der großen Versammlung an bis auf R. Judas Zeit. Aber das sittliche Element ist von dem Ritualen überwuchert.

So hatten endlich die Zusätze zur Lehre Moses oder zum Pentateuch ihren Abschluß gefunden. Vier Jahrhundert hindurch seit der Makkabäerzeit, in welcher die Überlieferung als ein wirksames Element in das Volksleben eingegriffen hat, blieb sie gewissermaßen in der Schwebe. Von den Pharisäern behauptet, von den Sadduzäern geleugnet, von der Schammaïtischen Schule übertrieben, von Hillel und R. Akiba an das Schriftwort angelehnt, von den Nachfolgern derselben vielfach bereichert und teilweise bestritten, erlangte sie erst durch Rabbi eine feste Gestalt und übte durch Inhalt und Form eine geistige Macht in einer langen Reihe von Jahrhunderten aus. Die Mischna wurde neben der heiligen

Schrift die Hauptquelle geistiger Anregung und Forschung; sie verdrängte zuzeiten sogar die Schrift und behauptete sich als alleinige Gebieterin. Sie wurde das geistige Band, das die verrenkten Glieder des jüdischen Volkstums zusammenhielt und machte ein sichtbares Band entbehrlich. Die Mischna, das Kind des Patriarchats, durch welches sie in die Welt gesetzt wurde und Autorität erlangte, tötete, sozusagen, ihren Erzeuger; die Patriarchenwürde verlor durch sie nach und nach an Ansehen und Einfluß.

Das Erscheinen der Mischna schloß die Reihe der Tanaïten und machte der selbständigen, schöpferischen Tätigkeit ein Ende. Nicht die Behaglichkeit ruhiger Zeiten hat den Abschluß des mischnaitischen Gesetzbuches gefördert, sondern im Gegenteil die Sorge und der Notstand haben dazu gedrängt, das Gebäude unter Dach und Fach zu bringen. Die Zeit von Rabbi Jehudas Patriarchat war keine besonders glückliche. Der Beginn desselben fiel in die letzten Jahre Marc Aurels, und dieser einzig menschlich fühlende Kaiser hatte keinerlei Beziehung zu den Juden und noch weniger hatte er das geringste Verständnis für das judäische Wesen. Als er nach dem gewaltsamen Tode des Empörers Cassius in Syrien in dieser Provinz eintraf und auf seinem Wege nach Ägypten Palästina berührte (175), suchten ihn die Vertreter der Judenheit in Cäsarea auf. Sie klagten über die drückende Steuerlast und baten — vielleicht lauter als gebührlich — um Erleichterung. Da rief Marc Aurel von Verdruß erregt aus: „O, Ihr Marcomannen, ihr Quaden, ihr Sarmaten, endlich habe ich ein Volk gefunden, das noch unruhiger ist, als ihr seid." Unter Commodus (180—192), dem Sohne des philosophischen Kaisers Marc Aurel, mit welchem die Reihe der guten und leidlichen Kaiser schloß und die der Scheusale wieder begann, die einander die Kehle abschnitten, war Judäa schweren Bedrückungen ausgesetzt. Als der Statthalter Pescennius Niger, der allmächtig in seiner Provinz schaltete, von den Juden um Erleichterung des unerträglich gewordenen Steuerdrucks angegangen wurde, antwortete er ihnen: „Ihr verlangt, daß ich Eure Ländereien von Steuern erleichtere, und ich möchte noch die Luft, die ihr einatmet, mit Steuern belegen." In dem Bürgerkriege zwischen den beiden Kaisern Septimius Severus und Pescennius Niger (193 bis 194) wurde Judäa in Mitleidenschaft gezogen. Die Samaritaner hatten für den letzteren Partei ergriffen, dagegen standen die Juden aus Haß gegen diesen auf Severus' Seite. Juden und Samaritaner lieferten dadurch Fehden gegeneinander, wobei beiderseits viele umkamen. Serverus blieb Sieger, nahm grausame Rache an den Anhängern seines Feindes und belohnte seine

Parteigänger. Der samaritanischen Stadt Sichem (damals Neapolis genannt) entzog er das Bürgerrecht. Die Juden belohnte er ebenfalls. Er setzte sie in die seit dem Hadrianischen Krieg ihnen entzogenen Ehrenstellungen wieder ein. Sie durften in den Städten von gemischter Bevölkerung in die Magistratsämter gewählt werden. Er schonte auch dabei ihr religiöses Gewissen, daß sie von den Amtspflichten befreit sein sollten, wenn es dadurch verletzt werden könnte. Aber sein Wohlwollen gegen sie war nicht von langer Dauer. Was mag nun die so ziemlich Befriedigten bewogen haben, gegen diesen Kaiser die Waffen zu ergreifen?

Die Lockstimme des Partherkönigs Vologäses hat wohl den Ausbruch eines neuen jüdischen Aufstandes gegen Rom verursacht. Parthien spielte, seit es seine Selbständigkeit errungen, für die Judenheit in Palästina dieselbe Rolle, wie ehemals Ägypten gegen das judäische Reich. Es lockte, reizte, machte Versprechungen, hat aber nur selten Wort gehalten, auch nicht Wort halten können. Als Lockmittel hielt es ihr die Hoffnung auf die Erreichung der verlorenen Selbständigkeit, auf den Besitz Jerusalems und den Wiederaufbau des Tempels hin. Die Parther machten unter Severus Einfälle in die römischen Provinzen der Nachbarschaft und stachelten die Juden auf, zu den Waffen zu greifen. Die Bewaffneten griffen die in Palästina zurückgebliebenen römischen Truppenteile an und brachten ihnen Niederlagen bei. Die heißblütige Jugend war es, welche die Kriegsfackel anzündete. Die Besonnenen und die Gesetzeslehrer dagegen hielten sich fern und warnten eindringlich vor der Heraufbeschwörung neuer Leiden. Ein zeitgenössischer Gesetzeslehrer Simon Ben-Eleasar warnte: „Wenn Jünglinge sprechen: „„Baue das zerstörte Heiligtum auf““, so höre nicht auf sie.“ Severus mußte einen regelrechten Krieg gegen die jüdischen Aufständischen führen, und als er sie besiegte (101), galt seine Kriegstat für so rühmenswert, daß der Senat ihm einen judäischen Triumph bewilligte. Er konnte aber wegen seines Podagraleidens nicht auf dem Triumphwagen stehen, so paradierte sein Sohn und Mitkaiser, der saubere Caracalla, im Triumphzug in Rom.

Die Folgen dieses unbesonnenen Aufstandes blieben nicht aus. Gegen die zersprengten Freischärler, welche sich, wie öfter im Gebirge in Schlupfwinkeln aufhielten, wurde eben so wie früher gegen die Zeloten und Bar-Kochebas Krieger eine Hetzjagd angestellt. Aber dieses Mal boten die Juden selbst Hand zu ihrer Verfolgung. Gesetzeslehrer wurden beauftragt oder gezwungen, die Räuber, wie sie genannt wurden, aufzusuchen und sie dem Schwerte zu überliefern. Es waren Eleasar, Sohn des Simon

Ben-Jochaï, des Erzfeindes der Römer, und Ismael, Sohn des R. José, beide Mitglieder des Kollegiums unter dem Patriarchen Juda. Diese Gefügigkeit, religions- und stammgenössische Freiheitskämpfer zu verfolgen, wurde von einem andern Gesetzeslehrer scharf getadelt. Der greise R. Josua Ben-Karcha fuhr Eleasar an: „Du, Essig, Sohn des Weines, wie lange willst du noch das Volk Gottes dem Tode überliefern?“ Und als dieser sich mit den Worten entschuldigte: „Ich räume nur Dornen aus dem Weinberge“, erwiderte jener: „Mag der Besitzer des Weinberges selbst die Dornen beseitigen“. Gegen Ismael bemerkte derselbe: „Dein Vater hat die Flucht ergriffen, um den Römern nicht die Hand zu bieten, du hättest ebenfalls durch die Flucht dich retten können.“

Da die Gesetzeslehrer und auch der Patriarch R. Juda keine Schuld an dem Aufstand hatten, ließ Severus nicht an allen Juden seinen Zorn aus, sondern verbot nur aufs strengste, Heiden zum Judentum zu bekehren. Proselyten scheinen sich an dem Aufstande beteiligt zu haben. Diejenigen, welche das Bundeszeichen an sich vollzogen hätten, sollten mit Verlust ihres Vermögens und Verbannung bestraft werden, Ärzte, die ihnen dabei behilflich waren, gar mit dem Tode. Juden, welche ihre Sklaven in den Bund aufgenommen hätten, sollten je nachdem außer Landes gewiesen oder hingerichtet werden. Um die Juden zu kränken, wendete Severus den Samaritanern wieder seine Gunst zu. Die in Sichem erlangten das ihnen früher entzogene Bürgerrecht; sie hatten ihm gewiß bei Bekämpfung der Juden, seiner Feinde, Vorschub geleistet.

Diese unerfreulichen Vorgänge erlebte noch der Patriarch R. Juda. Mit vieler Seelenruhe sah er seiner Auflösung entgegen. Seinem älteren Sohne Gamaliel übertrug er seine Würde, den jüngern, Simon, ernannte er zum Chacham (Sprecher). Er legte dem künftigen Patriarchen ans Herz, streng gegen die Jünger zu sein, aber von seiner Gepflogenheit, immer nur je zwei Jünger zu ordinieren, abzugehen, vielmehr sämtliche Fähige zur Ordination zuzulassen. Ganz besonders sollte er Chanina Bar-Chama, gegen welchen R. Juda sich verschuldet glaubte, zu allererst mit der Lehrerwürde bekleiden.

Das Synhedrialkollegium bat er, bei seiner Leichenbestattung keine Feierlichkeiten zu machen, in den Städten keine Trauer um ihn begehen zu lassen und schon nach dreißig Tagen die Lehrversammlung wieder zu eröffnen. Viel Volk aus den Nachbarstädten hatte sich in Sepphoris bei der Nachricht von dem herannahenden Tode des Patriarchen versammelt. Als wenn es gar

nicht möglich wäre, daß er sterben könnte, drohten die Volksmassen demjenigen mit dem Tode, der die Trauerpost überbringen würde. Die Spannung und Aufregung war so groß, daß man einen gewalttätigen Ausbruch des Schmerzes von der aufgeregten Menge fürchtete. Bar-Kappara teilte indes die Traueranzeige ohne Worte mit. Mit verhülltem Haupte sprach er zum Volke:

„Engel und Sterbliche rangen um die Bundeslade,
„Es siegten die Engel, und entschwunden ist die Bundeslade."

Als das Volk darauf einen Schmerzensschrei ausstieß: „Er ist tot!" sprach Bar-Kappara: „Ihr sagt's". Zahlreich war das Leichengefolge, das den Verblichenen begleitete, und in achtzehn Synagogen hielt man ihm Gedächtnisreden. Selbst die Ahroniden beschäftigten sich, dem Gesetze zuwider, mit seiner Leiche; man verkündete: „Für heute hört die Priesterweihe auf." Synhedrin und Priestertum ordneten sich bereitwillig demjenigen unter, welcher in seiner Person die Lehre repräsentierte.

Von R. Judas Nachfolger R. Gamaliel III. (um 210—225) weiß die Geschichte weiter nichts zu erzählen, als daß er die Verordnungen seines Vaters pünktlich ausführte. Beherzigenswert sind die Sprüche, die sich von ihm erhalten haben, welche zugleich ein scharfes Licht auf die Zustände der Zeit werfen: „Schön ist die „Beschäftigung mit der Lehre, wenn man dabei auch weltliche „Geschäfte treibt, die Mühe um beides läßt die Sünde nicht auf„kommen; Gesetzeskunde ohne Handwerk geht zuletzt unter und „zieht Sünde nach sich. Wer sich mit Gemeindeangelegenheiten „befaßt, soll es um Gotteswillen (ohne eigennützigen Nebenzweck) „tun, dann wird ihn das Verdienst seiner Vorfahren unterstützen „und seine Gerechtigkeit ewig dauern. „Euch aber," sprach er zu „den Jüngern, „verheiße ich höheren Lohn, als wenn ihr praktisch „tätig wäret. Seid vorsichtig der (römischen) Macht gegenüber, „denn sie schmeichelt euch nur um ihrer selbst willen. Sie scheinen „Freunde, wenn sie Nutzen davon ziehen, stehen aber in der Not „nicht bei. Erfülle Gottes Willen in der Art, daß du deinen Willen „vor dem seinigen aufgiebst, dann wird er deinen Willen auch zu „dem seinigen machen." Die Warnung, den römischen Machthabern gegenüber besonnen zu bleiben und sich nicht von ihnen verlocken zu lassen, hatte jedenfalls einen Hintergedanken. Denn nach dem Tode des strengen Severus erhielt fast ein Vierteljahrhundert das römische Reich durch drei Kaiser einen sozusagen syrischen, den Juden verwandten Anstrich. Schlangenkluge, syrische Weiber führten die Herrschaft über das Römerreich, Julia Domna (eigentlich Martha), Severus' Frau, ihre Schwester Julia Mäsa und deren zwei Töchter Julia Soämia und Julia Mamäa.

Sie lenkten und gängelten das römische Volk und den römischen Senat nach ihrem Willen. Sie stammten aus der syrischen Stadt Emesa, wo eine bedeutende jüdische Gemeinde bestand. Hier gab es auch angesehene Proselyten. Eine proselytische Familie Bar-Aschtor besaß hier ausgedehnte Ländereien.

Diese Syrerinnen, welche die römische Welt beherrschten, standen in einer Art Verwandtschaftsverhältnis zu den Juden, verachteten diese nicht, teilten vielmehr mit diesen eine Verachtung gegen das hochmütige römische Wesen. Ein Jahr nach der Ermordung Caracallas (217) wurde der Sohn der Soämia Elagabal in Emesa von der syrischen Legion zum Kaiser ausgerufen. Seine kluge Großmutter gab ihn als Caracallas unehelichen Sohn aus. Es galt nun, diesem sechzehnjährigen Sonnenpriester in der Nähe Anhänger zu verschaffen; auch die angesehenen Juden sollten für ihn gewonnen werden. Auf diesen Vorgang zielt die Warnungsstimme des Patriarchen Gamaliels III., Vorsicht zu gebrauchen; denn die römische Macht suche nur aus Interesse die Annäherung.

Die Herrschaft der Syrer und der Syrerinnen kam den Juden zustatten. Sie wurden nicht mehr mit römischem Hochmut und mit Verachtung wegen ihrer Abstammung und Religion behandelt. Wie tollhäuslerisch auch das eingefleischte Laster Elagabal in Rom regierte, so war doch Absicht in seinem Wahnsinn. Er wollte das römische Wesen auflösen. In dem Tempel des Sonnengottes, das er dem Baal oder eigentlich sich selbst weihte, wollte er auch dem Kultus der Juden, Samaritaner und Christen einen Platz weisen. Jüdischerseits fand auch eine freundliche Annäherung an die Außenwelt statt. Zwei begabte Söhne des Patriarchen R. Gamaliel, Namens Juda und Hillel, erlernten die griechische Sprache und griechische Literatur, um mit der römischen Welt freundlichen Verkehr pflegen zu können, und die Stockfrommen hatten nichts dagegen, obwohl es ein Jahrhundert vorher streng verboten worden war. Um mit der Außenwelt zu verkehren, mußten die Patriarchensöhne die römische Haartracht annehmen, was bis dahin als Heidenart verpönt war.

Der Patriarch Juda II. (um 225—260), welcher seinem Vater nachfolgte, durchbrach noch mehr die Scheidewand, welche die Überstrenge der Stockfrömmigkeit aufgerichtet hatte, und arbeitete dahin, das Leben der Juden freundlicher zu gestalten und einen freundnachbarlichen Verkehr mit den Heiden anzubahnen. Er setzte es im Kollegium durch, Öl von den Heiden zu gebrauchen, was schammaïtische Zeloten verboten hatten. Er mit seinem Kollegium gestattete wieder, eine Braut an ihrem Hochzeitstage in einer Prachtsänfte durch die Stadt zu tragen, was infolge der Unglücksfälle

nach dem Hadrianischen Kriege verboten worden war. R. Juda gedachte das strenge Fasten am neunten Ab, welches zur Erinnerung an mehrere unglückliche Vorgänge in der Geschichte des Volkes eingeführt worden war, ganz oder teilweise aufzuheben. Dagegen sträubte sich aber sein minder freidenkendes Kollegium. Darum konnte er auch nicht in einem andern Punkte die Absperrungen aufheben, auch Brod von Heiden gebrauchen zu dürfen und damit überhaupt die Scheidewand vollständig zu beseitigen. Dem freigesinnten Prediger aus Lydda, Simlaï, der ihm dazu geraten, erwiderte er: „Ich darf nicht, sonst würde man mich als einen Erleichterer verschreien“.

Gegen die Bestimmung seines Großvaters, daß ein uneheliches Kind, von einer Jüdin und einem Heiden oder einem Sklaven geboren, als Bastard aus der Gesellschaft ausgestoßen werden sollte, entschied der Enkel, es sei für eine jüdische Ehe zulässig. Das Gesetz, das in der Mischnasammlung seines Großvaters aufgenommen war, daß jeder Verkehr mit Römern an den Saturnalien, an den Januarischen Kalenden, an dem Feste für die Thronbesteigung, an dem Sterbetage der Kaiser und auch an dem Tage der Familienfeier eingestellt werden müsse, weil sie mit dem Götterwesen der Römer in Verbindung standen, und an diesen Tagen nicht einmal ein Geschenk von den Heiden angenommen werden dürfte, wurde von dem Patriarchen aus Höflichkeit halb und halb übertreten. Die Kirchenhäupter beklagten sich, verdrießlich darüber, daß Juden den Heiden freundlicher entgegenkamen, als den Christen, obwohl diese den Götzendienst ebenso wie die Juden verabscheuen. Diese wußten wohl, daß mehr Gefahr für das Judentum im Anschluß an das aufstrebende Christentum lag, als in der Annäherung an das alternde Heidentum.

Diese Annäherung an die Römer wurde noch mehr begünstigt durch die freundliche Stellung des Kaisers Alexander Severus zum Judentum und den Juden, der auch den Patriarchen Gunst zugewendet hat. Dieser zweite Kaiser von syrischer Abstammung, der Sohn der Syrerin Julia Mamäa, einer der edelsten Männer auf dem Thron der Cäsaren (März 224—März 234), welcher von seiner Mutter streng sittlich erzogen und in allem Wissenswerten unterrichtet worden war, empfand eine Bewunderung für die sittliche Höhe im Judentum und Christentum, welches die Lehren der Sittlichkeit jenem entlehnt hatte. In seinem Haustempel waren neben den Bildern römischer Götter und der guten Kaiser auch die von Abraham und Christus angebracht. An seinem Palaste und an öffentlichen Gebäuden ließ dieser Kaiser den Hillelschen Spruch anbringen: „Was du nicht willst, daß man dir tue, das tue auch an-

dern nicht an." Und im Feldlager ließ er diesen Spruch durch einen Herold zur Warnung für die räuberischen Gelüste der Soldaten nach dem Eigentum Fremder ausrufen.

Auf seinem Kriegszuge gegen Ardaschir, den Begründer des neupersischen Sassanidenreiches (232—233) kam er wohl mit dem Patriarchen Juda in Antiochien zusammen; denn er räumte ihm und damit auch dem judäischen Gemeinwesen wesentliche Vorteile ein. Er schenkte dem Patriarchen ein ansehnliches Ackergebiet in Gaulanitis (jenseits des Jordans), gestattetete ihm die peinliche Gerichtsbarkeit über die Stammgenossen auszuüben und selbstverständlich räumte er den jüdischen Richtern wieder die bürgerliche Gerichtsbarkeit ein, welche ihnen unter Antoninus Pius oder Marc Aurel entzogen worden war. Der Patriarch Juda durfte sich mit Trabanten wie ein Fürst umgeben, um seinen Befehlen und Bestimmungen Nachdruck zu geben. Alexander Severus erstattete den Juden überhaupt das, dessen sie durch Hadrians harte Verfolgung beraubt worden waren. Sie durften wieder den heiligen Boden Jerusalems betreten, wenn auch, um auf ihm über die Entweihung und Verwandlung in Älia Capitolina zu weinen. Am Erlaßjahr wurden die Ackerbesitzer von der Grundsteuer befreit. Es scheint, daß Alexander Severus, (welcher in den judäischen Quellen Severus, Sohn Antoninus oder auch schlechtweg Antoninus genannt wird) der Stadt Tiberias das ausgedehnte Recht einer Kolonie gegeben hat oder hat geben wollen. Dieser junge edle Kaiser lebte nur zu kurz für das judäische Gemeinwesen, er wurde von den eigenen Soldaten in Deutschland ermordet.

Nach seinem Tode begann die Auflösung des römischen Reiches Riesenschritte zu machen. In kaum zwanzig Jahren wurden zehn Kaiser bald hier, bald da ermordet, von denen nur wenige mit Not vier Jahre den Kaisertitel behaupten konnten; vier Kaiser fielen in wenigen Monaten hintereinander. Es war geradezu ein Hohn, daß einer dieser Tageskaiser, Philipp der Araber, aus der Stadt Bostra im Hauran, den tausendjährigen Bestand Roms mit großem Pomp feiern ließ (248). Die Stadt Rom mit seinem Senat und seinen Patriziern war ein Spielball in den Händen der Legionstruppen und ihrer Führer an den Grenzen. Barbarische Völker nahmen den Anlauf, ihr die blutbefleckte Krone vom Haupte zu reißen.

Wie mag es den Judäern während dieses anarchischen Zustandes ergangen sein, in welchem die ebenso oft wechselnden Statthalter mit Willkür schalten durften? Ein Spruch des hochangesehenen Gesetzeslehrers R. Jannaï veranschaulicht einen leidlichen Zustand in Palästina. Er sagte: „Wir genießen weder das Glück der

Frevler, noch haben wir die Leiden der Frommen zu erdulden." Nur kurze Zeit scheinen die Juden unter dem hauranitischen Bauernsohn Philipp Leiden erduldet zu haben. Er hatte sich mit seinem Hause ernstlich oder zum Scheine dem Christentum zugewendet und glaubte sein Bekenntnis mit Mißhandlung der Juden bekräftigen zu müssen. Gewiß ist es, daß wiederum am Sabbatjahr von den Ackerbesitzern die Lieferung von Getreide verlangt wurde, und derselbe R. Jannaï gestattete, aus Not auch in einem solchen Jahre die Felder zu bestellen, um den Anforderungen zu genügen.

Überhaupt trat in dieser anarchischen Zeit, in welcher die römischen Legionen gegen die Neuperser zu kämpfen hatten, und daher Steuerdruck und Eingriffe in das Eigentum an der Tagesordnung waren, in Palästina allmählich eine Verarmung ein. Ein Teil der Ländereien Palästinas war nicht mehr im Besitz von Juden, sondern war in die Hände von Heiden übergegangen. Die jüdische Bevölkerung konnte demgemäß nicht wie früher für die Unterhaltung der Lehrhäuser und der Jünger sorgen. Diese gerieten dadurch in solche Not, daß sie nicht imstande waren, an Festtagen ihren ärmlichen Anzug zu wechseln. Um die Lehrhäuser nicht entvölkern zu lassen, sorgte der Patriarch R. Juda II. anderweitig für Einnahmen. Er schickte Sendboten aus, um von wohlhabenden Gemeinden außerhalb Palästinas Beisteuer zur Fristung der Lehrhäuser zu sammeln. Ein angesehener Gesetzeslehrer, R. Josua Ben-Levi machte zu diesem Zwecke die Reise bis nach Rom, um von den dortigen reichen Glaubensgenossen die notwendige Unterstützung zu erlangen. Solche Sendboten, welche von Zeit zu Zeit zu den reichen Gemeinden nach Europa und besonders nach Italien gesandt wurden, führten den Namen Apostel und die Beisteuer für den Patriarchen und die Schule hieß Apostolé (Beitrag der Patriarchen). Wo es galt, die Lehre zu erhalten, waren die Juden aller Länder freigebig. Die jüdischen Schiffahrer und Handelsherren in Europa pflegten den zehnten Teil ihres Erwerbs für die Jünger in Palästina zu spenden. Aus Verehrung für die Patriarchen bewilligten die Gemeinden freiwillig und gern diese alljährliche Patriarchensteuer. R. Juda II. welcher seine Würde durch Tugenden, Gelehrsamkeit und Weltbildung zierte, hatte Ansehen im Auslande wie im Inlande. Wie einem Fürsten wurde ihm des Morgens Huldigung entgegengebracht. Aber infolge der zunehmenden Armut im Lande war er außerstande, seine Stellung mit reichen Mitteln zu behaupten, wie es sein Großvater gleichen Namens getan hatte. Er mußte oft sein Vermögen dazu verwenden, die Geldgier der Landpfleger zu befriedigen, um Unbilden abzuwenden.

In den Lehrhäusern wurde fast ausschließlich der überlieferte Stoff dem Gedächtnis eingeprägt und zwar nach der von R. Juda I. abgeschlossenen Ordnung der Mischna. Andere Kundige hatten zwar Sammlungen angelegt, aber sie erlangten wegen des hohen Ansehens dieses Patriarchen neben seinem Werke keine Autorität und wurden allmählich in den Schatten gestellt oder ganz verdrängt. Allenfalls haben sich noch dabei ältere Auslegungen*) und eine ausführlichere Abhandlung des Stoffes unter dem Namen „Zusätze“ zur Mischna (Tosefta) erhalten. Selbst die früher ebenfalls beliebte Sammlung, welche der Babylonier R. Chya, ein jüngerer Zeitgenosse und Mitarbeiter Judas, angelegt und sein Jünger R. Uschaja ergänzt hatte**), hat sich nicht erhalten; sie war sehr umfangreich angelegt.

Die solchergestalt mit Autorität bekleidete Mischnasammlung Judas I. (die Mischna schlechthin genannt) erlangte allmählich fast das Ansehen der heiligen Schrift. Sie wurde wie diese ausgelegt, gedeutet und auch gedeutelt. Lehrer und Jünger prägten sie ihrem Gedächtnis ein, da sie nicht niedergeschrieben werden sollte. Bei vorkommenden Fällen im Rechtsstreit, in Ehesachen und Ritualien — über das, was erlaubt oder verboten sei — wurden ihre Bestimmungen zu Rate gezogen, ihre Paragraphen für oder gegen angeführt. Da die Ausdrucksweise der Mischna knapp gehalten ist und auch fremdsprachliche Wörter enthält, so wurde die Auslegung und Anwendung derselben auf vorkommende Fälle fast eine Kunst, welche Scharfsinn erforderte, aber auch zur Klügelei führte.

Die sachliche und sprachliche Behandlung der Mischna wurde Talmud (Gemara) genannt. Die Tätigkeit der Schulhäupter in Sepphoris, Tiberias, Cäsarea und Lydda und auch außerhalb Palästinas hatte fortan nur das eine Ziel im Auge, sich in die Mischna zu vertiefen und sie vor ihren Zuhörern zu erklären, wirkliche oder scheinbare Widersprüche in ihrem Texte auszugleichen; sie war ihnen alles in allem. Nach dieser ihrer Tätigkeit wurden sie Amora genannt (Erklärer). In der ersten Zeit bewahrten manche Ausleger noch eine gewisse Selbständigkeit dem Mischnatext gegenüber. Mit dem Vorrücken der Jahrhunderte wagte kein Amora von ihm abzugehen, er wurde für unfehlbar gehalten. Die ersten und bedeutendsten Talmudisten oder Amoräer waren R. Jochanan und R. Simon Ben-Lakisch, beide hochsittliche Persönlichkeiten, der erste von

*) Ältere Sammlungen waren: Siphrâ fast ausschließlich über die Gesetze im dritten Buch Mosis, Siphrê über gesetzliche und anderweitige Schriftauslegung zum vierten und fünften Buch und endlich Mechilta zum zweiten Buch Mosis in ähnlicher Art wie Siphrê.

**) Boraïta genannt.

zarter Natur, eine männliche Schönheit, der andere von riesiger Körperkraft, der aus Not sich einmal in einem Zirkus zur Abrichtung von Kampfspielern vermietet haben soll. Ben-Lakisch war einseitig und überfromm und verletzte öfters mit seiner finsteren Strenge, seiner derben Geradheit und seiner Rücksichtslosigkeit den Patriarchen. Doch hatte er Taktgefühl, herauszufinden, daß das Buch Hiob nicht eine wahre Geschichte enthält, sondern eine Dichtung sei. R. Jochanan dagegen war von Natur mild und hatte einen Blick für die Außenwelt. Er wollte den judäischen Mädchen gestattet wissen, das schöne griechische Schrifttum zu erlernen, da die Kenntnis desselben eine Zierde für das weibliche Geschlecht sei. Er schätzte die Blüte des Griechentums, die Philosophie, und räumte ihr neben dem Judentum einen Rang in der Entfaltung der menschlichen Gesittung ein. Sinnig drückte es R. Jochanan aus: „Weil Sem und Japhet die Blöße ihres Vaters zugedeckt haben, hat sich Sem (Typus der Judenheit) den Mantel mit Schauquasten und Japhet (Typus des Griechentums) den Philosophenmantel verdient.“ Er schätzte auch die griechische Übersetzung der heiligen Schrift und wendete darauf einen Bibelvers an: „Die Schönheit Japhets soll in den Zelten Sems wohnen.“

Sechstes Kapitel.

Die Judenheit in Babylonien und Persien.

(240 bis 300)

Wäre der Bestand des Judentums vom Mutterlande allein bedingt gewesen, so hätte es nach menschlicher Berechnung unter den damaligen Verhältnissen seinem Untergang entgegengehen müssen. Die leibliche Verarmung und die geistige Verkümmerung nahmen immer mehr zu. Es fehlte nach dem Tode des Patriarchen Juda II. an einer gebietenden und fürsorgenden Persönlichkeit. Infolge der Verarmung durch den Steuerdruck und der Entfremdung des Grundbesitzes verfielen die Schulen in Lydda und Cäsarea; nur Tiberias blieb von den galiläischen Lehrhäusern noch übrig, und hätte dieses nicht Zufluß von auswärts erhalten, so wäre es auch verfallen.

Von Babylonien oder Persien aus kam ein erfrischender Zug, wie zur Zeit Esras. Babylonien wurde für die judäische Nation eine zweite Mutter, nachdem ihr die erste entfremdet war, und es hat nur selten stiefmütterlich an ihr gehandelt. Die parthischen Könige, die Oberherren dieses Landes, haben den Juden freie Bewegung gelassen. Man sagte, es sei ein Werk der Vorsehung gewesen, daß eine große Zahl derselben vom babylonischen Exil her hier zurückgeblieben sei, in der Voraussicht, daß der Stamm im Römerreiche wegen der öfteren Verfolgung sich nicht würde behaupten können, sollte ein Überrest in

Babylonien erhalten werden. Dieses morgenländische Italien, dessen Hauptstadt in alter Zeit gleich Rom zuerst Weltherrscherin, dann Ziel völkerwandernder Einfälle gewesen, Babylonien, schon einmal zeitweiliger Aufenthalt der judäischen Stämme, wurde eine geraume Zeit hindurch die Stätte geistiger Regsamkeit für die Juden. Ihre große Zahl, welche seit Jahrhunderten diese Landstriche bewohnte, eine gewisse Selbständigkeit, welche die parthischen Herrscher ihnen, sowie anderen angesiedelten Kolonien eingeräumt haben, der Glanz, der ihnen ein eigenes politisches Oberhaupt verlieh, ihre ursprüngliche Kernhaftigkeit, ungebrochen von Leiden und kleinlichen Plackereien, dieses alles verlieh ihrem Wesen einen eigenen Charakter und förderte die Entfaltung neuer Seiten und Richtungen.

Der Begriff Babylonien, insofern es die jüdischen Bewohner betrifft, wurde bald weiter, bald enger in dreifachem Sinne gebraucht. Im weitesten Sinne umfaßte es Mesopotamien, die ganze Strecke von dem Unterlauf der Zwillingsflüsse Euphrat-Tigris bis an den persischen Meerbusen. In dieser weitern Ausdehnung gehört auch dazu Osroene mit der Hauptstadt Edessa, ganz Mesene (eine große vom Tigris gebildete Insel), ferner östlich vom Tigris Adiabene und Susiana (Elymais oder Chusistan). In dieser ausgedehnten Landstrecke und noch über diese Grenzen hinaus waren von jeher Juden verbreitet, doch hatten wohl nur diejenigen, welche vom Mittelpunkt des judäischen Babylonien nicht allzufern wohnten, eine ausgebildete Gemeindeorganisation.

In einem engeren Sinne umfaßte Babylonien nur den Landstrich zwischen den zwei Flüssen, wo ihre Schenkel sich immer mehr gegeneinander nähern, bis dahin, wo sie sich vollständig vereinigen, und wo ehemals zahlreiche Kanäle das Land durchschnitten und die Flüsse in Verbindung gebracht haben, den südlichsten Teil von Mesopotamien, das Gebiet des alten Babel und einen Teil des ehemaligen Chaldäa. Dieses Babylonien im engeren Sinne war größtenteils von Juden bewohnt, deswegen nannten es ihre Bewohner das Land Israel. Im engsten hieß endlich Babylonien nur ein kleiner Bezirk an der Ostseite des Euphrat, von Nahardea im Norden bis Sura im Süden, etwa 22 Parasangen (16½ g. Meilen, 127 K.-M.).

Mehrere Städte galten abwechselnd als hervorragende Mittelpunkte. Den ersten Platz nahm Nahardea ein, eine feste Stadt am Euphrat und an einem Kanal Naraga, durchweg von Juden bevölkert; eine Zeitlang galt es als das babylonische Jerusalem. Hier war wärend des Tempelbestandes die Schatzkammer der babylonischen Gemeinden für die Tempelspenden, die unter starker Bedeckung nach Jerusalem geführt zu werden pflegten. Von hier aus hatten zwei

jüdische Jünglinge dem parthischen König Trotz geboten und ein unabhängiges jüdisches Gemeinwesen gegründet.

Wenige Meilen südlich von Nahardea lag Perz-Schabur (später Anbar), eine feste, reichbevölkerte Stadt. Unweit davon lag Pumbadita an einem der vielen Euphratkanäle, mit Palästen geziert. Die Pumbaditaner galten als äußerst scharfsinnig und spitzfindig, ja, sie waren als listig und diebisch berüchtigt: „Begleitet dich ein Pumbaditaner", sagt ein Sprichwort, „so ändere deine Herberge". — Sechzehn geographische Meilen, südlich von Pumbadita lag die Stadt Mata-Mechassia. Ihre Lage war an einem umfangreichen See Sura, welcher eigentlich der Euphrat war, der in der tiefliegenden Gegend sich ausdehnte; von diesem See führte auch diese Stadt den Namen Sura. Hier wohnte eine gemischte Bevölkerung von Juden und Nabatäern. Wie Pumbadita durch glänzende Gebäude und den schlauen Volkscharakter, so zeichnete sich Mata-Mechassia durch Ärmlichkeit und Redlichkeit seiner Bevölkerung aus; das Sprichwort bestimmte das Verhältnis beider zueinander: „Es ist besser auf dem Düngerhaufen Suras als in den Palästen Pumbaditas zu wohnen". Mit diesen drei Euphratstädten wetteiferte eine vierte, Machuza, am Tigris gelegen, kaum drei Meilen von Ktesiphon, der Hauptstadt der Parther, entfernt. Machuza an dem Königskanal auf einer Anhöhe war durch feste Mauern und einen tiefen Graben geschützt. Unerachtet ihrer Wichtigkeit war sie doch größtenteils von Juden bewohnt, ihrer Treue anvertraut mit der Burg Akra in derselben. Die angesehendsten machuzanischen Familien stammten von Proselyten; daher hatten sie einen eigenen, von der jüdischen Bevölkerung abweichenden Charakterzug. Sie werden als leichtsinnig geschildert, dem Wohlleben und den Genüssen ergeben, mehr weltlich als fromm; man nannte sie deswegen „Höllenkandidaten". Auch die Hauptstadt Ktesiphon und das neu erbaute Ardaschir waren zahlreich von Juden bevölkert. Der ganze babylonische Landstrich glich wegen der vielen Kanäle einer Inselflur und mit seiner wunderbaren Fruchtbarkeit einem umfangreichen Garten. Dattelwälder gab es in so großer Menge, daß man sprichwörtlich von den Babyloniern sagte: „Ein Korb voll Datteln um einen Denar". Die Beschäftigung der babylonischen Juden war Ackerbau, Handwerke aller Art, und was besonders in einem von Kanalwässerung abhängigen Lande natürlich ist, sie gruben und reinigten Kanäle, auch betrieben sie Viehzucht, Handel und Schiffahrt.

Die große Anzahl gab den babylonischen Juden eine gewisse politische Selbständigkeit, und sie fühlten sich in diesem Lande wie in einem eigenen Staate. Das Verhältnis zu den Landesherren war ein sehr loses und bestand darin, daß sie Kopfsteuer und Grundsteuer

zahlten; es gab damals noch viel herrenlosen Boden in der Euphratgegend, und wer sich anheischig machte, Grundsteuer davon zu zahlen, durfte sich ihn aneignen. Dieser Landstrich mit seiner jüdischen Bevölkerung wurde von einem jüdischen Oberhaupt regiert, welches Exilsfürst (Exilarch) genannt wurde; derselbe war einer der Würdenträger des persischen Reiches und nahm auf der Stufenleiter der persischen Großen den vierten Rang nach dem Könige ein. Seine Stellung zu den persischen Königen war dem Lehnsverhältnisse ähnlich. Er wurde aber nicht von der Krone gewählt, sondern nur bestätigt. Seine Würdenzeichen waren ein seidenes Obergewand und ein goldener Gürtel.

Die Exilsfürsten galten als Nachkommen des königlichen davidischen Hauses von Zerubabel, deswegen erwies ihnen die jüdische Bevölkerung große Verehrung und unterwarf sich ihrer Herrschaft. Obwohl eine lange Reihe von Exilarchen genannt wird, ist ihre Existenz doch erst aus der Hadrianischen Zeit gesichert. Einer des Namens Achija oder Nechunja hatte den Neffen R. Josuas unterstützt, um die religiöse Oberhoheit über die Gesamtjudenheit vom heiligen Lande auf die Würdenträger in Babylonien zu übertragen. Seit dieser Zeit aber läuft die Kette der Exilsfürsten bis ins elfte Jahrhundert ununterbrochen fort. Sie hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der babylonischen Judenheit.

Diese Fürsten waren zunächst Oberrichter der judäischen Gemeinden, auch in peinlichen Fällen, übten die Rechtspflege selbst oder betrauten damit einen eigenen Richterstand. Die Zwangsmittel gegen Unfügsame waren nach orientalischer Sitte Stockschläge. Auch das Polizeiwesen in den Städten, die Aufsicht über richtiges Maß und Gewicht, über Kanäle und öffentliche Sicherheit gehörte zu ihren Funktionen. Öffentlich genossen sie eine Ehrenauszeichnung, die den Herrschern aus davidischem Hause ehemals eingeräumt war. In der Synagoge war für sie ein eigener erhöhter Sitz angebracht, dorthin wurde die Gesetzesrolle für sie getragen, wenn sie daraus, wie üblich, einen Abschnitt verlesen sollten. Sie besaßen eine große Zahl Sklaven und andere Dienerschaft, selbst freie Männer begaben sich unter ihr Patronat und trugen als Zeichen ihrer Hörigkeit das Wappen ihres Herrn an ihren Gewändern. Die Exilarchen waren sehr empfindlich auf dieses Abzeichen und verziehen es selbst den von ihrem Hause unterhaltenen Gelehrten nicht, wenn sie dasselbe ablegten oder auch nur versteckten. Es war zu viel Macht in ihre Hände gelegt, und diese Macht war zu wenig durch Gesetze oder Herkommen geregelt oder beschränkt, als daß nicht Willkür und Mißbrauch der Gewalt hätten vorkommen sollen. Oft wurde über Anmaßung, willkürliche Eingriffe, Gewalttätigkeit mancher Exilsfürsten oder ihrer Diener geklagt;

sie setzten Schuloberhäupter ab, ernannten andere, manchmal unwürdige, an ihrer Stelle. In der vorgeschichtlichen Zeit, das heißt ehe die Gesetzeskunde nach Babylonien verpflanzt und dort heimisch wurde, scheint die Unwissenheit der Exilsfürsten in der religiösen Praxis so groß gewesen zu sein, daß die Speisegesetze in ihrem Hause in der größten Harmlosigkeit übertreten wurden. Doch waren auch würdige Persönlichkeiten in ihrer Reihe, die sich Gesetzeskunde angeeignet haben und ein Ruhm ihres Volkes geworden sind.

Alle diese Umstände zusammen, die große Zahl der jüdischen Bevölkerung in Babylonien, ihre Unabhängigkeit und die Macht des Exilarchats drücken diesem Kreise einen eigentümlichen Stempel auf; es entstanden in diesem Lande neue Bedürfnisse, wie sie Judäa nicht kannte; neue Bedürfnisse erzeugten neue Gesetzesbestimmungen, und so ging die Lehre einer neuen Entwicklung entgegen, woran Babylonien den bedeutendsten Anteil hatte.

Zahlreicher als in früherer Zeit waren lernbegierige babylonische Jünglinge unter dem Patriarchat R. Judas I. zu den galiläischen Lehrhäusern geströmt, als wollten sie die letzten Strahlen der untergehenden Sonne der Lehre im Stammlande auffangen, um ihr Geburtsland damit zu erleuchten. R. Chija aus Kaphri und seine zwei Wundersöhne, seine Verwandten Abba-Areka und Rabba-bar-Chana, Abba und sein Sohn Mar-Samuel waren ausgezeichnete Jünger an R. Judas I. Schule; sie waren mittelbar oder unmittelbar die Bildner und Vorbilder für Babylonien. R. Chija und seine Söhne Juda und Chiskia kehrten zwar nicht nach ihrem Geburtslande zurück, sondern starben in Galiläa, wo sie gleich Heiligen verehrt wurden; man wallfahrte zu ihren Gräbern, und es galt als eine Auszeichnung, neben ihnen begraben zu liegen. Aber R. Chija hatte den größten Einfluß auf die Bildung seines Jüngers Abba-Areka. Nahardea war zwar der Sitz eines Gerichtshofes und Lehrhauses, wo, als Abba-Areka und Mar-Samuel von der galiläischen Hochschule R. Judas I. zurückkehrten, ein sonst unbekannter R. Schila als Schuloberhaupt fungierte. Aber erst mit diesen beiden Männern, die eine so bedeutende Begabung besaßen, um Schöpfer neuer Verhältnisse zu werden, wurde dieses Lehrhaus bedeutend; sie waren es, welche eine neue Richtung vorzeichneten und Babylonien zur Höhe von Judäa emporbrachten.

Abba mit dem historischen Namen Rab (geboren um 175, starb 247), hat seinen Zunamen Areka wahrscheinlich von einer Stadt dieses Namens. Mit außerordentlicher Bewunderung sprach man von den früh entwickelten Geistesfähigkeiten dieses Jünglings. Durch R. Chijas Vermittlung erlangte Rab vom Patriarchen R. Juda I. das Richter- und Lehramt. Selbst das Schulhaupt R. Schila

beugte sich vor dessen Kenntnissen. Nach seinem Tod sollte Rab sein Nachfolger werden; allein er trat das Ehrenamt seinem jüngern Freunde Mar-Samuel ab, weil Nahardea dessen Heimat war.

Der Exilsfürst jener Zeit, dessen Namen wahrscheinlich Anan lautete, scheint bei Besetzung der von ihm abhängigen Ämter auf gesetzeskundige Babylonier Rücksicht genommen zu haben. Einen Verwandten seines Hauses Mar-Abba ernannte er zum Oberrichter in Kaphri, dessen Bescheidenheit, Gesetzeskunde und Reichtum ihn eines solchen Amtes würdig machten. Dieser Exilarch ernannte noch einen andern würdigen Gelehrten namens Karna zum Richter, der weil unbegütert, sich von den Parteien nur seine Zeitversäumnis entschädigen ließ. Abba-Areka übertrug der Exilsfürst bei dessen Rückkehr das Amt eines Marktmeisters mit der Aufsicht über richtiges Maß und Gewicht.

Hierbei zeigte sich aber das Willkürregiment des Exilsfürsten. Er hatte Abba-Areka aufgetragen, auch die Marktpreise zu überwachen und die Verteuerung der Lebensmittel zu verhindern. Weil derselbe sich diesem Ansinnen nicht fügen wollte, wurde er in das Gefängnis geworfen und blieb so lange darin, bis der Richter Karna dem Exilsfürsten sein Unrecht vorhielt, einen Mann zu strafen, der voll Dattelsaftes (voller Geist) sei. Infolge seines Amtes war Abba-Areka veranlaßt, Reisen in die verschiedenen Bezirke des jüdischen Babylonien zu machen, und wurde dadurch im Lande bekannt. Der letzte parthische König Artaban (216—226) aus dem Hause der Arsaciden, welcher ihn vielleicht auf seinen Rundreisen gesprochen hatte, schätzte ihn so hoch, daß er ihm wertvolle Perlen zum Geschenk zuschickte. Auf seinen Reisen erfuhr Rab mit Erstaunen, in welch maßloser Unwissenheit der jüdischen Gesetze diejenigen Gemeinden lebten, welche vom Mittelpunkt entfernt waren. Gesetzesbestimmungen, welche in Palästina mit äußerster Peinlichkeit beobachtet wurden und über deren Einzelheit die Gesetzeslehrer gegeneinander in Streit geraten waren, wurden hier in aller Harmlosigkeit gar nicht beachtet. Um dieser Unachtsamkeit zu steuern, verschärfte Rab manches und verbot auch das Erlaubte. Manche neue Erschwerungen entstanden auf diese Weise, die vermöge seiner Autorität Gesetzesgültigkeit erlangten. Die Verwahrlosung, in der sich besonders die Gegend von Sura befand regte in ihm den Gedanken an, gerade dort ein Lehrhaus zu gründen, damit durch die ab- und zureisenden Jünger die Gesetzeskenntnis allgemeiner werde. Und dieses große Werk ist ihm gelungen. Wenn der Ausbau des talmudischen Religionsgesetzes einerseits zur Erhaltung und andererseits zur Entstellung des Judentums beigetragen hat, so ist ein großer Teil dieses Erfolges Abba-Areka zuzuschreiben. Mehr als sieben Jahrhunderte war Sura mit geringen Unterbrechungen der Sitz der talmudischen Gesetzeskunde und zuletzt eine Schule der Weisheit.

Das Lehrhaus eröffnete Rab (um 219) noch beim Leben seines Gönners Artaban. Zwölfhundert Jünger, von Abba-Arekas Ruf herbeigezogen, strömten aus allen Gegenden Babyloniens zusammen; selbst aus Nabatäa und dem sarazenischen Landstrich kamen solche herbei. Über hundert namhaft gemachte Jünger und Jüngergenossen haben seine Aussprüche und Entscheidungen weiter verbreitet. Der Zudrang von Zuhörern war so groß, daß er das Lehrhaus durch einen Garten erweitern mußte, den er zu diesem Zwecke von einem verstorbenen Proselyten als herrenloses Gut erworben hatte. Die Verehrung seiner Jünger für ihn war so groß, daß sie ihn „Rab", den Lehrer schlechthin nannten, wie man den Patriarchen Juda „Rabbi oder Rabbenu" nannte, und dieser Titelname ist für ihn stehend geworden. Seine Schule hieß Be-Rab, und dieser Name bezeichnete ein Lehrhaus überhaupt. Seine Autorität erstreckte sich über Babylonien hinaus. Eine große Jüngerzahl verpflegte Rab auf eigene Kosten, wenn sie unbemittelt waren, denn er war reich und hatte eigene Äcker, die er selbst anbaute. — Die weise Einteilung der Zeit, welche er getroffen hatte, machte es den Zuhörern möglich, sich dem Gesetzesstudium hinzugeben, ohne den Broterwerb zu vernachlässigen. Zwei Monate des Jahres (Adar und Ellul) im Herbst- und Frühlingsanfang versammelten sich die Zuhörer in Sura. In diesen zwei Monaten, welche „Versammlungsmonate" hießen, waren tagtäglich von des Morgens an Lehrvorträge; kaum gönnten sich die Zuhörer den Morgenimbiß zu sich zu nehmen. Außer diesen zwei Monaten hielt Rab eine Woche vor den Hauptfesttagen öffentliche Vorträge, woran die ganze Gemeinde Anteil nahm. Auch der Exilarch fand sich zu dieser Zeit in Sura ein und empfing daselbst die Huldigung der versammelten Menge. Der Zudrang war in dieser Zeit so groß, daß viele in den Häusern kein Unterkommen finden konnten und im Freien an den Ufern des Surasees lagern mußten. Die richterliche Gewalt pausierte während dieser Zeit; die Gläubiger konnten in diesen Monaten die Schuldner nicht vor Gericht laden.

Mit gleicher Strenge wie bei Ritualien, wobei Rab das Erlaubte gemieden wissen wollte, wenn es noch so entfernt an das Verbotene anstreift, verfuhr er auch sonst, besonders um die Sittlichkeit zu heben, welche in der niederen Volksschicht einen sehr tiefen Stand hatte. Die ehemalige patriarchalische Einfachheit des Ehelebens war in Babylonien zur Unsitte geworden. Begegneten ein Jüngling und ein Mädchen einander und waren sie einig sich zu heiraten, so riefen sie die ersten besten Zeugen dazu, und die Ehe war geschlossen. Väter verheirateten ihre kaum mündigen Töchter, und der Bräutigan bekam die Braut erst in dem Augenblicke zu sehen, wo ihn der Anblick derselben bisweilen zur Reue über den getanen Schritt stimmte, oder er

wohnte im Hause des Schwiegervaters in einem allzuvertrauten Verhältnis zur Verlobten. Das Gesetz, anstatt die Unsitte zu verdammen, hatte sie mit seiner Autorität geschützt. Gegen diese Unziemlichkeiten kämpfte Rab mit der ganzen Strenge eines sittlichen Eifers. Er verbot ohne vorangegangene Bewerbung zu heiraten, schärfte den Vätern ein, ihre Töchter nicht ohne deren Einwilligung und um so weniger vor deren Mündigkeit zu verheiraten, ermahnte die Heiratslustigen, vor der Verlobung mit dem Mädchen ihrer Wahl Bekanntschaft zu machen. Auch verbot er dem Verlobten, vor der Ehe im Hause der Braut zu wohnen. Seine auf Hebung der Sittlichkeit zielenden Maßregeln sind gültige Gesetze geworden. Das Ansehen der Gerichtshöfe hob er ebenfalls; jeder mußte auf Vorladung des Gerichts erscheinen; die Gerichtsdiener wurden mit amtlichem Ansehen bekleidet; gegen die Widersetzlichen führte er den Bann ein. In Babylonien, wo die jüdische Bevölkerung eine Welt für sich ausmachte, war der Bann hinreichend, den Gesetzen Ansehen und Gehorsam zu verschaffen. — Rabs Tätigkeit war also eine doppelte: er veredelte die Sitten und regte den Forschungstrieb an, in einem Lande, das früher, wie die Quellen sich ausdrücken, „ein freies, ungeschütztes Brachfeld war". Rab umgab es mit einem Doppelzaun, der Sittenstrenge und der Geistestätigkeit; nach dieser Seite hin war er für Babylonien, was Hillel für Judäa gewesen war.

Auch die Tugenden Rabs, seine Geduld, Versöhnlichkeit und Bescheidenheit erinnern an Hillel. Wenn ihm an den Tagen der Lehrvorträge eine zahllose Menge ins Lehrhaus nachfolgte, pflegte er sich, um sich selbst vor hochmütigen Gedanken zu warnen, den Vers aus dem Buche Hiob einzuprägen: „Wenn des Menschen Größe bis zum Himmel reicht, so vergeht sie ebenso plötzlich." — Er hatte die Freude, einen halachakundigen Sohn Chija zu hinterlassen und seine Tochter in das Haus des Exilarchen zu verheiraten; seine Enkel von der Tochter wurden würdige und gelehrte Fürsten. Seinem zweiten Sohne Aibu, dem geistige Anlagen abgingen, empfahl er gewisse Lebensregeln, unter anderm die Vorliebe für den Ackerbau: „Lieber ein kleines Maß vom Felde, als ein großes vom Söller (Warenlager)." Als er starb begleiteten sämtliche Jünger seine Leiche zur Ruhestätte und trugen ein ganzes Jahr hindurch Trauerzeichen um ihn.

Vielseitiger als Rab war sein Freund, halachischer Gegner und Mitarbeiter an der Hebung der babylonisch-jüdischen Bevölkerung, Mar-Samuel (geb. um 180, gest. 257). Diese begabte Persönlichkeit machte in gewisser Beziehung Epoche in der jüdischen Lehre. Mar-Samuel war nüchterner Denkart, fern von Schwärmerei und Überschwenglichkeit. Während seine Zeitgenossen die Erneuerung alter Wunder vor dem Eintreten der messianischen Zeit erwarteten,

äußerte er sich darüber, es werde dann alles einen natürlichen Verlauf haben, nur die Untertänigkeit Israels unter fremden Herrschern werde aufhören. Seine geistige Tätigkeit war drei Fächern zugewendet, der Gesetzesauslegung, der Sternkunde und der Arzneiwissenschaft.

In der Kunde des jüdischen Zivilrechtes war er Rab bei weitem überlegen. Er entwickelte und bereicherte das talmudische Recht nach allen Seiten hin, und alle seine Entscheidungen haben Gültigkeit erhalten. Aber keiner seiner Aussprüche war von so großer Tragweite wie der, daß die Landesgesetze ebenso bindend für die Juden sein sollen, wie die eigenen. Mar-Samuel wollte mit diesem Grundsatz nicht bloß eine abgezwungene Duldung gegen die fremde Gesetzgebung geübt, sondern sie vollständig als Norm anerkannt wissen, deren Übertretung auch von der religiösen Seite sträflich sei. Diese Anerkennung der Landesgesetze wurde in der Folge ein Rettungsanker für die Zerstreuten. Sie versöhnte einerseits die Juden mit demjenigen Staate, wohin das unerbittliche Geschick sie geworfen hatte; ihr religiöses Gewissen fühlte sich nicht im Widerspruch mit den selten milden Gesetzen, die man ihretwegen erschwerend einzuführen pflegte. Anderseits konnten die Judenfeinde aller Jahrhunderte, welche den scheinbar feindlichen Geist des Judentums zum Vorwand nehmend, zur Verfolgung seiner Bekenner rieten, auf ein jüdisches Gesetz verwiesen werden, welches ihre Behauptung mit drei Worten entkräftete. Der Prophet Jeremias gab den nach Babylonien verbannten Stämmen die herzliche Ermahnung für ihr Verhalten in der Fremde mit: „Fördert das Wohl der Stadt, wohin ihr vertrieben seid."

Mar-Samuel hatte diese herzliche Ermahnung in eine religiöse Vorschrift umgewandelt: „Das Gesetz des Staates ist gültiges Gesetz." Er bildet daher eine eigene Erscheinung unter den Amoras. Gleich seinen Genossen in Babylonien und Judäa in die Lehre und Überlieferung vertieft, erhob er sich aus dem engen Gesichtskreise des jüdischen Volkstums, um auch einen Blick für andere Völker und andere Geistesbestrebungen offen zu haben. Mar-Samuel scheute sich nicht von den persischen Weisen zu lernen. Mit seinem persischen Freunde Ablaat pflegte er die erhabene Wissenschaft der Sternkunde. Die Tiefebene zwischen Euphrat und Tigris, deren weit ausgedehnter Horizont von keinem Hügel beengt ist, war die Wiege der Sternkunde, die aber auch in dieser Region zur Afterwissenschaft der astrologischen Sterndeuterei entartete, welche die kurze Spanne des menschlichen Lebens an den ewigen Lauf der Sterne knüpfte. Mar-Samuel legte aber aus seinem jüdischen Bewußtsein heraus kein Gewicht auf astrologische Nativitätswahrsagerei und pflegte nur die erhabene Seite der Sternkunde. Er rühmte von sich: „Mir sind die Himmelsbahnen so bekannt, wie die Straßen Nahardeas." Nur die wilde Bewegung der

Kometen wußte er nicht zu berechnen. Er machte von dieser Wissenschaft einen praktischen Gebrauch. Er legte laut astronomischer Berechnung einen sicheren Festkalender an, damit die babylonischen Gemeinden nicht stets in Ungewißheit über die Feiertage zu bleiben und von den Neumondbestimmungen Judäas abhängig zu sein brauchten. Wahrscheinlich nur aus Pietätsrücksicht für das Patriarchenhaus und um die Einheit des Judentums nicht zu zerreißen, hat Samuel diesen Kalender nicht veröffentlicht. In Judäa war man trotz seiner Zurückhaltung ungehalten über ihn, daß er die kalendarische Berechnung in Anregung brachte. Man spottete über seine astronomischen Kenntnisse und zieh ihn der Unwissenheit über eine Regel, die gerade er zuerst aufgestellt hatte. Als später seine Töchter in Gefangenschaft geraten waren, schrieb man dieses Unglück seinem sündhaften Versuche zu, sich mit der Vorausberechnung eines Festkalenders beschäftigt zu haben. — In der Arzneikunde rühmte er sich, alle Krankheitsfälle bis auf drei heilen zu können. Eine Augensalbe, deren Erfinder er war, war gesucht.

Zwischen Mar-Samuel und dem Gründer des Suranischen Lehrhauses herrschte eine brüderliche Eintracht. In seiner Bescheidenheit ordnete er sich freiwillig diesem unter. Nach Rabs Tod wurde Mar-Samuel als einziges Schulhaupt für Babylonien anerkannt und fungierte in dieser Eigenschaft zehn Jahre. Jochanan in Judäa nahm zwar anfangs Anstand, ihn als Autorität anzuerkennen. Er und andere palästinensische Gesetzeslehrer trauten ihm nicht die erforderlichen Kenntnisse in der Gesetzeslehre zu. Als Mar-Samuel nach Judäa eine auf sechzig Jahre voraus berechnete Festordnung schickte, äußerte sich Jochanan wegwerfend darüber: „Nun, er versteht das Rechnen gut“. Erst als Mar-Samuel mehrere Rollen, gefüllt mit Entscheidungen über Gesetzesfälle, überschickt hatte, nahm die Hochachtung für ihn zu. Jochanan und Ben-Lakisch, begierig diesen seltenen Mann kennen zu lernen, schickten sich an, ihn zu besuchen, hörten aber inzwischen, daß er das Zeitliche gesegnet habe. Mar-Samuel hinterließ keine männliche Nachkommenschaft, aber zahlreiche Jünger.

In dieser Zeit ging in dem Lande, welches die parthischen Arsacidenkönige beherrschten, eine nachhaltige Veränderung vor, welche die jüdische Bevölkerung zunächst und empfindlich berührte. Die vierhundertjährige Dynastie dieser Könige wurde gestürzt, ein neuer kräftiger Königstamm entriß ihr das Zepter und erzeugte durch diesen Thronwechsel innere und äußere Umwälzungen. Ardaschir, ein Sprößling aus altpersischem Geschlechte, war der Urheber dieser Veränderung. Vereint mit den nationalgesinnten Persern und angespornt von den Priestern des Magiertums, welche die Mischlingsdynastie der Arsaciden wegen ihrer halbgriechischen Abkunft, ihrer

Hinneigung zu griechischer Religionsanschauung, ihrer Verachtung der nationalen Zendreligion und endlich ihrer Ohnmacht gegen die immer weitergehende Eroberung des Römerreiches haßten, verschwor sich Ardaschir gegen den letzten Arsaciden Artaban, schlug ihn in einem entscheidenden Treffen (226) und gründete das neupersische Königsgeschlecht der Sassaniden. Der herrschend gewordene Königsstamm führte in der Geschichte den Namen Neuperser oder Chebre, von welchem ein verkümmerter Rest noch jetzt in Indien Gueber heißt. Die Folgen dieser Staatsumwälzung machten sich nach der religiösen Seite nicht minder fühlbar, als nach der politischen. An der Stelle der Gleichgültigkeit gegen den uralten Feuerkultus zeigte der Sieger Ardaschir schwärmerischen Eifer für denselben. Stolz nannte er sich: „Hormuzverehrer, König der Könige von Iran, von himmlischem Geschlechte entsprossen.“ Zoroasters Religionslehre von dem Doppelprinzipe des Lichtes und der Finsternis wurde überall eingeführt. Ardaschir ließ von den Magiern das Gesetzbuch Zend-Avesta mit seinen zauberähnlichen Formeln sammeln und es als heiliges Grundbuch erklären. Die Magier, die Priesterkaste dieses Kultus, erhielten Ansehen, Einfluß und Macht; gegen die Griechlinge wurde mit Feuer und Schwert gewütet. Der angefachte Fanatismus der Magier richtete seine Feindseligkeit nicht minder gegen die Christen, die in dem obern Mesopotamien, in den von den Römern eroberten Bezirken Nisibis und Edessa zahlreich wohnten und eigene Schulen hielten.

Die Juden blieben von diesem Fanatismus nicht verschont und entgingen nur wegen ihrer Massenhaftigkeit, ihrer Zentralisation und ihrer Wehrhaftigkeit einer durchgreifenden Verfolgung. In ihrem ersten Siegesrausche nahmen die Neuperser den jüdischen Gerichtshöfen die peinliche Gerichtsbarkeit, welche sie bis dahin ausgeübt, ließen Juden zu keinerlei Ämtern, nicht einmal zur Aufsicht über Flüsse und Kanäle zu. Selbst eine Art Gewissenszwang mußten sie sich gefallen lassen. An gewissen Feiertagen, wo die Magier das Licht, als sichtbares Abbild des Lichtgottes Ahura-Mazda, im Feuertempel verehrten, duldeten sie bei Juden kein Feuer auf dem Herde, kein Licht in den Zimmern. Sie drangen in die jüdischen Häuser ein, löschten alles Feuer aus und scharrten die glimmenden Kohlen in ihre heiligen Feuerbecken, um sie im Feuertempel als Opfergabe darzubringen. Da die Magier auch die Erde und das Wasser für heilig und als Teile des Gottes Ahura-Mazda hielten, welche daher nicht verunreinigt werden durften, so verboten sie den Juden das Begraben der Leichname, welche die Neuperser dem Fraß der Vögel zu überlassen pflegten, und das Baden im Quellwasser, da ihre Verunreinigten sich vermittelst Kuhurins in den Zustand der Reinheit

versetzten. Bei der Nachricht von Artabans Tod war Rab sehr unglücklich und sprach: „Nun ist das Band gelöst". Als Jochanan hörte, daß die Sassaniden auch in das jüdische Babylonien siegreich eingedrungen waren, war er über die Folgen dieses Ereignisses für seine babylonischen Stammgenossen sehr verzagt und beruhigte sich erst, als man ihm berichtete, sie seien sehr arm und würden sich daher mit Geld abfinden lassen. Wegen ihres halbwilden Charakters nannte er die Gueber ein verworfenes Volk, dem die babylonischen Gemeinden preisgegeben seien. Aber nach und nach milderte sich der Fanatismus der Neuperser, und die Juden befreundeten sich mit ihnen. Sie nahmen selbst an ihren Gastmälern Teil. Diese Duldung trat ohne Zweifel erst unter der Regierung des zweiten Königs, des milden Schabur I. (241—272) ein, welcher mit Mar-Samuel befreundet wurde. Dieser hochherzige König versicherte ihm, er habe während der vielen Kriege, welche er gegen die Römer in den Ländern von zahlreicher jüdischer Bevölkerung geführt, niemals jüdisches Blut vergossen, mit Ausnahme von 12 000 Juden in Kappadozien, weil sie ihm einen feindseligen Widerstand geleistet hatten. — Diese durchgreifende Veränderung trug dazu bei die Auflösung des römischen Reiches zu beschleunigen. Die Neuperser von der einen Seite, Germanen und Gothen von der anderen Seite drangen in das Herz des Reiches ein, als wollten sie die Androhungen des Strafgerichts von der judäischen Sybille vollstrecken. Von fast allen Völkern, die Rom einst unterjocht hatte, warfen sich Kaiser auf, um das italienische Babel zu knechten; die Zeit der Wiedervergeltung war gekommen. Es waren Raubvögel, welche sich den in Fäulnis geratenen römischen Staatskörper streitig machten.

Rom erlebte noch die Schmach, einen seiner Kaiser, Valerianus, der ausgerückt war, Schaburs Eroberungen wieder zu entreißen, als Gefangenen in die Hände seines Feindes geraten und die ganze Demütigung der Knechtschaft von dem übermütigen Sieger erdulden zu sehen. Die Gefangenschaft des Kaisers Valerian und die Schwäche seines nachfolgenden Sohnes Gallienus lösten alle Bande der römischen Autorität und Disziplin auf, und die Vorgänge glichen zehn Jahre nacheinander den Gladiatorenkämpfen auf einer weiten Arena. An allen Ecken und Enden des römischen Reiches traten Anmaßer auf. Die morgenländischen Provinzen in der Nähe des mächtig gewordenen Perserreiches sahen die Verwirrung und Auflösung in noch höherem Grade. Ein reicher und kühner Palmyrener, namens Odenath, Nachkomme eines Nasor (Nazor), der eine Schar räuberischer und wilder Sarazenen um sich gesammelt hatte, machte mit seinen Banden, als der Name Rom und dessen Präfektensatrapen ihren Schrecken verloren hatten, von seinem Wohnsitze Palmyra aus häufige Streif-

züge einerseits nach Syrien und Palästina und anderseits in die Euphratgegend raubend und verheerend.

In der damaligen Zerfahrenheit des römischen Reiches erzwang er sich den Titel „Konsul und Heerführer des Orients“. Warum sollte er es nicht zur Würde eines römischen Kaisers bringen? Er setzte es auch durch. Feindselig verfuhr er gegen die Juden in seinem Bereiche. Daher nannte man in jüdischen Kreisen diesen Odenath Räuberhauptmann Papa Bar-Nazor und deutete auf ihn den Zug in der Danielschen Vision: „Das kleine Horn, aus den größeren hervorgegangen, mit Menschenaugen und einem hochmütig redendem Munde.“ Auf seinem Zuge gegen Schabur, dem er bei dessen Rückzuge von dem Siege über die römischen Legionen nachgesetzt hatte, zerstörte Odenath die Stadt Nahardea (259), dessen jüdische Bewohner gegen ihn Partei genommen haben müssen. Die nahardeanischen Amoras, Mar-Samuels Jünger, welche nach dem Tode ihres Meisters die Lehrtätigkeit fortgesetzt hatten, entflohen und wanderten nach Machuza und anderen Städten der Tigrisgegend aus. Bei der Zerstörung Nahardeas waren Mar-Samuels Töchter unter vielen anderen in Gefangenschaft geraten und wurden nach Sepphoris gebracht. Die Freibeuter spekulierten auf reiches Lösegeld, das ihnen einträglicher schien, als die Gefangenen auf dem Sklavenmarkt zu verkaufen; denn es war bekannt, daß die Juden für den Loskauf ihrer gefangenen Stammgenossen keine Kosten scheuten.

Odenath, der Zerstörer Nahardeas, wurde allmählich in der Oase Palmyra (Tadmor), die der König Salomon in eine Stadt verwandelt hatte, ein kleiner asiatischer Fürst, beinah römischer Kaiser. So zerfallen und geschwächt war das römische Reich, daß dieser bis dahin unbeachtete Mann den persischen Eroberungen auf römischem Gebiete einen Damm entgegensetzen mußte. Nicht lange genoß Odenath diese hohe Würde, er wurde von einem neidischen Verwandten Mäonius ermordet (267), der sich zum Kaiser aufwarf. Dieser Mord soll auf Antrieb seiner Frau Zenobia erfolgt sein, welche über ihn erzürnt war, daß er seinen Sohn aus erster Ehe, Herodes, mit Übergehung ihrer Söhne zum Mitregenten ernannt hatte. Diese tatkräftige, gebildete und geistvolle Regentin verfolgte mit Ehrgeiz den Plan, Kaiserin und die Semiramis von Palmyra zu werden. In Judäa empfand man tiefe Abneigung gegen dieses palmyrenische Reich. R. Jochanan äußerte sich: „Heil dem, der den Fall Tadmors erleben wird!“ Jüdische Freischaren sammelten sich — merkwürdig genug — befehdeten sie oder ihre durch Palästina ziehenden Truppen. Denn Zenobia als Kaiserin beherrschte nicht bloß Syrien und Palästina, sondern auch Ägypten. Ihre Residenz in Palmyra glich einer Zauberstadt. Aber ihr Reich glich auch einer Fata Morgana in der Wüste. Der tapferste unter den damaligen

römischen Kaisern Aurelius machte ihrer mehrjährigen, glanzvollen Regierung (267—273) ein Ende und brachte die stolze Kaiserin in goldenen Fesseln zum Triumphe nach Rom. R. Jochanan sah noch seinen Wunsch gegen Tadmor erfüllt. Palmyra wurde so gründlich zerstört und dann vom Wüstensand bedeckt, daß ihre Trümmer erst in neuerer Zeit wieder ausgegraben wurden.

Judäa überlebte dieses Eintagskaisertum wie viele Reiche und Völker, aber auch sein Schimmer begann zu erbleichen. Das Patriarchat, das durch die Persönlichkeit Judas II. infolge der Begünstigung seitens des Kaisers Alexander Severus noch eine Bedeutung hatte, büßte sie mit dem Tode des Würdenträgers ein. An seinem Grabe wurde ihm, wie seinem gleichnamigen Großvater eine besondere Verehrung erwiesen. Der angesehene Gesetzeslehrer R. Jannaï rief den Ahroniden zu: „Heute soll die Heiligkeit des Priestertums außer acht gelassen werden"; sie durften sich mit seiner Leiche befassen. Dieser Juda aber war der letzte hervorragende Patriarch. Sein Sohn Gamaliel IV. hatte weder durch persönliche Erscheinung, noch durch tiefere Gesetzeskunde maßgebende Autorität. Nur wegen der Erinnerung an die Abkunft von König David und von Hillel und dessen großen Nachkommen war das Patriarchat geachtet und bildete den Mittelpunkt der Judenheit. Das Lehrhaus in Tiberias leitete nicht mehr der Patriarch wie seine Vorgänger, sondern R. Jochanan und mit ihm Ben-Lakisch und übten eine Anziehungskraft aus. Zahlreich wanderten Babylonier wieder zu dieser Hochschule, um die Überlieferungen aus älterer Zeit aus der unmittelbaren Quelle reiner zu schöpfen. Manche verließen Weib und Kind in der Heimat und brachten ihr Lebenlang in Judäa zu. Die Tonangeber in Tiberias waren über diese babylonische Überschwemmung nicht sehr erfreut. Als Ben-Lakisch einmal eine größere Menge derselben zusammengruppiert sah, rief er ihr scheltend zu: „Zerstreut euch! Zur Zeit, da ihr hättet eine Mauer für Judäa sein können, bliebt ihr zu Hause, was wollt ihr jetzt hier?" Auch der für heilig gehaltene Boden Palästinas zog Auswärtige an. Wohlhabende pflegten zu verfügen, daß ihre Gebeine in palästinensischer Erde begraben werden sollten. So sah man denn öfter kleine mit Verzierungen versehene Särge auf Schiffen von Alexandrien oder auf Kameelrücken von Babylonien in Palästina eintreffen, um in einem eigens dazu erworbenen Grabgewölbe beigesetzt zu werden. Die Sterbenden erwartete die Auferstehung sicherer und leichter aus dem heiligen Staube.

Die Verachtung, mit welcher die Palästinenser auf die Babylonier herabblickten, war keineswegs gerechtfertigt. Es steckte in diesen Söhnen des Euphratlandes, welche nicht von römischen Plagegeistern gedemütigt und nicht von Steuerdruck niedergebeugt waren, ein ge-

sunder Kern. Sie haben zwar mit dem Glauben an die Macht unreiner Geister abergläubische Bräuche mitgebracht, um diese zu bannen. Beides hatten sie neuerdings von den Neupersern gelernt. R. Jochanan selbst rügte diese Einschleppung, besonders den Brauch am letzten Hüttenfeste*), Weidenzweige in die Hand zu nehmen und damit zu schütteln, was dazu dienen sollte, die Dämonen zu verscheuchen. Aber die Babylonier brachten auch gute Köpfe zur Aneignung und Klärung des gegebenen Lehrstoffes mit. R. Jochanans begabteste Jünger waren Babylonier, R. Eleasar Bar-Pedat, welcher nach dem Tode des Meisters die „Autorität des heiligen Landes" genannt wurde, ferner das Zwillingspaar R. Ammi und R. Aßi, später die Leiter des Tiberiensischen Lehrhauses, R. Simon Bar-Abba und R. Chija Bar-Abba. Von seinen palästinensischen Jüngern reichte keiner an diese heran. Die Babylonier haben den regen Eifer für und die freudige Hingebung an die als Talmud ausgebildete Lehre, welchen Rab und Mar-Samuel geweckt hatten, noch gesteigert. In den talmudischen Lehrhäusern Babyloniens hatte die Gesetzeskunde so tiefe Wurzeln geschlagen, daß diese Pflanze im fremden Erdreich noch besser gedieh, als in dem heimischen Boden. Ein unverwüstlicher Wetteifer ergriff alle Klassen der Bevölkerung, sich die Gesetze anzueignen und das Leben nach dieser Norm zu regeln. Die größte Ehre bestand darin, als Gesetzeskundiger anerkannt, wie die größte Schande, zu den Unwissenden gezählt zu werden. Die ehemalige Unsittlichkeit schwand im jüdischen Babylonien mit der grellen Unwissenheit, und das häusliche wie öffentliche Leben gestaltete sich nach dem Ideale, welches die zwei großen Schulhäupter Rab und Mar-Samuel so begeistert gelehrt hatten. Babylonien nahm in vielen Beziehungen den Charakter des heiligen Landes an, selbst in betreff der Priesterabgaben, welche man jedoch den Gesetzeslehrern zuwendete; die Wissenschaft stand höher als das Priestertum. Babylonien war förmlich ein jüdisches Gemeinwesen geworden, dessen Verfassungsurkunde die Mischna, dessen öffentliche Träger der Exilfürst und die Leiter der Versammlungen waren. Dieser höhere Aufschwung teilte sich auch den Exilsfürsten mit, auch sie eigneten sich Gesetzeskenntnis an.

Diese freudige Regsamkeit wurde von den Nachfolgern Rabs und Mar-Samuels auf das kräftigste gefördert. Die Hervorragendsten derselben waren Huna, welcher als Vorsteher der suranischen Akademie auch außerhalb Babyloniens anerkannt war; ferner Juda Ben Jecheskel, der nach der Zerstörung Nahardeas ein neues Lehrhaus in Pumbadita gründete und in das Halachastudium eine neue

---

*) Hoschana-Rabba.

Methode einführte, dann Nachmann Bar-Jakob, Schwiegersohn eines Exilsfürsten, ein scharfsinniger, aber auch scharfkantiger Mann, der reiche R. Chasda und der ärmliche R. Scheschet, die wie Gegenpole einander abstießen.

Huna (geb. um 220, gest. 297) aus Dio-Kart, Rabs Nachfolger in Sura, war die angesehenste Autorität in dieser Zeit, dem sich auch die Amoras von Tiberias freiwillig unterordneten, obwohl er an Geistesschärfe seinen Genossen nachstand. Seine Lebensgeschichte gibt zugleich ein Charakterbild der Zeit, wie der unermüdete Eifer für die Lehre Hand in Hand mit weltlicher Beschäftigung, mit Ackerbau und anderen Erwerbstätigkeiten ging. Huna war, obwohl mit dem Exilsfürsten verwandt, doch von Hause aus nicht reich. Er bestellte seinen kleinen Acker selbst und schämte sich der Arbeit nicht. Verlangten ihn Parteien zum Richter, so pflegte er ihnen zu bemerken: „Stellt mir einen Mann zur Feldarbeit, so will ich euer Richter sein.“ Oft kehrte er vom Felde mit dem Spaten auf der Schulter heim. So erblickte ihn der reichste Mann in Babylonien Chama Bar-Anilaï, der auch zugleich der wohltätigste und freigebigste war. Von diesem Chama sagte man, er habe in der Ausübung der jüdischen Tugend, Vater der Armen zu sein, das Ideal erreicht, er gliche darin dem Erzvater Abraham. In seinem Hause ist Tag und Nacht für Arme gebacken worden, an jeder Seite desselben waren Türen angebracht, wo die Dürftigen eintreten konnten, und wer hungrig in sein Haus kam, verließ es satt. Ging Chama aus, so hielt er seine Hand stets im Geldbeutel, damit er einen verschämten Armen nicht lange in der peinlichen Lage warten zu lassen brauche. Zur Zeit der Hungersnot ließ er bei Nacht Weizen und Gerste für diejenigen hinlegen, welche das Ehrgefühl verhinderte, sich unter die Bettler zu mischen. War eine außerordentliche Steuer nötig, so war man sicher, daß sich Chama daran mit einer hohen Summe beteiligen würde. Bei diesem ungewöhnlichen Reichtume war dieser Wohltäter so bescheiden, daß er aus Verehrung des Schulhauptes Huna ihm den Spaten abnehmen wollte, so oft er ihn damit von der Feldarbeit heimkehren sah. Allein Huna gab es nie zu: „Du bist nicht gewöhnt, in deinem Orte so etwas zu tun, so leide ich es auch hier nicht.“

Später erlangte Huna Reichtümer, seine Felder ließ er durch Arbeiter bestellen, die einen Teil der Ernte bezogen; seine Herden weideten in den Steppen Südbabyloniens. Von seinem Reichtum machte auch er den edelsten Gebrauch. An stürmischen Tagen, wenn die Winde, die aus der syrischen Wüste wehten, Verheerungen und Verschüttungen anzurichten pflegten, ließ er sich in einer Sänfte umhertragen, um die Häuser der Stadt Sura in Augenschein zu nehmen und jede wankende Mauer niederreißen zu lassen; war es der Eigen-

tümer nicht imstande, so ließ er die niedergerissenen Gebäude aus eigenen Mitteln wieder aufbauen. Zur Stunde der Mahlzeit ließ er alle Türen seines Hauses öffnen und laut verkünden: „Wer bedürftig ist, der komme, um sich zu sättigen.“ Noch andere Züge aufmerksamer, eifriger Wohltätigkeit werden von ihm erzählt. Die bedürftigen Schüler seines Lehrhauses, deren Zahl sich auf achthundert belaufen haben soll, wurden in den Lehrmonaten auf seine Kosten verpflegt. Die hohe Verehrung, welche sein edler Charakter, seine Gelehrsamkeit und seine Bescheidenheit seinen Freunden einflößten, machte sie indes nicht blind gegen seine Vergehen, wenn sie auch noch so gering waren. Die Gesetzeslehrer stellten aneinander die strengsten Anforderungen und waren unnachsichtig gegen denjenigen, welcher hinter dem Ideal der Lehre zurückblieb.

Unter Huna erhielt das öffentliche Leben in Babylonien, das im innigsten Zusammenhange mit dem Lehrhaus stand, diejenige Einrichtung und Benennung, welche sich fast acht Jahrhunderte erhalten haben. Allmählich und unwillkürlich gestaltete sich eine Rangstufe über- und untergeordneter Würden. Die Lehrversammlung hieß Metibta (Lehrersitzung). Dem Leiter*) derselben, dem Vorsitzenden im Range zunächst standen die Resché-Kalla, deren Funktion war, in den drei ersten Wochen der zwei Lehrmonate das Thema zu erläutern, worüber das Schulhaupt Vorträge halten sollte. Von den Lehrämtern war das Richteramt verschieden. Dieses war eigentlich Befugnis der Exilsfürsten. Da diese aber entweder im jüdischen Rechte nicht bewandert genug waren oder keine Zeit dazu hatten oder zu bequem dazu waren, so ernannten sie aus dem Kreise der Gesetzeslehrer Richter. Diese sprachen Recht vor dem Hause oder Palaste des Exilsfürsten. Daher führte der jedesmalige Oberrichter den Titel Pfortenrichter**).

Vierzig Jahre stand Huna seiner Metibta vor, und durch seine unbestrittene Autorität erlangte Babylonien die völlige Unabhängigkeit von Judäa. Er führte kühn den Grundsatz aus, den sein Lehrer Rab nicht durchsetzen konnte, Babylonien in gesetzlicher Beziehung Judäa ebenbürtig zu machen: „Wir betrachten uns in Babylonien ganz wie im heiligen Lande.“ Den letzten Faden, der die Exilsländer an das Mutterland geknüpft hatte, zerriß er, oder richtiger, er lieh nur den Tatsachen den Ausdruck, denn tatsächlich war Babylonien Judäa überlegen. Nur ehrenhalber, oder wenn man für eine Ansicht eine höhere Sanktion wünschte, ließ man sich in Babylonien ein gutachtliches Sendschreiben aus dem heiligen Lande zusenden. In Baby-

*) Resch-Metibta (Rektor) genannt. Resche Kalla hatten den Rang von Professoren.

**) Dajan di Baba.

lonien hatte während Hunas Wirksamkeit das suranische Lehrhaus den Vorrang. Er hinterließ seinen Ruhm und seine Tugenden seinem Sohne Rabbah und starb, über achtzig Jahre alt, eines plötzlichen Todes (297). Seinen Überresten erwiesen Freunde und Schüler die höchsten Ehren. Die Gedächtnisrede eröffnete man mit den Worten: „Huna war würdig, daß der heilige Geist auf ihm ruhe.“ Seine Leiche führte man, wahrscheinlich seinem letzten Willen gemäß, nach Judäa, wo die angesehensten Männer ihr entgegengingen, und sie in die Begräbnisgrotte Chijas beisetzen ließen, weil beide Babylonier waren.

Das ergänzende Gegenstück zu Huna war sein jüngerer Genosse Juda Bar-Jecheskel (geb. 225, gest. 299). Obwohl Zuhörer Rabs, hatte er sich doch mehr an Mar-Samuel gehalten, dessen Eigentümlichkeit er fortbildete. Dieser Juda war ein scharf ausgeprägter Charakter von hoher Begabung, aber auch von so vielen Ecken und Kanten, daß er an Personen und Verhältnissen derb anstieß. Sprößling einer uralten Familie, die vielleicht ihren Stammbaum bis auf biblische Familien zurückzuführen vermochte, war er im Punkte des Geschlechtsadels und der unvermischten Abstammung außerordentlich peinlich und empfindlich. Ein Freund der Einfachheit in allen Dingen, war er heftig und verletzend gegen diejenigen, welche Verfeinerung vorzogen. Ein Verehrer des heiligen Landes, äußerte er sich dennoch tadelnd über diejenigen, welche Babylonien verließen, um sich in den Schulen von Palästina auszubilden, und namentlich über seine Freunde und Schüler, welche dem Auswanderungszuge dorthin folgten. Das von ihm zuerst gegründete Lehrhaus in Pumbadita wurde Mittelpunkt für Nordbabylonien, wie Sura für den Süden.

Dem Volkscharakter seiner Vaterstadt treu, herrschte in Bar-Jecheskel der Verstand über das Gemüt so sehr vor, daß er nur einen Tag im Monat dem Gebete weihte, die ganze übrige Zeit hingegen der Gesetzesforschung oblag. Mar-Samuel hatte ihn schon als den „Scharfsinnigen“ ausgezeichnet, und er wurde auch der Schöpfer jener haarspaltenden Methode, die in früheren Zeiten auf judäischem Boden eine vorübergehende Erscheinung, in Babylonien heimisch geworden ist und in Spitzfindigkeit ausartete. Judas Vorträge bewegten sich einzig und allein auf dem Gebiete der Rechtslehre, weil hierbei scharfsinnige Vergleichungen und Unterscheidungen, Schlußfolgerungen und Anwendungen möglich sind und Theorie und Praxis sich die Hand bieten.

Der reiche Gesetzesstoff schrumpfte unter Juda zu dem kleinen Kreis zusammen, der für die Wirklichkeit und das alltägliche Leben Anwendung finden konnte. Er führte in die Tradition die Genauig-

keit ein, nicht bloß den Inhalt der Überlieferung, sondern auch die Namen der Überlieferer mitzuteilen. Dennoch verdächtigte ihn merkwürdigerweise sein Bruder Rami (R. Ami) und leugnete die Richtigkeit der von ihm mitgeteilten Traditionen. „Glaubet nicht", bemerkte dieser öfter, „den Aussprüchen, die mein Bruder Juda im Namen Rabs oder Mar-Samuels mitteilt, sondern so und so ist es überliefert worden."

Inbetreff der Geschlechtslauterkeit war Juda so peinlich, daß er seinen Sohn Isaak lange über die Zeit der Mannbarkeit hinaus nicht verheiraten wollte, weil er nicht gewiß war, ob die Familie, aus welcher er ihm eine Gattin zuführen würde, über alle Anfechtung makellos wäre. Treffend bemerkte ihm hierauf ein Gesetzeslehrer Ulla: „Wissen wir denn bestimmt, ob wir nicht von den Heiden abstammen, welche bei der Belagerung Jerusalems die Jungfrauen in Zion geschändet haben?" Diese Peinlichkeit in bezug auf den Geschlechtsadel verursachte Juda manche Verdrießlichkeit. Einen Mann aus Nahardea, welcher nach Pumbadita gekommen war und von den Hasmonäern abgestammt sein wollte, verdroß es, daß R. Juda bei jeder Gelegenheit ein Vorzug eingeräumt wurde, und äußerte sich spöttisch über ihn. Dafür legte ihn dieser in den Bann, und als er gar hörte, daß dieser Nahardeaner alle Welt Sklaven nannte, ließ er sich von der Heftigkeit hinreißen, ihn öffentlich als einen Abkömmling von Sklaven zu brandmarken.

Diese Brandmarkung traf aber mehrere Nahardeanische Familien, welche mit demselben verschwägert waren. Es entstand eine Art Aufstand gegen R. Juda, man wollte ihn steinigen. Aber dieser trat den Drohenden mutig entgegen und bedrohte sie selbst: „Wenn ihr euch nicht mäßigt, werde ich noch mehr unangenehme Geschlechtsgeheimnisse enthüllen." Vor dieser Drohung zogen sich die Aufgeregten zurück. — In Pumbadita traf seine Strenge einen Günstling des Königs Schabur, der, obwohl früher Sklave, bei der Menge angesehen und gesucht war, Namens Bati Bar-Tabii.

Vornehme Familien hatten sich trotz seines Standes mit ihm verschwägert. Bati war aber von seiner Günstlingsstellung aufgeblasen und mag manches getan oder gesprochen haben, was R. Juda zur Heftigkeit reizte. Da ließ dieser bekannt machen, Bati sei noch als Sklave zu betrachten, weil er in seinem Hochmute von seinem ehemaligen Herrn nicht den erforderlichen Freibrief empfangen hat.

R. Juda hat auch einst ein angesehenes Mitglied des Kollegiums in den Bann getan, weil ein schlechter Ruf über dessen sittliche Haltung im Umlauf war. Freimütig äußerte er sich demselben gegenüber, als er ihn in seiner letzten Krankheit besuchte: „Ich bin stolz darauf, auch einen Mann deinesgleichen aus Rücksichtsnahme nicht verschont

zu haben." Wegen seiner tiefen Kenntnisse, seines Scharfblickes und seines Charakters hatten seine Zeitgenossen Nachsicht mit seiner Heftigkeit, und er genoß in- und außerhalb Babyloniens unbestrittenes Ansehen.

Der Jüngste in diesem Kreise, R. Nachman Bar-Jakob (gest. 320) vergegenwärtigte das stolze Selbstgefühl der babylonischen Juden, gegründet auf Wohlstand und Sicherheit der Existenz, und seine Frau Jalta, Tochter des Exilsfürsten, veranschaulicht die Prunksucht, die Launenhaftigkeit und den Übermut ihres väterlichen Hauses. An Kenntnis war R. Nachman den zeitgenossiischen Amoras ebenbürtig, aber an gewissenhafter Sittlichkeit stand er ihnen nach. Von seinem Schwiegervater zum Richter ernannt, erlaubte er sich ohne Beirat Streitigkeiten richterlich zu entscheiden, trotzdem sein Lehrer Mar-Samuel selbst ein Zweirichterkollegium als ein anmaßliches bezeichnet und eine ältere Halacha geradezu einem Einzelrichter verboten hat, Recht zu sprechen.

Milde und Leutseligkeit waren seinem Charakter fern. Rücksichtslos behandelte er seine Sklaven, in denen er die Menschenwürde auf eine die Sittlichkeit verletzende Weise schändete. Sklavinnen ließ er nicht in ein festes Eheverhältnis treten, unähnlich dem Verfahren seines Meisters Mar-Samuel, der seine Sklaven wie seine Familienglieder behandelte, und unähnlich dem Tiberiensischen Amora R. Jochanan, welcher seine Sklaven an seiner Tafel teilnehmen ließ. Die Schöpfer des Talmuds waren sonst durchschnittlich in Betätigung der Sittlichkeit ebenso bis zur Peinlichkeit gewissenhaft wie in der Übung der Ritualien. Gemütsverhärtung und Unsittlichkeit, die sie in ihrer nächsten Nähe an Griechen und Römern wahrnahmen, war ihnen eine unbegreifliche Erscheinung. Als Charakterzug eines echten Juden betrachteten sie Barmherzigkeit. Nur R. Nachman machte eine Ausnahme davon.

Siebentes Kapitel.

Die Judenheit unter Diokletian und den ersten christlichen Kaisern.

(284 bis 320.)

Gegen Ausgang des dritten Jahrhunderts schien der Sturz des Römerreiches nahe, nachdem eine lange Reihe von Kaisern, kaum auf den Schild erhoben, bald darauf ermordet wurde. Das Heer, welches die Eintagskaiser erhob und stürzte, war nicht aus Römern zusammengesetzt, sondern aus barbarischen Völkern. Die Wanderung der Völker hatte begonnen, welche von dem Reichtum und den schönen Fluren Italiens angezogen, die Grenzen überschritten. Das Zusammenbrechen wurde noch von dem Soldatenkaiser Diokletian

und seinen Gehilfen aufgehalten. Der Gewaltige, Sohn eines Sklaven, konnte das Chaos nur dadurch bändigen, daß er die letzte Spur der römischen Freiheit vertilgte und das ganze Bürgertum zu Halbsklaven herabdrückte. In Judäa folgte man diesem Wandel mit gespannter Aufmerksamkeit und fand für die politischen Vorgänge Andeutungen in der heiligen Schrift, als wenn sie vorausverkündet und vorausbestimmt worden wären. In dem vierten Tiere der Gesichte im Buche Daniel erblickten die Ausleger das boshafte römische Reich, „das seine Tyrannei über alle Völker ausübte“. Ehe Diokletian den Purpur an sich reißen konnte, mußten drei Kaiser gestürzt werden, Carus, Carinus und Cerausius. Diese Mordtat fanden die Schriftausleger in den Worten des Buches Daniel: „Drei Hörner werden von ihm zerbrochen werden“. Die Vorgänge in der römischen Welt beschäftigten die Schulhäupter mit solcher Seelenspannung, daß sie davon träumten. An dem Tage, an welchem Diokletian sich zum Kaiser aufwarf, will R. Ami in Tiberias ein Traumgesicht gehabt haben, das ihm mit einem Schriftvers von den Fürsten Esaus verkündete, nach Diokletian werde nur noch ein Kaiser für Rom auftauchen. Halb und halb ist dieser Traum in Erfüllung gegangen, denn nur noch ein einziger heidnischer Oberkaiser beherrschte nach Diokletian das römische Reich, der Urahn der christlichen Kaiser.

Während Diokletians Regierung fungierte der Patriarch Juda III., Sohn Gamaliels IV., eine wenig hervorragende Persönlichkeit, dem es so sehr an Gesetzeskenntnis gebrach, daß er nicht, gleich seinen Vorfahren, das Lehrhaus R. Johannes' in Tiberias leitete. Zwei Jünger, R. Ami und R. Aßi, eingewanderte Babylonier, standen an der Spitze, welche mit R. Chija Bar-Abba, ebenfalls einem Babylonier, das Kollegium bildeten. R. Abbahu, ein Palästinenser, eine einnehmende Persönlichkeit, hatte nicht gleich diesen das Ansehen einer Autorität. Indessen wurde dem Patriarchen noch immer die Ehre eines Fürsten erwiesen. Die vornehmen Familien pflegten noch immer ihm Huldigungsbesuche zu machen. R. Juda wendete mehr als seine Vorgänger dem Gemeinde- und Schulwesen seine Aufmerksamkeit zu. Er trug den drei Männern des Kollegiums auf, eine Rundreise in den Städten Judäas zu machen, um die Religions- und Bildungsinstitute in Augenschein zu nehmen und sie da wiederherzustellen, wo sie in Verfall geraten wären. In einem Orte fanden die Sendboten weder Volks- noch Jugendlehrer und forderten die Vorsteher auf, ihnen die Hüter der Stadt vorzuführen. Als ihnen die bewaffnete Stadtwache vorgestellt wurde, bemerkten dazu die Sendboten des Patriarchen: „Diese da sind keineswegs die Hüter der Stadt, sondern ihre Zerstörer; die wahren Hüter sind die Volks- und Jugendlehrer; wenn Gott nicht das Haus schützt, so wacht der Wächter umsonst.“

Diokletian weilte in der ersten Zeit seiner Regierung in Antiochien, um die Einfälle der persischen Heere schnell abzuwehren. Feinde und Neider des Patriarchen scheinen ihn da beim Kaiser verleumdet zu haben. Sie hinterbrachten dem Kaiser auch, daß die Umgebung des Patriarchen sich über seine niedrige Herkunft und über seinen Beinamen Aper (Eber) lustig gemacht hätte. Plötzlich kam eine Vorladung an Juda, sich vor Diokletian zu stellen. Er muß indes den Zorn des Kaisers beschwichtigt haben, denn Diokletian zeigte sich ganz besonders wohlwollend gegen die Juden, vielleicht um so geneigter, je mehr er die Christen haßte, weil er sie wegen ihres beharrlichen Kampfes gegen die römische Staatsreligion und ihres Bekehrungseifers für die einzige Ursache der Auflösung des Reiches hielt. Die strengen Edikte, die Christen zum Götzenkultus und besonders zur Verehrung der Bildnisse des Kaisers zu zwingen, ihre Kirchen und gottesdienstlichen Versammlungen zu schließen und ihre Kirchenschriften zu verbrennen, welche Diokletian und seine Mitkaiser erließen (303), trafen die Juden durchaus nicht. Sie wurden geradezu in dem Edikt vom Religionszwange ausgenommen. Dagegen wurden die Samaritaner wie die Christen gezwungen, den Göttern zu opfern. Haben die Kaiser sie mit den Christen zusammengeworfen, weil sie ebenfalls eine Sekte des Judentums bildeten? Oder haben sie sich sonst gegen die Majestät des Kaisers vergangen? Mehrere Samaritaner bestanden die Prüfung nicht und fügten sich dem Opferzwange. Dadurch wurden sämtliche Anhänger dieser Sekte jüdischerseits als Götzendiener betrachtet und von der Gemeinschaft vollständig und für immer ausgeschlossen. Ein eigenes Verhängnis waltete über den zwei verwandten Nachbarstämmen, daß sie sich nicht auf die Dauer vertragen konnten, ja daß sie durch unbedeutende Anlässe gerade dann sich schroffer entzweiten, wenn eine gegenseitige Annäherung leicht schien. Ein Jahrhundert vorher war das gegenseitige Verhältnis leidlich; man räumte den Samaritanern ein, daß sie in mancher Beziehung aufrichtige Judäer wären' und das freundliche Verhältnis hatte so tiefe Wurzel geschlagen, daß R. Meïrs Antrag, die Samaritaner als Heiden zu betrachten, nicht durchdringen konnte; der tägliche Umgang und der Geschäftsverkehr hatte sie zu sehr aneinander gewöhnt. Selbst R. Jochanan hatte kein Bedenken, Fleisch von den Samaritanern zu erlauben. Seine Nachfolger waren indes strenger und setzten die Absonderung der Samaritaner durch, und diese Trennung schwächte beide. Das Christentum, klüger und tätiger als seine Mutter, das Judentum, gebildeter und geschmeidiger als seine Schwester, das Samaritertum, erlangte bald nach dieser Absonderung die Weltherrschaft und ließ beide in gleichem Grade seine Übermacht empfinden. Golgatha, auf die Höhe des Kapitols gehoben, drückte mit verdoppelter Wucht auf Zion und Garizim.

Erstaunlich genug ist es, daß das Judentum auch in dieser Zeit einen Zuwachs durch Heiden erlangt hat. Wäre es auf Bekehrung ausgegangen, so hätte es vielleicht ebensoviel Proselyten gewinnen können, wie das Christentum. Denn die religionsbedürftigen Gemüter in der Heidenwelt verzweifelten bei dem Eindringen barbarischer Völker in das römische Reich und bei der Unterdrückung der Freiheit an den Schutzgöttern Roms und an allem Götterwesen, an allen Orakeln und an Wirkung der Opfer. Der letzte heidnische König klammerte sich krampfhaft an die religiösen Gewohnheiten, um nicht in die neue, von Judäa ausgegangene Bewegung wie in einen Strudel hineingerissen zu werden. Das Judentum durfte aber nicht auf Proselytenbekehrung ausgehen, wollte es sich nicht selbst entfremden. Während R. Abbahu über die, welche sich freiwillig unter den Schutz des Gottes Israels begaben, seine Freude ausdrückte, stießen die Überfrommen die Proselyten in der fruchtbaren Landschaft Gabalene ab, weil sie, obwohl sie das Bundeszeichen angenommen hatten, sich dem Taufbade nicht unterzogen. Und doch hatte Judäa in dieser eisernen Zeit keine großartige, anziehende Persönlichkeit erzeugt. Der Schoß, welcher fünfzehn Jahrhunderte hintereinander Könige, Feldherrn, Dichter, feurige Helden und Sitten- wie Gesetzeslehrer erzeugt hatte, schien erschöpft zu sein. Die einzige bedeutende Persönlichkeit in der Zeit des Patriarchen Judas II. oder unter der Regierung Diokletians war R. Abbahu aus Cäsarea. Als Gesetzeslehrer hatte er zwar neben R. Ami und R. Aßi keine Bedeutung, aber er besaß eine Begabung, welche seinen Zeitgenossen abging. Er besaß Beredsamkeit und war ein angenehmer Prediger. Er konnte mit seinen an das Schriftwort anknüpfenden Kanzelreden das unter der Last der Vergewaltigung leidende Volk trösten. R. Abbahu verstand die griechische Sprache und konnte mit gebildeten Heiden in Cäsarea verkehren. Er ließ seine Töchter in der griechischen Literatur unterrichten, weil er d Kenntnis derselben für eine Zierde des weiblichen Geschlechts hielt.

Wegen seiner Vertrautheit mit der Kulturform der Zeit, welche viele für sündhaft gehalten haben, wandte man auf ihn den Vers an: „Es ist gut, daß du dieses (Halachakenntnis) ergreifst und auch jenes (griechische Bildung) nicht vernachlässigst, denn der Gottesfürchtige weiß allen Pflichten zu genügen." Wegen seiner Bildung, welche durch eine schöne, würdevolle Gestalt und Milde des Charakters gehoben war, stand R. Abbahu in hohem Ansehen bei dem römischen Prokonsul und wahrscheinlich auch beim Kaiser Diokletian, und dadurch gewann er Einfluß bei den Behörden und wendete manche strenge Maßregel ab. Ein Fall dieser Art, der zugleich einen Blick in das innere Treiben jener Zeit eröffnet, ist nicht uninteressant. R. Ami, R. Aßi und R. Chija Ben-Abba hatten über ein Frauen-

zimmer, Thamar, eine schwere Strafe verhängt, ohne Zweifel, weil sie die Zucht verletzt hatte. Die Sünderin verklagte die Richter bei dem damaligen Prokonsul. Die Richter, welche die Folgen dieser Anzeige fürchteten, wendeten sich an R. Abbahu, seinen Einfluß zu ihren Gunsten geltend zu machen. Er aber antwortete ihnen, daß sein Einfluß an dem Rachegefühl, vielleicht auch an der Schönheit der Sünderin scheitere. Diese Antwort war in einem charakteristischen Stile geschrieben, von der Art nämlich, daß die Worte auf den ersten Blick den wahren Sinn verschleiern. Der kurze Sinn dieses Schreibens war: „Ich habe schon wegen der drei Verläumder Eutokos, Eumathes und Thalasseus alles in Ordnung gebracht, aber wegen der eigensinnigen, widerspenstigen Thamar habe ich mich umsonst bemüht."

R. Abbahus Erwerbszweig war Verfertigung von Frauenschleiern. Er erwarb damit Reichtümer, hielt gotische Sklaven, und in seinem Hause waren Sitze von Elfenbein angebracht. Er war jedoch einer jener bescheidenen, sanften, nachgiebigen Charaktere, die von ihrem eigenen Wert um so weniger wissen, je höher dieser ist. Als man ihm die Weihen erteilen wollte, trat er vor Abba aus Akko zurück. Mit Chija Bar-Abba zugleich hielt er einst an einem fremden Orte Vorträge, jener halachisch-gesetzliche, Abbahu agadisch-erbauliche. Wie natürlich waren die allgemein verständlichen Vorträge Abbahus mehr besucht, als die schwer verständlichen Chijas. Als dieser sich über die Vernachlässigung, die seinen Lehrvorträgen widerfuhr, empfindlich zeigte, beruhigte ihn Abbahu mit den Worten: „Sieh', dein Lehrstoff gleicht den wertvollen Edelsteinen, die nur selten Sachkenner finden; mein Thema hingegen gleicht dem Flitterkram, der jedermann gefällt."

Das stirngefaltete, geistesanstrengende Gesetzesstudium wurde damals bereits vernachlässigt, es mußte der leichten, geschwätzigen Agada das Feld räumen. Die Hörsäle für die Auslegung des Talmud leerten sich, während zur Predigt sich die Menge drängte. Infolgedessen trennte sich der Gelehrtenstand in zwei streng geschiedene, gegeneinander unfreundliche Klassen, in Gesetzeslehrer (Amoras) und in Prediger. Zum Predigtamt der Agadisten gehörte eine klangvolle Stimme; wer eine solche besaß, erhielt selbstverständlich einen großen Zulauf. Darüber ärgerten sich die Gesetzeslehrer und wendeten spottweise auf sie den Schriftvers an: „Besser ist die Strenge des Weisen, als das Lied der Toren zu hören." Aber dieser Spott verfing nicht. Die Prediger wurden trotzdem vorgezogen. R. Abbahu vertrat beide Vortragsweisen, leistete indes in beiden nichts Hervorragendes. Seine Größe bestand in seinem sittlichen Charakter, in seiner Bescheidenheit und Milde.

Seine mild-sittliche Anschauungsweise zeigt sich in einem Zuge, welcher zugleich ein Sittenbild der Zeit veranschaulicht. Bei einer

nicht ungewöhnlichen Erscheinung des Regenmangels in Judäa pflegte der Würdigste die vorgeschriebenen Gebete um Regen vorzutragen. Man empfahl Abbahu zum würdigsten Vorbeter einen ganz berüchtigten Menschen, den der Volkswitz Pentekaka, die „Fünfsünde", nannte. Als Abbahu denselben rufen ließ und ihn nach seiner Beschäftigung fragte, gestand dieser seinen ehrlosen Erwerb ein. „Ich bin", sprach er, „ein Unterhändler mit Dirnen; ich putze das Schauspielgebäude, trage die Gewänder in die Bäder, belustige die Badenden durch Späße und spiele die Flöte." „Hast du nie in deinem Leben etwas Gutes getan?" fragte ihn Abbahu weiter. „Einst", erzählte Pentekaka, „als ich das Theater säuberte, sah ich eine weinende Frau an eine Säule gelehnt. Auf meine Frage nach dem Grunde ihrer Traurigkeit teilte sie mir mit, ihr Mann sei gefangen und, um ihn loszukaufen, bliebe ihr nichts anderes übrig, als ihre Ehre preiszugeben. „Als ich das hörte," fuhr Pentekaka fort, „verkaufte ich mein Bett, meine Bettdecke, alles, was ich besaß, gab der Frau den Erlös und sagte zu ihr: „Geh', befreie damit deinen Mann ohne Sündensold". Bei diesen Worten konnte sich Abbahu nicht enthalten, Pentekaka, diesem Gemisch von erhabener Tugend und Gemeinheit, zuzurufen: „Du allein bist würdig, für uns in der Not zu beten."

Trotz seines milden Sinnes gebrauchte dieser Prediger von Cäsarea seine agadische Beredsamkeit zu Angriffen auf das Christentum. Dieses hatte damals alle Sporen eingesetzt sich die Weltherrschaft zu erobern, und trat herausfordernd gegen Heidentum und Judentum auf, als wenn es allein existenzberechtigt wäre. Seine Kühnheit gegen den heidnischen Kultus züchtigten Diokletian und seine Mitkaiser mit Waffengewalt. Die Vertreter des Judentums bekämpften es mit Waffen des Geistes, suchten seinen Untergrund zu erschüttern und gebrauchten ihren Mund, so lange er noch nicht geknebelt war. R. Abbahu knüpfte an einen Bibelvers in einer Predigt die Widerlegung der christlichen Glaubensartikel, der Himmelfahrt und der Gottessohnschaft mit scharfen, schneidigen Worten. In dem nächstfolgenden Geschlechte hätte er diese Predigt mit dem Tode büßen müssen.

Aber weder die Waffen des Geistes, welche die Vertreter des Judentums gegen die Christuslehre gebrauchten, noch die Waffen der Gewalt, mit welchen die Vertreter des Heidentums ihr Wunden schlugen, waren imstande, ihr siegreiches Fortschreiten zu hemmen. Wer kann in diesem erstaunlichen Vorgange, daß ein jüdisches Kind aus Nazaret sich Thron und Reiche unterwerfen konnte, verkennen, daß es eine weltgeschichtliche Notwendigkeit war, um die alte, abgelebte Welt zu Grabe zu tragen und eine neue Welt auferstehen zu lassen? Das Judentum hätte sich über diesen Sieg des Geistes über die waffenstrotzende Gewalt freuen können, wenn das siegreiche

Christentum die Milde seines Stifters zur Wahrheit gemacht hätte. Aber seine Herrschaft, welche in der Weltgeschichte einen entscheidenden Wendepunkt bildet, brachte über das Judentum nur neue, schwere, langanhaltende Prüfung. Das Christentum, bisher gehaßt, verfolgt und doch trotzig, entwaffnete seine Feinde, indem es sie in seinen Bannkreis hineinzog. Das römische Reich, das instinktmäßig seine Auflösung durch die Christenlehre fürchtete, mußte sich der Taufe unterwerfen, um seine zugemessene Lebensdauer noch um anderthalb Jahrhunderte zu fristen. Das Heidentum, von Unvernunft, Lüge und Unsittlichkeit genährt und sie nährend, mußte sein Scheinleben aufgeben und einer andern Religionsform Platz machen. Die neue, zum Siege gelangte Religion hatte allerdings unendlich viel vor dem Heidentume voraus, daß sie eine würdigere Vorstellung von Gott und eine reine Sittlichkeit zum Bekenntnis nahm. Gleichzeitig mit Rom und Italien, welche ihre Bedeutung verloren und nur noch ein Schatten ihrer ehemaligen Größe blieben, erstarben auch Judäa und das Jerusalem vertretende Tiberias. Die erschütternden Großtaten Judäas und Italiens sanken zu bloßen Erinnerungen herab; aber diese Schatten und diese Erinnerungen waren in ihrer verblichenen Gestalt, in ihrer geisterhaften Erscheinung noch mächtig genug, es mit lebendigen Kräften aufzunehmen und sie unsichtbar zu beherrschen. Für den Augenblick büßte aber Judäa durch die politische Gewalt, welche das Christentum erlangte, indem ihm das Kaisertum das Liktorenbeil und das Legionenschwert lieh, den letzten Schimmer von Geistestätigkeit ein, das Lehrhaus von Tiberias verlor seine lang ausgeübte Anziehungskraft.

Das Patriarchat sank in dieser Zeit fast zur Unscheinbarkeit herab, obwohl es die Spitze der Judenheit bildete. Der berechtigte Erbe dieser Würde in der Zeit, als das Christentum Staatsreligion wurde, war der junge Hillel II. (geb. um 310, gest. nach 362). Sein Vater, Juda III., welchem ein verlogener Täufling nachsagte, er habe auf dem Sterbebette die Taufe genommen, hatte ihn in zarter Jugend zur Erziehung zwei Beisitzern des Kollegiums übergeben, zugleich mit der Leitung der Patriarchatsgeschäfte.

Von diesen Vormündern war der eine ein gewissenloser Wicht Namens Joseph von Tiberias. Als solcher entpuppte er sich später, als er zum Christentum übergetreten war und seinen früheren Religionsgenossen Kränkungen und Unbilden zufügte. Aber auch schon während seiner Vormundschaft verfuhr er gewissenlos. Er war es wohl, welcher Simonie getrieben, für Geld an unwissende Geldmänner die Ordination erteilt hat. Und die Gesetzeslehrer dieser Zeit müssen ihn so sehr gefürchtet haben, daß sie nicht wagten, gegen eine solche unwürdige Ehrenverleihung Widerspruch zu erheben, sondern

sich damit begnügten, den auf solche Weise Ordinierten Verachtung zu zeigen. Nur ein Prediger gab dem allgemeinen Unwillen Ausdruck, indem er auf der Kanzel einen solchen verspottete, mit witziger Anwendung eines Prophetenverses: „Wehe über die, welche zu einem Holze sprechen: Erwache! zu einem Stein: Ermuntere dich! Der soll lehren? Er ist doch nur in Silber und Gold gefaßt, und kein Geist ist in ihm!" Kein Wunder, daß die damaligen Gesetzeslehrer tief erbittert gegen die Leute des Patriarchen waren, und bei Gelegenheit ihrer Erbitterung Luft machten. Dieser Joseph von Tiberias schwärzte sein Mündel Hillel an, als wenn es ein Wüstling gewesen und mit Zaubermitteln schöne Weiber verführt hätte.

Merkwürdigerweise erlangte das Patriarchat gerade in seiner Gesunkenheit nach Innen einen prunkenden Glanz nach Außen hin, als sollte das dem Tode Verfallende geschmückt ins Grab gesenkt werden. Die Patriarchen erhielten in dem letzten Jahrhundert ihres Bestandes von den Kaisern die pompösen Ehrentitel „Erlauchte", „Hochansehnliche", „Hochberühmte", Ehrentitel, welche sie mit den Staatswürdenträgern teilten und eben dadurch ihnen scheinbar gleichgestellt waren. „Wer da wagt, die erlauchten Patriarchen öffentlich zu beschimpfen, der verfalle einer schweren Strafe," so lautete ein Kaisergesetz, wahrscheinlich von Diokletian erlassen.

Der Kaiser Konstantin, der die Kirche groß gemacht, ihr die Herrlichkeit der Erde zu Füßen gelegt, aber ihr auch den zweideutigen Segen mitgegeben hat: „Durch das Schwert sollst du leben", hat auch anfangs dem Judentume als Religion Gleichstellung neben den anderen Religionsformen im römischen Reiche verliehen. Ehe er sich nämlich voll und ganz zum Christentum bekannt hatte, nur vor allem bedacht, Religionsverfolgungen im römischen Reiche zu hemmen, erließ er eine Art Toleranzedikt, daß sich jedermann frei zu einer Religion bekennen dürfe, ohne dadurch in die Acht zu geraten (Winter 312—313). In diese Religionsduldung waren die Juden ebenfalls eingeschlossen. Ihre Patriarchen, Ältesten, Vorsteher der Lehrhäuser und Synagogen genossen dieselben Rechte, wie die christlichen Geistlichen und heidnischen Priester. Diese Bestimmungen blieben auch später in Kraft und wurden durch neue Gesetze sanktioniert, daß diejenigen in der Synagoge, welche sich dem Gesetze und der Lehre widmen, die Patriarchen, Ältesten und andere Arten Religionsbeamte von den lästigen Ämtern der Magistratur frei bleiben sollten. Nach dem Muster der römischen Priesterverfassung und des christlichen Bischofssystems wurde der Patriarch in Judäa als Oberhaupt sämtlicher Juden im römischen Reiche anerkannt. Diese unparteiliche Gerechtigkeit Konstantins dauerte jedoch nur eine kurze Zeit. Je mehr das Christentum Einfluß auf ihn gewann, desto mehr nahm er

die Intoleranz desselben an, welches seinen Ursprung vergessend, das Judentum und seine Bekenner ebenso leidenschaftlich wie das Heidentum verfolgte. Kirchenobere vom Schlage des Hosius, Bischof von Corduba, welcher auf einer Kirchenversammlung zu Elvira (320) mit andern Geistlichen den Christen gemütlichen Verkehr mit Juden bei Strafe des Bannes verbot, und wie Eusebius von Cäsarea, der erste Kirchengeschichtsschreiber und Geschichtsfälscher, welche beide das Ohr des Kaisers hatten, ließen es nicht an Hetzereien gegen sie fehlen. Haßten und verfolgten doch die Bischöfe einander mit fanatischer Leidenschaftlichkeit wegen Glaubensansichten, wenn einer davon um ein Haar abwich. Wie sollten sie gegen das Judentum duldsam sein? Die Ketzersucht, welche in der Unbestimmtheit der Glaubensartikel ihren Grund hatte, stachelte die Vertreter der Kirche zur Verfolgungssucht.

Alsbald hieß das Judentum eine schändliche, ruchlose, gottlose Sekte, welche womöglich vom Erdboden vertilgt werden müßte. Alsbald wurde ein kaiserliches Edikt dekretiert, daß die Juden keine Proselyten aufnehmen dürften bei Strafe für die Zutretenden, wie für die Aufnehmenden. Dem christlichen Bekehrungseifer wurde die Unterstützung der Staatsmacht zuteil. Denn es konnte nicht fehlen, daß gesinnungslose Juden durch die entschiedene Hinneigung des Kaisers Konstantin zum Christentum und durch Aussicht auf Belohnung und Ehren von ihrem Bekenntnis abfielen. Die Kirche legte es förmlich darauf an durch Nachteile, welche aus dem Festhalten am Judentum zugefügt wurden, und durch Vorteile, welche die Abtrünnigkeit vom Staate zu erwarten hatte, Schwache und Gesinnungslose zum Abfall zu verlocken: „Warum laßt ihr euch für euren Gott töten? Sehet nur, wie viele Strafen, wie viel Plünderungen er über euch verhängt; kommt zu uns, wir machen euch zu Herzögen, Statthaltern und Heerführern.“ „Das sündhafte römische Reich, der Sohn deiner Mutter, sucht die Treuen wankend zu machen,“ das waren die Texte, über welche die Volksredner in der Synagoge in dieser Zeit zu sprechen hatten. Alte und verbürgte Privilegien der Juden hob Konstantin auf. In der alten Gemeinde Köln waren die Juden, welche irgend welches religiöses Amt bekleideten, sei es als Gesetzeslehrer oder Archisynagogen, aus früherer Zeit von den lästigen und kostspieligen städtischen Ämtern befreit. Konstantin dagegen dekretierte, daß nur mit Ausnahme von je zwei oder dreien sämtliche dazu gezwungen werden sollten, damit sie ein Joch mehr zu tragen haben. Alsbald sah die Welt das niegeahnte Schauspiel der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa von einigen hundert Bischöfen und Presbytern mit dem Kaiser an der Spitze (325), wo das Christentum Triumphe zu feiern glaubte, aber nur seine Schwäche und innere Zerfahrenheit

verriet. Denn da, wo es zuerst offiziell in dem ganzen Glanze seiner geistlichen und weltlichen Machtvollkommenheit auftrat, war von seinem ursprünglichen Wesen kaum eine Spur mehr vorhanden, weder von den essenischen Lehren der Demut, der Brüderlichkeit und der Gütergemeinschaft, noch von dem paulinischen Eifer für Sittlichkeit und Gesinnungstüchtigkeit, noch von dem Drange der alexandrinischen Schule nach wissenschaftlicher Gelehrsamkeit. Dogmenstreitigkeiten, ob Christus, der Sohn, mit dem Vater gleich oder nur ähnlich sei, die um so erbitterter geführt wurden, je weniger sie bewiesen werden konnten, bildeten von jetzt an den Vordergrund der Kirchengeschichte, welche sich zur Weltgeschichte emporgeschwungen hatte. Das nicäische Konzil zerriß die letzte Faser, welche das Christentum mit seinem Urstocke zusammenhielt. Das Osterfest mit den ihm voraufgehenden Fasten, welches in zahlreichen christlichen Gemeinden mit dem jüdischen Passahfeste zugleich, und zwar an dem vom Synhedrin in Judäa berechneten und festgesetzten Tage begangen worden war, sollte fortan vom jüdischen Kalender losgelöst werden. So verlangte es die römische Kirche, welche unabhängig von jüdischer oder apostolischer Überlieferung stets die Ostern Sonntag nach Vollmond des Frühlingsmonats gefeiert wissen wollte. Deswegen war eine Spaltung in der Christenheit ausgebrochen, der sogenannte Paschastreit. Rom bedrohte mit dem Bannfluche die Gemeinden in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien, welche mit den Juden zugleich am Abend des vierzehnten Nisan die Osterfeier begingen. Das sollte nicht sein. „Es sei vor allem unwürdig, daß wir bei diesem heiligsten Feste dem Gebrauche der Juden folgen sollten. — Fortan sei uns nichts mehr mit dem verhaßten Volke der Juden gemein, wir haben von unserm Heiland einen andern Weg erhalten. — Denn es wäre doch wahrhaft abgeschmackt, daß die Juden sich rühmen sollten, wir seien nicht imstande, die Passahfeier ohne ihre Lehre (ihre Berechnung) zu begehen." Diese Äußerung wird dem Kaiser Konstantin in den Mund gelegt, und wenn er sie auch nicht selbst getan, so war sie der leitende Gedanke der Kirche, welche jetzt über das Geschick der Juden zu bestimmen hatte.

Das erste Wort, welches das Christentum gleich am ersten Tage seines Sieges aussprach, zeugte von feindlicher Haltung gegen das Judentum, und daraus floß jenes feindselige Verhalten, welches den Grund zu den blutigen Verfolgungen der künftigen Jahrhunderte legte.

Konstantin erneuerte auch Hadrians Gesetz, daß kein Jude Jerusalem betreten dürfe. Die heilige Stadt hatte wieder ihren ehemaligen Namen erhalten, nur wurde sie aus einer heidnischen in eine christliche Stadt umgewandelt, nachdem die Mutter des Kaisers, Helena — eine Frau anrüchigen Rufes — dorthin gepilgert war, und ihr Sohn

dort die Grabeskirche erbaute auf einem Platz — wo Jesu Grab nicht gewesen sein kann. Nur am Tage der Erinnerung an Jerusalems Zerstörung erlaubte die kaiserliche Wache jüdischen Pilgern dort zu weinen und Klagelieder anzustimmen. — Nur darin war Konstantin gerecht, daß er die Juden gegen die Gewalttätigkeit der zum Christentum Übergetretenen schützte, die meistens gesinnungslos Rache an ihren ehemaligen Stamm- und Glaubensgenossen nehmen wollten.

Der Täufling Josephus hat besonders den Juden Palästinas viel zugesetzt. Er gehörte zu den Beisitzern des Patriarchen im Synhedrin von Tiberias und wurde, wie angegeben, mit der Vormundschaft über den jungen Hillel und mit dem Ehrenamte als Abgeordneter und Sendbote für die Gemeinden in Cilicien betraut. Dort verkehrte er heimlich viel mit einem Bischof. Die cilicischen Juden schöpften Argwohn gegen seine Rechtgläubigkeit, und da er ohnehin nicht beliebt war, weil er die Lehrer und Vorsteher von oben herab behandelte, so überfielen ihn einige derselben in seiner Wohnung und überraschten ihn beim Lesen der Evangelien. Wie kann man es den Juden Ciliciens verargen, daß sie ihn ihren Unwillen über sein falsches Spiel empfinden ließen! Sie sollen ihn gar in den Fluß Cydnus geworfen haben, und will er nur durch ein Wunder dem Tode entgangen sein. Es blieb nun Joseph nichts anderes übrig, als sich öffentlich zum Christentum zu bekennen.

Dieser Täufling hat Lügen über Lügen gegen seine Glaubensgenossen gehäuft. Er sagte von dem greisen Patriarchen Juda III. aus, er habe vor seinem Tode Sehnsucht nach der Taufe empfunden, und von dem jungen Patriarchen Hillel, er sei ein Ausschweifling gewesen. Konstantin verlieh ihm gewiß auf Anraten der einflußreichen Bischöfe die Würde eines Comes, womit ihm eine Art Straflosigkeit für Vergehungen und Ungesetzlichkeiten erteilt war. Er erteilte ihm auch die Erlaubnis, Kirchen in Galiläa zu bauen, angeblich in Tiberias, Sepphoris, Nazareth und Kapernaum. Es ist aber Aufschneiderei, daß er tatsächlich solche gebaut hätte. Erzählt er doch selbst, daß keine Christen in dieser Gegend gewohnt hätten. Für wen sollte er die Kirchen erbaut haben? Nur in Tiberias baute er eine Art Kapelle.

Mit dem zweiten christlichen Kaiser, dem Erzketzerverfolger und Brudermörder Konstantius (337—362) begann eigentlich das christliche Regiment im römischen Reiche und damit auch das üble Los der Juden. Wären die damaligen Vertreter der Kirche nicht von Rachsucht und Rechthaberei verblendet gewesen, so hätten sie einsehen müssen, daß sie sich durch ihr Anlehnen an die Staatsgewalt einem Herrn unterworfen und den Spieß gegen sich gekehrt hatten. Kaiser Konstantius durfte sich herausnehmen zu sagen: „Mein Wille sei Kirchengesetz, sei Religion.“ In letzter Instanz entschieden nicht die

Kirchenlehrer über Religionsfragen, sondern die Verschnittenen und Aufwärterinnen bei Hofe. Wenn ein fanatischer Geist die Kirchenglieder vom Kaiser bis zum niedrigsten Untertan beherrschte, einander wegen Wortstreitigkeiten blutig zu verfolgen, wie konnten die Juden auf billigere Behandlung rechnen? Gleich im Anfang der Regierung Konstantius' wurden über einige Gesetzeslehrer schwere Strafen verhängt, andere wurden mit dem Tode bedroht. Infolgedessen flüchteten sich mehrere nach Babylonien. Hatte der Apostat Josephus, ein zweiter Acher, die Hand dabei im Spiele? Eheverbindungen zwischen Juden und Christinnen belegte Kaiser Konstantius mit Todesstrafe (339). Noch folgenreicher war das von ihm erlassene Sklavengesetz. Während sein Vater nur die Aufnahme von Sklaven in die jüdische Gemeinschaft verbot und die Übertreter nur mit dem Verlust des Sklaven belegte, verhängte Konstantius (339) über Beschneidung eines christlichen Sklaven Todesstrafe und Verlust des ganzen Vermögens. Der Grund dieses Sklavengesetzes war ein zwiefacher; die Juden sollten nicht durch Aufnahme von Sklaven Zuwachs erhalten, und Christen sollten nicht jüdischen Herren, „den Gottesmördern", dienen. Gesetzlich war diese Beschränkung und diese Härte keineswegs; denn die Juden galten noch immer als Vollbürger des römischen Reiches und infolge dieser Gleichstellung durften sie keinen Ausnahmegesetzen unterworfen werden. Aber was galt dem ebenso gewissenlosen, wie schwachen, von Verschnittenen und Hofgeistlichen beherrschten Kaiser Recht und Gesetz? Seine Einfälle und Launen sollten Gesetz sein. Konstantius oder seine Hoftheologen waren die Erfinder des „christlichen Staates".

Es will in dieser verwilderten Zeit nicht viel sagen, daß einige Feldherren des Kaisers bei ihrem Durchzuge durch Palästina von den Juden verlangten, für das Heer am Sabbat frisches Brot zu backen und am Feste der ungesäuerten Brote gesäuertes Brot zu liefern und ihnen damit einen Gewissenszwang auflegten. Die damaligen Gesetzeslehrer gestatteten es in der Notlage und beschwichtigten ihr Gewissen damit, daß der Feind nicht ausdrücklich Übertretung der Religionsgesetze, sondern nur die Verpflegung des Heeres forderte. Einen ausdrücklichen Gewissenszwang legte Konstantius den Juden mit dem Verbote auf, den Versöhnungstag zu begehen, als sollten sie dahin gebracht werden, die Versöhnung im christlichen Glauben zu suchen. Sie mußten sich dem Verbote fügen und begingen heimlich den Versöhnungstag an einem darauffolgenden Sabbat. Neu-Rom Byzanz war viel boshafter als Rom; dieses hat nur den Leib geknechtet, jenes aber knechtete auch den Geist.

Tückischer war eine andere vom byzantischen Hof ausgegangene Gewissensbelastung für die jüdischen Gemeinden. Trotz des Be-

schlusses des Konzils von Nicäa, daß die Christen ja nicht mit den Juden gemeinschaftlich die Osterfeier begehen sollten, fuhren viele christlichen Gemeinden in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien fort, sich zur Begehung derselben nach dem jüdischen Festkalender zu richten. Hatte der Patriarch und das Kollegium in Tiberias beschlossen, einen Schaltmonat einzufügen und die Passahfeier um mehrere Wochen später anzusetzen, so folgten ihnen diese christlichen Gemeinden und feierten ihre Ostern um mehrere Wochen später, als die Christen im Westen. Diese Ketzerei und besonders die Rücksichtnahme auf die verhaßten Juden ärgerte den Kaiser und seine Hofbischöfe. Die schismatischen Christen ließen es sich einmal nicht verbieten, die Ostern gleichzeitig mit den Juden zu feiern, ja sie verdammten die Anhänger der römischen Ostern als Ketzer, und sie waren zu zahlreich, als daß der Kaiser hätte mit Feuer und Schwert sie davon entwöhnen können. So mußten die Juden dafür büßen. An den Patriarchen erging ein strenges Verbot, ein Schaltjahr einzusetzen, d. h. die Passahfeiertage später begehen zu lassen. Er mußte sich fügen. Was sollte er gegen die Brutalität der Regierung Konstantius' anfangen? Die Gemeinden in Palästina wurden vielleicht heimlich verständigt, das Jahr als ein Schaltjahr anzusehen. Aber wie sollte es den auswärtigen Gemeinden bekannt gegeben werden? Sendboten mit Rundschreiben vom Patriarchat, wenn auch in hebräischer Sprache geschrieben, konnten leicht angehalten werden, und die jüdischen Apostaten von gemeiner Gesinnung konnten den Inhalt der Sendschreiben leicht lesen und sie als Anklagepunkt gegen die Widersetzlichkeit der Juden gebrauchen. Da wurde eine List ersonnen, das Schaltjahr den Gemeinden in Babylonien trotz der Aufpasserei bekannt zu geben. Rundschreiben wurden in Rätselweise mit zweideutigen Anspielungen ausgestellt, welche, den Abtrünnigen unverständlich, nur von den Schulhäuptern in Babylonien enträtselt werden konnten. Die Gesetzeslehrer in Palästina wußten sich zu helfen. Sie schrieben an das damalige Oberhaupt im judäischen Babylonien: „Die Nachkommen Nachschons, (Glieder des Patriarchats) wollten einen Monatversorger (Schaltmonat) einsetzen, allein der Römer gab es nicht zu; aber die Männer der Versammlung (Synhedristen) schalteten den Monat ein, an dem Ahron gestorben ist" (Monat Ab). Dieses in Rätseln gehaltene Sendschreiben verrät die ganze Not der Juden in Palästina zu Konstantius' Zeit. Um der Plackereien los zu sein, veröffentlichte man die bis dahin heimlich gehaltenen Kalenderregeln, nach welcher Berechnung ein Schaltmonat hinzugefügt werden soll.

Die gehäuften Gewissensnöte gaben den Juden in Palästina den Mut der Verzweiflung zu einem neuen Aufstande ein. Die Niederlagen der römischen Legionen gegen die Perser, der Aufstand

der Sarazenen und Isaurier und die Schwäche des von Konstantius für den Orient ernannten, aber beargwöhnten Cäsar Gallus flößten ihnen Hoffnung auf Gelingen ein, sich vom Joche des christlichen Byzanz zu befreien. Die Kriegslustigen fanden einen Anführer, der ihnen Zuversicht einflößte; er wird von den Römern Patricius und von den Juden Natrona genannt. Die letzteren sahen in ihm den messianischen Retter. Ein Prediger suchte die Menge in Sepphoris oder Tiberias zur Beteiligung an dem Aufstand zu entflammen und verhieß den göttlichen Beistand.

Diese aufrührerische Rede ist charakteristisch für den Geschmack der Zeit. Sie ist in ein Wechselgespräch zwischen Gott und der jüdischen Nation eingekleidet und weist auf die Weltreiche, das babylonische, medische, persische, griechische hin, welche Israel geknechtet haben und gedemütigt wurden. So werde Gott auch Rom züchtigen. Israel spricht zu Gott: „Willst du uns befreien, um uns von neuem knechten zu lassen?“ „Nein“, lautet die Antwort. „Wer hat ein Strafgericht über Babel, Perser und die Griechen verhängt? Wer wird Vergeltung üben an Edom? Natrona wirds tun, dessen Name in der heiligen Schrift angedeutet ist. Nicht halb soll Edom-Rom abgetan werden, sondern vollständig mit seinen Herzögen, Statthaltern und Kriegsobersten — und auch sie, die sich von meiner Gemeinschaft losgesagt und abgefallen sind, sollen in den Sturz mit hineingerissen werden.“

Der Anfang des Aufstandes unter Gallus scheint in Sepphoris gemacht worden zu sein. Herren dieser Bergstadt, wagten die Bewaffneten weitere Streifzüge in der Umgegend, um ihre lang ertragene Schmach an ihren Feinden zu rächen. Zu gleicher Zeit müssen aber auch ähnliche Vorgänge in den zwei bedeutendsten Städten Judäas, in Tiberias und Lydda, sowie in anderen Plätzen vorgefallen sein. Der Aufstand hatte also eine nicht ganz unbedeutende Ausdehnung genommen. Der Cäsar Gallus oder vielmehr sein Unterfeldherr Ursicinus unterdrückte ihn aber vollständig und wütete selbstverständlich gegen die Besiegten.

Viele Tausend Juden fielen als Opfer einer Erhebung, welche mehr der Verzweiflung als der Klugheit Gehör gegeben hatte. Sepphoris wurde dem Erdboden gleich gemacht, Tiberias, Lydda und die anderen beteiligten Städte teilweise zerstört (352). Wie nach jedem ähnlichen Aufstande wurde auch gegen die Beteiligten eine Hetzjagd angestellt, damit keiner derselben der Strafe entgehen sollte; am meisten stellte ein Legionsführer den Sepphoriten als den Urhebern nach. Um der Verfolgung zu entgehen, machten sie sich unkenntlich, indem sie ein Pflaster auf ihre Nase legten, wodurch sie in der Tat eine Zeitlang unerkannt blieben. Es fanden sich aber endlich Ver-

räter, welche diese List der Sepphoriten dem Machthaber anzeigten. Die Verratenen wurden ergriffen und auf der Stelle hingerichtet. Viele Flüchtlinge hatten sich indessen in den unterirdischen Gängen von Tiberias versteckt. Ein Gesetzeslehrer Huna erzählte: „Als wir uns in die unterirdischen Gänge retteten, hatten wir Fackeln bei uns; wenn sie dunkel brannten, erkannten wir, daß es Tag sei, flimmerten sie hingegen heller, so erkannten wir daran die Nachtzeit.“ Diese Flüchtlinge müssen demnach eine längere Zeit in den Höhlen zugebracht haben.

Dieser Notstand Judäas änderte sich nicht, als der grausame Gallus auf Konstantius' Befehl hingerichtet und Ursicinus in Ungnade gefallen war (354). Am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel galten die Bekenner des Judentums geradezu als Gottesleugner, weil sie Jesus nicht als Gott anerkennen konnten. Aus dieser Anschauung floß das Gesetz (357), daß wenn ein Christ sich den „gotteslästerlichen“ Gemeinden der Juden anschlösse, er mit dem Verluste seines Vermögens bestraft werden sollte.“ Auf ihre Vermögensentziehung hatten es die Kreaturen Konstantius' besonders abgesehen, und sie legten ihnen die Steuern ohne Maß, sowie ohne gerechten Titel auf, um sie durch Verarmung und Erschöpfung aufzureiben oder zur Taufe zu zwingen. Schon waren neue Schätzungstafeln ausgeschrieben, um den Steuerdruck noch mehr zu erhöhen unter dem Vorwande, die Juden verdienten als Gottesleugner keinen Schutz. Die freiwillige Steuer der Juden für das Patriarchat, das sogenannte Apostole, war schon verboten oder sollte verboten werden. Von der neuen Bedrückung wurden sie erst auf eine unerwartete Weise durch den Kaiser Julian befreit, der seinem Bruder Gallus ebenso unähnlich war, wie seinem Mitkaiser und Vetter Konstantius.

Die traurigen Verhältnisse in Judäa haben den damaligen Patriarchen Hillel veranlaßt, einen Akt der Selbstverleugnung zu begehen. Die bisherige Weise, nach der Bestimmung der Neumonde und Schaltjahre laut einer geheimgehaltenen Regel die Festzeiten durch ausgesandte Boten den Gemeinden in den Nachbarländern bekannt zu machen, hatte sich durch die Verfolgungen unter Konstantius als untunlich und oft unausführbar erwiesen. Die Regel für die Schaltjahre waren zwar in der Not bekannt gegeben, aber nicht die Anfänge des Neumondes. Dadurch blieben die wichtigsten Festeszeiten in Zweifel.

Um aller Schwierigkeit und Ungewißheit ein Ende zu machen, führte Hillel II. ein für allemal einen festen Kalender ein, d. h. er gab jedermann die Regeln an die Hand, nach welchen das Synhedrin bisher bei der Kalenderberechnung und Festeszeitenbestimmung verfahren war. Mit eigener Hand zerriß dieser Patriarch das letzte Band,

welches die im römischen und persischen Reiche zerstreuten Gemeinden mit dem Patriarchat verknüpfte. Der sichere Fortbestand des Judentums lag ihm mehr am Herzen, als die Würde seines Hauses. Die damaligen Synhedrialmitglieder waren mit dieser Neuerung einverstanden; nur wollten sie den zweiten Feiertag, den die außerpalästinensischen Gemeinden zweifelshalber von jeher zu begehen pflegten, nicht aufgehoben wissen. R. José erließ an die alexandrinische Gemeinde ein Sendschreiben mit den Worten: „Obwohl wir euch die Ordnung der Feiertage zugestellt haben, so ändert doch nichts an der Gewohnheit eurer Vorfahren", (auch den zweiten Festtag heilig zu achten). Den Babyloniern wurde dasselbe bedeutet: „Haltet fest an dem Gebrauch eurer Väter". Diese Warnung wurde gewissenhaft befolgt, sämtliche außerpalästinensischen Gemeinden feiern bis auf den heutigen Tag den zweiten Feiertag.

Die Berechnung des von Hillel eingeführten Kalenderwesens ist so einfach und sicher, daß sie bis auf den heutigen Tag keine Nachhilfe und Verbesserung nötig gemacht hat, und ist darum von jüdischen und nichtjüdischen Sachkundigen als etwas Vollendetes anerkannt worden. Sie beruht auf einfachen Regeln und ist so bequem und leicht, daß es jedem Halbkundigen möglich ist, einen hundert- und tausendjährigen Kalender anzulegen.

Jener Druck, der die Palästinenser traf, und die Veranlassung zu Hillels Kalenderordnung war, vermehrte die Bedeutsamkeit und den Einfluß Babyloniens, und wenn das Christentum sich rühmen konnte, die Lehrstätten in Judäa, gleichsam den Lehrtempel, aufgelöst zu haben, so war diese Auflösung nur eine örtliche. Denn in Babylonien nahm das Gesetzesstudium einen solchen Schwung, daß es die ältere Zeit fast verdunkelte; es feierte seine Zeit der Reife. Zur höchsten Höhe brachte sie erst die Hochschule von Pumbadita. Die „Scharfsinnigen Pumbaditas", führten in diesem Zeitalter das maßgebende Wort über Babylonien und die davon abhängigen Länder. Die Träger und Vertreter dieser Richtung waren R a b b a h und seine Jüngergenossen A b a j i und R a b a. Diese drei vollendeten den völligen Ausbau des Talmuds, oder richtiger sie erhoben das Studium der Halacha zu einer schwindelnden Höhe scharfsinniger Zergliederung.

R a b b a h B e n - N a c h m a n i (um 320—330) erhob den halb erloschenen Glanz Pumbaditas von neuem und zog eine Menge Zuhörer heran. Er beschränkte seine Vorträge nicht bloß wie sein Lehrer auf den praktischen Teil der Rechtskunde, sondern erläuterte sämtliche Teile der Mischna, suchte alle Widersprüche zwischen der Mischna und den Zusätzen auszugleichen und überhaupt Klarheit in das Thema der Halacha zu bringen. Durch tiefere Auffassung und Erläuterung desselben wußte er die Verhandlungen lebendig und durch die Abwechs-

lung, die er dem trockenen Gegenstande durch Einflechtung von Anekdoten und Witz verlieh, angenehm zu machen. Sein leitender Grundsatz dabei war, die Seele müsse für die Aufnahme ernster Gedanken empfänglich gemacht werden, und die Empfänglichkeit werde durch Heiterkeit geweckt. Rabbah genoß daher unter den Gesetzeslehrern eine Verehrung, welche derjenigen fast gleichkam, die sie für den Schöpfer des babylonisch-jüdischen Lebens hegten. Allein eben so sehr, wie er in diesem Kreise beliebt war, ebenso mißliebig war er beim pumbaditanischen Volke. Seine Landsleute verziehen dem strengen Sittenrichter nicht die scharfen, züchtigenden Worte, mit welchen seine Gradheit und sein sittlicher Ernst gegen ihre Kniffe und Betrügereien ankämpften. Als Rabbah einst zur Zeit der Dürre öffentliches Fasten und Gebet veranstaltet hatte, ohne daß sich der Regen einstellte, sprach er rügend zur Menge: „Was können die Vertreter dafür, wenn das Geschlecht entartet ist?"

In Rabbahs Zeit erlitten die babylonischen Judäer eine, im Verhältnis zu den im römischen Reich vorgefallenen Verfolgungen zwar unbedeutende und vorübergehende Anfechtung, die aber doch geeignet war, die Betroffenen aus ihrer tiefen Sicherheit zu stören. Unter dem neuen Sassanidenkönig, dem lang regierenden Schabur II. (309—379), trübte sich das freundliche Verhältnis des persischen Hofes zu den Juden, und sie wären vielleicht ebenso hart wie die Christen verfolgt worden, wenn nicht seine Mutter Ifra-Ormuzd für das Judentum eingenommen gewesen wäre. Gegen Rabbah wurde eine schwere Anklage erhoben, daß durch seine Vorträge an den Lehrmonaten seine sich mehr als auf Tausend belaufenden Zuhörer sich der Kopfsteuer entzögen. Ein königlicher Häscher wurde darauf ausgeschickt, sich des Schulhauses von Pumbadita zu bemächtigen. Vorher gewarnt, entfloh Rabbah und irrte, um unentdeckt zu bleiben, in der Gegend umher. Der Schrecken beim Anhören des Rauschens des Windes in den Bäumen, welches der Flüchtling für eine bewaffnete Schar hielt, zog seinen Tod herbei. Seine vorzüglichsten Jünger Abaji, Raba und die übrigen Mitglieder der Hochschule fanden seinen Leichnam von Vögeln beschattet und verhüllt; sie hielten eine siebentägige Trauer um den hochverehrten Amora (330). Die Anklage, durch deren Veranlassung Rabbah sein Leben verlor, scheint aber keine weiteren Folgen gehabt zu haben. Die Königin-Mutter Ifra schickte einen Beutel voll Denare an seinen Nachfolger und überließ es ihm, den besten und frömmsten Gebrauch davon zu machen; er löste damit jüdische Gefangene ein.

Rabbahs Nachfolger und Freund Joseph Bar-Chija (geb. um 270, gest. 333) war kränklich, empfindlich und von heftiger Gemütsart. Er besaß Äcker, Palmbäume, Weingärten, die er besser als andere

pflegte und daher besseren Wein als andere zog. Als er sein Augenlicht verlor, grämte er sich weniger über die Blindheit als darüber, daß er dadurch von mancher gesetzlichen Pflicht entbunden sein sollte. Joseph war eine Ausnahme unter den pumbaditanischen Schulhäuptern, indem er mehr auf gedächtnismäßige Kenntnis der Lehrsätze gab, als auf scharfsinnige Erörterungen. Außer dem Gesetzesstudium beschäftigte er sich mit der chaldäischen Übersetzung der heiligen Schrift. Die Thora, und wahrscheinlich auch einzelne Stücke aus den Propheten zum Gebrauche für die Vorlesung (Haftara) waren zwar längst ins aramäische übertragen, sowohl in der syrischen, wie in der chaldäischen Mundart. Eine chaldäische Übersetzung der Thora, nach der beliebten griechischen Übersetzung des Akylas angelegt, führte den Namen Targum Onkelos; die syrische zum Gebrauch für die syrischredenden Juden in Mesopotamien und Syrien hieß Peschitta (die einfache). Aber der größte Teil der Propheten war nicht verdolmetscht, und Joseph war es, der zuerst die chaldäische Übersetzung vervollständigt hat.

Nach seinem Tode war das Kollegium wegen der Wahl seines Nachfolgers in Verlegenheit. Vier Personen schienen würdig dafür, sie standen in gleichem Ansehen: Abaji, Raba, Seïra II. und Rabba Bar-Mathana. Sie entschieden unter sich, demjenigen ihre Stimme zu geben, der die treffendste Lösung für eine aufgeworfene Frage geben würde, gegen welche keine Einwendung vorgebracht werden könnte. Abaji trug in diesem talmudischen Turnier den Sieg davon und wurde zum Schulhaupt gewählt. Abaji mit dem Beinamen Nachmani (geb. um 280, gest. 338) war elternlos. Eine Erzieherin ersetzte ihm die Mutter und Rabbah, der scharfsinnige Amora von Pumbadita, den Vater. Mit Dankbarkeit und Rührung sprach er später von seiner Pflegemutter und teilte in ihrem Namen verschiedene Heilmittel mit. Seinem Oheim Rabbah verdankte Abaji die Gesetzeskunde und die Gewandtheit in der talmudischen Zergliederung. Er sowohl, wie sein Zwillingsamora Raba, erweckten schon in der Jugend große Erwartungen; man sagte von ihnen: „Was eine Melone werden soll, zeigt sich in der Knospe.“ Abaji scheint nur ein mäßiges Vermögen besessen zu haben. Doch hatte er einen eigenen Acker, wie die meisten babylonischen Gesetzeslehrer, den er von einem Freigärtner bearbeiten ließ. Von Charakter war er sanft und nachgiebig, und er bewährte ihn im Umgange mit den verschiedenen Klassen der Gesellschaft. Sein Wahlspruch war: „Der Mensch sei klug in der Gottesfurcht, seine Sprache sei milde, zornversöhnend, er halte Friede mit Brüdern, Verwandten, mit aller Welt, selbst mit den Heiden draußen, damit er überall geliebt und geachtet und einflußreich bei den Menschen sei.“ In dieser Zeit war Gesinnung, Wort

und Tat noch ein und dasselbe. Seine Rechtlichkeit war selbst bei den in Babylonien wohnenden Samaritanern anerkannt. Unter Abajis Leitung der pumbaditanischen Akademie (333—338) verlor sich die Zuhörerzahl bis auf 200, und er nannte sich deswegen in Erinnerung an die Zuhörermenge der früheren Zeit „eine Waise von Waisen". Die Teilnahme und die Lust am Studium hatte gerade nicht abgenommen, sondern Abaji hatte einen Nebenbuhler an Raba, der ein eigenes Lehrhaus in Machuza am Tigris gegründet und viele Zuhörer angezogen hatte. Beide erreichten den Höhepunkt der pumbaditanischen Lehrweise; von Fragen, die durch Rabbah und Joseph nicht erledigt waren, fanden sie, an Geist und Scharfsinn wetteifernd, die Lösung.

Nach Abajis Tode wurde die Schulhauptwürde ohne weiteres, als wenn sich das von selbst verstände, an Raba Bar-Joseph Bar Chama aus Machuza übertragen (geb. um 299, gest. 352). Raba war reich, begabt und scharfsinnig, hatte aber schwache Seiten, wodurch er seinen Mit-Amoras nachstand, wie er sie durch Geistesschärfe überstrahlte. Er kannte sich selbst genau und schildert sich mit den Worten: „Von den drei Wünschen, die ich stets hegte, sind mir zwei in Erfüllung gegangen, der dritte aber blieb mir versagt; ich wünschte Hunas Wissen und Chasdas Reichtum und erlangte sie, aber die bescheidene Anspruchslosigkeit Rabbah Bar Hunas wurde mir nicht beschieden." Obwohl hoch über seinen Landsleuten stehend, hatte er doch einen Anflug von dem Charakter der Machuzaner, war prunksüchtig, übermütig, schmeichelte seinen Landsleuten, obwohl sie in Babylonien nicht des besten Rufes genossen, mehr als gebührlich. Es lag ihm sehr am Herzen, ihre Gunst zu erlangen und zu erhalten. „Als ich," erzählt er selbst, „Richter wurde, fürchtete ich, daß die Machuzaner mir ihre Anhänglichkeit entziehen würden, indessen da sie meine Unparteilichkeit im Rechtsprechen erkennen, müssen mich entweder alle hassen oder alle lieben." Dieses Haschen nach Volksgunst auf Kosten der sittlichen Würde scheint Abaji an ihm gerügt zu haben. „Wenn ein Gesetzeslehrer", sprach er, „bei seinen Mitbürgern allzusehr beliebt ist, so ist nicht sein höheres Verdienst die Ursache, sondern seine Nachsicht, daß er sie nicht auf ihre Untugenden aufmerksam macht und sie nicht ernstlich zurechtweist." — Die Machuzaner stammten, wie bereits angedeutet, zum großen Teile von Proselyten ab, darum scheuten sich die Adelsstolzen Babyloniens Ehen mit ihnen einzugehen. Weil sie in Verlegenheit gewesen zu sein scheinen, woher sie Frauen bekommen sollten, gestattete ihnen Seïra II. in einem öffentlichen Vortrage, sich mit unehelich Geborenen zu verheiraten. Aber diese Erlaubnis, welche eine Herabsetzung für sie enthielt, verletzte den Stolz der Machuzaner so sehr, daß sie ihn beinahe mit den Festfrüchten —

es war gerade am Hüttenfeste — gesteinigt hätten, wie einst den König Alexander Jannaï im Tempelvorhofe. Diesen Freimut Seïras konnte Raba nicht genug tadeln: „Wer wird auch eine so rücksichtslose Entscheidung in einer Gemeinde vorbringen, wo es so viele Proselytenabkömmlinge gibt!“ Um die Volksgunst noch mehr zu gewinnen, bewies er im Gegensatze zu Seïra, daß Proselyten sogar Priestertöchter ehelichen dürfen, und diese Schmeichelei entzückte die Machuzaner so sehr, daß sie ihn mit Seidenstoffen überhäuften.

Ein anderer Fehler Rabas war, daß er, obwohl sehr bemittelt, vom Eigennutze nicht frei war und ihn bei manchen Gelegenheiten durchblicken ließ. Ein Proselyte, mit Namen Jßor, in Machuza hatte bei Raba eine Summe von 12 000 Denaren*) hinterlegt, um sie seinem Sohne, den er zum Gesetzesjünger heranbilden ließ, zu hinterlassen. Als Jßor erkrankte, spekulierte Raba, dieses Geld als herrenloses Gut zu behalten, weil ein Proselyte sein Vermögen auf seinen vor dem Übertritt zum Judentum gezeugten Sohn nicht vererben konnte, da das talmudische Gesetz ihn nicht als Sohn anerkennt. Das mit allen Falten des Gesetzes vertraute Schulhaupt gedachte Jßors Verfügung über sein Vermögen zugunsten seines Sohnes zu vereiteln. Indessen hatte ein anderer Gesetzeskundiger dem besorgten Vater einen Rat zugesteckt, wie er seinem Sohne die hinterlegte Summe zuwenden könnte. Über diesen heimlichen Rat war Raba so sehr ungehalten, als wenn ihm dadurch sein rechtmäßig erworbenes Vermögen entzogen worden wäre. — Zuweilen zeigte er gegen Unbemittelte eine Härte, die mit den Lehren der Milde und des Erbarmens, welches das talmudische Gesetz nicht minder als die Schrift einprägt, im grellsten Widerspruch stand. Sein Bruder Saurim verfuhr noch herzloser. Er warf sich zum Sittenrichter auf, und wenn Verarmte ihm nicht religiös genug schienen, machte er sie zu seinen Sklaven und ließ sich von ihnen in seiner vergoldeten Sänfte tragen. Raba sanktionierte diese Willkür noch durch ein verschollenes Gesetz, daß Juden als Sklaven behandelt werden dürften, wenn sie nicht nach dem Gesetze leben.

Überhaupt war in dieser Zeit unter den babylonischen Juden die Sitteneinfalt und die Biederkeit der früheren Zeit teilweise gesunken und hatte dem Luxus, der Eitelkeit, der Herrschsucht Platz gemacht. Manche Gesetzeslehrer rauschten in prachtvollen Gewändern und ließen sich in vergoldeten Sänften tragen. Sie fühlten sich nicht mehr eins mit dem Volke, aus dem sie hervorgegangen waren, sondern bildeten eine eigene Gelehrtenkaste, die ihre eigenen Interessen gegenseitig schützte und wahrte und mit Stolz und Verachtung auf den niederen Teil des Volkes herabblickte. Raba selbst gestand, daß er

*) 7500 Mark.

keinen Schlaf finden könne, wenn er für einen Standesgenossen einen Rechtsfall zu entscheiden hatte, bis er das Recht auf seiten desselben herausgeklügelt. Brachte ein Mitglied der Schule seine Ware zu Markt, so bekam er das Privilegium, zuerst zu verkaufen, damit er einen höheren Preis erzielen könne. Vor Gericht wurde der Prozeß eines Mitgliedes der Gelehrtenkaste zuerst verhandelt. Von Abgaben da, wo die Gemeinden in Pauschsummen zahlten, machten sich die Gesetzeslehrer frei. Welch' ein Kontrast zu der früheren Zeit, als die Tanaïten sich scheuten, selbst auf Kosten ihres Lebens, Nutzen von der Gesetzeskunde zu ziehen! Raba ging in Bevorzugung der Gesetzeskundigen am weitesten. Er erlaubte den Genossen, sich als Feueranbeter auszugeben, um von der Kopfsteuer befreit zu sein.

Aus diesem Verhalten der Gelehrten entstand im Volke allmählich eine Abneigung gegen dieselben. Die Volksklasse sprach in verächtlichem Tone von ihnen: „Diese Gelehrten da." In diesem Ausdruck muß so viel treffender Spott gelegen haben, daß die Gesetzeslehrer ihrerseits denjenigen für einen Ketzer (Epikuros) erklärten, der sich eines solchen bedienen würde. Die Gelehrsamkeit fand daher keine Anerkennung mehr; man sagte sich: „Was nützen uns denn die Gesetzesausleger, sie treiben die Gelehrsamkeit zu ihrem eigenen Nutzen."

Indessen hatte der Eifer für das Gesetzesstudium noch mehr zugenommen. Mehr noch als früher strömten Jünger zu Rabas Lehrhaus in Machazu und vernachlässigten deswegen ihre weltlichen Angelegenheiten. Raba mußte sie vor dieser Übertreibung warnen: „Ich bitte euch, laßt euch nur nicht bei mir in den Frühlings- und Herbstmonaten sehen, damit ihr nicht, wenn ihr die Zeit der Ernte, der Wein- und Ölbereitung versäumt, das ganze Jahr von Nahrungssorgen gequält seid." Beliebt waren seine Vorträge mehr noch als Abajis wegen der Klarheit der Erläuterungen und der Schärfe der Unterscheidungen. Der eigentliche Talmud, das anziehende Geistesspiel von scharfsinnigen Fragen, Antworten, Vergleichungen, Unterscheidungen, der hohe Gedankenflug, der von einem Punkte ausgehend, mit Blitzesschnelle die Stufenleiter der Schlußreihen durchmißt, diese dialektische Form des Talmuds ist das Produkt dieser Zeit. Das Triumvirat, Rabbah, Abaji und Raba waren Talmudisten im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. Dialektiker. — Wegen seiner umfangreichen Kenntnisse, seiner Verstandestiefe und vielleicht auch wegen seines Reichtums war Raba die einzige Autorität während seiner Wirksamkeit an seiner Schule. An ihn wendete man sich von Judäa aus, als die vielfachen Verfolgungen unter Konstantius und Gallus tiefes Elend über das heilige Land brachten.

Für die Juden unter persischem Zepter war diese Zeit auch nicht

die glücklichste. Ein persisches Heer hatte Standquartier in Machuza und mußte von den Einwohnern verpflegt werden, was für die durchweg jüdische Bevölkerung schwierig war. Schabur scheint eine so schwere Bedrückung über die Juden verhängt zu haben, daß Raba genötigt war, sie durch bedeutende Summen zu hintertreiben. Als seine Freunde sein Glück rühmten, daß er, gewissermaßen als Ausnahme, von dem dem jüdischen Volke vorherbestimmten Mißgeschick verschont geblieben sei, indem bei ihm noch keine Erpressung vorgekommen wäre, entgegnete er ihnen: „Was wißt ihr, wie viel ich heimlich für Schaburs Hof tun muß!“ Kaum entging er einer persönlichen Gefahr, die über ihm als Schulhaupt schwebte. Er hatte nämlich einen Juden geißeln lassen, weil derselbe mit einer Perserin unzüchtigen Umgang gepflogen hatte, und die Züchtigung hatte dem Sträfling den Tod zugezogen. Der Fall kam Schabur zu Ohren, und Raba sollte wegen der Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit hart bestraft werden. Es scheint, daß er sich der Strafe durch die Flucht entzogen hat, aber sein Haus wurde geplündert. Die weiteren Folgen wendete die Königinmutter Ifra ab, die zu ihrem Sohne gesagt haben soll: „Laß dich nicht mit den Juden ein, denn was sie von Gott erflehen, das gewährt er ihnen.“ Ifra-Ormuzd hatte im Gegensatze zu ihrem Sohne eine ganz besondere Zuneigung für die Juden und namentlich für die Gesetzeslehrer, denen sie einen Einblick in die geheimsten Herzensfalten zutraute. Wie sie früher einen Beutel mit Gold R. Joseph zugestellt hatte, so schickte sie auch Raba 400 Golddenare zu. Er verteilte sie aber unter heidnische Arme. Diese Königinmutter hatte auch den sonderbaren Einfall, dem Schulhaupte von Machuza ein Opfertier zuzuschicken, um ihre Verehrung des einzigen Gottes zu betätigen, das nach jüdischem Gebrauch geopfert werden sollte.

Nach Rabas Tod (352) hörte die Bedeutung Machuzas auf, und Pumbadita trat wieder in seine frühere Stellung ein, da es nur unwillig sich von Raba die Palme hatte entreißen lassen. Merkwürdigerweise trat von jetzt an eine Mittelmäßigkeit und Erschöpfung ein, als wenn sich die geistige Tätigkeit nach so vielen Anstrengungen erholen müßte. Kein einziger unter Rabas Nachfolgern war imstande, ihn zu ersetzen. Die Vertreter der babylonischen Lehrhäuser Nachman Bar-Isaak (gest. 356) und Papa (gest. 375) hatten keine hervorragende Bedeutung; der pumbaditanische Geist der scharfen Zergliederung und Dialektik fand wohl Pflege, aber keine Fortbildung. In Palästina hat zur selben Zeit ein Neffe des Kaisers Konstantius für die geknechteten Gemeinden auf kurze Zeit eine Erleichterung gebracht, daß sie von der Bedrücktheit des Geistes und dem schweren Dienste ein wenig aufatmen konnten.

Kaiser Julian, den die Kirche den Abtrünnigen (Apostata) nennt, war ein zielbewußter Charakter, der seinen Namen tiefer in das Gedächtnis der Menschen eingezeichnet hätte, wenn der frühzeitige Tod seine Laufbahn nicht verkürzt hätte. Obwohl aus dem Hause Konstantins, schwebte über seinem Haupte das brudermörderische Schwert der Konstantiner, und die Todesfurcht legte ihm den Zwang auf, das Christentum, das ihm widerwärtig war, heuchlerisch zu bekennen. Fast durch ein Wunder wurde er zum Mitkaiser ernannt von Konstantius, seinem Oheim, der schon eine Beratung über seinen Tod gehalten hatte. Durch einen Militäraufstand zu seinen Gunsten und durch den unerwarteten Tod seines Feindes Konstantius zur Alleinherrschaft gelangt, machte Julian es sich zur Lebensaufgabe, die Gedanken zu verwirklichen, die er aus dem Umgang mit seinen philosophischen Lehrern Libanius und Maximus aufgenommen hatte, und die sein reiches Gemüt noch mehr veredelte. Seine Lieblingsgedanken waren: Die Unterdrückten jeder Nation und Religionssekte zu schützen, das Wohlergehen aller seiner Untertanen namentlich durch Erleichterung der Steuerlast zu fördern, das alte Heidentum wiederherzustellen, aber mit Entfernung aller auffälligen Anstößigkeiten, die es verächtlich und lächerlich gemacht hatten; endlich das in kurzer Zeit so sehr erstarkte Christentum in gebührende Schranken zurückzuweisen. Aber eingedenk der Verfolgung, die er selbst hatte erdulden müssen, wollte er dem verfolgungssüchtigen Christentum nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, nur die Übergriffe desselben hemmen. Desto günstiger war er den Juden. Aus mehr als einem Grunde war er ihnen wohlgesinnt. Er gestand selbst, daß ihn die harten Bedrückungen tief empört haben, denen sie unter Konstantius' Regierung ausgesetzt waren, indem ihre Religion von dem herrschenden Christentum als gotteslästerlich gestempelt wurde. Die Lehre des Judentums von der Gottheit flößte ihm trotz seiner heidnischen Denkweise Verehrung für sie ein. Die Mildtätigkeit der Juden, daß sie für die Armen so eifrig sorgten, daß es unter ihnen keinen Bettler gab, bewunderte Julian. Er wollte allerdings auch mit der Bevorzugung der Juden die Christen kränken, welche die Überlegenheit ihrer Religion durch die Erniedrigung der Juden augenscheinlich machen wollten. Ihm, der eine besondere Vorliebe für Opferkultus hatte, sagte auch das jüdische Opferwesen mit dem feierlichen Pomp des Tempels und der Priester ganz besonders zu. Endlich mochte Julian der Gedanke vorgeschwebt haben, für den Perserkrieg, der sein ganzes Wesen erfüllte, die babylonischen Juden günstig für sich zu stimmen, damit sie, wenn auch nicht ihm tätige Unterstützung gewähren, doch keinen feindlichen Widerstand entgegensetzen sollten, wie sie es dem Kaiser Trajan gegenüber getan hatten.

Die kaum zweijährige Regierung Julians (Nov. 361 bis Juni 363) war für die Juden des römischen Reiches eine überglückliche. Mit dem Patriarchen Hillel stand er in brieflichem Verkehr und nannte ihn seinen „ehrwürdigen Freund". Es war schon viel, daß dieser Kaiser den ihnen von den ersten christlichen Kaisern auferlegten schweren Druck erleichterte und ihnen gestattete, den ihnen so lange unzugänglichen heiligen Boden Jerusalems wieder zu betreten.

Eine freudige Überraschung muß es ihnen aber gemacht haben, als Julian ihnen seine Absicht kundgab, das Heiligtum in Jerusalem auf seine Kosten aufbauen zu lassen, in welchem sie wieder wie ehemals ihren Gott anbeten könnten. Diesen Plan teilte er sämtlichen jüdischen Gemeinden in einem Wohlwollen für sie atmenden Sendschreiben von Antiochien aus mit (Herbst 362).

Dieses Sendschreiben lautete:

An die judäischen Gemeinden!

„Noch viel drückender, als das Joch der Abhängigkeit in der vergangenen Zeit war für euch der Umstand, daß euch neue Steuern „ohne vorangegangene Kundmachung auferlegt waren und ihr eine „unzählige Menge Goldes in den kaiserlichen Schatz habet liefern „müssen. Vieles habe ich durch Augenschein selbst wahrgenommen, „mehr noch erfuhr ich, als ich die Steuerrollen vorfand, die zu eurem „Schaden aufbewahrt wurden. Ich selbst hob eine Abgabe auf, die „auch schon für die Zukunft zugedacht war, und zwang damit den „Frevel einzustellen, euch einen solchen Schimpf anzutun. Ich selbst „übergab die Steuerrollen gegen euch, die ich in meinen Archiven „vorfand, dem Feuer, damit niemand mehr solch üblen Ruf der Gotteslästerung gegen euch ausstreuen könne. Daran hat mein Bruder „Konstantius, der Ruhmwürdige, nicht so sehr schuld, als die Barbaren an Gesinnung, die Gottlosen an Gemüt, welche eine solche „Schatzung erfunden haben. Ich selbst habe sie mit eigener Hand in „tiefes Verderben geschleudert, damit bei uns nicht einmal das Andenken an ihren Untergang bleiben soll. — Im Begriffe euch noch „mehr Gunst zu bezeigen, habe ich meinen Bruder, den ehrwürdigen „Patriarchen Julos (Hillel) ermutigt . . . die von euch sogenannte „Sendsteuer zu verhindern, und daß niemand mehr die Eurigen „mit Eintreibung solcher Steuerauflagen ferner bedrücke, damit ihr „überall in meinem Reiche der Sorge enthoben sein sollet. Und so „der Ruhe genießend, vermöget ihr inbrünstigere Gebete für mein „Reich an den allmächtigen Weltschöpfer zu richten, der mich mit „seiner reinen Rechten gestützt hat. Es ist nun einmal so, daß diejenigen, welche in Kümmernissen leben, träge sind an Geist und nicht „wagen, die Hände zum Gebet für das Heil zu erheben. Diejenigen „aber, welche, von allen Seiten sorgenfrei, sich mit ganzer Seele

„freuen, können innigere Gebete für das Wohl des Reiches zum „Höchsten anstimmen, der meine Regierung aufs beste fördern kann, „wie ich es mir vorgesetzt. — Dies sollt ihr tun, damit ich, wenn der „Perserkrieg glücklich beendet sein wird, die heilige Stadt Jerusalem „besuchen kann, die auf meine Kosten erneuert werden soll, wie ihr sie „seit vielen Jahren erbaut zu sehen wünscht; in ihr will ich mit euch „vereint dem Allmächtigen den Ruhm geben."

Gewiß hat dieses huldvolle Schreiben, das noch herzgewinnender als das Sendschreiben des Cyrus an die babylonischen Exulanten ist und wie ein erquickender Tautropfen nach langer Dürre erscheint, einen erhebenden Eindruck auf die bedrückten Gemeinden gemacht. Die Juden wendeten daher auf Julian den Vers im Buche Daniel an: „Und wenn sie straucheln werden, wird ihnen ein wenig geholfen werden."

Julian blieb indessen nicht beim Versprechen stehen. Obwohl mit den Zurüstungen zu dem Perserkriege vollauf beschäftigt, lag es ihm doch am Herzen, den Tempel in Jerusalem aus den Trümmern erstehen zu lassen. Er bestellte dazu einen eigenen Oberaufseher, seinen besten Freund, den gelehrten und tugendhaften Alypius aus Antiochien, und legte ihm ans Herz, beim Bau keine Kosten zu scheuen. Die Statthalter in Syrien und Palästina hatten den Befehl, Alypius mit allem Nötigen zu unterstützen. Schon waren die Baumaterialien vorbereitet und Arbeiter in Menge versammelt, die mit dem Hinwegräumen der Trümmer beschäftigt waren, welche seit der beinahe dreihundertjährigen Zerstörung auf der Tempelstätte zusammengehäuft waren.

Die entfernten Gemeinden sollen Gelder zum Bau geschickt, Frauen sogar ihren Schmuck dazu verkauft und in ihrem Schoße Steine zugetragen haben. Allein dieses alles war sehr unnötig, denn Julian hatte für Baustoffe und Arbeiter reichlich gesorgt. Die Christen sprengten ferner das Gerücht aus, Julian zeigte sich nur aus dem Grunde wohlwollend gegen die Juden, um sie zum Heidentum hinüberzulocken. Als besonders boshaft erscheint der von Christen erdichtete Zug, als hätten die Juden mehrere Kirchen in Judäa und den Nachbarländern zerstört und den Christen gedroht, ihnen so viel Böses zuzufügen, als sie von den christlichen Kaisern erlitten hatten. Glaubwürdiger ist die Nachricht, daß die Christen in Edessa sämtliche Juden dieser Stadt damals niedergemetzelt haben, weil der Kaiser den Juden überhaupt Wohlwollen gezeigt hat. Ihre Freude sollte vergällt werden.

Mit neidischem Blicke sahen überhaupt die Christen auf den Anfang der Arbeit zur Wiederherstellung Jerusalems und des Tempels. Beim Aufreißen der Trümmer und beim Ausgraben des Grundbaues brachen indessen Flammen aus, welche einigen Arbeitern das Leben

kosteten. Ohne Zweifel entstanden diese unterirdischen Flammen in den ehemaligen Erdgängen unter dem Tempel von der so lange zusammengepreßten Luft, die, plötzlich vom Drucke befreit, sich an der obern Luft schnell entzündet hat. Die plötzlichen Entzündungen häuften sich und machten die Arbeiter verzagt; sie ließen die Hände sinken. Julian soll die Christen beschuldigt haben, daß sie den Brand angelegt hätten, und ihnen gedroht haben, bei seiner Rückkehr aus dem Kriege aus den Trümmern des Tempels ein Gefängnis für sie erbauen zu lassen. Die christlichen Quellen der nachfolgenden Generationen erzählen die wunderlichsten Dinge von den Wundern, die bei diesem gottlosen Bau vorgefallen sein sollen, die alle dazu dienen sollten, die verstockten Juden zu warnen und Christus zu verherrlichen.

Der unglückliche Ausgang des Perserkrieges für Julian raubte den Juden die kurze Freude und bereitete den Christen einen neuen Triumph. Julian hatte die ganze römische Macht konzentriert und alle möglichen Hilfsmittel aufgeboten, um seinem Gegner Schabur II. nicht nachzustehen. Schabur seinerseits hatte Kriegsrüstungen aufgeboten, die römische Herrschaft aus Asien zu verdrängen.

Wiederum standen Europa und Asien in Waffen einander gegenüber. Der Kriegsschauplatz war zum großen Teil das Gebiet des jüdischen Babyloniens. Das von vielen Juden bewohnte Peroz-Schabur wurde drei Tage lang hart belagert, zur Kapitulation gezwungen und zuletzt verbrannt. Die Stadt Machuza, gewissermaßen die Vorstadt von Ktesiphon, wo eine persische Besatzung lag, erlitt eine harte Belagerung und setzte einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, daß die ganze militärische Macht der Römer kaum hinreichte, sie zu Falle zu bringen. Machuza, der Sitz von Rabas Hochschule, dessen stolze jüdische Bewohner an Pracht mit denen der Hauptstadt wetteiferten, fiel endlich doch, zehn Jahre nach Rabas Tode, unter den Streichen der römischen Belagerungsmaschinen und wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt. Bei allen Fortschritten, die Julian in Feindesland machte, gelang es ihm indes nicht, Ktesiphon zu erreichen. Er verlor durch Verwegenheit und Tollkühnheit nicht nur die Früchte seiner Siege, sondern büßte auch sein Leben ein. Er wurde von einem Pfeil getroffen, den ein Christ aus seinem Heere auf ihn abgedrückt haben soll. Ruhig, eines Philosophen würdig, hauchte Julian sein Leben aus.

Sein Tod (Juni 363) raubte den Juden den letzten Hoffnungsstrahl auf eine ruhige, unangefochtene Existenz. Seine Huld für sie hatte jedoch so viel bewirkt, daß die feindseligen Edikte Konstantins und Konstantius' gegen sie nicht sobald wieder erneuert wurden. Julians Verordnungen, insofern sie nicht die Bevorzugung der Juden betrafen, blieben in Kraft. J o v i a n, Nachfolger Julians (Juni 363

bis Febr. 364), welcher einen schmählichen Frieden mit dem Sieger Schabur eingehen mußte, lebte zu kurze Zeit, um eine Änderung durchzusetzen. Er gestattete, daß sich jeder, ohne Nachteil zu erfahren, zu irgendwelcher Religion bekennen dürfte. Abermals hatte das römische Reich nach seinem Tode zwei Kaiser: Valentinian I. (364 bis 375) und Valens (364—378). Der letzte, Kaiser des Morgenlandes, war Arianer und hatte selbst zu harte Kämpfe mit der mächtigen Partei der Katholiken, um unduldsam zu sein; darum schätzte er die Juden. Sein Bruder Valentinian I., der Kaiser des Abendlandes, hat in dem Streit zwischen Katholiken und Arianern ebenfalls den Weg der Toleranz gewählt, daß jeder sich frei zu der einen oder andern Religion ohne politische Nachteile bekennen dürfe (371). Diese Toleranz kam auch den Juden zugute. Die Synagogen und Religionsstätten befreite Valentinian von der lästigen Einquartierung der Soldaten.

Achtes Kapitel.

Untergang des Patriarchats und Abschluß des Talmuds.

(370 bis 600.)

Die beginnende Auflösung des römischen Reiches bezeichnet in der Weltgeschichte zugleich Untergang und Wiedergeburt, Zerfall und Verjüngung, Zerstörung und Neubau. Der Sturm, der von den Mauern Chinas losbrach, trieb schwarzes Ungewitter vor sich her, das den saftlosen, entblätterten, nur durch seine Schwerkraft noch fortdauernden Riesenbaum des römischen Reiches zerschmetterte und nur noch Trümmersplitter von demselben übrig ließ, ein Spiel launenhafter Winde. Die ungeschlachten Hunnen, die Geißel Gottes, trieben vor sich her Horde auf Horde, Volk auf Volk, dem Gedächtnis schwer zu behalten, der Zunge, sie nachzusprechen. Die Zeiten der Völkerwanderung bewahrheitet eben fast buchstäblich die Worte des Propheten: „Die Erde wankt, wie ein Betrunkener, es lastet schwer auf ihr die Sünde; sie fällt und kann nicht aufstehen, und der Herr Zebaoth ahndet an den Scharen der Höhe in der Höhe und an den Königen der Erde auf der Erde.“ Die jüdische Anschauung erblickte in den Goten, dieser ersten Völkerwelle, welche das römische Reich überschwemmte und verwüstete, den von einem Propheten verkündeten Gog aus dem Lande Magog, „der da wie ein Sturm einherzog, wie eine Wolke heranschwebte, die Erde zu bedecken mit seinem ganzen Anhang, mit den zahlreichen Völkern bei ihm.“ In diesem merkwürdigen Wechsel von Vergehen und Entstehen der Völker, drängte sich den jüdischen Denkern die volle Überzeugung von der Ewigkeit der jüdischen Nation auf: „Ein Volk steht auf, das andere verschwindet, aber Israel bleibt

ewig." Auf den Trümmerstätten des römischen Reiches ließen sich die barbarischen Völker, die Rächer der so lange geknechteten Nationen, nieder, wilde Pflanzen, die erst von der Meisterhand der Geschichte veredelt, ungeschlachte Halbmenschen, die durch ernste Lehren gesittet werden sollten.

Judäa, das durch das Patriarchat noch immer für die Gemeinden des römischen Reiches das Haupt war, bietet in diesem Zeitalter noch mehr als früher das Bild des völligen Absterbens. Der Druck des feindseligen Christentums lastete allzusehr auf ihm und erstickte den Forschungstrieb. Nach dem Tode des letzten heidnischen Kaisers Julian war der heidnisch-römische Staat völlig zu Ende, und der christliche Staat begann. Die Bischöfe, obwohl wegen Glaubenszänkereien Todfeinde gegeneinander, beherrschten die Höfe von Konstantinopel und Rom. Das Heidentum, nur noch von dem Senat krampfhaft verteidigt, mußte sich auf den Tod vorbereiten. Die Siegesgöttin mit ihrem Altar wurde aus dem Sitzungssaale des Senats geschleift. Im Grunde war der Untergang der Vielgötterei ein Sieg des Judentums, wie denn auch in den Kirchen darüber die Jubel- oder Klagelieder der jüdischen Psalmen ertönten. Aber die Judenheit hatte keine Freude an diesem Siege, sie wurde gleich dem Heidentum geächtet.

Wohl bestand noch eine Spitze, welche der Gesamtjudenheit als Zeichen der Einheit diente, das Patriarchat, das letzte Überbleibsel aus der glorreichen Vorzeit. Drei Patriarchen werden noch namhaft gemacht, R. Gamaliel V., Nachfolger Hillels II., dessen Sohn Juda IV. und R. Gamaliel der Letzte. Aber von ihrer Tätigkeit sind nur undeutliche Spuren bekannt. Sie führten zwar noch immer den mehr pomphaften als einflußreichen Titel „die Durchlauchten" mit den dazu gehörigen Privilegien, sie bezogen noch von den Gemeinden des römischen Reiches freiwillige Beisteuer, welche die Sendboten von den Gemeinden zu sammeln pflegten. Aber ihre Machtbefugnis war verringert. Der einzige Einfluß der Patriarchen bestand nur noch darin, daß sie abtrünnige Mitglieder, die durch Überredung, List oder auch freiwillig zum Christentum übergegangen waren, aus der jüdischen Gemeinschaft ausschlossen. Aber nicht einmal dieses Recht mochte das stolze Christentum ihnen einzuräumen. Die Bischöfe ließen die Patriarchen und die Gemeindevorsteher, die den Namen Primaten führten, durch den weltlichen Arm zwingen, die etwaigen Rechte ausgeschlossener Mitglieder nicht zu verkümmern. Noch schützte Theodosius der Große (379—395), wie sehr ihn auch die katholische Geistlichkeit, besonders Ambrosius von Mailand zur Verfolgung der Arianer und anderer Ketzer stachelten, die Juden vor deren fanatischen Übergriffen nachhaltig. Er erließ ein Gesetz, daß den Patriarchen und Primaten das Recht unbenommen bleiben sollte,

über Gemeindeglieder das Bannurteil zu vollstrecken, und daß sich die weltliche Autorität in die innere Angelegenheit der Juden nicht einzumischen habe. Diese Gerechtigkeit bewies er auch dem Patriarchen Gamaliel V., welcher sich bei ihm über den Konsular Hesychius wegen Erschleichung seiner wichtigen Papiere beklagt hatte; Theodosius verdammte den Konsular wegen dieses Vergehens zum Tode. Welche Bewandtnis es übrigens mit diesen Papieren hatte, ist nicht weiter bekannt.

Theodosius hatte oft dem Übermaße des christlichen Religionseifers zu steuern, welcher Heldentaten darin suchte, die religiöse Andacht der Juden zu stören, Synagogen zu plündern, einzuäschern oder sie in Kirchen zu verwandeln. Die Hauptfanatiker dieser Zeit gegen die Juden, die mit Ungestüm gegen sie auftraten, waren Johannes Chrysostomos von Antiochien und Ambrosius von Mailand.

Der erstere, aus der klösterlichen Einsiedelei zum Predigtamt berufen, donnerte von der Kanzel in Konstantinopel und Antiochien herab mit zynischer Beredsamkeit gegen die Juden; er nahm sie geradezu zum Thema von sechs hintereinanderfolgenden Predigten. Die Juden Antiochiens trieben es aber auch zu arg; sie zogen Christen für ihre Sitten, ihren Gottesdienst und ihre Gerichtshöfe an, wenn auch ohne ihr Hinzutun. An Sabbaten und Feiertagen fanden sich viele Christen in den Synagogen ein, besonders vom weiblichen Geschlechte, vornehme Matronen und auch Frauen von verachtetem Gewerbe.

Mit Andacht hörten sie dem Posaunenblasen am jüdischen Neujahr zu, wohnten dem feierlichen Gottesdienste am Versöhnungstage bei und beteiligten sich an den Freuden des Hüttenfestes. Es hatte umsomehr Reiz für sie, als es hinter dem Rücken der christlichen Priester geschah. Christen zogen es vor, ihre Prozesse vor jüdische Richter zu bringen, weil die jüdische Eidesformel ihnen eindringlicher schien. Gegen solche freiwillige Verehrung jüdischer Bräuche von seiten der Christen ließ Chrysostomos seine gewaltigen Kapuzinerpredigten gegen die Juden erschallen, hängte ihnen jeden Schimpf und Unglimpf an und nannte die Synagogen schändliche Theater, Räuberhöhlen und noch weit Schlimmeres.

Ambrosius von Mailand, ein theologisch-unwissender Staatsbeamter, den ein tumultuarischer Ruf in der Kirche zum Bischof gemacht hatte, zugleich weltklug und fanatisch, war noch viel giftiger gegen die Juden. Als die Christen in Rom eine Synagoge verbrannt hatten, und der Eintagskaiser Maximus dem römischen Senat befohlen hatte, sie auf Kosten der Stadt wiederherstellen zu lassen, gebrauchte Ambrosius gegen ihn das entehrendste Schimpfwort, er nannte ihn Jude. Ein Bischof von Kallinikos in Nordmesopotamien hatte durch Mönche in

der dortigen Gegend eine Synagoge einäschern lassen. Weil Theodosius dem Bischof auflegte, sie auf eigene Kosten wieder aufbauen zu lassen und die Teilnehmer bestrafen ließ, entflammte Ambrosius' Zorn, und er gebrauchte in seinem Sendschreiben an den Kaiser so tiefverletzende Ausfälle und Drohungen gegen ihn, daß er ihn zum Widerrufe des Befehles zwang. Dieser gallsüchtige Bischof rief den Juden höhnisch zu, daß sie aus ihrer Mitte keinen Kaiser, keinen Statthalter aufstellen, daß sie nicht in das Heer oder in den Senat treten, nicht einmal an der Tafel der Großen speisen durften; sie wären nur dazu da, um schwere Abgaben zu zahlen. Der gewalttätige Entehrer hat leicht dem Entehrten zuzurufen, er sei ehrlos geworden. Vergebens betonte Theodosius, daß das Judentum im römischen Reiche durch kein Gesetz verboten sei, und wollte ihm auch den Schutz der Gesetze gegen gewalttätige Eingriffe gewähren. Er befahl daher dem Comes des Orients, die christlichen Religionsstörer und Synagogenschänder streng zu bestrafen (393). Allein was vermochten kaiserliche Edikte und Befehle gegen die Richtung der Zeit, die feindselig, verketzernd, verfolgend war? Die Juden durften sich nicht beklagen, es ging ihnen nicht schlimmer als den Anhängern der verschiedenen christlichen Sekten, wenn deren Gegner gerade die Oberhand hatten. Die Wildheit, welche der Einbruch der Barbaren über den geschichtlichen Teil der Erde gebracht hatte, wirkte auf das religiöse Gebiet ansteckend; der Vandalismus herrschte überall, in der Kirche, wie im Staat. — Die Ausnahmestellung der Juden im römischen Reiche hat Theodosius I. denn doch entweder neu begründet oder bestätigt. Das Sklavenbesitzgesetz von Konstantius frischte er wieder auf, daß ein jüdischer Besitzer von Sklaven, der sie ins Judentum aufnähme, streng bestraft werden sollte. Das Privilegium, welches sich die Juden unter seinen Vorgängern zu verschaffen gewußt hatten, daß sie wegen religiöser Bedenken von den lästigen städtischen Ämtern befreit sein sollten, hob Theodosius auf.

Dieser Kaiser hat durch Vererbung des Reiches an seine zwei Söhne die römische Welt dauernd in zwei Teile zerlegt und in zwei Lager gespalten, was die Zerrüttung und die Gefühllosigkeit noch steigerte. Die Juden des römischen Reiches gehörten fortan verschiedenen Herren an, teils zum morgenländischen, teils zum abendländischen Reiche. Der morgenländische oder byzantinische Schattenkaiser Arkadius (395—408) oder vielmehr seine allmächtigen Kämmerlinge Rufinus und Eutropius waren den Juden günstig. Rufinus liebte das Geld, und die Juden hatten bereits das Zaubermittel des Geldes kennen gelernt, vermöge dessen man verstockte Herzen mildern kann. Eine Reihe von Gesetzen sind daher zu ihren Gunsten erlassen worden. Ein Gesetz bestimmte (396), daß den Juden

die Selbständigkeit gewahrt bleiben sollte, ihre eigenen Marktaufseher aufzustellen, und daß derjenige, welcher Eingriffe in dieses ihr Recht wagen würde, schwerer Kerkerstrafe unterliegen sollte. Ein anderes schützte die „erlauchten Patriarchen" vor Beschimpfung. Als in Illyrien Angriffe auf Synagogen gemacht worden waren, befahl Arkadius oder eigentlich Eutropius, daß die Statthalter dagegen ernstlich einschreiten sollten (397). Er erneuerte und bestätigte auch das Gesetz Konstantins, daß die Patriarchen, wie sämtliche Religionsdiener der Synagoge frei von der Magistratslast bleiben sollten, gleich den christlichen Geistlichen. Auch eine andere Seite ihrer noch gebliebenen Selbständigkeit wahrte Arkadius' Regierung (Feb. 398), daß es den Juden unbenommen sein sollte, ihre Rechtsstreitigkeiten, wenn beide Parteien darin einig sind, vor die Patriarchen und andere jüdische Schiedsrichter zu bringen, und daß die römischen Behörden gehalten sein sollten, deren Urteile zu vollstrecken, unbeschadet dessen, daß sie sonst, was nicht die Religion beträfe, den römischen Gesetzen unterworfen seien. Eine launenhafte Wandlung darf bei dem Willkürregiment des byzantinischen Hofes nicht befremden. Ein neues Gesetz hob das früher erlassene wieder auf, daß sämtliche Juden, auch Religionsvorsteher, der Kuriallast unterworfen sein sollten (399), was vielleicht mit Eutropius' Sturz in diesem Jahre zusammenhing.

Auch das Verhalten des abendländischen Kaisers, des Schwächlings H o n o r i u s, oder seines Beherrschers S t i l i c h o gegen die Juden war launenhaft. Die Aufhebung der Kurialfreiheit für die Gemeinden von Apulien und Kalabrien beweist noch nicht eine wohlüberlegte Judenfeindlichkeit. Aber ein anderes Gesetz (April 399) verbot für den ganzen Umfang der Präfektur bei strenger Strafe die Ausfuhr der Patriarchensteuer und befahl die Konfiskation der Gelder, welche bereits gesammelt waren, für den kaiserlichen Schatz. Als wollte die Launenhaftigkeit der damaligen Gesetzgebung sich selbst verspotten, wurde fünf Jahre nachher das Verbot wieder zurückgenommen und den Juden nach wie vor gestattet, die Patriarchensteuer zu sammeln und an Ort und Stelle abzusenden (404). Honorius untersagte einerseits Juden und Samaritanern Beteiligung am Militärdienste, schützte die Juden aber anderseits gegen die Belästigungen von seiten der Behörden und bestimmte durch ein Edikt, die Juden am Sabbat und Feiertagen nicht vor Gericht zu laden (409).

Erst mit dem gutmütigen, aber mönchisch beschränkten Kaiser Theodosius II. (408—450), dessen Schwäche dem fanatischen Eifer mancher Bischöfe Unsträflichkeit und Aufmunterung zu Grausamkeiten gewährte, fing für die Juden das eigentliche Mittelalter an. Edikte dieses Kaisers verboten den Juden, neue Synagogen zu bauen, das

Richteramt zwischen jüdischen und christlichen Parteien auszuüben, ferner den Besitz christlicher Sklaven und noch andere Einzelheiten von untergeordneter Bedeutung. Unter diesem Theodosius fand auch das Patriarchat den Untergang, obwohl der letzte Patriarch, Gamaliel, am kaiserlichen Hof eine hohe Auszeichnung genoß, wie keiner seiner Vorgänger. Neben dem seit langer Zeit den Patriarchen beigelegten Titel hatte der Hof demselben die hohe Würde als Präfekt mit einem Ehrendiplom übertragen, alles dieses zwar nur eine Scheinwürde, aber von hoher Bedeutung in einer Zeit, wo der Schein das Wesen ausmachte. Durch welches Verdienst Gamaliel sich diese Auszeichnung erworben hat, ist nicht bekannt, vielleicht durch seine medizinischen Kenntnisse. Denn er war Arzt, und man schrieb ihm die Erfindung eines wirksamen Heilmittels gegen Milzkrankheiten zu. Auf dieser Höhe glaubte sich Gamaliel berechtigt, es mit den judenfeindlichen Ausnahmegesetzen des Kaisers nicht so genau zu nehmen. Er ließ neue Synagogen bauen, übte Gerichtsbarkeit in Streitigkeiten zwischen Juden und Christen und setzte sich über ähnliche kaiserliche Bestimmungen hinweg. Infolgedessen entkleidete ihn Theodosius II. seiner höheren Würde, nahm ihm das Ehrendiplom und ließ ihm nur diejenigen Ehrenrechte, welche er als Patriarch genoß (415). Das Patriarchat hob Theodosius aber beim Leben Gamaliels nicht auf, sondern erst nach dessen Tode, als, wie es scheint, dessen männliche Erben in zartem Alter gestorben waren (um 425). So waren nach diesem Gamaliel die letzten Splitter von dem edlen Reis des Hillelschen Hauses zerstoben. Dreiundeinhalb Jahrhunderte hatte dieses Haus an der Spitze der geistigen Angelegenheiten des Judentums gestanden, viele seiner Glieder waren Beförderer der Lehre, der Freiheit und Nationalität gewesen, ihre Lebensgeschichte war ein wichtiger Bestandteil der jüdischen Gesamtgeschichte geworden. Fünfzehn Patriarchen waren während dieser Zeit aufeinander gefolgt: zwei Hillel, drei Simon, vier Juda und sechs Gamaliel.

Unter der Regierung Theodosius II. im Morgenlande und des Honorius im Abendlande durfte es der Bischof von Alexandrien wagen, die Juden unter Mißhandlungen aus dieser Stadt zu vertreiben. Er versammelte die christliche Menge, stachelte sie mit seinen übersprudelnden Hetzworten gegen die Juden, drang in ihre Synagoge, nahm sie für die Christen in Beschlag und vertrieb sie endlich halb nackt aus der ihnen zur Heimat gewordenen Stadt. Ihr Vermögen überließ der Bischof Cyrill, der kein Mittel verschmähte, der beutelustigen Menge zur Plünderung (415). Der Präfekt Orestes, dem diese Grausamkeit gegen die Juden sehr zu Herzen ging, war ohnmächtig sie zu schützen; er konnte nur gegen den Bischof Klage führen; aber am Hofe zu Konstantinopel behielt letzterer Recht. Wie groß der Fanatismus dieses

Bischofs war, läßt sich aus dem ermessen, was bald nach Vertreibung der Juden in Alexandrien vorgefallen war. Durch die Mönche vom Berge Nitra (unweit Alexandrien), deren Durst nach der Märtyrerkrone sie zu wilden Tieren gemacht hatte, ließ Cyrill den Orestes überfallen und ihn mit einem Steinwurfe dem Tode nahebringen, weil er die Judenvertreibung nicht gutheißen wollte. Es war dieselbe fanatische Rotte, welche die berühmte Philosophin Hypatia, die durch tiefe Kenntnis, Beredsamkeit und Sittsamkeit alle Welt bezauberte, mit tierischer Wut zerfleischte. — Nur ein einziges Glied der unglücklichen Juden Alexandriens, Adamantius mit Namen, ein Lehrer der Arzneikunde, ließ sich durch das Mißgeschick zur Taufe zwingen. Die übrigen hatten Verbannung und Ungemach freudig um ihrer Überzeugung willen ertragen.

Nicht so fest waren die Juden in der kleinen Stadt Magona (Mahon) auf der spanischen Insel des Mittelmeeres Minorca, welche der dortige Bischof Severus durch Straßenkämpfe so lange ermüdete, bis er sie sämtlich zur Bekehrung zwang.

Es ist bemerkenswert, daß die Präfekten und Rektoren der Provinzen meistens für die Juden gegen die Geistlichkeit Partei nahmen. Der syrische Präfekt hatte dem Kaiser einen Synagogenraub in Antiochien angezeigt und muß diese Ungerechtigkeit so grell geschildert haben, daß er den in mönchische Andächtelei versunkenen Herrscher bewogen hat, einen Befehl an die Antiochenser zu erlassen, die Synagogen ihren Eigentümern zurückzustellen. Aber gegen diesen Beschluß eiferte der Säulenheilige Simeon, der unweit Antiochien in einer Art von Stall ein Leben äußerster Entsagung führte. Aber wiewohl er auf seiner Säule der Welt und ihrem Treiben entsagt hatte, so war der Judenhaß doch Beweggrund genug für ihn, sich in weltliche Angelegenheiten zu mischen. Kaum erfuhr er den Befehl des Kaisers Theodosius von der Zurückgabe der geraubten Synagogen, so richtete er ein hochfahrendes Schreiben an ihn, ließ ihn wissen, daß er nur Gott allein und sonst niemanden als Kaiser und Herrn anerkenne, und drang darauf, das Edikt zurückzunehmen. Bei Theodosius bedurfte es gar nicht so vieler Einschüchterungsmittel; er widerrief den Befehl und setzte noch dazu den syrischen Präfekten ab, der den Juden das Wort geredet hatte (423).

Die unduldsame finstere Kirchlichkeit des morgenländischen Kaisers Theodosius II. wirkte auch auf den abendländischen Honorius, und beide haben durch alberne Gesetze die Juden in diejenige Ausnahmestellung gebracht, in welcher die neuerstandenen germanischen Staaten sie vorgefunden haben. Die Juden wurden zu keinem Staatsamte, zu keiner militärischen Funktion zugelassen, welche sie früher bekleidet hatten; nur die zweideutige und lästige Ehre städtischer Ämter wurde

ihnen noch gelassen. Aber nicht zufrieden damit, ihnen die Gleichberechtigung entzogen zu haben, verkümmerte ihnen Theodosius die freie Verwendung ihres Eigentums zu religiösen Zwecken, als wenn das Vermögen der Juden kaiserliches Eigentum wäre. Nach dem Erlöschen des Patriarchenhauses hatten die jüdischen Gemeinden nicht aufgehört, die Patriarchensteuer nach Gewohnheit zu leisten; die Primaten nahmen sie in Empfang, und verwendeten sie höchst wahrscheinlich zum Unterhalt der Lehrhäuser. Mit einem Male erschien ein kaiserliches Dekret, welches den Primaten bedeutete, die bereits gesammelten Summen der Patriarchensteuer für den kaiserlichen Schatz auszuliefern, in Zukunft aber dieselbe von kaiserlichen Beamten nach genauer Ermittlung ihres Betrages erheben zu lassen, und selbst die vom abendländischen Reiche einlaufenden Gelder sollten dem kaiserlichen Schatze überliefert werden (30. Mai 429). Neu-Rom hatte die ganze Tücke und Geldgier von Alt-Rom mit herübergenommen. Wie der heidnische Kaiser Vespasian die Tempelsteuer, so eignete sich der christliche Kaiser die Patriarchensteuer zu, um zum Raube noch die Gewissenspein hinzuzufügen, das was die Frömmigkeit freiwillig gespendet, als Zwangsabgabe für fremde Interessen aufzulegen.

Trotz der Verkümmerung der Judenheit im oströmischen Reiche und noch mehr in Judäa, war die Forschung nicht ganz erloschen. Tiberias blieb noch immer Bildungsstätte und Muster und neben ihm Lydda. Der lateinische Kirchenvater H i e r o n y m u s (331—420), den die Kirche den Heiligen nennt, der ein Nonnenkloster in Bethlehem angelegt und von Wissensdurst gleich Origenes getrieben, die Bibel aus dem Urtexte kennen zu lernen bemüht war, suchte jüdische Lehrer aus diesen Städten auf. Die nicht geringen Kenntnisse in der hebräischen Sprache und in der heiligen Schrift, die Hieronymus sich durch ihre Anleitung angeeignet hatte, beweisen, daß die Kenntnisse in Judäa noch Pflege gefunden haben müssen. B a r - C h a n i n a, einer der Lehrer dieses Kirchenvaters, mußte aber die Öffentlichkeit scheuend, heimlich in dessen Zelle kommen, ihn zu unterrichten, weil durch den feindlichen Gebrauch, den die Christen mit der Kenntnis der hebräischen Sprache machten, es in der letzten Zeit verboten war, sie darin zu unterrichten. Hieronymus lernte aber nicht nur das Wortverständnis der Bibel und die Aussprache des Hebräischen, sondern erlangte auch tiefere Einsicht in den Zusammenhang des Textes, den die Tradition bot. Die Form agadischer Auslegung wußte er sich so sehr anzueignen, daß er sie auf den christlichen Kreis zuweilen mit Geschmack und glücklichen Wendungen übertragen konnte.

In Beurteilung und Unterscheidung der echten kanonischen Schriften von unechten, apokryphischen Sammlungen waren die Juden ihren christlichen Zeitgenossen bei weitem überlegen und um

viele Jahrhunderte voraus. Das nicäische Konzil, das die Parteien durch Machtsprüche vereinigen wollte, hatte auch den Streit über die Heiligkeit zweifelhafter Schriften entschieden und mehrere apokryphische Schriften in den Kanon aufgenommen. Die Juden, mit welchen Hieronymus Unterredung über die Bibel pflog, machten dagegen über den Unwert mancher Apokryphen solche gesunde Bemerkungen, daß sie auch heutigen Tages bei fortgeschrittener Kenntnis als richtig anerkannt werden müssen.

Diese Einsicht war ein Erzeugnis des Gesetzesstudiums, welches gegen die urteilsunfähige Gläubigkeit ein Gegengewicht bot. Judäa war in seinem Greisenalter noch Pflegerin der hebräischen Sprache, die sie ihren Söhnen in der Fremde als ein unauflösliches Band mitgegeben hat. Die heilige Sprache, bei Gebeten, Vorlesung und Studium in Gebrauch, wurde die geistige Einheit des jüdischen Volkes.

Von der untergehenden Sonne Judäas hatte das Christentum einige Strahlen aufgefangen, die in der Kirche als ein Himmelslicht gepflegt wurden. Die Kenntnis des Hebräischen, die Hieronymus sich von jüdischen Lehrern angeeignet, und vermittelst deren er imstande war, eine von der entstellenden Septuaginta abweichende, dem hebräischen Texte sich mehr nähernde lateinische Übersetzung (Vulgata) anzulegen, reichte über ein Jahrtausend aus, und ist erst bei der Wiederherstellung der Wissenschaft im Beginn der Neuzeit erweitert und berichtigt worden. Aber mit jedem Schritte, den das Christentum vorwärts tat, entfernte es sich immer mehr und mehr vom Judentume, und es bedurfte dazu der Beredsamkeit vieler Jahrhunderte, um ihm wieder in Erinnerung zu bringen, daß das Judentum sein Ursprung gewesen. Der Glaubenseifer hatte die Verwandtschaft so sehr vergessen gemacht, daß selbst Hieronymus, der zu den Füßen jüdischer Lehrer gesessen, der in dem Alten Testament „die hebräische Wahrheit fand", den tiefgewurzelten Judenhaß nicht ablegen konnte. Seine Feinde, die ihm seine jüdischen Studien als Ketzerei zum Vorwurf gemacht, überzeugte er von seiner Rechtgläubigkeit durch seinen Judenhaß. „Wenn es erforderlich ist, die einzelnen und das Volk zu verachten, so verabscheue ich mit einem unnennbaren Hasse die Juden." Er stand damit nicht allein, sondern hatte einen Gesinnungsgenossen an dem jüngeren zeitgenössischen Kirchenvater Augustinus. Dieses Glaubensbekenntnis des Judenhasses blieb nicht die Privatansicht eines Schriftstellers, sondern wurde Orakel für die ganze Christenheit, welche die Schriften der als Heilige verehrten Kirchenväter gleich Offenbarungen einsog. Dieses Glaubensbekenntnis hat später Könige und Pöbel, Staatsmänner und Mönche, Kreuzfahrer und Hirten gegen die Juden bewaffnet und für sie Marterwerkzeuge erfinden und Scheiterhaufen zusammentragen lassen.

Merkwürdig ist es, daß trotz der Hintansetzung von seiten des Staates die Juden in Cäsarea, dem Sitze des Landpflegers, die Modetorheit der Rennbahn mitmachten. Es gab unter ihnen ebenfalls Wagenlenker, Wettfahrer und Farbenparteien von Grünen und Blauen, wie in Rom, Ravenna, Konstantinopel und Antiochien. Aber wie in jener Zeit jede Lebensäußerung den Stempel des einseitig Religiösen an sich trug, so mischte sich auch in den Parteikampf der Farben die religiöse Gegnerschaft. Der Sieg oder die Niederlage der jüdischen, samaritanischen oder christlichen Wagenlenker war zugleich Veranlassung zum Angriff der Religionsgenossen auf ihre Gegner. Allerdings waren die zahlreichen Juden in Cäsarea mehr verweltlicht als in anderen Städten. Sie verstanden das Hebräische nicht und sprachen das Bekenntnis im Gebete von der Einheit Gottes in griechischer Sprache. Geschmack an der hebräischen Sprache und Sinn für die Erhabenheit der heiligen Schrift stumpften sich auch an anderen Orten ab. Die unschöne, formlose chaldäische Mundart hat allüberall den Geschmack verdorben. Die Sprachverderbnis war damals allgemein; auch die Gedrungenheit der lateinischen und die Zierlichkeit der griechischen Sprache hatte sich verloren. Es war der Anfang der Barbarei. Hebräisch gefärbte Gebete aus dieser Zeit sind nicht geeignet die Seele zur Andacht zu erheben, und als Form haben sie bloß alphabetische Versanfänge und sonst nichts von Poesie.

Aber auch der Forschungsgeist auf dem Gebiete des Talmud erlahmte in Judäa. Aus der Zeit nach dem Patriarchat Judas III. tauchen nur vereinzelte Namen auf, welche sich mit der Auslegung desselben befaßt haben. Von Babylonien aus richtete man zwar noch immer in zweifelhaften Fällen ehrenhalber Anfragen an die Schulhäupter in Tiberias. Aber nicht einmal die Namen derselben sind überliefert worden, geschweige denn ihre Tätigkeit. Die Unduldsamkeit des byzantinisch-morgenländischen Kaisertums hat den Geist in Judäa völlig ausgeblasen.

Um aber den angehäuften Stoff, die Auslegung und Erweiterung des Talmud, nicht der Vergessenheit verfallen zu lassen, wurde er zusammengetragen und gesammelt unter dem Namen „Jerusalemischer Talmud“ (richtiger Tiberiensischer), aber ohne rechte Ordnung, vieles bunt durcheinander, unvollständig und lückenhaft, wie es das Gedächtnis behalten hat. Wer waren die Sammler und in welcher Zeit wurde die Sammlung abgeschlossen? Die Erinnerungen schweigen darüber. Der Jerusalemische Talmud ist zu einer unglücklichen Stunde zur Welt gekommen, und er wurde immer vernachlässigt und kaum wie ein Stiefkind behandelt. Nur eine Seite der Lehrtätigkeit, die erbauliche Predigt, wurde in Judäa noch gepflegt. Sie sollte Trost und Hoffnung in dem Elend der Gegenwart einflößen.

Man begann auch damals Predigtsammlungen (agadische Auslegung) anzulegen, zuerst die Vorträge für die Fest- und Trauertage, sowie für Sabbate, die eine besondere Bedeutung haben. Allmählich, als der Notstand noch mehr das Bedürfnis nach gemütlicher Erregung weckte, an jedem Sabbat sich erbauen zu lassen, und daher also öfter gepredigt wurde, entstanden Predigtzyklen für das ganze Jahr. Diese Sammlungen verraten den Geschmack oder die Geschmacklosigkeit der Zeit, indem die Schriftverse sinnwidrig ausgelegt und allerlei Fremdartiges hineingetragen wurde. Sie erhielten den Namen Midrasch. Eine Autorität und Muster für die Predigt war Tanchuma Bar-Abba. Seine Vorträge waren schon in einer gewissen Form gehalten und hatten eine Einleitung, einen sich durchschlängelnden Text, einen wirkungsvollen Schluß und gewisse rednerische Kunstgriffe. Aber von Formschönheit sind auch sie weit entfernt.

Je mehr Judäa durch den Verfall des Lehrhauses und den Untergang des Patriarchats seine Bedeutung als Mittelpunkt einbüßte, desto mehr wurde das jüdische Babylonien mit seinem fürstlichen Oberhaupt und seinen geisteswerkenden Schulhäusern Mittelpunkt der Judenheit. Gerade in der Zeit als Judäa infolge der überhand nehmenden Geistesschwäche seine bisherige Führerschaft einbüßte, erhob eine tatkräftige und begabte Persönlichkeit das judäische Babylonien zum Rang einer die Blicke auf sich ziehenden Spitze. Dieser bedeutende Führer war R. Aschi, Sohn Simlais aus Sura (geb. 352, gest. 427). Er vereinigte in sich die Gründlichkeit der Suranischen Schule mit dem Scharfsinn und der Zergliederungsfähigkeit der Pumbaditanischen. Dadurch wurde er allgemein anerkannte Autorität und zog die Jünger an. R. Aschi mußte deswegen das bereits zwei Jahrhundert alte Lehrhaus in Sura neubauen und erweitern. Sein Lehrvortrag war außerordentlich anregend. Viele von den zweifelhaft gelassenen oder ungenügend gelösten Fragen entschied er treffend, ebenso scharfsinnig wie einfach. Die Mitwelt gab ihm den auszeichnenden Ehrentitel Rabbana (unser Lehrer). Während seiner zweiundfünfzigjährigen öffentlichen Wirksamkeit folgten in Pumbadita sieben Schulhäupter aufeinander. Auch Nahardea, das seit der Zerstörung durch Odenath keine Rolle mehr spielte, erlangte wieder einigen Ruhm. Aber keiner dieser Lehrer machte Aschi den Vorrang streitig, und Sura nahm wieder die ruhmvolle Stelle ein, die ihm Rab verliehen hatte. Die ältesten Amoras ordneten sich freiwillig Aschis Autorität unter und gestatteten ihm, die Einheit wieder herzustellen. Selbst die zwei aufeinander folgenden Exilsfürsten seiner Zeit, (Mar-Kahana und Mar-Sutra) fügten sich seinen Anordnungen. In Sura empfingen die Exilsfürsten die Huldigung von den Abgeordneten aller babylonischen Gemeinden, während diese bis dahin am Sitze der Exilarchen stattzu-

finden pflegte. Auch außerordentliche Volksversammlungen, die auf Befehl der Exilfürsten zusammenkamen, wurden fortan in Sura abgehalten. Aschi hatte also Sura zum Mittelpunkt des babylonisch-jüdischen Lebens gemacht und daran alles gefesselt, was in diesem Kreise Öffentliches und Allgemeines vorging.

R. Aschis Wirksamkeit fiel in die Regierungsjahre des judenfreundlichen sassanidischen Königs Jesdigert (399—420). Die Magier gaben diesem edlen Fürsten den Beinamen „Al-Hatim", (der Sünder), weil er sich nicht willenlos von ihnen beherrschen ließ. Den Juden war er aber sehr gewogen, wie er auch den Christen hold war. An Huldigungstagen sah man an seinem Hofe die drei Vertreter der babylonischen Juden, R. Aschi für Sura, Mar-Sutra für Pumbadita und Amemar für Nahardea. Gegen einen angesehenen Mann, Huna Bar-Nathan, der am Hofe verkehrte, war Jesdigert so aufmerksam, daß er ihm den Gürtel, ein Ehrengewandstück in Persien, zurechtrückte mit der Bemerkung: „Ihr seid ein Priestervolk und solltet daher den Gürtel den Priestern gleich tragen." Eine solche Aufmerksamkeit von seiten eines persischen Königs, der sich einen Sohn der Sonne, Verehrer des Hormuz und König der Könige von Iran nannte, ist gewiß als Beweis hoher Huld anzusehen. Und dieser Huna ordnete sich freiwillig dem Schulhaupte unter.

R. Aschi, aller Schwärmerei fremd, scheint die Messiashoffnungen niedergehalten zu haben, die zur Zeit der Völkerwanderung und der allgemeinen Umwälzung, als das sündenbelastete Rom die verdiente Zuchtrute empfunden hatte, lebhafter als je die jüdischen Gemüter in Spannung hielten. Man trug sich mit einem alten sibyllinischen Spruche herum, der dem Propheten Elias beigelegt wurde, der Messias werde im fünfundachtzigsten Jubiläum erscheinen (4200 der Welt, =440 der üblichen Zeitrechnung). Solche messianische Erwartungen pflegten immer irgendwo Schwärmer anzuregen, den stillen Glauben in Tat zu übertragen. Vor solchen falschen Hoffnungen warnte R. Aschi und gab jener in Umlauf gesetzten Weissagung einen anderen Sinn: „Der Messias kann vor dieser Zeit, vor dem fünfundachtzigsten Jubiläum, gewiß nicht erscheinen, erst nach Ablauf dieser Zeit kann man sich der Hoffnung, aber nicht der Gewißheit seiner Ankunft hingeben."

In der Tat trat in R. Aschis Zeit auf Kreta ein solcher Schwärmer auf, der sämtliche Judengemeinden dieser bedeutenden Insel, die er in einem Jahre bereist hatte, als Anhänger für sich gewann. Er versprach ihnen, sie wie einst Mose eines Tages trockenen Fußes durch das Meer ins gelobte Land zu führen; er soll auch den Namen des großen Gesetzgebers angenommen haben. Er verführte viele mit seinen Wunderverheißungen. Mehrere dieser Verführten fanden im Meer

den Tod; andere wurden durch Schiffer errettet. Der falsche Mose aber soll nicht wieder gefunden worden sein.

Infolge dieser Konzentration in seiner Person konnte R. Aschi ein Werk unternehmen, das für das Schicksal wie für die Entwicklung des jüdischen Volkes von weitreichenden Folgen war. Er begann die riesige Arbeit, die Erläuterungen, Folgerungen, Erweiterungen zur Mischna, die unter dem Namen „Talmud" begriffen waren, zu sammeln und zu ordnen. Die nächste Veranlassung zu diesem Unternehmen war ohne Zweifel die Rücksicht, den riesenhaft angeschwollenen Stoff, die Geistesarbeit dreier Geschlechter, nicht durch die geringere Teilnahme dem Gedächtnis entschwinden zu lassen, wenn nicht Handhaben geboten würden, sich denselben mit Leichtigkeit einprägen zu können. R. Aschi selbst klagte schon über die Abnahme der Gedächtniskraft zu seiner Zeit im Verhältnis zur Vorzeit, ohne in Anschlag zu bringen, daß dem Gedächtnis durch den hoch aufgeschichteten Stoff unendlich mehr zugemutet wurde, als früher. Die Bewältigung desselben wurde ihm dadurch erleichtert, daß ihm vergönnt war, über ein halbes Jahrhundert daran zu arbeiten.

Diese Ordnung des massenhaften Materials des Talmud wurde nicht niedergeschrieben. Man hielt noch immer das schriftliche Festhalten der mündlichen Überlieferungen, gleichsam die Verkörperung des Geistigen, für ein Vergehen, und zu der Zeit um so mehr, als sich das Christentum der heiligen Schrift, als seines geistigen Eigentums bemächtigt hatte und sich mit dem Besitz desselben als das auserwählte Israel betrachtete. So blieb dem Judentum nach der damaligen Anschauung als Unterscheidendes nur die mündliche Lehre. Dieser Gedanke, in ein poetisches Gewand gekleidet, wurde öfter angewendet: „Mose gedachte auch die Mischna, die mündliche Lehre, niederzu„schreiben; aber vorausschauend, daß die Völker einst die Thora in „griechischer Übersetzung besitzen und behaupten werden": „„Wir sind „Israel, wir sind die Kinder Gottes"", während das jüdische Volk „behauptet; „„wir sind die Kinder Gottes"", habe Gott ein Kennzeichen „dafür gegeben: Wer mein Geheimnis (Mysterion) besitzt, der ist „mein Sohn. Das Geheimnis aber ist die Mischna und die münd„liche Gesetzesauslegung. Darum spricht der Prophet Hosea: „Wenn „ich die Fülle der Gesetze aufschreiben würde, so würde Israel als „Fremder betrachtet werden." Aschi ward durch die Talmudsammlung der Vollender des Werkes, das Juda I. zweihundert Jahre vorher begonnen hatte. Aber seine Arbeit war unendlich schwieriger. Die Mischna lieferte nur die trockene Halacha, künstlich abgerundete Gesetzesparagraphen, der Talmud aber gab auch das Lebendige der Gesetzesentwicklung und ihren geistigen Gehalt, noch dazu mit haarspaltender Schärfe. Der babylonische Talmud, fast gleichzeitig mit dem jeru-

salemischen gesammelt, wurde bei weitem mehr als dieser ein mittätiges, wirksames, einflußreiches Element. Ganz vollendet hat indessen Aschi das Riesenwerk nicht. Denn wiewohl er seinen Eifer aufs Sammeln verwendete, so war weder bei ihm, noch bei seinen Zeitgenossen die Schöpferkraft so sehr versiegt, daß sie ihre ganze Tätigkeit nur auf das Sammeln hätten beschränken mögen.

Als hätte es Aschi geahnt, daß schlimme Zeiten im Anzuge seien und die Vorsicht gebraucht, den talmudischen Bau unter Dach zu bringen, brachen in der Tat ein viertel Jahrhundert nach seinem Ableben auch für die Juden im Perserreiche Verfolgungen aus, die sie um so empfindlicher trafen, als sie bis dahin an Sicherheit des Daseins gewöhnt waren. Der erste Religionszwang in diesem Lande ging von Jesdigert II. aus (456), der unähnlich seinem gleichnamigen Vorgänger, welcher ein Gönner der Juden war, ein Verbot erlassen hat, den Sabbat zu feiern. Die Veranlassung zu einer solchen Sinnesänderung der persischen Herrscher gegen die ihnen stets mit Treue zugetanenen Juden ist wahrscheinlich in dem Fanatismus der Magier zu suchen, welche manche persische Könige nicht weniger beherrschten, als die geistlichen Ratgeber die morgenländischen Kaiser. Die Magier haben in dieser Zeit von den Christen Bekehrungseifer und Religionsverfolgung gelernt. Ohnehin hatte das Christentum mit seinem Bekehrungseifer die Magier zur Gegenwehr herausgefordert. Die Manichäer, welche jüdische, christliche und persische Religionsansichten zu einem eigenen Gemisch verquickt hatten, machten in Persien Verketzerungen ebenso einheimisch wie im römischen Reiche. Jesdigert verfolgte Manichäer und Christen. Früher oder später mußte auch das Judentum an die Reihe kommen. Den Gewissenhaften wird es nicht an Gelegenheit gefehlt haben, das Verbot zu umgehen, daher werden keine Märtyrer aus dieser Verfolgung namhaft gemacht. Ohnehin dauerte der Zwang nicht lange, da Jesdigert bald darauf getötet wurde, und seine Söhne Chodar-Warda und Perôz um den Besitz der Krone einen Bürgerkrieg führten. Der letztere besiegte seinen Bruder und er verhängte eine so schwere Verfolgung über die Juden seines Reiches, daß ihnen der Untergang drohte; denn sie dauerte ein Jahrzehnt (474—484). Die Veranlassung zu derselben soll die Rache gewesen sein, welche dieser von den Magiern beherrschte König an sämtlichen Juden ausüben wollte, weil einige derselben in Ispahan zwei Magier getötet und ihnen die Haut abgeschunden haben sollen. Perôz ließ dafür die Hälfte der jüdischen Einwohner von Ispahan töten und die jüdischen Kinder im Tempel von Horvan für den Feuerkultus gewaltsam erziehen. Die Verfolgung erstreckte sich aber auch über die babylonischen Gemeinden und erzeugte zum ersten Male Märtyrer in diesem Lande. Perôz

verlangte nicht weniger, als daß die Judäer sich zum Feuerkultus der Magier bekennen sollten. Den Erwachsenen konnten die Schergen, welche zur Bekehrung zwangen, nicht beikommen; so wurden die Kleinen von den Herzen der Eltern gerissen und den Magiern zur Bekehrung überliefert. Es war etwas neues, woran der Verfolger Hadrian nicht gedacht hatte, und das erst später die christliche Geistlichkeit nachgeahmt hat. Perôz' Verfolgung machte Märtyrer, die ersten in diesem Lande. Der Exilarch Huna-Mari und zwei Gesetzeslehrer, Amemar Bar-Mar-Janka und Meschérschaja Bar-Pakod, wurden zuerst in den Kerker geworfen und später hingerichtet. Die nächste Wirkung dieser blutigen Verfolgung war, daß die Lehrtätigkeit in Babylonien eingestellt werden mußte; die Lehrversammlungen hörten auf, die Lehrhäuser standen leer oder wurden gar zerstört. Wer sich retten konnte, ergriff die Flucht, und dadurch erfolgten massenhafte Auswanderungen südwärts bis Arabien und ostwärts bis Indien. Die Auswanderung nach Indien hatte eine größere Tragweite. Ein angesehener und begüterter Mann Namens Joseph Rabban wanderte mit mehreren jüdischen Familien nach dem Goldlande aus, und erreichte (um 490) die frucht- und handelsreiche Küste Malabar. Der brahamanische König Airvi (Eravi) von Cranganor nahm die jüdischen Ankömmlinge freundlich auf, schenkte ihnen in seinem Lande Wohnsitze und erlaubte ihnen nach eigenen Gesetzen zu leben und von ihren eigenen Häuptlingen (Mardeliar) regiert zu werden. Ihr erster Häuptling war ihr Führer Joseph Rabban, welchem der indische König besondere Rechte und fürstliche Ehren, erblich für seine Nachkommen, gewährte. Er durfte gleich den indischen Fürsten auf einem Elephanten reiten, unter Musikbegleitung von Trommeln und Zimbeln einen Herold vor sich hergehen lassen und auf Teppichen sitzen. Joseph Rabban soll eine Reihe von 72 Nachfolgern gehabt haben, welche die indisch-jüdischen Kolonisten regierten. Die Privilegien, welche Airvi den jüdischen Ankömmlingen erteilt hatte, wurden in eine Kupfertafel mit altindischen (tamulischen) Schriftzügen eingegraben, welche sich noch heutigen Tages vorfinden sollen. Die Auswanderer unter Joseph Rabban fanden aber allem Anscheine nach bereits früher angesiedelte Familien in Indien vor, welche ebenfalls aus Persien in einer früheren Zeit eingewandert sein wollen, um welche Zeit auch China seine jüdische Bevölkerung erhalten haben soll. —

Glücklicherweise hörte mit Perôz' Tod die Verfolgung auf. Seine zwei Nachfolger Balasch und Cavad (Cavades) setzten sie nicht fort, und so konnte die alte Ordnung wieder hergestellt werden. Die Lehrhäuser wurden geöffnet, Schulhäupter ernannt, Sura und Pumbadita erhielten ihre letzten amoraïschen Führer, jenes in Rabina,

dieses in José. Diese zwei Häupter und ihre Beisitzer kannten kein anderes Ziel, als die von Aschi begonnene Sammlung des Talmud zu vollenden und abzuschließen. Die sich häufenden Leiden, die wahrscheinlich dadurch verringerte Teilnahme an den Studien, die Ungewißheit der Zukunft drängten zu diesem Abschluß. Rabina (488 bis 499) und José (471 bis um 520) werden als „die letzten der Amorazeit" bezeichnet. Doch haben ohne Zweifel die Mitglieder der beiden Lehrhäuser, deren Namen noch erhalten sind, auch Hand an dieses Werk gelegt. Mit diesen Männern vereint, vollendeten Rabina und José den Ausbau des Talmuds, d. h. sie sanktionierten die von ihnen veranstaltete Sammlung aller vorangegangenen Verhandlungen und Entscheidungen als ein Fertiges und Abgeschlossenes, zu dem keine Erweiterungen hinzukommen sollten. Der Endabschluß des babylonischen Talmud (auch Gemara genannt) fällt gerade in das Ende des fünften Jahrhunderts, als auf der arabischen Halbinsel Juden die ersten Keime zu einer neuen Religion und einem neuen Weltreiche legten und in Europa aus den Trümmern des alten Rom gotische und fränkische Königreiche entstanden.

Der Talmud ist nicht als ein gewöhnliches Schriftwerk, aus zwölf Bänden bestehend, zu betrachten, hat überhaupt mit keinem einzigen Schrifterzeugnis irgend eine innere Ähnlichkeit, sondern bildet, ohne Redefigur, eine eigene Welt, welche nach ihren eigenen Gesetzen beurteilt sein will. Es ist darum so außerordentlich schwierig eine Charakteristik desselben zu entwerfen, weil dazu alle Maßstäbe fehlen. Allenfalls könnte man ihn mit der Literatur der Kirchenväter vergleichen, die sich zur selben Zeit gebildet hat. Allein bei näherer Betrachtung fällt auch dieser Vergleich weg. Allerdings ist der Talmud, d. h. die in Babylonien entstandene Sammlung, mit Mängeln behaftet, wie jedes Geisteserzeugnis, das eine einzige Richtung mit ausschließlicher Einseitigkeit verfolgt. Der Talmud enthält vieles Unwesentliche und Kleinliche, welches er mit vieler Wichtigkeit und ernster Miene behandelt. Er hat ferner aus seiner persischen Umgebung abergläubische Anschauungen aufgenommen, welche die Wirksamkeit von dämonischen Mittelwesen, von Zauberei, Beschwörungsformeln, von magischen Kuren und Traumdeutungen voraussetzen und dadurch mit dem Geiste des Judentums im Widerspruch stehen. Er enthält manche vereinzelte lieblose Aussprüche und Bestimmungen gegen Glieder anderer Völker und Religionsbekenner. Endlich begünstigt er eine ungesunde Schriftauslegung, geschmacklose, oft wahrheitswidrige Deuteleien. Kein noch so leiser Hauch von Poesie weht in seinen Blättern, und man muß beim Lesen desselben die Poesie der Bibel vergessen, ihre schmucklose und doch fesselnde Formenschönheit, die lebensvolle Beredsamkeit der Propheten, den himmelan tragenden Schwung der

Psalmen, das gedankentiefe Buch Hiob, das alles muß man vergessen, wenn man dem Talmud nicht grollen und im Groll ihm nicht Unrecht tun will. Die Verunzierung und Entstellung der biblischen Poesie durch Deutelei teilt zwar der Talmud mit der Literatur der Kirchenväter, welche ebenfalls den schlichten und in seiner Einfachheit ergreifenden Wortsinn verzerrt haben, um Glaubenslehren und Schrullen aus der Bibel zu belegen. Allein die Talmudisten hatten nicht solche erhabene Vorbilder wie die Kirchenväter. Für diese Mängel hat man den Talmud verantwortlich gemacht und ihn als Kleinigkeitskram, als eine verdorbene Quelle verdammt, ohne in Erwägung zu ziehen, daß er nicht das Werk eines einzigen Verfassers ist, der für jedes Wort einstehen müßte. Über sechs Jahrhunderte liegen im Talmud versteinert in anschaulichster Lebendigkeit, in ihren eignen Trachten, Redeweisen und Gedankenzügen, gewissermaßen ein literarisches Herkulanum und Pompeji, nicht geschwächt durch künstliche Nachbildung, welches ein Riesenbild in verjüngtem Maßstabe auf einen engen Raum überträgt. Es ist demnach kein Wunder, wenn in dieser Welt Erhabenes und Gemeines, Großes und Kleines, Ernstes und Lächerliches, der Altar und die Asche, Jüdisches und Heidnisches, nebeneinander angetroffen werden. Unüberlegt sind gehässige Aussprüche, welche weiter nichts als Äußerungen eines augenblicklichen Unmutes waren, die einem Einzelnen entfahren und von allzu eifrigen Jüngern, welche keines der Worte von den verehrten Alten verloren gehen lassen mochten, aufbewahrt und dem Talmud einverleibt wurden. Der Übereifer der Sammler, nichts verloren gehen zu lassen, hat auch hier geschadet. Die anstößigen Aussprüche werden aber reichlich von Lehren des Wohlwollens und der Menschenliebe gegen jedermann, ohne Unterschied der Abstammung und Religion, die nicht minder im Talmud aufbewahrt sind, aufgewogen. Aber diese Aussprüche der erhabenen Sittlichkeit sind von der Massenhaftigkeit der Ritualien verdeckt und versteckt, und es gehört ein scharfes Auge dazu, sie herauszufinden.

Was den babylonischen Talmud besonders charakterisiert und ihn von dem jerusalemischen unterscheidet, ist der Gedankenflug, die Verstandesschärfe, die Geistesblitze, die aufzucken und wieder verschwinden. Eine unendliche Fülle von Gedankenanregendem ist in dem Schacht des Talmuds enthalten, aber nicht wie etwas Fertiges, das man sich halb schlafend aneignen könnte, sondern mit der frischen Farbe der Entstehung. Der Talmud führt in die Werkstätte des Denkens ein, und man kann in ihm die Gedanken verfolgen von ihrer ersten Regung an bis dahin, wo sie sich zuweilen in schwindelnder Höhe bis zur Unbegreiflichkeit erheben. Aus diesem Grunde wurde er mehr als der jerusalemische Talmud das Grundbesitztum des jüdischen Volkes, sein

Lebensodem, seine Seele. Er wurde den folgenden Generationen eine Familiengeschichte, in der sie sich heimisch fühlten, darin lebten und webten, der Denker in dem Gedankenstoffe, der Gemütsvolle in den verklärten Idealbildern. Die äußere Welt, die Natur und die Menschen, die Gewalten und Ereignisse waren für die Generationen mehr als ein Jahrtausend unwichtig, zufällig, ein bloßes Phantom, die wahre Wirklichkeit war ihnen der Talmud. Eine neue Wahrheit erhielt in ihren Augen erst dann den Stempel des Wahrhaften und Zweifellosen, wenn sie durch den Talmud belegt und sanktioniert schien. Selbst die Kenntnis der Bibel, die ältere Geschichte des Volkes, die Feuer- und Balsamworte der Propheten, die Seelenergüsse der Psalmisten, waren für sie nur durch den Talmud und im Lichte des Talmud bekannt. Aber da das Judentum von seiner ersten Anlage an auf dem Boden des wirklichen Lebens beruht, und der Talmud sich folglich mit den Dingen d i e s e r Welt beschäftigen mußte, so konnte jenes Traumleben, jene Weltverachtung jener Haß gegen die Wirklichkeit nicht aufkommen, welche im Mittelalter das Einsiedlerleben der Mönche und Nonnen eingeführt und geheiligt haben. Freilich artete die im babylonischen Talmud vorherrschende Verstandesrichtung nicht selten in Spitzfindigkeit aus, wie keine geschichtliche Erscheinung ohne Schattenseite besteht. Aber auch der Mißbrauch trug zur klaren Erfassung bei und ermöglichte den Aufschwung zur Wissenschaft. Die babylonischen Talmudisten erzeugten jenen haarscharf denkenden jüdischen Geist, der die Zerstreuten in den schlimmsten Tagen vor Verdumpfung und Verdummung schützte. Es war der Äther, der sie vor Fäulnis bewahrte, die stets bewegende Kraft, welche die Trägheit und Lähmung überwand, ein ewig sprudelnder Quell, der den Geist immer frisch und regsam erhielt. Der Talmud war mit einem Wort der Erzieher der jüdischen Gemeinschaft in allen Ländern der Zerstreuung, und diese Erziehung war keine schlechte, indem sie allen störenden Einflüssen der Ausnahmestellung, Erniedrigung und der systematischen Entsittlichung zum Trotz im jüdischen Volke einen nicht geringen Grad von Sittlichkeit gepflegt hat. Er hat endlich den zonenweit zerstreuten Gemeinden eine Fahne gereicht und sie vor Zersplitterung und Sektiererei geschützt; er hat den Nachkommen die Geschichte ihres Volkes heimisch gemacht.

Kaum war das talmudische Riesenwerk abgeschlossen, noch lebten mehrere Mitarbeiter und Sammler desselben in den Lehrhausstätten Sura und Pumbadita, noch war die Erinnerung an die Verfolgung unter dem feindseligen König Perôz frisch, als die Juden im persischen Reiche von einem neuen Sturme heimgesucht wurden, der sie aber aus dem leidenden Widerstande zur tatkräftigen Abwehr aufrüttelte. Perôz' zweiter Nachfolger, C a v a d (488—531) war ein schwacher König, aber nicht ohne einige gute Eigenschaften. Von einem Fana-

tiker als Werkzeug gebraucht, ließ er sich zur Religionsverfolgung verleiten. Es trat nämlich in Persien ein Mann auf, der die Lichtreligion der Magier reformieren und sie zur herrschenden machen wollte. Mazdak — so hieß der Reformator des Magiertums — glaubte das Mittel gefunden zu haben, wie der verheißene Sieg des Lichtes über die Finsternis, des Ahura-Mazda über Angro-Mainyus, gefördert und dauerhaft gemacht werden könnte. Habsucht nach Gütern, Begierde nach fremden Frauen seien die Quellen aller Übel unter den Menschen, die Anregung zu Neid, Haß und Freveltaten. Diese Anreizung wollte Mazdak beseitigt wissen durch Gemeinschaft der Güter und der Frauen. Auf dem Grunde kommunistischer Gleichheit glaubte er das Ziel der Zoroasterischen Lehre am sichersten erreichen zu können. Da der Reformator uneigennützig war und ein asketisches Leben führte, so gewann er zahlreiche Anhänger, welche Gebrauch von dieser vorteilhaften Freiheit machten (um 501).

Diese Anhänger nannten sich Zendik, als wahre Bekenner des Zend, der Religion des heiligen Wortes. Der König Cavad wurde ebenfalls sein treuer Jünger und förderte dessen wahnsinnige Reform. Er erließ einen Befehl, daß sämtliche Bewohner des persischen Reiches dessen Lehre annehmen und danach handeln sollten. Die niedrigen Volksklassen, welche nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, und denen an der Ehre ihrer Frauen wenig lag, geberdeten sich als die eifrigsten Zendik, eigneten sich die Güter der Reichen und die Frauen, die ihnen gefielen, an. Es entstand eine Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster, wie sie die Völkergeschichte noch nicht gesehen hat. Obwohl die persischen Großen den kommunistischen König entthronten und in den Kerker warfen, so konnten sie doch nicht verhindern, daß, als er aus dem Gefängnis befreit und mit Hilfe der Hunnen wieder in sein Reich eingesetzt wurde, Mazdaks Anhänger den Unfug erneuerten, so daß viele während Cavads Regierung geborene Kinder ihre wahren Väter nicht kannten und niemand seine Besitztümer in Sicherheit genießen konnte.

Die Juden und Christen blieben natürlich von der Plage des kommunistischen Schwindels nicht verschont, und wenn unter dem gesetzlich gewordenen Raube der Zendik nur Begüterte litten, so mußte die Gemeinschaft der Weiber alle aufs Empfindlichste treffen. Keuschheit und Heiligkeit der Ehe waren unter den Juden stets heimische Tugenden, welche durch die talmudische Lehre noch tiefer in die Gemüter eingewurzelt waren. Sie konnten ihre Frauen und Jungfrauen nicht der Schändung ausgesetzt, die Familienreinheit besudelt sehen. Sie scheinen den frechen Angriffen der Zendik auf die Keuschheit bewaffneten Widerstand entgegengesetzt zu haben. Ein Aufstand der babylonischen Juden, welcher in dieser Zeit ausbrach, ist aller Wahr-

scheinlichkeit nach zur Abwehr des unerträglichen Kommunismus organisiert worden. An der Spitze dieses Aufstandes stand der jugendliche Exilarch Mar-Sutra II., der eine nicht gewöhnliche Erscheinung gewesen sein muß, da die Sage seine Geburt und seine Taten mit wunderbaren Zügen ausgeschmückt hat.

Mar-Sutra war der Sohn jenes gelehrten Exilsfürsten Huna, der nach dem Tode des Tyrannen Peroz mit der Exilarchenwürde bekleidet worden war (488—508). Er war beim Tode seines Vaters noch in zartem Knabenalter. Herangewachsen, trat er mit den Waffen in der Hand zur Verteidigung der jüdischen Familienehre und des Lebens seiner Brüder ein. Eine Schar von vierhundert jüdischen Kriegern bildete Mar-Sutras Gefolge, mit dem er wahrscheinlich Mazdaks räuberische und lüsterne Anhänger aus dem jüdischen Gebiete Babyloniens vertrieb und die frechen Eingriffe in die heiligsten Rechte abwehrte. Er soll ferner so glänzende Waffentaten ausgeführt haben, daß die Truppen, die der König zur Unterdrückung des Aufstandes ausgesandt hatte, ihm nicht beikommen konnten. Machusa unweit Ktesiphon wurde Hauptstadt eines kleinen jüdischen Staates, in dem der Exilarch gleich einem König residierte.

Nahe an sieben Jahre dauerte die von Mar-Sutra erkämpfte Unabhängigkeit; zuletzt wurde die jüdische Schar von der Überlegenheit eines persischen Heeres besiegt. Dabei geriet der Exilarch selbst in Gefangenschaft. Er und sein greiser Großvater Mar-Chanina wurden hingerichtet und ihre Leichname an der Brücke von Machusa ans Kreuz geschlagen (um 520). Die Einwohner dieser Stadt wurden ihrer Habe beraubt und in die Gefangenschaft geschleppt. Die Glieder des Exilarchenhauses mußten sich durch Flucht retten und brachten den nach dem Tode des Vaters geborenen Stammhalter des Exilarchengeschlechtes — dem ebenfalls der Name Mar-Sutra beigelegt wurde — nach Judäa, wo er herangewachsen sich durch Gelehrsamkeit auszeichnete. In Babylonien war also während Cavads Regierung das Exilarchat für einige Zeit erloschen. Auch die talmudischen Akademien wurden geschlossen, da die Gesetzeslehrer verfolgt wurden und sich verbergen mußten. Cavads Rache wegen eines durch Fanatismus herausgeforderten Aufstandes hat dem geschichtlichen Leben der babylonischen Juden, das in beiden Akademien Sura und Pumbadita pulsierte, einen so herben Schlag versetzt, daß es sich nicht sobald davon erholen konnte. Indessen scheint sich die Verfolgung nicht über ganz Persien erstreckt zu haben; denn in Cavads Heer, das gegen den byzantinischen Feldherrn Belisar kämpfte, dienten auch jüdische Soldaten, auf welche der persische Feldherr so sehr Rücksicht nahm, daß er um einen Waffenstillstand bat, um ihnen am Passahfest Waffenruhe zu gewähren. Nach Cavads Tod hörte die Verfolgung gegen die babylonischen

Juden von selbst auf. Unter seinem Nachfolger, Chosroes Nuschirvan (531—579) haben die Juden wieder Ruhe und Wohlstand erlangt. Sobald die Ruhe wiedergekehrt war, beeilten sich die Vertreter der babylonischen Juden, die Institute wieder herzustellen, die Lehrhäuser wieder in den Gang zu bringen und gewissermaßen die zerrissene Kette der Überlieferung wieder zusammenzufügen.

Man berief den Flüchtling Giza nach Sura, den Lehrstuhl einzunehmen; die Schwesterakademie Pumbadita erhielt Simuna als Oberhaupt. Diese Männer mit ihren Genossen und Jüngern hatten nichts Wichtigeres zu tun, als ihre ganze Tätigkeit dem Talmud zu weihen. Es war das einzige Ziel aller Denkenden und Frommen jener Zeit, das zugleich den religiösen Eifer und den Ehrgeiz befriedigte, Seelenruhe gewährte, Ruhm eintrug und geistige wie zeitliche Zwecke förderte. Die Verfolgung der Lehre mache sie allen um so teurer und heiliger.

Allein den Jüngern der letzten Amoräer war die Schöpferkraft ausgegangen, den Talmud weiterzuführen; auch war sowohl Lehrstoff, wie Methode der Behandlung bereits so erschöpft, daß sie keiner Vergrößerung und Erweiterung mehr fähig waren. Die Schulhäupter begnügten sich daher damit, den alten Brauch festzuhalten, die Talmudjünger in den Lehrmonaten Adar (März) und Elul (September) um sich zu sammeln, ihnen den Lehrstoff zu überliefern, sie in den Lehrgang einzuweihen und ihnen Aufgaben zu Selbstbeschäftigung zu geben. Allenfalls setzten sie viele Punkte der religiös gesetzlichen Praxis für das Ritual und das Zivil- und Eherecht, welche bisher unerledigt geblieben waren, oder über welche in den Lehrhäusern Meinungsverschiedenheit herrschte, nach gewissen Normen fest. Der unübersehbare Stoff des Talmuds, welcher durch Diskussionen der Bestimmtheit entbehrte, sollte zum praktischen Gebrauche nutzbar gemacht werden. Die Richter mußten eine feste Norm haben, nach der sie in vorkommenden Fällen entscheiden könnten, und jedermann brauchte eine unzweifelhafte Vorschrift, um das religiöse Tun zu üben. Von dieser Seite ihrer Tätigkeit, dem Feststellen der religiösen und richterlichen Praxis nach Abwägen des Für und Wider, erhielten die nachamoräischen Lehrer den Namen Saburäer, weil sie nach Beurteilung der verschiedenen Meinungen die endgültige Entscheidung getroffen haben. Sie verfolgten mehr eine praktische als eine theoretische Richtung. Sie getrauten sich nicht, eine eigene Meinung zu befolgen, welche im Widerspruch mit den Autoritäten des Talmuds stünde.

In der saburäischen Zeit sind die Anfänge einer Wissenschaft eingeführt worden, ohne welche die heilige Schrift ein versiegeltes Buch geblieben wäre, und welche die Einseitigkeit des Talmuds allmählich überwinden half. Die heiligen Bücher mit ihrer duftenden Poesie

und ihren erhabenen Lehren waren unleserlich, weil ihnen eine scheinbare Kleinigkeit mangelte — Vokale. Der Text bestand lediglich aus Konsonanten, die ohne das belebende Element der Vokale tot waren, so oder anders gelesen werden konnten, und je nachdem einen verschiedenen Sinn geben. Nur die Gesetzeslehrer und ihre Jünger konnten sie allenfalls aus Übung lesen, aber sie lasen sie mit der Brille des Talmuds. Dem Volke aber, welches nicht von Jugend an durch Überlieferung das Lesen des Textes gelernt hatte, blieben sie aus Mangel an Vokalzeichen völlig unzugänglich. In älterer Zeit hat es zwar die Verlegenheit dahin gebracht, daß Andeutungen für die drei Hauptvokale angebracht worden waren, aber auch das nur spärlich und nicht überall gleichmäßig durchgeführt. Selbst für Kundige waren Wörter, welche mit denselben Konsonanten geschrieben waren, aber eine verschiedene Bedeutung haben, sehr schwer zu unterscheiden. Wie sollte da der richtige Sinn der heiligen Schrift erfaßt werden?

Da wehte ein leiser Hauch wissenschaftlicher Regung vom absterbenden Griechenland nach Persien hinüber. Die fanatische Verfolgersucht des Kaisers Justinian hatte die Philosophenschule von Athen schließen lassen und dafür unwissende Mönche begünstigt. Die letzten sieben Weisen Griechenlands wanderten nach Persien aus, weil sie den König Nuschirwan für einen Beförderer der Wissenschaft hielten. Zum Teil war er es auch. Von dem griechischen Geiste angeregt, entstand in der Gegend, wo Juden zahlreich wohnten, eine Schule für Heilkunde und Naturwissenschaft. Auch die Sprachwissenschaft fand einige Pflege unter den syrischen Christen am Euphrat und jenseits des Tigris. Es war eine Sekte, Nestorianer genannt, welche sich wegen eines dogmatischen Gezänkes von ihren Glaubensverwandten westlich vom Euphrat, den Jakobiten, getrennt hatten und diese bitter haßten. Die Nestorianer standen den Juden näher, und ihre Priester und Gelehrten teilten nicht das Vorurteil und den Haß der abendländischen, oder wie sie sich nannten, der rechtgläubigen Christen, den Verkehr mit ihnen zu meiden. Diese syrischen Christen hatten — man weiß nicht genau in welcher Zeit — in den Texten ihrer kirchlichen Schriften einen Notbehelf für Vokale eingeführt, wobei die Kenntnis grammatikalischer Regeln unentbehrlich war. Von diesen angeregt, begann unter den Juden in ihrer Nachbarschaft der Nacheifer, der heiligen Schrift ein wenig Aufmerksamkeit zuzuwenden. Um das Lernen und Begreifen der biblischen Bücher zu erleichtern, mußte zunächst der Text mit Vokalzeichen versehen werden. Diese führte ein unbekannt Gebliebener (oder mehrere) ein, zuerst gleich den Syrern nur Punkte bei verschiedendeutigen Wörtern, nach und nach dann ein vollständiges System. Jeder Konsonant wurde mit einem Vokalzeichen versehen. Die Erfindung dieser Zeichen

scheint jetzt kinderleicht, und doch waren Jahrtausende vergangen, ohne daß man darauf gekommen war. Das einfache besteht darin, daß gewisse hebräische Konsonanten, welche bald konsonantisch, bald vokalisch klingen*) in winziger Form die Geltung von Vokalen erhielten. Diese verkleinerten Konsonantenbuchstaben wurden als Vokalzeichen oberhalb der Konsonanten gesetzt.

Fünf oder sechs Zeichen**) genügten, um die toten Gebeine der Konsonanten wie mit einem Hauch zu beleben und diese für jedermann leserlich zu machen. Wer war der Erfinder? Man weiß es nicht und wird das wohl auch nie erfahren. Vielleicht ein Lehrer der Kleinen, welcher damit ihnen das Lesen der heiligen Schrift erleichtern wollte. Der Unbekannte, welcher auf dieses einfache Hilfsmittel gekommen ist, hat damit einen für das Verständnis der heiligen Schrift unschätzbaren Dienst geleistet. Vermöge der Erschließung des Sinnes jedes Wortes und jedes Verses wurden die Grundwahrheiten und Lehren des Judentums erst erkennbar, und diese haben die allgemeine Sittlichkeit gefördert. Als die Christenheit aus dem tiefen Schlaf und dem rasenden Taumel des Mittelalters erwachte, griffen ihre geistigen Führer zunächst nach den heiligen Büchern in der hebräischen Urschrift und bannten damit den mittelalterlichen Spuk. Das Verständnis derselben war aber einzig und allein durch die Einführung der Vokalzeichen ermöglicht.

Der unbeachtet gebliebene Erfinder dieser Zeichen in Babylonien oder Persien oder ein anderer hat auch Akzentzeichen eingeführt, um die Vers- und Satzabteilungen anzudeuten, und auch diese in einfacher Form. Dieses einfache Vokal- und Akzentzeichensystem, das Jahrhunderte lang unbekannt geblieben ist und erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts bekannt wurde, wird das babylonische oder assyrische genannt. Nur noch sehr wenige Exemplare sind mit diesen Vokal- und Akzentzeichen versehen. Es wurde nämlich von einem jüngeren System verdrängt, welches seinen Ursprung in Tiberias hatte. Seit der Erfindung dieser Zeichen haben die Abschreiber der heiligen Schrift hier und da den Text vokalisiert; es war das Geschäft der Punktatoren. Nur das Fünfbuch der Thora, aus welchem öffentlich in den Synagogen vorgelesen wurde, blieb und ist bis auf den heutigen Tag ohne Vokalzeichen, da die afterreligiöse Peinlichkeit es nicht

---

*) Wie w und u, j und i.

**) Für kurzes a wurde ein ganz kleines Ajin gebraucht, für i ein winziges Jot oder ein Punkt, für o (oder langes a) ein kleines Aleph, für u ein kleiner senkrechter Strich als Waw, für ä (oder ai) zwei Punkte = zwei Jot nebeneinander, und für lang o (oder au) zwei Punkte übereinander.

zuließ, auch nur e i n e n Strich zu dem Buche hinzuzufügen, das die göttliche Offenbarung enthält. Die Punktatoren ließen sich teils von der seit Jahrhunderten überlieferten Aussprache, teils von einem gewissen grammatischen Takt leiten. Bei ihrer fortgesetzten Beschäftigung mit der heiligen Schrift erhellte sich die anfänglich traumhafte Ahnung des grammatischen Baues der hebräischen Sprache allmählich zur sicheren Erkenntnis der grammatischen Regeln. Die Beschäftigung mit der hebräischen Grammatik und mit der heiligen Schrift hätte schon früher die Alleinherrschaft des Talmuds erschüttert, wenn nicht unruhige Zeiten über die babylonischen und persischen Gemeinden hereingebrochen wären.

Das Magiertum wetteiferte in diesem Jahrhundert mit dem Christentum um die Palme der Unduldsamkeit. Beiden war das Judentum ein Gräuel, und die Priester zweier Religionen, von denen die eine den Sieg des Lichtes, die andere die Bruderliebe den Menschen verhieß, mißbrauchten schwache Könige zum Werkzeuge grausiger Verfolgung.

Chosroes Nuschirvans Sohn H o r m i s d a s (Hormuz) IV. (579—589) war seinem großen Vater in allen Stücken unähnlich. So lange sein Erzieher und Ratgeber B u z u r ǵ - M i h i r, der persische Seneka, lebte, — der für den schwächlichen König das Schachspiel erfunden haben soll, um ihm die Abhängigkeit des Königs von Heer und Volk augenfällig zu machen — scheute sich Hormisdas seinen wahren Charakter zu zeigen. Als dieser Weise sich aber zurückzog, kam seine Neronatur zum Ausbruch und überschritt den Damm der Mäßigkeit und Klugheit. Von den Magiern geleitet, welche den herannahenden Untergang ihrer Religion durch Verfolgung Andersgläubiger aufhalten wollten, kehrte sich sein Zorn gegen Juden und Christen seines Reiches. Die talmudischen Lehrhäuser in Sura und Pumbadita wurden abermals geschlossen, und die Gesetzeslehrer mußten wiederum wie unter Perôz und Cavad in Massen auswandern (um 581). Sie ließen sich in Perôz-Schabur (unweit Nahardea) nieder, das, weil unter einem arabischen Häuptling stehend, ihnen Schutz bot. In Perôz-Schabur setzten sie ihre Tätigkeit fort, und es entstand dort ein neues Lehrhaus.

Glücklicherweise dauerte Hormisdas' grausige Regierung nicht lange, die Perser wurden unzufrieden und aufsässig, die politischen Feinde Persiens drangen von allen Seiten in dessen Gebiet ein und eigneten sich Länderstrecken an. Das Reich der Sassaniden wäre damals schon einem glücklichen Sieger zugefallen, wenn es

nicht der mutige Feldherr Bahram Tschubin vom Untergange gerettet hätte. Als aber der unbesonnene König in seiner Verblendung so weit ging, den Retter des Vaterlandes mit Undank zu lohnen und ihn zu entsetzen, empörte sich Bahram gegen ihn, stürzte den Unwürdigen vom Throne (589) und warf ihn in einen Kerker, wo er später ermordet wurde. Bahram, der anfangs zum Scheine im Namen des Prinzen Chosru die Regierung führte, warf später die Maske ab und setzte sich selbst auf den persischen Thron (589—90). Die Juden Persiens und Babyloniens begrüßten in Bahram ihren Befreier; er war für sie dasselbe, was der Kaiser Julian zwei Jahrhunderte vorher für die Juden des römischen Reiches gewesen war. Er hob den über sie verhängten Druck auf und begünstigte ihre Bestrebungen. Dafür hingen sie ihm auch mit vieler Hingebung an, unterstützten ihn mit Geld und Mannschaften und waren seinem bestrittenen Throne eine Stütze, ohne welche er sich wohl schwerlich auch nur auf kurze Zeit hätte halten können. Denn das persische Volk wendete nach kurzem Schwanken seine Sympathie dem rechtmäßigen Thronerben Chosru zu; nur das Heer blieb Bahram größtenteils treu, und die Juden sorgten für Verpflegung und Sold der Truppen. — Die Wiedereröffnung der geschlossenen Lehrhäuser in Pumbadita und Sura (589) steht in ursächlichem Zusammenhange mit der Anhänglichkeit, welche die persischen Juden diesem Herrscher erwiesen. — Chanan aus Iskiwan kehrte mit seinen Genossen und Jüngern von Perôz-Schabur nach Pumbadita zurück und stellte die alte akademische Ordnung wieder her.

Bahrams Regierung dauerte indessen nicht lange. Der byzantinische Kaiser Mauritius, bei dem der flüchtige Königssohn Chosru Zuflucht genommen hatte, sandte ein Heer zu seiner Hilfe, dem sich die treugebliebenen Perser anschlossen. Viele Juden büßten ihre Anhänglichkeit an den Usurpator mit dem Tode. Der persische Feldherr Mebodes ließ bei der Einnahme der Stadt Machuza, in welcher eine starke jüdische Bevölkerung wohnte, die meisten derselben über die Klinge springen. An anderen Orten, wohin Chosrus siegreiche Heere gedrungen, ging es ihnen wohl nicht besser. Bahrams Heer wurde besiegt, und er selbst gezwungen, bei den Hunnen Zuflucht zu nehmen. Chosru II. mit dem Beinamen Perôz bestieg den Thron seiner Väter. Dieser ebenso gerechte, wie milde Fürst, der eher seinem Großvater Nuschirvan als seinem Vater Hormisdas glich, ließ den Juden ihre Beteiligung am Aufstande nicht entgelten. Während seiner langen Regierung (von 590—628) bestanden die beiden Akademien ununterbrochen fort. Auf Chanan folgte Mari bar Mar, der in Perôz-Schabur

ein Lehrhaus gegründet hatte — während in Sura zur selben Zeit ein Schulhaupt ähnlichen Namens Mar Bar-Huna fungierte (609—620), in deren Zeitalter die Juden Palästinas neue Siege errangen und neue Niederlagen erlitten.

Neuntes Kapitel.

Die Juden in den europäischen Ländern.

(500 bis 640.)

Für die Juden im persischen Morgenlande wechselte doch wenigstens Sturm mit Windstille ab. Im Stammlande und in dem byzantinischen Morgenlande dagegen war ihnen weder die Ruhe vergönnt, welche die Gleichgültigkeit der Herren gegen eine Volksklasse gewährt, noch wurden sie von Stürmen gepeitscht, welche, wenn sie niederwerfen, zum Aufraffen stählen. Das byzantinische Reich, dem auch das heilige Land verfallen war, fügte zu dem altrömischen Hochmut noch die griechische Tücke und die Giftigkeit hinzu, welche die Gläubigen aus den Kirchenvätern gegen die Juden gesogen hatten. In Byzanz wurde das Stichwort eingeführt, welches den Juden das allerschwerste Verbrechen aufhalste; sie wurden als Gottesmörder gebrandmarkt. Trotzdem schlug man sie nicht tot, sondern duldete sie, um sie zu entwürdigen, sie elend und verkümmert zu machen, damit sie als abschreckendes Beispiel ihrer gottesmörderischen Tat dastehen sollten.

Laut der Gesetzgebung Theodosius' des Jüngern waren die Juden im byzantinischen Reiche von Ehrenämtern ausgeschlossen und durften keine Synagogen bauen. Seine Nachfolger, durchweg kirchlich-fanatisch gesinnt, ließen die Gesetze gegen sie mit aller Strenge handhaben. Von welchem Geiste die oströmischen Machthaber gegen die Juden beseelt waren, bezeugt ein Ausspruch des Kaisers Zeno, des isaurischen Emporkömmlings. In Antiochien, wo, wie in allen größern Städten des byzantinischen Reiches das Rennbahnspiel und die Parteiung der zwei Farben, der Blauen und Grünen, bestanden, hatten die letzteren einst einen jener Aufläufe gemacht, die selten ohne Blutvergießen abliefen. Die Grünen hatten bei dieser Gelegenheit unter anderen auch viele Juden ermordet, ihre Leichen ins Feuer geworfen und ihre Synagoge verbrannt. Als Kaiser Zeno davon benachrichtigt wurde, äußerte er sich darüber: die Grünen seien nur deswegen strafbar, daß sie nur die toten Juden und nicht auch die Lebenden verbrannt haben! Das durch Kirchenstreitigkeit und Farbenparteiung verwilderte Volk sah in dem Judenhaß der Machthaber

die stillschweigende Aufforderung, seine Wut gegen die Juden auszulassen.

Bis zu Justinians Zeit genossen die Juden Palästinas und des byzantinischen Reiches, so sehr sie auch bürgerlich hintangesetzt wurden, wenigstens vollkommene Religionsfreiheit. Die Kaiser mischten sich in die inneren Angelegenheiten nicht ein. Der erste, der sie bürgerlich noch mehr beschränkte und ihnen noch dazu Gewissenszwang aller Art auflegte, war der Kaiser Justinian (527—565). Von ihm rührt das schmachvolle Gesetz her, daß jüdischen Zeugen keine Glaubwürdigkeit beizumessen sei gegen Christen, nur untereinander seien sie zulässig. Die Juden waren indessen bevorzugt gegen die Samaritaner, deren Zeugnis gar keine Gültigkeit hatte, und die auch nicht einmal über ihre Hinterlassenschaft testamentarisch verfügen durften. Es war dies ein Akt der Rache gegen die Samaritaner, weil sie mehrere Aufstände gegen die kaiserliche Gewalt versucht und sich einst auch einen König Julian Bar-Sabar gewählt hatten. Da die Juden sich aber nicht an diesem Aufstande beteiligt hatten, so genossen sie einen gewissen Vorzug vor den Samaritanern. Sonst stellte Justinian die Anhänger beider Bekenntnisse in jeder Beziehung gleich. Obgleich sie wie alle Ketzer von Ehrenämtern ausgeschlossen waren, sollten sie doch zur Übernahme des lästigen und kostspieligen Dekurionats (Magistratswürde) verpflichtet sein, ohne jedoch die Auszeichnung zu genießen, die damit verbunden war, nämlich Freiheit von Geißelstrafe und Exil. „Sie sollten das Joch tragen, wenn sie auch darunter seufzen, aber jeder Ehre sollten sie unwürdig gehalten sein.“ Der Kaiser verbot auch bei schwerer Strafe den Juden am Passahfeste feiertägigen Gottesdienst zu halten und ungesäuertes Brot zu genießen. Es gab nämlich noch immer eine christliche Sekte, die „Vierzehntägigen“ genannt, welche die Ostern nicht nach der Bestimmung der nicäischen Kirchenversammlung unter Konstantin am Sonntag nach Vollmond im Frühlingsanfang feierten, sondern sich nach dem jüdischen Passahfeste richteten und sie mit den Juden zugleich am fünfzehnten Nisan begingen. Anstatt diese Sekte zur Beobachtung der kirchlichen Regel anzuhalten, verletzte Justinian durch ein Gesetz das Gewissen der Juden aufs empfindlichste. So oft nämlich in einem dem Schaltjahre vorangehenden Jahre das jüdische Passahfest mit den christlichen Ostern zusammentraf, durften es die Juden nicht in dieser Zeit feiern, damit es nicht den Anschein habe, als feierten die Christen das jüdische Passah. Noch andere Eingriffe machte Justinian in ihre religiösen Angelegenheiten. Eine jüdische Gemeinde in Cäsarea oder in Konstantinopel, war seit einiger Zeit

in Spaltung geraten. Ein Teil derselben wünschte, daß der Vorlesung aus dem Pentateuch und den Propheten an den Sabbaten und Feiertagen eine Übersetzung der verlesenen Abschnitte in griechischer Sprache für die Unkundigen und das weibliche Geschlecht nebenhergehen solle. Die Frommen dagegen und namentlich die Gesetzeslehrer empfanden eine Scheu, die Sprache ihrer Peiniger und die Sprache der Kirche beim Gottesdienste zu gebrauchen, wohl auch darum, weil dann keine Zeit für die krause erbauliche Auslegung bliebe. Der Streit darüber war so heftig, daß die griechische Partei ihn vor den Kaiser brachte und an ihn als die letzte Instanz appellierte Justinian mußte sich allerdings nach seiner Anschauungsweise für den Gebrauch der griechischen Übersetzung entscheiden. Er empfahl den Juden, sich besonders der Septuaginta oder Aquilas Übersetzung beim Gottesdienste zu bedienen. Auch in jede andere Sprache, in die lateinische in den italischen Provinzen, sollten die Vorlesungen aus der heiligen Schrift übertragen werden. So weit war Justinian im Rechte. Er verbot zwar auch, unter Androhung körperlicher Züchtigung, den Anhängern der alten Liturgie, die neuerungssüchtige griechische Partei in den Bann zu legen. Aber auch diese Verfügung könnte allenfalls als ein Akt der Gerechtigkeit angesehen werden, indem der Kaiser die liturgische Freiheit gewahrt wissen wollte. Allein eine andere damit verbundene Verfügung zeigt unzweideutig, daß er damit nur ein Bekehrungsinteresse verfolgt hat, weil er im Wahne war, daß durch die Benutzung der griechischen Übersetzung und namentlich der Septuaginta, welche bereits christlich zugestutzt war, beim synagogalen Gottesdienste die Juden für den christlichen Glauben gewonnen werden würden. Er verfügte nämlich bei schweren Strafen, daß sämtliche jüdische Gemeinden des byzantinischen Reiches sich bei den sabbatlichen Vorlesungen durchaus einer Übersetzung in griechischer und lateinischer Sprache bedienen sollten, natürlich auch diejenigen, welche gar keine Lust dazu hatten. Er verbot ferner die bis dahin übliche agadisch-erbauliche Auslegung der heiligen Schrift. Justinian wollte demnach die traditionelle Auffassung der heiligen Schrift zugunsten der im Sinne des Christentums vielfach veränderten Übersetzung unterdrücken. Der Gottesdienst in der Synagoge sollte als Mittel zur Bekehrung der Juden dienen, und der fromme Geist, der in den agadischen Auslegungen weht, sollte vermittelst der Umdeutung des Inhaltes zugunsten der christlichen Glaubenslehren verbannt werden. Justinian, der Despot, beabsichtigte keineswegs der Synagoge eine Art Freiheit zu schenken, sondern wollte im Gegenteil ihr eine Art Zwang auflegen. Es war ihm auch so sehr Ernst mit diesem Er-

lasse, daß er seinen Minister Areobindus den Befehl erteilte, das Edikt in betreff der griechischen Übersetzung bei synagogalen Vorlesungen allen Beamten der Provinzen bekannt zu geben und ihnen einzuschärfen, über die pünktliche Erfüllung derselben streng zu wachen (553).

Indessen hat dieses bösgemeinte Edikt keine weiteren Folgen gehabt; das Bedürfnis nach einer Übersetzung der heiligen Schrift war bei den Juden im allgemeinen nicht so lebhaft, daß sie davon hätten Gebrauch machen sollen. Die Partei, die es gewünscht hatte, stand vereinzelt, und allzuschwer war es nicht, wo die Gemeinden einig waren, den Gottesdienst in hergebrachter Weise zu begehen und sich den Augen der Behörden zu entziehen. Die Kanzelredner fuhren fort sich der bisher üblichen Auslegung zu bedienen, und unterließen es nicht, in ihren Vorträgen versteckte Angriffe auf das judenfeindliche Byzanz zu machen. „Wie der abgedrückte Pfeil nicht eher wahrgenommen wird, bis er das Herz getroffen, so geht es mit den Dekreten Esaus (Byzanz). Seine Pfeile kommen plötzlich, und man gewahrt sie nicht eher, als bis das Wort gesprochen ist, ob es Hinrichtung oder Kerker gilt. „„Der Pfeil, der am Tage fliegt““, das sind Esaus Schreibereien.“ In diesem Sinne predigten die Lehrer in Judäa. Die Fürsorge des byzantinischen Hofes für das Seelenheil der Juden vergewissern noch andere Erlasse und Verbote. Sie durften nicht in den Synagogen den Vers des Einheitsbekenntnisses rezitieren, als wenn auch nur das Aussprechen des Bekenntnisses: „unser Gott ist einzig-einzig“, ein lästerlicher Protest gegen die Dreieinigkeit wäre. Sie durften ferner nicht im Gebete den Vers „heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth“ sprechen, weil dieser Vers, christlicherseits als unwiderleglicher Beweis für die Dreieinigkeit geltend gemacht, von den jüdischen Vorbetern deswegen mit einem erläuternden Zusatz gegen die Dreiheit gesprochen wurde. Endlich durften sie nicht an Sabbaten die Abschnitte aus dem Propheten Jesaia öffentlich lesen und auslegen, welche für das elende, sturmgepeitschte ungetröstete Zion für die Zukunft Trost und Erhebung aus dem Staube verheißen. Damit die Juden ja nicht diese Verbote übertreten, fanden sich Aufpasser in den Synagogen ein, welche das Gebet zu überwachen hatten. Diese weilten zur Beaufsichtigung an Sabbaten und Festtagen, an denen der Gottesdienst länger dauert, stundenlang in den Bethäusern. Die Juden mußten sich fügen; um nicht Strafen zu verfallen, sprachen sie die verbotenen Gebetstücke leise oder versammelten sich zitternd zum gemeinsamen Beten zu einer anderen Tageszeit hinter dem Rücken der Auflaurer.

Nur in Antiochien, wo von jeher eine zahlreiche jüdische Ge-

meinde war, erhoben sich die Juden erbittert über soviel tückische Quälereien zur mannhaften Gegenwehr unter dem Kaiser Phokas (602—610), dem purpurbekleideten Mörder. Sie überfielen, man weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung, ihre Feinde, besiegten sie und übten Vergeltung an ihnen. Der Aufstand der Juden in Antiochien muß einen so bedrohlichen Charakter angenommen haben, daß Phokas zwei Heerführer zu seiner Bekämpfung senden mußte. Aber die Juden hielten sich so tapfer, daß das römische Heer ihnen nicht beikommen konnte. Erst als sie von zahlreichen Truppen, aus der Nachbarschaft zusammengezogen, von neuem angegriffen wurden, mußten sie die Waffen strecken und fielen der Rache der römischen Heerführer anheim, welche sie teils töteten, teils verstümmelten.

Unerwartet fanden die Juden gerade durch die Untaten des Kaisers Phokas Gelegenheit, sich Luft zu machen. Der Thronraub dieses Kaisers an seinem Vorgänger Mauritius hatte den Perserkönig Chosru II., der des letzten Schwiegersohn war, herausgefordert, Angriffe auf die römische Besitzung im Orient zu machen. Ein persisches Heer überschwemmte Kleinasien und Syrien unaufhaltsam, ungeachtet dessen, daß der inzwischen neu gewählte Kaiser Heraklius dem Perserkönig die verdiente Züchtigung des Phokas angezeigt und um Frieden gebeten hatte. Eine Abteilung des persischen Heeres unter dem Feldherrn Scharbarza stieg von den Höhen des Libanon herab, um Palästina dem byzantinischen Reiche zu entreißen. Bei der Nachricht von der Schwäche der christlichen Waffen und den Fortschritten des persischen Heeres erwachte eine ungestüme Kampfeslust in der Brust der palästinensischen Juden. Die Stunde schien geschlagen zu haben, die jahrhundertelang erduldete Demütigung von dem zwiefachen Feinde, dem Römer und Christen, zu vergelten. Der Herd der kriegerischen Bewegung der Juden war die Stadt Tiberias. Sie ging von einem Manne Namens Benjamin aus, welcher ein erstaunliches Vermögen besaß und es dazu verwendete, jüdische Truppen anzuwerben und auszurüsten. Ein Aufruf erging an sämtliche Juden Palästinas, sich zu sammeln und sich dem Zuge der Perser anzuschließen. Die kräftigen jüdischen Bewohner von Tiberias, Nazareth und den galiläischen Gebirgsstädten scharten sich sofort um die persischen Fahnen. Wuterfüllt, wie diese Schar war, hat sie sicherlich die Christen und ihre Kirche in Tiberias nicht verschont. Unter Scharbarzas Heer marschierten sie auf Jerusalem zu, um die heilige Stadt den Christen zu entreißen. Die Juden Südpalästinas schlossen sich ihnen an und mit diesen vereint und von einer Sarazenenschar unterstützt, nahm der persische Feldherr Jerusalem mit Sturm (Juli 614).

Neunzigtausend Christen sollen in Jerusalem umgekommen sein. Aber erfunden ist der Zug, daß die Juden die christlichen Gefangenen den Persern abgekauft und sie mit kaltem Blute getötet haben sollen.

Gegen die christlichen Heiligtümer mögen die Juden allerdings schonungslos gewütet haben. War nicht Jerusalem, der Juden ureigner Besitz, ihnen durch List und Gewalt entrissen worden! Mußten sie nicht die heilige Stadt durch die Verehrung des Kreuzesholzes und der Märtyrergebeine für ebenso entweiht halten, wie durch die Götzen des Antiochus Epiphanes und Hadrians? Die Juden scheinen sich mit der Hoffnung geschmeichelt zu haben, daß die Perser ihnen Jerusalem mit einem Gebietsteile als selbständiges Gemeinwesen überlassen würden.

Mit den Persern vereint streiften sie in Palästina umher und zerstörten Klöster und Kirchen. Eine Schar, bestehend aus Juden von Tiberias, Galiläa, Damaskus und sogar von Cypern, unternahmen einen Streifzug gegen Tyrus, aufgefordert von den Juden dieser Stadt, die Christen in der Osternacht zu überfallen und niederzumachen. 20000 Mann soll diese jüdische Schar betragen haben. Die Unternehmung scheiterte aber, weil es den Christen in Tyrus verraten wurde, was ihnen bevorstand.

Ungefähr vierzehn Jahre waren die palästinensischen Juden von dem Anblick ihrer byzantinisch-christlichen Feinde befreit. Die Erfolge der ersten Zeit erfüllten sie mit Freuden. Manche Christen gingen aus Furcht oder Verzweiflung an dem Fortbestand des Christentums zum Judentum über. Einen Triumph bereitete den Juden die Bekehrung eines Mönches, der sich aus freiem Antrieb zum Judentum bekannte. Dieser Mönch hatte viele Jahre in dem Kloster auf dem Berge Sinai mit Büßungen und Litaneien zugebracht. Mit einemmal stießen ihm Zweifel an der Wahrheit des Christentums auf. Er wollte durch lebhafte Träume darauf gekommen sein, die ihm auf der einen Seite Christus, die Apostel und Märtyrer in finstern Nebel gehüllt, auf der andern Seite Mose, die Propheten und die heiligen Männer des Judentums lichtumflossen zeigten. Des innern Kampfes müde, stieg er vom Berge Sinai herab, wanderte durch die Wüste nach Palästina und begab sich endlich nach Tiberias, wo er der Gemeinde seinen festen Willen kundgab, sich zum Judentum zu bekennen. Er unterwarf sich dem Bunde, nahm den Proselytennamen Abraham an, heiratete eine Jüdin und wurde ein eifriger Verfechter des Judentums und ein heftiger Gegner seiner angestammten Religion.

Indessen hatte sich die Hoffnung, welche die Juden auf den persischen Sieger gesetzt hatten, nicht erfüllt. Die Perser räumten ihnen nicht die Stadt Jerusalem ein, taten nichts, um ein freies

jüdisches Gemeinwesen aufkommen zu lassen, und mögen sie noch außerdem durch Steuern bedrückt haben. Es entstand daher eine Verstimmung zwischen den Bundesgenossen. Der persische Feldherr bemächtigte sich deswegen vieler Juden Palästinas und schickte sie in die Verbannung nach Persien. Dieses Verfahren machte die Juden noch unzufriedener und bewog sie, ihre Gesinnung zu ändern und sich dem Kaiser Heraklius zu nähern. Dieser Fürst, der das seltene Beispiel gab, wie ein abgestumpfter Feigling über Nacht ein feuriger Held werden kann, fand sich geneigt, die jüdischen Feinde in Judäa für sich zu gewinnen, um seinem Hauptgegner Verlegenheit zu bereiten. Heraklius ging daher ein förmliches Bündnis mit den Juden ein, das wahrscheinlich Benjamin von Tiberias betrieben hatte, sicherte ihnen Straflosigkeit für die den Christen zugefügten Unbilden zu und verhieß ihnen noch andere Vorteile (um 627).

Chosrus Verblendung und die Empörung seines Sohnes Syroes gegen ihn brachten dem griechischen Kaiser wieder alle jene Länder ein, die nahe daran waren, dauernd in persische Satrapien umgewandelt zu werden. Infolge des Friedensschlusses zwischen Heraklius und Syroes — der seinen alten Vater entthronte und töten ließ — verließen die Perser Judäa, und das Land kam wieder in byzantinische Botmäßigkeit. Auf seinem Zuge berührte Heraklius Tiberias und wurde von dem reichen Benjamin gastlich bewirtet, und das byzantinische Heer wurde mit Lebensmitteln versorgt. In einer Unterredung fragte ihn der Kaiser, was ihn denn bewogen habe, den Christen so feindliche Gesinnung zu zeigen? Offenherzig antwortete Benjamin: „Weil sie Feinde meines Glaubens sind".

Als Heraklius die heilige Stadt betrat, verlangten die Mönche und der Patriarch Modestus ungestüm von ihm, daß er sämtliche Juden Palästinas ausrotten möge aus Rache für ihr Verhalten gegen die Christen, und auch aus Vorsicht, damit sie nicht bei etwaigen neuen Einfällen sich feindselig gegen die Christen zeigen könnten. Der Kaiser berief sich aber auf das den Juden gegebene feierliche und schriftliche Versprechen, das er nicht verletzen dürfe, ohne vor Gott als Sünder und vor den Menschen als Treubrüchiger zu erscheinen. Dagegen machten die Mönche geltend, daß die Ermordung der Juden, weit entfernt ein Verbrechen zu sein, im Gegenteil ein Gott gefälliges Opfer sein werde. Das Sündhafte daran wollen sie übernehmen und für ihn eine besondere Fastenwoche einsetzen. Diese Wendung überzeugte den überfrommen Kaiser; er beschwichtigte damit sein Gewissen und ließ eine Hetzjagd gegen die Juden in Palästina anstellen und diejenigen niedermetzeln, welche sich nicht in den Schlupfwinkeln der Gebirge bergen oder nach Ägypten entfliehen konnten.

Das Andenken an Heraklius' schmachvollen Treubruch gegen die Juden erhielt sich durch die seinetwegen eingesetzte Fastenzeit noch lange, welche die morgenländischen Christen, die Kopten und Maroniten, noch mehrere Jahrhunderte beobachteten, um den Wortbruch des Kaisers zu sühnen.

Heraklius erneuerte bei dieser Gelegenheit das Hadrianische und Konstantinische Edikt, daß die Juden Jerusalem und dessen Weichbild nicht betreten dürften. Er erlebte es aber noch, wie die heilige Stadt und ganz Palästina und noch dazu Syrien wie Ägypten dem Kreuze entrissen wurden und unter die Herrschaft des Nachfolgers des Propheten von Mekka kamen. Die Christen, bis dahin fanatisch verfolgungssüchtig, erfuhren bei dieser Gelegenheit, wie Unduldsamkeit schmerzt. Aber der Halbmond war lange nicht so verfolgungssüchtig wie das Kreuz.

Unter der Herrschaft des Kreuzes standen die Juden in Europa. Wer vermöchte ihnen in alle Winkel zu folgen, wohin sie ihre Wanderlust oder ihr Geschick geführt hat? „Durch die ganze Welt zerstreut", sagte ein damaliger berühmter Beobachter, „durch die ganze Welt zerstreut und geteilt, sind die Juden dem römischen Joch unterworfen und leben doch nach ihrem eigenen Gesetze." Nun, das römische Joch haben sie zwar nicht getragen; denn Rom selbst war unterjocht und geknechtet von naturwüchsigen, rauhen Völkerschaften, welche ihm alle Freveltaten vergalten, die es an Völkern und Ländern verübt hatte. West- und Ostgoten, Gepiden, Heruler und Longobarden rissen der römischen Buhlerin die Krone vom Haupte und traten sie in den Staub. Sie war viel unglücklicher als Jerusalem, da sie nicht einmal Kinder hinterließ, welche um ihr trauriges Geschick weinten und ihren Schmerz dichterisch verklärten. Ihre Kinder, durch Müßiggang und Spiele verweichlicht, waren zu Bettlern herabgesunken. Nur die Herrschsucht war noch der Siebenhügelstadt geblieben, aber sie hatte sie ihrer ehemaligen Feindin, der Kirche, vererbt.

Die Juden in Europa haben eine lange Zeit keine Geschichte; sie beginnt erst, seitdem sie durch das Zusammentreffen günstiger Umstände ihre Fähigkeiten entwickeln und dadurch nicht unbedeutende Leistungen hervorbringen konnten. Von einigem Interesse ist nur noch, wie sie sich in den europäischen Staaten angesiedelt und wie sie im freundlichen Verkehr mit ihren Mitbewohnern gelebt haben, bis sie die siegreiche Kirche eingeengt und ihnen die Lebensluft abgeschnitten hat.

In Italien waren die Juden bekanntlich noch zur Zeit der Republik ansässig und genossen so lange volles Bürgerrecht, bis die christlichen Kaiser es ihnen geschmälert haben. Sie mögen mit ge-

rechtfertigter Schadenfreude gesehen haben, wie die weltgebietende Roma zur Beute der Barbaren und zum Gespötte der Welt geworden war, und man auf sie buchstäblich das Klagelied über Jerusalem anwenden konnte: „Die Herrin der Völker, die Fürstin der Länder ist eine Frondienerin geworden."

In den neu entstandenen Reichen, den zerstückelten Gliedern des römischen Riesenleibes, waren Juden angesiedelt. In Ravenna, abwechselnd mit Verona Residenz geworden, war mindestens im sechsten Jahrhunderte eine jüdische Gemeinde ansässig. In Unteritalien waren die Juden in nicht geringer Zahl vertreten, in dem schönen Neapel und in seiner blühenden Umgegend. Bei Venusia, dem Geburtsort des Dichters Horaz, zeugen noch griechische, lateinische und hebräische Inschriften auf Grabmälern von dem Vorhandensein einer nicht unbedeutenden Gemeinde aus der Kaiserzeit. Auch auf der Insel Sizilien, in den Städten Palermo, Messina und Agrigent bestanden jüdische Gemeinden aus früherer Zeit.

Eigentümlich war die Stellung der Juden in Italien, als es unter Theoderich ostgotisch geworden war. Ausbrüche eines feindseligen Geistes gegen die Juden kamen während dessen Regierung nicht selten vor, die aber im Grunde nicht ihnen galten, sondern eine Demonstration gegen den verhaßten König sein sollten, weil er Arianer war, d. h. weil sein Glaubensbekenntnis war, daß Gott der Sohn dem Vater nicht gleich, sondern nur ähnlich sei. Theoderich war den Juden keineswegs gewogen, er wünschte ihre Bekehrung. Er ließ gelegentlich durch seinen Geheimschreiber Cassiodor der Mailänder Gemeinde bedeuten: „Was suchst du, o Juda, zeitliche Ruhe, wo du doch in deiner Verstocktheit die ewige nicht finden kannst." Rasch und gründlich hatte er die Kirchensprache erlernt, der vor kurzem bekehrte Ostgote. Als die Juden zu Genua um die Erlaubnis nachsuchten, ihre Synagogen in besseren Stand setzen zu dürfen, ließ ihnen Theoderich antworten: „Warum wünscht ihr, was ihr fliehen solltet? Wir erteilen euch zwar die Erlaubnis, aber wir tadeln den Wunsch, der im Irrtum befangen. Indessen können wir die Religion nicht befehlen, und Niemand zwingen, gegen sein Gewissen zu glauben." Er gestattete den Juden weder neue Synagogen zu bauen, noch alte zu verzieren, sondern nur die schadhaften auszubessern.

Allein der ostgotische Herrscher war auch den Juden gerecht, wenn ihnen ohne ihr Verschulden Unbill zugefügt wurde. Der geheime Haß der Katholiken gegen die Arianer, die mit tiefem Ingrimm die Ketzerei auf dem Throne sahen, während die katholische Kirche nur großmütig geduldet war, ergriff jede Gelegenheit, um Theodorich ungestraft etwas versetzen zu können. Als in Rom

einst einige Sklaven gegen ihre jüdischen Herren sich auflehnten, rottete sich der Pöbel zusammen, verbrannte die Synagoge, mißhandelte die Juden und plünderte ihre Habe, um Theodorichs Erlasse zu verhöhnen. Dieser, davon in Kenntnis gesetzt, machte dem römischen Senat, der nur noch ein Schatten seiner ehemaligen Größe war, bittere Vorwürfe darüber, daß er solchem Unfug nachgesehen, und trug ihm mit aller Strenge auf, die Schuldigen zu ermitteln und sie zum Schadenersatz anzuhalten. Da aber die Urheber des Tumults nicht entdeckt werden konnten oder sollten, verurteilte Theodorich die römische Kommune zum Schadenersatz.

Es wirft ein günstiges Licht auf die italienischen Juden dieser Zeit, daß trotz der allgemeinen Verwilderung und Entsittlichung die politische und kirchliche Literatur ihnen kein anderes Verbrechen zur Last legt, als Verstocktheit und Unglauben. Das Judentum muß sie also vor der allgemeinen Lasterhaftigkeit geschützt haben. Cassiodor, Theodorichs Ratgeber, der nach Ablegung aller Würden Mönch geworden war und unter anderen Schriften auch eine homiletische Auslegung der Psalmen verfaßt hat, nimmt in diesem Werke häufig auf die Juden Rücksicht, redet sie apostrophisch an und wendet alle rednerischen Mittel an, um sie zu bekehren. Charakteristisch für diese Zeit ist es, mit welchen unehrenhaften Namen Cassiodor — der nächst Boëthius der einz'ge Träger einer gewissen philosophischen Bildung im sechsten Jahrhundert war — die Juden bezeichnete. Man könnte ein Schimpfwörterbuch daraus sammeln. Er nennt sie „Skorpione und Löwen“ „wilde Esel“, „Hunde und Einhörner“.

Trotz dieser Antipathie der Stimmführer gegen sie waren die Juden Italiens im Verhältnis zu denen des byzantinischen Reiches noch glücklich. Theodorichs Nachfolger, seine schöne und gebildete Tochter Amalasuntha, und später deren Gemahl und Mörder Theodat, ein philosophischer Schwächling, gingen von den Grundsätzen ihres Vorgängers nicht ab.

Mit zäher Treue hielten auch die Juden zu dem König Theodat, der sich schon selbst aufgegeben hatte. Die in Neapel setzten ihr Leben ein, um nur nicht unter die Zuchtrute Justinians zu kommen. — Belisar, der Eroberer des vandalischen Reiches, der lorbeerbekränzte Held, der vor Justinians Zorn zitterte und sich zum blinden Werkzeug seiner Tyrannei gebrauchen ließ, hatte bereits ganz Sizilien und die Südspitze des italienischen Festlandes unterworfen und näherte sich mit starken Schritten dem schönen Neapel. Auf seine Aufforderung an die Einwohner, sich zu ergeben, spalteten sich die Neapolitaner in zwei Parteien. Auch die Kriegspartei war nicht gewillt, sich für die in Italien verhaßten Ostgoten

zu opfern. Nur die Juden und zwei durch die ostgotischen Könige zu Ansehen gelangte Rechtsanwälte Postor und Asklepiadorus waren entschieden dagegen, die Stadt dem byzantinischen Helden zu überliefern. Die Juden, patriotisch und begütert, erboten sich, ihr Leben der Verteidigung der Stadt zu weihen und ihr Vermögen dafür zu verwenden. Sie versprachen, Neapel während der Belagerung mit allen Bedürfnissen zu versehen, um der Furcht vor Mangel an Lebensmitteln zu begegnen. Die Juden ganz allein verteidigten die Meeresseite der Stadt und kämpften mit soviel Tapferkeit, daß der Feind nicht wagte, nach dieser Seite die Angriffe zu richten.

Als die Feinde in einer Nacht bereits durch List in die Stadt gedrungen und beinahe Herren derselben geworden waren, setzten die Juden noch immer den Kampf mit Löwenmut fort. Erst mit Tagesanbruch, als die Feinde sie durch Übermacht erdrückt und viele von ihnen bereits getötet hatten, verließen sie ihren Posten. Den überlebenden jüdischen Kämpfern erging es wohl nicht besser, als ihren Verbündeten Postor und Asklepiadorus, welche der Volkswut zum Opfer fielen. Was die italienischen Juden mit Schaudern ahnten, traf ein; sie kamen unter die Botmäßigkeit des Kaisers Justinian. Das weltgebietende Italien sank zu einer Provinz des byzantinischen Reiches (Exarchat) herab, und die Juden Italiens zitterten vor dem Exarchen von Ravenna.

Doch nicht lange blieb dieses Verhältnis. Justinians Nachfolger mußten einen großen Teil Italiens auf immer den riesenstarken, ungeschlachten Longobarden überlassen (589), die, halb heidnisch und halb arianisch, sich wenig um die Juden kümmerten Wenigstens ist in der longobardischen Gesetzsammlung keine Ausnahme für Juden anzutreffen. Aber auch als die Longobarden sich zum Katholizismus bekehrten, ging es den Juden Italiens leidlich, denn das Oberhaupt der katholischen Kirche, das Papsttum, war damals noch frei von harter Unduldsamkeit. Gregor I. (590—604), der Große und Heilige genannt, der den Grundstein zur Herrschaft des Katholizismus gelegt, sprach den Grundsatz aus: daß die Juden nur durch Überredung und Sanftmut, nicht durch Gewalt zur Bekehrung gebracht werden sollten.

So sehr aber Gregor die Zwangstaufe der Juden verabscheute, ebensosehr gab er sich Mühe, dieselben auf anderem Wege in den Schoß der Kirche zu locken. Er scheute es nicht einmal, auf den Eigennutz zu spekulieren, und erließ denjenigen jüdischen Ackerspächtern und Bauern einen Teil ihrer Grundsteuer, welche zum Christentume übergingen. Er verhehlte sich zwar nicht, daß die auf diesem Wege gewonnenen Täuflinge nur zum Schein

das Christentum annahmen; aber er rechnete auf deren Nachkommen: „Wir gewinnen, wenn auch nicht sie selbst, doch gewiß ihre Kinder." Während im byzantinischen Reiche und in Italien das Christentum von vornherein dem Judentum mehr oder minder feindselig gegenüber stand, gestalteten sich die Verhältnisse der Juden im europäischen Westen, in Frankreich und Spanien, wo die Kirche sich erst mühsam Bahn brechen mußte, auf eine viel günstigere Weise. Durch die Einfälle der Barbaren waren diese Länder aus den Fugen gerissen. Die römischen Einrichtungen, politische wie kirchliche, waren ziemlich verwischt, und die daselbst neu entstandenen Reiche durch heidnische oder oberflächlich bekehrte Völker bildeten sich unabhängig von der Kirchensatzung aus. Es dauerte lange, bis der Katholizismus die Oberhand in Westeuropa gewinnen konnte, und so lange genossen auch die dort angesiedelten Juden ungestörte Ruhe, bis die siegende Kirche den Fuß auf ihren Nacken setzte.

Die Einwanderung der Juden in diese wichtigen und reichen Provinzen fällt wohl noch in die Zeit der Republik oder Cäsars. Die jüdischen Kaufleute, welche geschäftlicher Verkehr aus Alexandrien oder Kleinasien nach Rom und Italien geführt, die jüdischen Krieger, welche die über Judäa siegenden Kaiser Vespasian und Titus als Gefangene in die römischen Provinzen versprengt hatten, fanden ihren Weg freiwillig oder gezwungen auch nach den gallischen und iberischen Provinzen. Als Geschäftsleute oder Flüchtlinge, mit dem Säckel oder im Sklavengewande in Gallien und Hispanien angekommen, genossen sie, sobald die Gefangenen frei geworden waren, volles Bürgerrecht. Sie wurden von den erobernden Franken und Burgundern als Römer behandelt. Die älteste fränkische Gesetzgebung betrachtete die Juden nicht als eine zurückgesetzte, besonderen Bestimmungen unterliegende Volksklasse. In dem von Chlodwig gegründeten fränkischen Reiche wohnten Juden in der Auvergne (Arvenra) in Carcasonne, Orleans und bis hoch im Norden in Paris und Belgien. Zahlreich waren sie in der altgriechischen Hafenstadt Marseille, welches die „hebräische Stadt" genannt wurde, und in Arles, wo sie bis ins sechste Jahrhundert sich der griechischen Sprache bedienten. In Beziers und in der narbonnensischen Provinz waren sie in so großer Anzahl vorhanden, daß ein Berg bei Narbonne nach ihnen benannt war (mons judaicus). Das narbonnensische Gebiet gehörte eine geraume Zeit hindurch zum westgotischen Spanien, und daher nahmen sie teil an allem Geschickswechsel ihrer Brüder jenseits der Pyrenäen.

Unbeschränkt trieben die Juden des fränkischen und burgun-

dischen Reiches Ackerbau, Gewerbe und Handel. Sie befuhren mit eignen Schiffen die Flüsse und das Meer. Auch die Arzneikunst übten sie aus, und die jüdischen Ärzte wurden auch von den Geistlichen zu Rate gezogen, welche sich nicht ganz auf die wundertätige Heilung von gesuchten Heiligen und Reliquien verlassen mochten. Die Juden verstanden auch die Waffen zu führen und nahmen lebhaften Anteil an den Kriegen zwischen Chlodwig und den Feldherren Theodorichs bei der Belagerung von Arles. Die gallischen Juden führten neben den biblischen auch die landesüblichen Namen Armentarius, Gozolas, Priscus, Siderius. Sie lebten mit der Bevölkerung des Landes im besten Einvernehmen, und es kamen auch Ehen zwischen Christen und Juden vor. Selbst christliche Geistliche ließen es sich an jüdischer Tafel wohl schmecken und luden auch ihrerseits Juden zu Gast. Bei dem Tode des beliebten Bischofs Hilarius von Arles, welcher dem römischen Bischof gegenüber Selbständigkeit zeigte, waren die Juden ebenso betrübt wie seine Diözesankinder, weinten an seinem Grabe und vermischten ihre hebräischen Trauergesänge mit den kirchlichen Litaneien. Andere Kirchenfürsten nahmen jedoch Anstoß daran, daß die Juden sich bei christlichen Gastmählern mancher Speisen enthielten, die ihnen ihre Religionsvorschriften verboten. Darum untersagte das Konzilium zu Vannes (465) den Geistlichen an jüdischen Gastmählern teil zu nehmen, weil es unwürdig sei, „daß während die Christen die Speisen bei Juden genießen, diese die Speisen der Christen verschmähen, und es den Anschein habe, als wenn die Geistlichen niedriger ständen als die Juden."

Aber dieser Konzilbeschluß drang nicht durch; die kanonische Strenge vermochte nichts über den freundlichen Verkehr. Dieses gemütliche Verhältnis zwischen den Juden und der Bevölkerung Galliens erlitt auch keine Trübung, als die katholische Kirche durch den Übertritt Chlodwigs zu ihr herrschend geworden war. Chlodwig war ein Menschenschlächter, aber kein Fanatiker. Als er das Heidentum mit dem Christentum vertauschte, war die Geistlichkeit ihm zum Dank verpflichtet, und er brauchte ihr keinen Einfluß und kein Übergewicht einzuräumen. Indem er seinen Nachfolgern ein erbliches Königtum hinterließ, waren sie nicht gleich den westgotischen Wahlkönigen in peinliche Lagen und Verlegenheiten gesetzt und brauchten nicht der Kirche Zugeständnisse zu machen oder Opfer zu bringen. Daher blieben heidnische Sitten unter den Franken noch lange Zeit in Schwang, und auch die Juden durften unangefochten ihrer Religion leben.

Freilich gaben sich manche fanatische Geistliche alle Mühe, die

Juden durch allerlei Mittel, selbst durch Mißhandlung zu bekehren und setzten harte Beschlüsse auf den Konzilen durch; allein die Verfolgungen blieben vereinzelt, selbst wenn einer oder der andere der merovingischen Könige die feierlichen Beschlüsse billigte oder die Hand dazu bot. Burgundien aber war stets judenfeindlicher gesinnt als das eigentliche Frankreich, seitdem dessen König Sigismund mit der Annahme des katholischen Glaubens (516) die Unterdrückung der Arianer und Juden zum Staatsgesetz machen zu müssen glaubte. Dieser König zog zuerst eine Scheidewand zwischen Juden und Christen. Er bestätigte den Beschluß des Konzils von Epaone unter dem Präsidium des verfolgungssüchtigen Bischofs Avitus, daß auch christliche Laien keinen Teil an jüdischen Gastmählern nehmen dürfen (517).

Von Burgundien aus verbreitete sich allmählich ein feindseliger Geist gegen die Juden über die fränkischen Länder. Das dritte und vierte Konzil zu Orleans (538 und 545) verfügten schon harte Bestimmungen gegen dieselben. Sie verboten nicht nur den Christen, an jüdischen Gastmählern teilzunehmen, und den Juden, Proselyten aufzunehmen, sondern untersagten den letzteren auch, sich während der Osterfeier auf Straßen und Plätzen sehen zu lassen, „weil ihr Erscheinen eine Art Beleidigung gegen das Christentum sei." Childebert I. von Paris nahm den letzten Punkt in seine Konstitution auf (554) und erhob hiermit die Unduldsamkeit zum Staatsgesetz. Zwar war die feindselige Gesinnung noch nicht maßgebend für seine Mitkönige. Die Geteiltheit des fränkischen Reiches unter mehrere Herrscher beschränkte solche intolerante Kundgebungen auf einzelne Gebiete. Selbst hochgestellte Kirchenfürsten verkehrten noch immer mit Juden auf freundlichem Fuße, ohne darin eine Gefährdung der Kirche zu sehen. Aber der Fanatismus ist seiner Natur nach ansteckend; hat er erst in irgend einem Lande festen Boden gewonnen, so bemächtigt er sich der Gemüter und besiegt alle Bedenklichkeiten. Im fränkischen Reiche ging der Judenhaß von einem Manne aus, der als Verkörperung desselben gelten kann, von dem Bischof Avitus von Arverna, der seinen Sitz in Clermont hatte. Er war für die fränkischen Juden das, was Cyrill für die Juden Alexandiens gewesen war.

Die jüdische Bevölkerung seines Bistums war ihm ein Dorn im Auge. Wiederholentlich forderte er die Juden Clermonts zur Bekehrung auf, und da seine Predigten taube Ohren fanden, so stachelte er die Menge auf, die Synagogen zu überfallen und sie dem Erdboden gleich zu machen. Damit begnügte sich indes der Fanatiker nicht, sondern stellte den Juden die Wahl, sich entweder taufen zu lassen oder die Stadt zu verlassen. Aber nur ein einziger

Jude empfing die Taufe, wurde aber dafür in der ganzen Gemeinde Gegenstand des Abscheus. Als er in seinem weißen Täuflingsgewande am Pfingsten durch die Straße ging, wurde er von einem Juden mit übelriechendem Öl begossen. Das schien der fanatisierten Menge eine Herausforderung, und sie griff die Juden tätlich an. Da diese sich in ihre Häuser zurückzogen, wurden sie überfallen und viele von ihnen ermordet. Der Anblick des vergossenen Blutes machte die Schwachherzigen schwankend, und fünfhundert derselben flehten den Bischof Avitus um die Gnade der Taufe an und beschworen ihn, sofort dem Gemetzel Einhalt zu tun. Die treu gebliebenen Juden entflohen jedoch nach Marseille (576). Die christliche Bevölkerung beging den Tauftag der Fünfhundert mit ausgelassenem Jubel, als wenn das Kreuz sich eines Sieges rühmen dürfte, den das Schwert errungen. Die Nachricht von dem Vorfall in Clermont machte den Fanatikern große Freude. Der Bischof Gregor von Tours forderte den frommen Dichter Venantius auf, die Großtat des Avitus zu besingen.

So machten sich die Wirkungen des hoch auflodernden Fanatismus in vielen Teilen Frankreichs bemerkbar. Das Konzil von Macon (581) faßte mehrere Beschlüsse, welche darauf hinausgingen, den Juden eine niedrige Stellung in der Gesellschaft anzuweisen. Sie sollten weder als Richter fungieren, noch als Steuerpächter zugelassen werden, „damit die christliche Bevölkerung ihnen nicht untergeben scheine". Die Juden sollten ferner den christlichen Priestern tiefe Verehrung zollen und in ihrer Gegenwart nur auf ausdrückliche Erlaubnis sitzen dürfen. Die Übertretenden sollten streng bestraft werden. Das Edikt, daß die Juden zur Osterzeit sich nicht öffentlich blicken lassen dürften, schärfte dieses Konzil neuerdings ein. Selbst der König Chilperich — obwohl er den katholischen Geistlichen nicht sehr hold war — folgte dem vom Avitus ausgegangenen Bekehrungseifer. Auch er zwang die Juden seines Reiches, die Taufe anzunehmen, und hob selbst die jüdischen Neophyten aus der Taufe, war aber mit dem Schein der Bekehrung zufrieden und hatte nichts dagegen, wenn die Juden fortfuhren, den Sabbat zu feiern und die Gesetze des Judentums zu beobachten.

Die letzten merovingischen Könige verfielen immer tiefer in übereifrige Kirchlichkeit und in den dadurch bedingten Judenhaß. Chlotar II., Muttermörder und doch als Muster kirchlicher Frömmigkeit gerühmt, dem die Gesamtmonarchie des fränkischen Reiches zugefallen war (613), sanktionierte die Beschlüsse des Pariser Konzils, daß die Juden weder zu einer obrigkeitlichen Gewalt, noch zum Kriegsdienst zugelassen werden dürfen (615). Sein Sohn Dagobert wird in der jüdischen Geschichte den judenfeindlichsten

Königen zugezählt. Viele Tausende vor dem Fanatismus des westgotischen Königs Sisibut nach dem Frankenreiche entflohene Juden erregten die Eifersucht dieses schwelgerischen Königs. Er schämte sich, den Westgoten nachzustehen und von ihrem Religionseifer übertroffen zu sein. Er erließ daher einen Befehl, daß sämtliche Juden Frankreichs bis zu einem bestimmten Tage sich entweder zum Christentum bekennen oder als Feinde behandelt werden und mit dem Tode büßen sollten (um 629).

Je mehr das Ansehen der merovingischen Schlafmützenkönige, wie man sie nannte, sank, und die Macht der politisch umsichtigen Hausmeier, der Nachkommen Pipins stieg, desto mehr hatten die Juden vor Verfolgungen und Quälereien Ruhe. Die Vorläufer Karls des Großen mochten wohl ahnen, daß die Juden eine brauchbare Menschenklasse sind, deren Rührigkeit und Verstandesgewecktheit dem Staate nur Nutzen bringen könnte. Nur noch der Betrieb des Sklavenhandels blieb eine stehende Rubrik der Klage auf den Kirchenversammlungen; aber ihr Eifer vermochte diesen Menschenhandel nicht abzustellen, weil sie ihn nur einseitig verdammten.

Die Juden in Deutschland sind sicherlich nur als Kolonien der französischen zu betrachten, mit denen sie in dem den merovingischen Königen unterworfenen Austrasien gleiches Geschick geteilt haben. Nach einer Chronik sollen die ältesten Juden der Rheingegend Nachkommen jener Legionen gewesen sein, welche sich an der Einäscherung des Tempels beteiligt hatten. Die Vangionen hätten sich aus der Unzahl jüdischer Gefangener schöne Weiber ausgesucht, sie in ihr Standquartier an den Ufern des Rheins und des Mains mitgebracht und sie zur Befriedigung ihrer Lust gebraucht. Die aus jüdischem und germanischem Blute geborenen Kinder wären von den Müttern im Judentume erzogen worden, weil die Väter sich nicht um sie gekümmert haben. Diese Mischlinge sollen nun die ersten Gründer der jüdischen Gemeinden zwischen Worms und Mainz gewesen sein. Sicher ist es, daß in der römischen Kolonie der Stadt Köln eine jüdische Gemeinde bestand, lange noch ehe das Christentum durch Konstantin zur Macht gelangt war. Die Gemeindeführer und die angesehenen Mitglieder hatten von den vorchristlichen Kaisern das Privilegium, von den lästigen städtischen Ämtern befreit zu sein. Der erste christliche Kaiser beschränkte sie aber darin und befreite nur zwei oder drei Familien davon. Auch hatten die Kölnischen Juden das Privilegium eigener Gerichtsbarkeit, welches sie bis in das Mittelalter hinein behalten durften. Ein nichtjüdischer Kläger, selbst ein Geistlicher, gegen einen Juden mußte seine Klage vor dem jüdischen Richter (Judenbischof) anbringen.

Wenn die Geschichte der Juden in Byzanz, Italien, Frankreich

nur ein geringes Interesse darbietet, so erhebt sich die Geschichte derselben auf der pyrenäischen Halbinsel zu einer höheren Bedeutung. Die jüdischen Bewohner dieser glücklichen Halbinsel haben durch ihre innige Beteiligung an dem Lande, das sie liebten, wie man nur ein ererbtes Vaterland liebt, zu dessen Größe beigetragen und dadurch weltgeschichtlich eingegriffen. Für die Entwickelung des Judentums hat das jüdische Spanien fast ebensoviel beigetragen wie Judäa und Babylonien, und wie in diesen Ländern, so ist auch in jenem an fast jeden Fußtritt für den jüdischen Stamm eine unvergeßliche Erinnerung geknüpft. Cordova, Granada und Toledo heimeln die Juden ebenso verwandt an, wie Jerusalem und Tiberias und fast noch mehr als Nahardea und Sura. In Spanien erlangte das Judentum, nachdem es im Morgenlande zum Stillstand gekommen und altersschwach geworden war, neue Jugendfrische und wirkte befruchtend auf einen weiten Kreis. Spanien sollte einen neuen Mittelpunkt für die weithin Zerstreuten bilden, in dem sie sich geistig sammeln konnten.

Die erste Ansiedlung der Juden im schönen Hesperien verliert sich in nebelhaftes Dunkel. Sicherlich waren sie noch während der römischen Republik als Freie, welche die ergiebigen Quellen dieses Landes ausbeuten wollten, dahin gekommen. Die gehetzten Opfer der unglücklichen Aufstände unter Vespasian, Titus und Hadrian wurden auch nach dem äußersten Westen zersprengt. Achtzigtausend derselben sollen, wie übertreibend erzählt wird, nach Spanien als Gefangene geschleppt worden sein. Lange sind diese wohl nicht im Sklavengewande geblieben; das Mitgefühl ihrer freien Brüder hat sich gewiß beeilt, die Pflicht der Auslösung, die wichtigste unter denen, welche das talmudische Judentum seinen Bekennern vorschreibt, an ihnen zu erfüllen. Wie massenhaft die Juden in manchen Teilen Spaniens angesiedelt waren, beweisen die Namen, die sie ihnen aufgedrückt haben. Die Stadt Granada hieß in früherer Zeit die „Judenstadt“, weil sie nur von jüdischen Bewohnern bevölkert war; denselben Namen führte auch das uralte von Phöniziern erbaute Tarragona (Tarracona), noch ehe die Araber es erobert hatten. In Cordova gab es aus alter Zeit ein Judentor und bei Saragossa eine Festung, welche in der arabischen Zeit Ruta al Jahud hieß.

Ihre Ansiedelung bis in Nordspanien bis Tortosa bezeugt ein aufgefundenes Grabdenkmal, welches in drei Sprachen, hebräisch, griechisch und lateinisch, die Erinnerung an eine jung verstorbene Jüdin verewigt, deren Landesname Belliosa und heimischer Name Miriam gelautet hat. Dieses Denkmal beweist, daß die spanischen Juden aus griechisch redenden Ländern stammten,

daß sie dann unter römischer Herrschaft das Lateinische erlernt und daß sie die heilige Sprache der Urheimat nicht vernachlässigt hatten.

Der spanische Ahnenstolz, der auch ein Erbteil der Juden dieses Landes geworden war, begnügte sich nicht mit der Tatsache, daß die jüdische Kolonie in Spanien schon das Bürgerrecht in diesem Lande hatte, ehe noch die Westgoten und andere Völkerschaften den eisernen Fuß in das Land gesetzt hatten, sondern wollte für sie noch ein höheres Altertum behaupten. Die spanischen Juden wollten schon nach der ersten Tempelzerstörung durch den babylonischen Eroberer Nebukadnezar hierher verpflanzt worden sein. Einige jüdische Familien, die Ibn-Daud und die Abrabanel rühmten sich, von dem davidischen Königshause abzustammen.

Obwohl das Christentum frühzeitig in Spanien so tief Wurzel geschlagen hat, daß noch vor Konstantins Bekehrung eine Kirchenversammlung von Bischöfen, Presbytern und niedern Geistlichen in Illiberis (Elvira bei Granada) tagen konnte, so hatten sich die Juden nicht über Zurücksetzung zu beklagen, standen vielmehr mit der christlichen Bevölkerung, wie früher mit der heidnischen auf gleicher Rangstufe. Die zum Christentum bekehrten Iberer und Römer sahen damals noch nicht in den Juden einen von Gott verworfenen Stamm, dessen Nähe gemieden werden müsse. Sie verkehrten mit ihren jüdischen Nachbarn in vollster Harmlosigkeit. Die neubekehrten Landbewohner, welche von ihren Aposteln viel von Juden und Judentum predigen hörten und von der tiefen Kluft zwischen Judentum und Christentum keine Ahnung hatten, ließen ihre Feldfrüchte ebenso oft von jüdischen Geistlichen wie von ihren Klerikern einsegnen. Eheverbindungen zwischen Juden und Christen fanden in Spanien ebenso statt wie in Gallien.

Die höhere katholische Geistlichkeit mochte aber in Spanien ebensowenig wie in Frankreich diese gemütliche Annäherung der Christen an die Juden dulden. Sie erblickte darin eine Gefahr für die kaum befestigte Kirche. Den Vertretern der katholischen Kirche in Spanien gebührt der Ruhm — wenn es einer ist — zu allererst eine Scheidewand zwischen Juden und Christen aufgerichtet zu haben. Die Kirchenversammlung von Illiberis (Elvira), an deren Spitze Osius, Bischof von Corduba, der Vertraute des Kaisers Konstantin, stand, verbot den Christen, bei Strafe von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen zu werden, gemütlichen Umgang mit den Juden zu pflegen, Ehen mit Juden einzugehen und die Feldfrüchte von Juden einsegnen zu lassen. Indessen ging die böse Saat des Judenhasses, welchen die illiberitanische Synode zuerst

ausgestreut, erst viel später als giftige Frucht auf. Als die germanischen Horden der Völkerwanderung, Sueven, Vandalen und Westgoten das schöne Land zuerst zur Wüstenei machten und dann zu ihrem Wohnsitz wählten, mußten sich die Katholiken des Landes gefallen lassen, das Joch politischer und kirchlicher Abhängigkeit zu tragen. Denn die Westgoten, welche dauernden Besitz von der Halbinsel ergriffen hatten, waren zufälligerweise auf das arianische Glaubensbekenntnis getauft worden. Und obwohl ihnen im ganzen der Streitpunkt der beiden Bekenntnisse, ob der Gottessohn dem Vater gleich oder ähnlich, und ob der Bischof Arius als rechtgläubig oder als Ketzer zu betrachten sei, ziemlich gleichgültig war, so haßten die arianischen Westgoten doch die katholischen Urbewohner, weil sie in jedem Katholiken einen Römer und folglich einen Feind erblickten. Die Juden dagegen blieben unter den arianischen Königen unangefochten, sie genossen bürgerliche und politische Gleichheit und wurden zu Ämtern zugelassen.

Die günstige Lage der Juden in Spanien dauerte über ein Jahrhundert, in der Zeit als dieses Land zuerst eine Provinz des toledanisch-westgotischen Reiches und auch später, als es unter Theudes (531) Mittelpunkt desselben geworden war. Diejenigen, welche in der narbonnensischen Provinz und in dem zum westgotischen Reiche gehörenden afrikanischen Gebiet wohnten, erfreuten sich derselben bürgerlichen Gleichheit. Einige unter ihnen leisteten den westgotischen Königen wesentliche Dienste. Diejenigen Juden, welche am Fuße der Pyrenäen wohnten, verteidigten nämlich die Pässe, welche von Gallien ins Land führten, gegen die Einfälle der Franken und Burgunder. Sie galten als die treuesten Grenzwächter, und ihr kriegerischer Mut erwarb ihnen besondere Auszeichnung.

Aber von dem Augenblicke an, als die katholische Kirche herrschend in Spanien und der Arianismus verfolgt wurde, trat für die Juden dieses Landes ein ungünstiger Wendepunkt ein. Der König Reccared, welcher das arianische Glaubensbekenntnis abschwor, legte im Verein mit der Synode zuerst den Juden Beschränkungen auf. Es wurde ihnen untersagt, Ehebündnisse mit Christen einzugehen, christliche Sklaven zu erwerben und öffentliche Ämter zu bekleiden; die aus einer Mischehe gebornen Kinder sollten mit Gewalt zur Taufe geschleppt werden (589). Sämtliche Wohlhabende im Lande besaßen Sklaven und Leibeigne, welche ihre Äcker bestellten und für des Hauses Arbeit sorgten, nur die Juden sollten dieses Vorteils beraubt sein. Es ist begreiflich, daß sich die vermögenden jüdischen Sklavenbesitzer Mühe gaben, dieses Reccaredsche Gesetz rückgängig zu machen. Sie boten dem Könige eine

bedeutende Summe dafür an. Er wies aber das Anerbieten zurück und wurde dafür vom Papst Gregor, dessen Herzenswünsche durch diese Gesetzgebung erfüllt waren, über die Maßen gelobt (599). Gregor verglich den westgotischen König mit dem israelitischen König David, „der das Wasser, welches die Helden ihm mit Gefahr ihres Lebens gebracht hatten, nicht annehmen mochte und es vor dem Herrn ausgoß." Ebenso habe Reccared das Gold, das ihm angeboten worden, dem Herrn geopfert. Zugleich bestätigte Reccared einen Beschluß der narbonnensischen Kirchenversammlung, daß es den Juden nicht mehr gestattet sein sollte, bei Leichenbegängnissen Psalmen zu singen — ein Brauch, den sie wahrscheinlich von der Kirche angenommen hatten.

Wenn auch Reccared die beschränkenden Gesetze gegen die Juden streng ausgeführt wissen wollte, so war es ihnen doch nicht zu schwer, sie zu übertreten. Die eigentümliche Staatsverfassung des westgotischen Spaniens gab ihnen dazu die Mittel an die Hand. Der König war nach dieser Verfassung nicht der mächtigste Herr im Lande; die westgotischen Großen, welche das Recht hatten, den König zu wählen, waren auf ihrem Gebiete unumschränkte Herren, und weder diese, noch das Volk teilten den kirchlichen Fanatismus gegen die Juden. Sie gewährten ihnen nach wie vor die Freiheit Sklaven zu kaufen, und mochten sie auch zu Ämtern verwendet haben. In zwei Jahrzehnten waren die Reccaredschen Gesetze gegen die Juden vollständig außer Brauch gekommen. Reccareds Nachfolger hatten sich wenig daran gekehrt und waren überhaupt den Juden nicht abgeneigt.

Da wurde ein Mann zum König der Westgoten gewählt, der, sonst milde und nicht ungebildet, für die Juden seines Reiches aber eine Geißel war und infolgedessen über dieses selbst ein schweres Verhängnis heraufbeschwor. Sisebut, ein Zeitgenosse des Kaisers Heraklius, war diesem gleich ein fanatischer Judenverfolger. Aber während Heraklius in dem Aufstande der palästinensischen Juden eine Art Entschuldigung für sein Verfahren hat und noch dazu von den blindwütenden Mönchen dazu förmlich gezwungen worden war, tat es Sisebut aus freien Stücken, fast gegen den Willen der katholischen Geistlichkeit. Gleich im Anfange seiner Regierung (612) beschäftigten ihn die Juden. Er erneuerte das Sklavenbesitzverbot und befahl den Geistlichen und Richtern, sowie der Gesamtbevölkerung des Landes, darauf zu achten, daß Juden nicht bloß keine Sklaven erwerben, sondern die bereits erworbenen nicht behalten sollten. Nur diejenigen, welche sich zum Christentum bekehrten, sollten die Erlaubnis haben, Sklaven zu besitzen und sogar einen Erbanteil an den jüdischen Erbverwandten entzogenen

Sklaven beanspruchen dürfen. Sisebut beschwor seine Nachfolger feierlich, dieses Gesetz aufrecht zu erhalten. Ein König, der dieses Gesetz aufzuheben sich unterfangen sollte, sei — so lautet Sisebuts Verwünschungsformel — „in dieser Welt der tiefsten Schmach und in jener der ewigen Höllenpein in den Flammen des Fegefeuers verfallen." Trotz dieser ernsten Ermahnung scheint dieses Gesetz jetzt ebensowenig wie unter Reccared ausgeführt worden zu sein. Die unabhängigen Fürsten des Landes umgaben die Juden mit ihrem Schutze um Vorteile willen oder aus Trotz gegen den König. Selbst manche Geistliche und Bischöfe scheinen die Juden begünstigt und sich nicht um diesen Befehl gekümmert zu haben. Um diese Nachsicht oder diesen Trotz zu vereiteln, dekretierte Sisebut, daß sämtliche Juden des Landes binnen einer gewissen Frist entweder die Taufe nehmen oder das westgotische Gebiet verlassen mußten. Dieser Befehl wurde streng vollstreckt. Die Schwachen, die Hab und Gut oder das Land, das ihre Väter seit undenklichen Zeiten bewohnt, liebten, ließen sich taufen. Die Starken dagegen, deren Gewissenhaftigkeit keinen inneren Vorbehalt gutheißen konnte, wanderten nach Frankreich oder nach dem nahegelegenen Afrika aus (612—613). Die Geistlichkeit war aber mit dieser Zwangsbekehrung keineswegs zufrieden, und einer ihrer Hauptvertreter tadelte den König, „daß er zwar Eifer für den Glauben gezeigt, aber nicht nach Gewissen." Sisebut hat mit dieser fanatischen Verfolgung die Auflösung des westgotischen Reiches angebahnt.

Seine Strenge gegen die Juden dauerte indes nicht länger als seine Regierung. Sein Nachfolger Swintila, ein milder und gerechter König, den die Bedrängten „Vater des Vaterlandes" nannten, setzte sie außer Kraft. Die verbannten Juden kehrten in ihr Vaterland, die getauften zum Judentum zurück (621—31). Eine Verschwörung der Großen und Geistlichen entthronte aber den edlen König Swintila und erhob an dessen Stelle ein gefügiges Werkzeug, namens Sisenand. Die Geistlichen gewannen unter diesem König wieder die Oberhand. Noch einmal wurden die Juden Gegenstand der synodalen Verhandlung auf der Kirchenversammlung zu Toledo (633). An der Spitze derselben stand ein zwar unterrichteter und billig denkender Prälat Isidor, Erzbischof von Hispalis (Sevilla), der aber doch die Befangenheit seiner Zeit teilte. Diese Kirchenversammlung sprach den Grundsatz aus, daß die Juden zwar nicht mit Gewalt und durch Strafandrohungen zum Christentum geführt werden sollten, aber die Reccaredschen Gesetze sollten gegen sie vollstreckt werden. Die ganze Strenge der geistlichen Gesetzgebung sollte die unter Sisebut gewaltsamer Weise bekehrten und wieder zurückgetretenen Juden treffen. Obwohl die

Geistlichkeit jenen Schritt getadelt hatte, so erklärten sie doch, daß diejenigen, welche einmal der kirchlichen Sakramente teilhaftig geworden waren, im Christentum bleiben müßten, „damit der Glaube nicht geschändet werde“. Die unter Sisenand tagende Synode bestimmte demgemäß, daß die einmal getauften Juden mit Gewalt von der Beobachtung der jüdischen Religion und dem Umgange mit ihren Stammgenossen entzogen, daß die Kinder beiderlei Geschlechtes ihrem Herzen entrissen und in Klöster gesteckt werden sollten. Die ehemals getauften Juden, welche dabei ergriffen werden sollten, daß sie Sabbat und jüdische Feiertage beobachteten, sich nach jüdischem Ritus verheirateten, sich gewisser Speisen nach dem Gesetze des Judentums enthielten, sollten diese Übertretung mit Verlust der Freiheit büßen. Sie sollten zu Sklaven gemacht und nach Bestimmung des Königs an rechtgläubige Christen verschenkt werden. Die gewaltsam bekehrten Juden und ihre Nachkommen sollten nach ihrer kanonischen Gesetzgebung nicht als Zeugen zugelassen werden, „weil derjenige nicht gegen Menschen wahrhaft sein könne, der gegen Gott treulos geworden,“ so lautete die Folgerung des tagenden Unverstandes. Dieser Strenge gegenüber erscheint die Behandlung der treu gebliebenen Juden noch äußerst milde.

Aber die Geistlichkeit wollte auch diese dem Judentum abwendig machen. Isidor von Sevilla verfaßte zwei Bücher gegen die Juden, worin er die Glaubenslehre des Christentums mit Beweisen aus dem alten Testamente belegte, selbstverständlich in jener geschmacklosen, sinnlosen Art, welche bei der kirchenväterlichen Polemik gegen das Judentum üblich war. Die spanischen Juden sahen sich dadurch herausgefordert, um einander in dem angestammten Glauben zu stärken, den Streit anfzunehmen und die Scheinbeweise zu widerlegen. Die Gebildeten unter ihnen setzten den Streitschriften Streitschriften entgegen, wahrscheinlich in lateinischer Sprache. Ihre überlegene Kenntnis der biblischen Urkunden machte ihnen den Sieg leicht. Der spanisch-westgotische Adel nahm trotz der Konzilbeschlüsse die Juden immer wieder unter sein Patronat, und dagegen war die königliche Gewalt ohnmächtig. Da bestieg den westgotischen Thron ein König, der Sisebut ähnlich war, Chintila. Dieser berief seinerseits eine allgemeine Kirchenversammlung zusammen und ließ von derselben nicht nur sämtliche judenfeindlichen Paragraphen der früheren Gesetzgebung bestätigen, sondern verfügte auch, daß niemand in dem westgotischen Reiche bleiben dürfe, der nicht das katholische Glaubensbekenntnis annähme. Die tagende Geistlichkeit nahm diese Vorschläge freudig an und jubelte, daß „durch die Frömmigkeit des Königs endlich der unbeugsame Unglaube der Juden gebrochen werden würde.“ Die Juden mußten zum zweiten Male

zum Wanderstabe greifen, und die getauften, aber im Herzen dem Judentume anhängenden mußten ein Bekenntnis unterschreiben, daß sie den katholischen Glauben ohne Vorbehalt halten und beobachten würden. Aber dieses Bekenntnis der in tiefster Seele Gekränkten war nicht aufrichtig und konnte es nicht sein. Sie hofften stets auf bessere Zeiten, wo sie die Maske würden abwerfen können, was bei der Wahlverfassung des westgotischen Reiches nicht fern lag. Dieser Zustand dauerte auch nur während Chintilas Regierung vier Jahre (638—642).

Zehntes Kapitel.
Die Juden in Arabien und Mohammed.
(500 bis 640.)

Ermüdet von der Betrachtung der kläglichen Lage der Juden in ihrer Urheimat und in den europäischen Ländern und des Einerleis fanatischer Bedrückung in der Christenheit, ruht der Blick freudig aus auf ihren Zuständen in der arabischen Halbinsel. Hier brauchten die Söhne Judas sich nicht scheu und gebückt ängstlich umzusehen, ob sich nicht der geistliche Zorn auf sie entladen, und der weltliche Arm gegen sie erheben würde. Hier wurden sie nicht von den Bahnen der Ehre zurückgewiesen, sondern durften unter einer freien, frischen, begabten Bevölkerung ihre Kräfte entfalten, durften Mannesmut zeigen, um den Preis des Ruhmes wetteifern und mit dem Schwerte in der waffengeübten Hand sich mit dem Gegner messen. Weit entfernt, ein Joch zu tragen, waren die arabischen Juden nicht selten die Führer arabischer Stämme. Sie bildeten durch ihre geistige Überlegenheit eine Macht, schlossen Schutz- und Trutzbündnisse und führten Fehden, handhabten aber auch neben dem Schwerte und der Lanze die Pflugschar und die Lyra und wurden allmählich die Lehrer des arabischen Volkes. Die Geschichte der Juden in Arabien in dem Jahrhunderte vor Mohammeds Auftreten und während seiner Wirksamkeit bildet ein schönes Blatt in den jüdisch-geschichtlichen Jahrbüchern.

Die erste Einwanderung jüdischer Stämme in die freie, mannigfaltige, krafterweckende Halbinsel ist in die Nebel der Sage gehüllt. Israeliten, welche Josua zur Bekämpfung der Amalekiter gesandt hatte, sollen sich in der Stadt Jathrib (später Medina) und in der Landschaft Chaibar niedergelassen haben, oder unter David soll eine israelitische Kolonie nach Nordarabien gekommen sein. Möglich, daß seefahrende Israeliten unter den mächtigen Königen Judas, welche auf dem roten Meere nach dem Goldlande Ophir steuerten, in Südarabien (Jemen), in den bedeutenden

Handelsplätzen Mariba, Sanaa, Faktoreien für den Tauschhandel mit Indien angelegt und eine jüdische Kolonie gegründet haben. Die späteren arabischen Juden wollten aber von ihren Vorfahren gehört haben, daß viele jüdische Flüchtlinge bei der Zerstörung des ersten Tempels unter Nebukadnezar nach Nordarabien gekommen seien. Ganz zweifellos ist es indes, daß die Kriege zwischen Juden und Römern der arabischen Halbinsel eine jüdische Bevölkerung zugeführt haben. Jene todesmutigen Zeloten, welche nach der Einäscherung des zweiten Tempels sich zum Teil nach Ägypten und Kyrene geflüchtet haben, um dort den verzweifelten Widerstand gegen Roms Knechtung fortzusetzen, haben sich in zersprengten Scharen auch nach Arabien gewendet, wo sie ihren Freiheitssinn und ihre kriegerische Haltung nicht aufzugeben brauchten. Flüchtige Kämpfer in dem Kriege gegen Hadrian haben wohl auch eine Zuflucht in Arabien gefunden. Von diesen Flüchtlingen stammten drei jüdisch-arabische Stämme, die Benu-Nadhir, die Benu-Kuraiza und die Benu-Bachdal, von denen die beiden erstern ahronidischer Herkunft waren und sich daher Kohanim (Alkahinani) nannten. Noch ein anderer jüdischer Stamm war in Nordarabien ansässig, die Benu-Kainukaa, mit anderer Lebensweise als die Nadhir und Kuraiza. Diese Stämme mit noch einigen anderen, wenig bedeutenden und wenig genannten, hatten ihren Mittelpunkt in der Stadt Jathrib, in der Landschaft Heǵas, die in einer mit Palmen und Reispflanzen bebauten, von kleinen Bächen bewässerten Gegend lag. Da die jüdischen Stämme öfter von Beduinen belästigt wurden, so bauten sie in der Stadt und der Umgegend Kastelle auf hochgelegenen Plätzen, welche ihre Unabhängigkeit schützten. Wenn sie anfangs die Alleinherrscher dieses Landstrichs waren, so mußten sie später den Bodenbesitz und die Macht mit arabischen Stämmen teilen, mit den Benu-Aus und Chazraǵ (zusammen die Stämme Kaila genannt), zu welchen die Juden bald in freundliche, bald in feindliche Verhältnisse traten.

Nördlich von Jathrib war die Landschaft Chaibar durchgängig von Juden bewohnt, die ein eigenes Gemeinwesen bildeten. Die chaibarensischen Juden besaßen eine Reihe von Festungen oder Schlössern, gleich den christlichen Ritterburgen. Die stärkste Festung war Kamus, auf einem schwer zugänglichen Berge erbaut. Diese Schlösser schützten sie vor räuberischen Einfällen der kriegerischen Beduinen und setzten sie in den Stand, manchem Verfolgten Asyl zu geben. Wadil-Kora (das Tal der Dörfer), eine fruchtbare Talebene, eine Tagereise von Chaibar entfernt, war ebenfalls von Juden bewohnt. In Mekka dagegen, wo das Heiligtum der Araber stand, wohnten wohl nur wenig Juden.

Dagegen waren sie zahlreich in Südarabien (Jemen, Himjara) vertreten, in dem Lande, „dessen Staub Gold war, das die gesündesten Menschen erzeugte, und dessen Frauen ohne Schmerzen gebaren“ (wie die Einwohner es rühmten). Aber die Juden des glücklichen Arabiens lebten, ungleich denen in Heǵas, ohne stammesgenössischen, gewissermaßen politischen Zusammenhang, sondern wohnten unter den Arabern zerstreut. Dennoch erlangten sie mit der Zeit so viel Einfluß auf die arabischen Stämme und Könige von Jemen (Himjara), daß sie die Ausbreitung des Christentums in dieser Gegend zu verhindern vermochten. Aber erst zu Ende des fünften oder im Anfange des sechsten Jahrhunderts gelang es den christlichen Sendboten, einen arabischen Häuptling mit seinem Stamme, der seinen Hauptsitz in der Handelsstadt N a ǵ a r a n hatte, für das Christentum zu gewinnen.

Vermöge ihrer semitischen Abstammung hatten die Juden Arabiens viele Berührungspunkte mit den Eingeborenen des Landes. Ihre Sprache hatte Verwandtschaft mit der arabischen, ihre Sitten, insoweit sie nicht die Religion erzeugt hatte, waren nicht sehr verschieden von denen der Söhne Arabs. Die Juden arabisierten sich daher so vollständig, daß sie sich nur durch ihr religiöses Bekenntnis von den Landesbewohnern unterschieden. Eheverbindungen zwischen beiden beförderten die Verähnlichung des Charakters beider Völkerschaften. Die südarabischen Juden verlegten sich gleich den Himjariten mehr auf den Welthandel zwischen Indien, dem byzantinischen Reiche und Persien, die nordarabischen Juden trieben mehr ein Beduinenleben, Ackerbau, Viehzucht, Zwischenhandel in Karawanenzügen, Waffenhandel, auch wohl Räuberhandwerk.

Die arabischen Juden waren durch eine patriarchalische Stammesverfassung, mehrere Familien unter einem Häuptling (Schaïch) vereinigt, der im Frieden die Händel schlichtete und Recht sprach, im Kriege die waffenfähige Mannschaft anführte und Bündnisse mit Nachbarstämmen abschloß. Gleich den Arabern übten die Juden der Halbinsel Gastfreundschaft gegen jedermann, der ihr Zelt betrat, und unverbrüchliche Treue gegen Bundesgenossen; aber sie teilten auch die Fehler der Urbewohner, rächten den Tod eines ihrer Glieder mit unerbittlicher Strenge, legten sich in Hinterhalte, um Feinden aufzulauern und den Garaus zu machen. Es kam auch vor, daß ein jüdischer Stamm in Bundesgenossenschaft zu einem arabischen trat und dadurch feindselig gegen einen Bruderstamm verfuhr, der zu einer andern Partei gehörte. Aber wenn Juden auch gegeneinander Fehden hatten, so milderte doch ihre angestammte Tugend die Beduinengrausamkeit, den Feind schonungslos zu behandeln. Sie lösten die Gefangenen eines Bruderstam-

mes, mit dem sie eben Krieg geführt, aus der Hand der Bundesgenossen aus, um sie nicht in heidnischer Gewalt als Sklaven zu lassen, weil, wie sie sagten, „die Auslösung religionsgenössischer Gefangener eine religiöse Pflicht ist“. Wie die Juden den Arabern an Tapferkeit nicht nachstanden, so rangen sie auch mit ihnen um die Palme der Dichtkunst. Denn zur Zierde eines edlen Arabers gehörte nebst Mannhaftigkeit und Mut auch die Poesie.

Die Religionskenntnis, welche die arabischen Juden bei ihrer Flucht aus Judäa aus der Heimat mitbrachten, und die ihnen später von den Lehrhäusern noch zugeführt wurde, gab ihnen eine Überlegenheit über die heidnischen Stämme, die sie geistig fast zu Herren derselben machte. Während nur wenigen Arabern bis tief ins siebente Jahrhundert die Schreibekunst geläufig war, verstanden sie die Juden im allgemeinen; darum nannten sie die Araber „das Volk der Schrift“. Das Judentum war den arabischen Juden in der überlieferten Form und mit dem Gepräge, das ihm die Talmudisten gegeben, hochheilig. Sie hielten streng Speisegesetze, Festtage und den Fasttag des Versöhnungstages. Den Sabbat beobachteten sie so streng, daß sie trotz ihrer Kriegslust und der Gelegenheit, sie zu befriedigen, an demselben das Schwert in der Scheide ruhen ließen. Obwohl sie sich in diesem gastfreundlichen Lande über nichts zu beklagen hatten und es als ihr Vaterland betrachten und lieben durften, so sehnten sie sich doch nach der Rückkehr in das heilige Land ihrer Väter und erwarteten jeden Tag die Ankunft des Messias. Beim Gebete richteten sie daher, wie sämtliche Juden auf dem Erdenrund ihr Gesicht nach Jerusalem. Mit den Juden in Palästina standen sie in Verbindung, den Autoritäten in Tiberias ordneten sie sich auch nach dem Untergange des Patriarchats unter. Jathrib war der Sitz jüdischer Gelehrsamkeit; dort gab es Gesetzeslehrer (Achbâr genannt) in einem Lehrhause (Midras), welche die Schrift auslegten. Aber bedeutend war die Schriftkunde der arabischen Juden nicht. Sie kannten sie nur durch die Brille agadischer Auslegung, wie sie ihnen auf ihren Reisen bekannt oder durch Einwanderer zugetragen wurde. Die glänzende Geschichte der Vorzeit wuchs ihnen mit den legendenhaften Zusätzen so sehr zusammen, daß sie das Gold von den Schlacken nicht zu sondern vermochten. Mit dichterischer Phantasie begabt, schmückten arabische Juden ihrerseits die biblische Geschichte mit interessanten Zügen aus, die dann als echte Tatsachen in Umlauf kamen.

Indem die Juden Arabiens die Freiheit in vollem Maße genossen und keinerlei Zwang unterworfen waren, konnten sie ihre Religionsansichten ohne Scheu vertreten und ihre heidnischen Nach-

barn in harmloser Mitteilung damit bekannt machen. Der für Geistiges empfängliche Sinn der Araber fand Gefallen an dem halb kindlichen, halb erhabenen, poetisch-religiösen Inhalte der heiligen Schrift und an den damit verknüpften Legenden, und allmählich wurden gewisse jüdische Vorstellungen und religiöse Begriffe in Arabien heimisch. Die arabischen Juden gaben den Arabern eine Kalenderordnung, ohne welche sie sich gar nicht zurecht finden konnten. Gelehrte Juden aus Jathrib lehrten die Araber, welche nach Mondmonaten zählten, einen Monat in solchen Jahren einzuschalten, welche hinter dem Sonnenjahr zurückblieben. Die Araber nahmen also den neunzehnjährigen Einschaltungszyklus von den Juden an (um 420) und nannten die Einschaltung Naßi, sicherlich von dem Umstande, weil die Juden ihren Festkalender von ihrem Naßi (Patriarchen) zu empfangen pflegten.

Es gelang den Juden auch, die Araber über ihren geschichtlichen Ursprung zu belehren, von dem ihre Erinnerungen schwiegen, und den sie gläubigen Sinnes als ihr Ureignes annahmen. Es lag nämlich den Juden viel daran, von den Arabern als Stammverwandte betrachtet und anerkannt zu werden. Der Mittelpunkt des Landes, die heilige Stadt Mekka, um einen alten Tempel (Kaaba, das Viereck) oder eigentlich um einen schwarzen Stein erbaut, war ein Asyl für sämtliche Araber, wo das Schwert nicht aus der Scheide kommen durfte. Die fünf Messen, unter denen die größte zu Okaz, konnten nur in den vier heiligen Monaten des Jahres bezogen werden, in welchen der Gottesfriede herrschte.

Wer diesen Waffenstillstand und die Sicherheit des Lebens inmitten einer kampfeslustigen und gegen Blutvergießen wenig gewissenhaften Bevölkerung mitgenießen wollte, mußte seine Verwandtschaft mit den Arabern nachweisen, sonst war er von diesen Vorteilen ausgeschlossen.

Zum Glücke erinnerten sich die arabischen Juden der Abstammung der Araber, wie sie in dem ersten Buche des Pentateuchs angegeben ist, und sie bot ihnen eine Handhabe, ihre Stammverwandtschaft mit den Arabern darzutun. Sie waren überzeugt, von zwei Seiten her mit den Arabern verwandt zu sein, durch Joktan und Ismael. Von den Juden so belehrt, führten die zwei arabischen Hauptstämme ihre Ahnenreihe zurück, und waren überzeugt, daß die echten Araber (die Himjariten) von Joktan (Kachtan), die unechten, die Nordaraber, von Ismael ausgegangen seien. Durch diese Anknüpfungspunkte gaben die Juden den Urbewohnern Beweise über Beweise für ihre gegenseitige Stammverwandtschaft. Und die Araber, froh ihre Geschlechtserinnerungen, die von gestern waren, bis zu den jüdischen Erzvätern hinauf-

rücken zu können, nahmen dieses Abstammungsverhältnis ungeprüft an, und davon nannten sich die Südaraber Kachtaniten und die Nordaraber Ismaeliten. Gerne räumten sie den Juden Stammesrechte, d. h. Gleichberechtigung an allen Vorteilen der Gesellschaft, ein.

Bei dem innigen Verkehr zwischen Juden und Arabern und bei der reichen Belehrung, die das Judentum den Söhnen der Wüste darbot, deren unpoetische Mythologie ihnen keinen Stoff zur Begeisterung lieferte, konnte es nicht fehlen, daß manche arabische Häuptlinge eine Zuneigung zum Judentume faßten und sich dazu bekehrten. Da die Araber noch im Heidentume die Beschneidung hatten, so war der Übertritt zum Judentume ein ganz leichter. Bei dem engen Zusammenhange und dem Aufgehen der Familienglieder im Stamme brachte es die Ordnung mit sich, daß, wenn der Häuptling als der Weiseste, zum Judentume überging, er sogleich seinen ganzen Anhang mit herüberzog. Die Benu-Kinanah, ein streitlustiger Stamm, der mit den hochangesehenen Koraischiten in Mekka verwandt war, ferner mehrere Familien aus dem Stamme Aus und Chazrag in Jathrib, und endlich ein ghassanidischer Stamm, aus welchem ein gefeierter jüdisch-arabischer Dichter hervorgegangen ist, nahmen das Judentum an. Epochemachend in der arabischen Geschichte ist aber der Übertritt eines mächtigen jemensischen Königs zum Judentume.

Einer der Fürsten oder Könige von Jemen, mit Namen Tobba, welche öfter über ganz Arabien herrschten, — mit dem langen Namen Abu-Kariba Assad-Tobban — war ein Mann von Einsicht, dichterischer Begabung und von einer Tapferkeit, die ihn zu Eroberungen aufstachelte. Abu-Kariba unternahm einst einen Kriegszug (um 500) in der Zeit des Königs Cavad gegen Persien und gegen die arabischen Provinzen des byzantinischen Reiches. Auf seinem Zuge berührte er die nordarabische Hauptstadt Jathrib und ließ seinen Sohn daselbst als Statthalter zurück, weil er sich nichts Schlimmes von den Einwohnern versah. Kaum war er aber weiter gezogen, als ihm die Kunde zukam, daß die Jathribenser seinen Sohn erschlagen hätten. Von Schmerz und Zorn ergriffen, kehrte er um, um Blutrache an der verräterischen Stadt zu nehmen, belagerte sie hartnäckig mit seiner zahlreichen Reiterschar und ließ die Palmenbäume, wovon die Bewohner ihre Hauptnahrung zogen, umhauen. Die Juden kämpften wetteifernd an Tapferkeit mit den Arabern gegen Abu-Kariba und ermüdeten seine Schar. Während der Belagerung erkrankte der König schwer und fand kein frisches Wasser in der Nähe, seinen brennenden Durst zu löschen. Zwei jüdische Gesetzeslehrer aus

Jathrib, mit Namen Kaab und Assad, benutzten die Erschöpfung, in der sich Abu-Kariba befand, sich in sein Zelt zu begeben und ihm ins Herz zu reden, den Jathribensern zu verzeihen und die Belagerung aufzuheben. Über diese Unterredung haben die Araber ein Sagengeflecht gewoben. Sicher ist nur so viel, daß die jüdischen Weisen Gelegenheit fanden, mit Abu-Kariba vom Judentum zu sprechen, und ihm lebendiges Interesse dafür einzuflößen wußten. Darauf beschloß er, das Judentum anzunehmen, und er bewog auch sein Heer, dasselbe zu tun.

Auf seinen Wunsch begleiteten ihn die zwei jüdischen Weisen aus Jathrib nach Jemen, um das Volk zum Judentum zu bekehren. Indessen war die Bekehrung nicht so leicht; ein Volk läßt nicht auf Verlangen seine angewöhnte Denkart, Sitten und Unsitten fahren. Es blieben wohl mehr Heiden als Juden im Lande. Überhaupt wird das Judentum, zu dem sich der König von Jemen bekannte, nur ein sehr oberflächliches geblieben sein, ohne tief in Sitte und Lebensweise einzudringen. — Einen Häuptling des edlen Stammes der Kenditen, mit Namen Harith Ibn-Amru, Schwestersohn des Königs von Jemen, welcher das Judentum angenommen hatte, setzte Abu Kariba zum Unterkönig über die Maadditen am roten Meere und gab ihm die Statthalterschaft über Mekka und Jathrib. Mit Harith ging auch ein Teil der Kenditen zum Judentume über. Die Nachricht von einem jüdischen Könige und einem jüdischen Reiche in dem schönsten und fruchtbarsten Teile Arabiens verbreitete sich durch die vielen Fremden, welche das Land geschäftshalber besuchten, und drang bis zu den Juden der entferntesten Länder. Aber erst Abu-Karibas jüngster Sohn oder Enkel namens Zorah Dhu-Nowas (520—530) machte mit dem jüdischen Bekenntnis Ernst. Er legte sich den hebräischen Namen Jussuf (Josef) zu den arabischen bei. Im Eifer für die angenommene Religion verwickelte er sich indes in höchst unangenehme Lagen. Er hatte nämlich erfahren, welche Mißhandlungen seine Glaubensgenossen im byzantinischen Reiche täglich zu erdulden hatten, und es erfüllte ihn mit Teilnahme. Er wollte daher die byzantinischen Kaiser zur Gerechtigkeit gegen die Juden zwingen. Als einst römische (byzantinische) Kaufleute in Handelsgeschäften durch Himjara reisten, ließ er sie auffangen und hinrichten. Diese Tat verbreitete Schrecken unter die christlichen Kaufleute, welche mit dem Lande der Wohlgerüche in Verbindung standen. Der indisch-arabische Handel geriet dadurch ins Stocken. Dhu-Nowas beschwor aber dadurch einen schweren Krieg über sein Land herauf. Seine christlichen Vasallen befehdeten ihn, worauf er sie bekriegte. Er belagerte die von Christen bewohnte Stadt

Nagaran, eroberte sie und verfuhr gewiß nicht milde mit den Besiegten. Das Gerücht trug die Vorgänge in Nagaran von Zunge zu Zunge, vergrößerte die Zahl der Opfer, stempelte die Bestrafung von Empörern zu einer Christenverfolgung von seiten eines jüdischen Königs und dichtete daraus ein tränenreiches Martyrologium. Ein syrischer Bischof, Simeon von Bet-Arscham, der gerade auf einer Reise nach Nordarabien begriffen war und den übertriebenen Schilderungen Glauben schenkte, tat ebenfalls das Seinige, dem jüdischen Könige Feinde zu erwecken. Er schickte ein aufregendes Sendschreiben an einen anderen Bischof in der Nachbarschaft von Arabien und beschwor ihn darin, die Christen gegen den jüdischen König aufzuhetzen und namentlich den Negus (König) von Äthiopien zum Kriege gegen ihn zu entflammen. Er machte auch den Vorschlag, daß die Gesetzeslehrer des Judentums in Tiberias verhaftet und gezwungen werden sollten, an Dhu-Nowas zu schreiben, er solle die Bedrückung der Christen um ihretwillen einstellen. Der byzantinische Kaiser Justin I. wurde ebenfalls ermahnt, Rache an dem jüdisch-arabischen König zu nehmen. Aber dieser ein schwacher, blödsinniger Greis, dessen Heer in einen Krieg mit Persien verwickelt war, antwortete: „Himjara ist zu entfernt von uns, und ich kann kein Heer so weite Strecken durch Sandwüsten marschieren lassen. Aber ich werde an den König von Äthiopien schreiben; er bekennt sich zum Christentum wie wir, und er ist Arabien näher als ich.“ Er stachelte auch in der Tat den äthiopischen König auf, Truppen nach Himjara zu senden.

So verschworen sich viele Feinde, einen König zu verderben, der es gewagt hatte, sich seiner Glaubensgenossen mit Wärme und Eifer anzunehmen. Dhu-Nowas mächtigster Feind war der Negus von Äthiopien, Elesbaa, ein Mann von Glaubenseifer durchdrungen, der mit Mißgunst die Krone auf dem Haupte eines Juden sah. Es bedurfte bei ihm nicht derAufstachelung von allen Seiten, ihm war das jüdische Reich längst ein Dorn im Auge. Er rüstete daher eine bedeutende Flotte aus, welche der byzantinische Kaiser oder vielmehr sein junger Mitregent Justinian durch Schiffe von Ägypten aus verstärkte. Ein zahlreiches Heer setzte über die schmale Straße des roten Meeres nach Jemen über, und die christliche Mannschaft schloß sich ihm rachevoll an. So war der jüdisch-himjaritische König auf sein treues Heer, das aus Reiterei bestand, und auf seinen Mut angewiesen. Das Zusammentreffen fiel ungünstig für Dhu-Nowas aus. Seine Hauptstadt Zafara (Thafar) fiel in die Hände des Feindes und mit ihr die Königin und die Schätze. Den himjaritischen Kriegern entsank der Mut. Jussuf Dhu-Nowas, der Alles verloren sah, starb eines Königs würdig.

Um nicht in die Hände des übermütigen Feindes zu fallen, stürzte er sich mit seinem Rosse von einem Felsen ins Meer, das seine Leiche ins Weite trug (um 530). Die siegenden Äthiopier wüteten in Himjara mit Feuer und Schwert, plünderten, mordeten und führten die Wehrlosen als Gefangene hinweg. Am heftigsten waren sie gegen die Juden entflammt, und Tausende von ihnen fielen als Sühnopfer für die zweideutigen christlichen Märtyrer von Naǵaran. Das war das Ende des jüdisch-himjaritischen Reiches, das über Nacht entstanden und über Nacht wieder verschwunden war.

Ungefähr um dieselbe Zeit gerieten auch die Juden von Jathrib in heftige Fehden mit ihren arabischen Mitbewohnern. Die jüdischen Stämme daselbst hatten nämlich wegen ihrer näheren Beziehung zum himjaritischen Könige, dem Oberherrn der Landschaft, die Herrschaft über die heidnisch-arabischen Stämme. Ein jüdischer Häuptling, Alghitigun, führte das Regiment. Die Araber aus den Stämmen Aus und Chazraǵ trugen aber mit Unwillen die Abhängigkeit von den Juden und nahmen die Gelegenheit wahr, wo diese keine Unterstützung von Himjara aus zu erwarten hatten, sie abzuschütteln. Ein Häuptling aus dem Stamme Ghassan, Harith Ibn Abu-Schammir, der mit den arabischen Stämmen in Jathrib blutsverwandt war, wurde angegangen, mit seinen kriegerischen Scharen nach Jathrib zu kommen. Dieser abenteuerlustige Araberfürst, der im Dienste des byzantinischen Hofes stand, nahm die Einladung nur zu willig an. Um den Argwohn der Juden nicht zu erregen, als gälte der Kriegszug ihnen, lud er die jüdischen Häuptlinge freundlich zu sich ins Lager bei Jathrib ein. Mehrere erschienen, in der Erwartung, von dem freigebigen Fürsten mit Geschenken bedacht zu werden, wie es Sitte war. So wie sie aber das Zelt des ghassanidischen Fürsten betraten, wurden sie einzeln niedergemacht. Darauf sprach Ibn-Abu-Schammir zu den Arabern von Jathrib: „Ich habe euch von einem großen Teil eurer Feinde befreit; jetzt wird es euch leicht sein, die Übrigen zu bewältigen, wenn ihr Kraft und Mut zeigt." Er zog ab. Die arabischen Stämme wagten aber doch nicht, offen mit den Juden anzubinden, sondern nahmen zur List Zuflucht. Während eines Mahles wurden sämtliche jüdische Häuptlinge von Jathrib niedergemacht. So ihrer Führer beraubt, wurden die Juden von Jathrib leicht von den Arabern überwunden und mußten ihnen die besten Plätze einräumen. In der ersten Zeit konnten sie den Verlust ihrer Herrschaft und das Gefühl ihrer Demütigung nicht verschmerzen. Die Unsicherheit ihres Daseins bewog sie aber, ihrem Hasse keinen Raum zu geben. Sie begaben

sich nach und nach unter den Schutz des einen oder des andern Stammes und wurden Schutzgenossen der Aus und Chazrag.

Der ghassanidische Fürst Harith Ibn-Abu-Schammir, der die jüdischen Stämme geschwächt hatte, führte auf seinem Zuge von Jathrib auch eine Fehde gegen einen jüdischen Dichter, der dadurch unter den Arabern eine außerordentliche Berühmtheit erlangt hat. Samuel Ibn-Adija (geb. um 500, gest. um 560), dessen ritterlicher Charakter durch seine Verbindung mit dem bedeutendsten arabischen Dichter der vormohammedanischen Zeit zum Ruhme gelangte. Sein Vater Adija wohnte früher in Jathrib, baute aber später in der Gegend von Taima eine Burg, die von ihrer bunten Farbe Alablak genannt und in der arabischen Poesie verewigt wurde. Samuel, Häuptling eines kleinen Stammes, war so angesehen, daß sich schwache arabische Stämme unter seinen Schutz begaben. Jeder Verfolgte und Geächtete fand in Alablak Asyl, und der Besitzer der Burg stand mit seinem Leben für die Sicherheit seiner Schützlinge ein. Als der abenteuernde kenditische Fürstensohn Imrulkais, der Dichterkönig der Araber, von heimlichen und offenen Feinden umlauert, nirgends Zuflucht finden konnte, suchte er Schutz in Alablak.

Der jüdische Dichter und Burgherr, stolz darauf, dem gefeiertsten Dichter Arabiens, dessen Ruf und Abenteuer auf der Halbinsel erklangen, Asyl zu geben, nahm Imrulkais, seine Tochter und sein übriges Gefolge in Alablak auf und beherbergte sie einige Zeit. — Da der kenditische Prinz keine Aussicht hatte, unter den arabischen Stämmen Hilfe zur Rachenahme an dem Mörder seines Vaters und zur Wiedereroberung seines väterlichen Erbes zu finden, ging er mit dem Plane um, den byzantinischen Kaiser Justinian für sich zu gewinnen. Er übergab Samuel bei seiner Abreise fünf wertvolle Kettenpanzer und andere Waffen zur Bewahrung. Dieser versprach die ihm anvertrauten Personen und Gegenstände wie seinen Augapfel zu hüten. Aber diese Waffen brachten ihm Unglück. Der Ghassanidenfürst Harith, der Todfeind des ritterlichen flüchtigen Dichters, rückte vor Samuels Burg Alablak und verlangte die Auslieferung von Imrulkais Waffen. Da Samuel sie seinem Versprechen gemäß verweigerte, veranstaltete Harith eine förmliche Belagerung gegen die Burg. Weil sie aber unangreifbar war, so wandte der Unmensch ein grausames Mittel an, Samuel zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Einen Sohn Samuels, der von seiner Amme außerhalb der Festung geführt wurde, nahm er gefangen und drohte, ihn zu töten, falls der Vater seinen Wunsch nicht erfüllte. Einen Augenblick nur schwankte der unglückliche Vater zwischen der Pflicht für seinen Schützling und dem Gefühl für seinen Sohn; bald gewann

jene die Oberhand, und er sprach zu dem Ghassanidenfürsten: „Tue, was du willst; Verrat ist ein Halsband, das nicht rostet, und mein Sohn hat Brüder!“ Der Unmensch, ungerührt von solchem Hochsinn, tötete den Sohn vor den Augen des Vaters. Harith mußte dennoch unverrichteter Sache von Alablak abziehen. Es bildete sich daher unter den Arabern ein Sprüchwort; „treuer als Samuel“ sagten sie, wenn sie übertreibend den höchsten Grad der Treue bezeichnen wollten.

Sein Sohn Schoraich folgte in seinen Fußtapfen der Ehre und Hochherzigkeit. Als einst der gefeierte arabische Dichter Maimun Ascha, dessen ungebundene Laune ihm viele Feinde zugezogen, von einem Gegner verfolgt, gefangen und zufällig unter andern Gefangenen unerkannt in Schoraichs Burg Taima gebracht wurde, sang er als Mittel zu seiner Rettung ein Lobgedicht auf Samuel:

„Sei wie Samuel, als ihn dort umdrängte
„Der Kriegsfürst mit des Heeres Waffenlast:
„Steh zwischen Kinderlosigkeit und Untreu!“
„O schlimme Wahl, die du zu wählen hast.“
„Doch er sprach schnell gefaßt:“ „„Ermorde deinen
„Gefangenen, ich beschirme meinen Gast““.

Gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts hatten sich die Juden von Jathrib wieder von den harten Schlägen, welche ihnen die arabischen Nachbarstämme versetzt hatten, so ziemlich erholt. Ihre Herren, die Stämme Aus und Chazraǵ, hatten sich in blutigen Fehden, die zwanzig Jahre gedauert haben, erschöpft, während die Juden in ihrem Schutzverhältnisse weniger davon berührt waren. Infolge eines zweiten Krieges zwischen denselben Stämmen kamen die Juden wieder zu Bedeutung in Jathrib.

Das Judentum hat nicht bloß einige arabische Stämme für sein Bekenntnis gewonnen und den Söhnen der Wüste überhaupt gewisse unentbehrliche Einrichtungen gelehrt, sondern hat auch einen Religionsstifter erweckt, der in immer größeren Kreisen in die Weltgeschichte eingriff und noch in der Gegenwart fortwirkt. Mohammed, „der Prophet von Mekka und Jathrib“, war zwar kein Sohn des Judentums, aber er hat sich an dessen Brust genährt. Er ist durch das Judentum angeregt worden, eine neue Religionsform mit staatlichem Grunde in die Welt zu setzen, welche man Islam nennt, und dieser hat wiederum auf die Gestaltung der jüdischen Geschichte und die Entwickelung des Judentums mächtig eingewirkt.

In den friedlichen Zusammenkünften in Mekka, seinem Geburtsorte, auf den Meßplätzen und auf Reisen hörte Abdallahs Sohn viel von der Religion sprechen, welche das Bekenntnis des einzigen, weltbeherrschenden Gottes an ihre Spitze setzt, von Abra-

ham, der sich dem Dienst dieses Gottes geweiht, von religiösen und sittlichen Einrichtungen, welche die Bekenner dieser Religion vor den Götzendienern voraus hatten, und sein empfänglicher Sinn war von all diesem ergriffen. Ein angesehener Mekkaner, Waraka Ibn-Naufal, aus dem edlen Stamme der Koraischiten, ein Vetter von Mohammeds Gattin Chadiga, der das Judentum angenommen und Hebräisch zu lesen verstanden hat, flößte sicherlich Mohammed Liebe für Abrahams Religion ein.

Mohammeds erste Lehren, die er im krankhaften Zustande der Epilepsie empfangen und im engen Kreise als höhere Offenbarungen vom Engel Gabriel ausgegeben hat, trugen ganz und gar eine jüdische Färbung. Zu allererst stellte er den einfachen, aber noch nicht allgemein beherzigten Gedanken des Judentums auf: „Es gibt keinen Gott als Allah“, und erst später fügte sein Hochmut den Satz als Bekenntnisbedingung hinzu: „und Mohammed ist sein Prophet“. Wenn er von diesem Gotte sagte, er habe keinen Genossen (Antitrinität), er dürfe nicht im Bilde verehrt werden; wenn Mohammed gegen den wüsten Götzendienst predigte, der in der Kaaba mit dreihundert Göttern getrieben wurde, wenn er gegen die Unsittlichkeit eiferte, die offen und ohne Scheu unter den Arabern auftrat; wenn er die gefühlsempörende Unsitte verdammte, daß Eltern ihre neugeborenen Töchter aus Bequemlichkeit oder Besorgnis ins Wasser warfen, und wenn er dies Alles als nichts Neues, sondern als Lehre der alten Abrahamsreligion ausgab, so mußte das Judentum darin einen Sieg seiner Wahrheiten und eine Erfüllung seiner Prophezeiungen sehen, gerade wie zur Zeit, als Paulus von Tarsus zuerst die Hellenen mit der Geschichte und dem Inhalte des Judentums bekannt machte. Das Beste, was der Koran, das religiöse Grundbuch, welches Mohammeds Offenbarungen enthält, ist der Bibel oder dem Talmud entlehnt.

Als Mohammed in Mekka, dem Sitze des arabischen Götzentums, kein Gehör fand und Gefahr lief, wandte er sich an einige Männer aus Jathrib und forderte sie zur Annahme seiner Lehre auf. Diese, welche mit den jüdischen Religionslehren vertrauter waren, als die Mekkaner, fanden in Mohammeds Offenbarungen viel Verwandtschaft mit dem, was sie von ihren jüdischen Nachbarn öfter vernommen hatten. Sie zeigten sich daher geneigt, sich ihm anzuschließen, und brachten ihre Stammgenossen dahin, ihn einzuladen, nach Jathrib zu kommen, wo seine Lehren schon wegen der dort zahlreich wohnenden Juden Anklang finden würden. Sobald er dahin kam (622, dem Jahre der Auswanderung, Hegira), ließ es sich Mohammed angelegen sein, die Juden für sich zu gewinnen, und sein Streben so darzustellen, als wollte er das Juden-

tum zur allgemeinen Anerkennung in Arabien bringen. Er war am Versöhnungstage in die Stadt eingezogen. Als er die Juden fastend fand, sagte er: „Es geziemt uns noch mehr als den Juden an diesem Tage zu fasten", und er führte den Fasttag Aschura (den zehnten) ein. Mohammed schloß mit den jüdischen Stämmen ein förmliches Bündnis zu gegenseitiger Hilfeleistung und bestimmte ihnen zu Liebe die Richtung des Angesichtes beim Gebet (Kiblâh) nach Jerusalem. Bei Streitigkeiten zwischen Juden und seinen Anhängern (Moslemin), die ihm zur Entscheidung vorgelegt wurden, zeigte er sich den Juden geneigter.

Mohammed hielt sich eine Zeitlang einen jüdischen Sekretär für seine Korrespondenz, weil er selbst des Schreibens unkundig war. Den Juden Medinas war dieses Entgegenkommen von seiten eines so viel verheißenden Mannes sehr schmeichelhaft. Sie betrachteten ihn halb und halb als jüdischen Proselyten und glaubten durch ihn das Judentum zur Macht in Arabien gelangen zu sehen. Einige von ihnen schlossen sich ihm innig an und wurden seine Hilfsgenossen (Ansar), darunter ein gelehrter Jude Abdallah Ibn-Salam aus dem Stamme Kainukaa. Dieser Abdallah und andere Juden waren Mohammed bei den Offenbarungen des Koran behilflich, und die ungläubigen Araber hielten es ihm oft genug vor, daß „er ein Ohr sei, und daß ihn nicht der Engel Gabriel, sondern ein Mensch belehre."

Aber nur ein geringer Teil der Juden Medinas trat zu der Schar der Gläubigen über, besonders als sie sein selbstsüchtiges Streben, seinen Hochmut, seine unersättliche Geschlechtsliebe erkannten. Sie hatten ein zu hohes Ideal von den Propheten im Herzen, als daß sie diesen leidenschaftlichen Mann, dem nach jedem schönen Weibe gelüstete, ihnen hätten gleichstellen sollen. „Sehet ihn", sprachen die Juden, „bei Gott! er wird von keiner Speise satt und hat keine andere Sorge als um die Weiber. Ist er ein Prophet, so möge er seinem Prophetenamte obliegen, nicht den Weibern." Oder die Juden sagten: „Wenn Mohammed ein Prophet ist, mag er in Palästina auftreten, denn nur dort offenbart sich Gott seinen Auserwählten." Auch wendeten die Juden gegen ihn ein: „Du rühmst dich von Abrahams Religion zu sein, aber Abraham aß nicht Fleisch und Käse von Kameelen." Hauptgegner Mohammeds von jüdischer Seite waren Pinehas Ibn-Azura, ein Mann mit beißendem Witze, der bei jeder Gelegenheit ihn lächerlich machte; ferner Kaab Ibn-Ascharaf, von einem arabischen Vater und einer jüdischen Mutter geboren; ein Dichter Abu-Afak, Greis über hundert Jahr alt, der ihn bei den unwissenden und blinden Arabern verhaßt zu machen trachtete, und

Abdallah, Sohn Sauras, welcher als der gelehrteste Jude von Hegas galt. Diese jüdischen Gegner Mohammeds neckten und stichelten ihn, legten seinen Aussprüchen und Offenbarungen einen lächerlichen Sinn unter und behandelten ihn wegwerfend, ohne zu ahnen, daß der schwache Flüchtling aus Mekka, der hilfeflehend nach Medina gekommen war, binnen kurzem ihre Stämme demütigen und über einen großen Teil ihrer Religionsgenossen bis in die entferntesten Zeiten das Los werfen würde! Sie bauten zu sehr auf ihren Mut und auf ihre Stärke.

Mohammed nahm auch anfangs in schlauer Verstellung die Geringschätzung der Juden mit scheinbarem Gleichmut hin. Er sprach zu seinen Gläubigen: „Mit dem Volke der Schrift (Juden) streitet nur auf anständige Weise und saget: „„Wir glauben an das was uns, und an das, was euch offenbaret worden ist. Unser Gott und euer Gott ist nur einer, und wir sind ihm ganz ergeben."" Aber für die Dauer konnte das Verhältnis nicht in den Schranken der Duldung bleiben. Von der einen Seite suchten die Juden ihm seine Gläubigen abwendig zu machen, und es gelang ihnen auch, den ersten Mann in Medinah, den Chazragiten Abdallah Ibn-Ubej, welcher auf dem Punkte stand, zum Könige dieser Stad- erwählt zu werden und durch Mohammeds Ankunft in den Schatten gestellt wurde, so sehr gegen ihn einzunehmen, daß er bis an sein Lebensende Opposition gegen Mohammed machte.

Von der anderen Seite drangen seine Gläubigen in ihn, sich bestimmt darüber auszusprechen, wie er es mit dem Judentume halte. Sie sahen, daß seine Anhänger unter den Juden noch fortfuhren, die jüdischen Gesetze zu beobachten, sich des Kameelfleisches zu enthalten, und fragte ihn: „Ist die Thora ein göttliches Buch, so laßt uns auch deren Vorschriften befolgen." Da Mohammed zu sehr Araber war, um sich dem Judentume voll anschließen zu können, und auch wohl erkannte, daß die Araber den ihnen ganz fremden religiösen Bräuchen Widerstand leisten würden, so blieb ihm nichts übrig, als mit den Juden entschieden zu brechen. Er offenbarte hierauf eine lange Sura (die Sura der Kuh genannt), voller Schmähungen gegen die Juden. Die Richtung beim Gebete änderte er ab und verordnete, daß sich die Gläubigen nicht mehr nach Jerusalem, sondern nach Mekka und dem Kaabatempel wenden sollten (624). Das Fasten am Versöhnungstage schaffte er ab und setzte dafür den den Arabern seit uralter Zeit heiligen Monat Ramadhan ein. Er mußte noch vieles zurücknehmen von dem, was er früher als Gottes Offenbarung ausgegeben hatte. Mohammed behauptete jetzt, in der Thora sei von seinem Erscheinen und seinem Prophetenberufe viel die Rede gewesen, die Juden

hätten aber diese Stellen ausgemerzt. Während er früher gepredigt hat, die Juden hätten den rechten Glauben, verbreitete er später, sie verehrten Esra (Ozaïr) als Sohn Gottes, wie die Christen Jesus, folglich seien auch sie als Gottesleugner zu betrachten. Seine Verbitterung gegen die Juden, welche sein Prophetentum leugneten und seine Vorspiegelungen durchschauten, führte ihn immer mehr zu Ungerechtigkeiten gegen sie.

So sehr er aber auch im innersten Herzen die Juden haßte, so wagte er es doch so bald nicht, sie durch Tätlichkeiten zu reizen. Noch war sein Ansehen nicht befestigt genug, und die Juden waren durch ihre Zahl und ihre Verbindung der Schar seiner Anhänger überlegen. Dieses Verhältnis änderte sich aber nach der Schlacht bei Bedr (Winter 624), als die geringzähligen Mohammedaner einen Sieg über die zahlreichen Koraischiten davon getragen hatten. Mohammed war dadurch der Kamm so sehr gewachsen, daß er seitdem die Rolle eines demütigen Propheten mit der eines argwöhnischen Tyrannen vertauschte, dem jedes Mittel, auch Meuchelmord, recht war, sich seiner Feinde zu entledigen. Indessen ließ er sich noch immer von der Klugheit lenken, nicht mit den mächtigen jüdischen Stämmen anzubinden; er begann mit dem schwachen, den Kainukaa. Die Veranlassung war geringfügig. Ein Mohammedaner hatte einen Juden von diesem Stamme wegen eines schlechten Spaßes erschlagen, und die Kainukaa nahmen Rache dafür. Darauf forderte sie Mohammed auf, sich zum Islam zu bekennen oder den Krieg zu gewärtigen. Sie erwiderten ihm: „Wir sind zwar friedlich gesinnt und halten gerne das Bündnis mit dir; allein da du Gelegenheit suchst, uns zu bekriegen, so werden wir zeigen, daß wir auch Mut haben.“ Sie rechneten darauf, daß ihre glaubensgenössischen Stämme, die Nadhir und Kuraiza, sie nicht im Stiche lassen würden, und zogen sich in ihre Festungen bei Medina zurück. Mohammed sammelte darauf seine Truppen und belagerte die Kainukaa. Wären die zahlreichen Juden Nordarabiens, die Nadhir, Kuraiza von Medina und die von Chaibar, in richtiger Voraussetzung, daß ihnen Ähnliches wie den Kainukaa bevorstand, ihnen zu Hilfe gekommen, und hätten sie mit den Gegnern Mohammeds ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen, wie zur Zeit, als es bereits zu spät war, so hätten sie ihn und seine geringen, zum Teil nicht ganz zuverlässigen Anhänger erdrücken können. Allein die Juden litten gleich den Arabern an Zersplitterung und hatten nur ihre selbstsüchtigen Stammesinteressen im Auge. Fünfzehn Tage kämpften die Kainukaa tapfer und warteten auf Verstärkung von ihren Glaubensbrüdern. Als diese aber ausblieb, öffneten sie dem Feinde die Tore ihrer Burgen.

Mohammed ließ sämtliche Kainukaaischen Juden in Fesseln schlagen und machte Miene, sie abzuschlachten; aber ein drohender Blick des Abdallah Ibn-Ubej, ihres Bundesgenossen, schreckte ihn von diesem Vorhaben zurück. Abdallah faßte ihn am Panzerhemde und sprach: „Ich lasse dich nicht los, bis du mir die Bitte gewährst, die Gefangenen loszulassen; denn sie bilden meine Stärke, sie haben mich gegen die Schwarzen und Roten verteidigt.“ Mohammed sprach dann eingeschüchtert: „Laßt sie frei, Gott verdamme sie und ihn mit ihnen!“ Die Juden des Stammes Kainukaa, siebenhundert an der Zahl, mußten ihre Habe im Stiche lassen und ganz entblößt nach Palästina auswandern. Sie ließen sich jenseits des Jordan in Batanäa, dessen Hauptort Adraat war, nieder, wo sie wahrscheinlich von ihren Glaubensgenossen, die zurzeit von dem byzantinischen Joche befreit waren, brüderlich aufgenommen wurden.

Nach dem Siege über die Kainukaa brachte Mohammed den Moslemin eine Offenbarung gegen die Juden, welche sie jedes Schutzes berauben sollte: „O, ihr Gläubigen, wählet keine Juden und Christen zu Bundesgenossen; sie mögen sich selbst beschützen. Wer sich mit ihnen befreundet, ist einer von ihnen; Gott duldet kein sündhaftes Volk.“ Den Christen schadete diese Ausschließung weniger, da sie nicht zahlreich in Nordarabien vertreten waren und sich überhaupt leidend verhielten. Die Juden hingegen, an Unabhängigkeit gewöhnt und voll sprudelnden Mutes, wurden durch diese Achtserklärung in gefährliche Reibungen verwickelt. Ihre ehemaligen Schutzgenossen sagten sich meistens von ihnen los und übten auf Mohammeds Geheiß tückische Rache an ihnen.

Bei diesem gegenseitigen Haß zwischen Mohammed und den Juden ist es glaublich, daß die Benu-Nadhir ihn einst in ihre Burg Zuhara eingeladen haben in der Absicht, ihn von der Terrasse herabzustürzen. Ihr Häuptling war damals Hujej Ibn-Achtab, ein mutiger Krieger. Mohammed war der Einladung gefolgt, merkte aber an den Bewegungen der Juden, daß sie es auf sein Leben abgesehen hatten, machte sich davon und eilte nach Medina. Schwer sollten die nadhiritischen Juden dieses Vorhaben büßen. Mohammed stellte ihnen die Wahl, ihre Heimat innerhalb zehn Tagen zu verlassen oder sich auf den Tod gefaßt zu machen. Die Nadhir waren anfangs bereit, den Kampf zu vermeiden und auszuwandern, allein ermutigt von Abdallah Ibn-Ubej, der ihnen Hilfe versprochen, nahmen sie den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Aber sie warteten vergebens, in ihren Burgen eingeschlossen, auf die in Aussicht gestellte Unterstützung. Mohammed begann den Krieg gegen sie mit Zerstörung der Dattelbäume, welche ihnen die

Nahrungsmittel lieferten. Nach mehrtägiger Belagerung mußten die Nadhir kapitulieren, und die Bedingung war, daß sie ohne Waffen auswandern und von ihrer Habe nur so viel mitnehmen dürften, als ein Kameel tragen kann. Sie wanderten darauf sechshundert an der Zahl mit klingendem Spiele aus, ließen sich teils bei ihren Brüdern in Chaibar und teils bei Jericho und in Adraat nieder (Juni bis Juli 625).

Die vertriebenen Benu-Nadhir, welche in Arabien geblieben waren, nahmen ihr Unglück nicht so gleichmütig hin, sondern arbeiteten daran, eine Koalition der Feinde Mohammeds zusammenzubringen, um ihn mit vereinten Kräften zu bekämpfen. Drei angesehene Nadhiriten, Hujej, Kinanah Ibn'ul-Rabia' und Sallam Ibn-Mischkam, stachelten die Koraischiten in Mekka, den mächtigen Stamm der Ghatafan und andere zu einem Bundeskriege gegen den tyrannischen Propheten auf, der mit jedem Tage mächtiger und grausamer wurde. Die Feinde Mohammeds in Mekka, obwohl racheglühend gegen ihre Stammverwandten, mußten aber erst durch die Juden zu neuem Kampfe angeregt werden. Endlich waren arabische Stämme durch die Rührigkeit der Nadhiriten zu einem Koalitionskriege bereit. Schwerer wurde es ihnen, die Glaubensbrüder, die Benu-Kuraiza, zur Teilnahme zu bewegen. Ihr Häuptling, Kaab-Ibn-Assad, wollte den Nadhiriten Hujej, der ihn um Asyl gebeten, anfangs garnicht aufnehmen, weil sein Stamm ein Bündnis mit Mohammed und den Moslemiten geschlossen hatte, und er verblendet genug war, auf Mohammeds Wort zu bauen. Hujej wußte ihn indes so sehr von der Gefahr zu überzeugen, welche ihm, als Juden, von seiten Mohammeds drohte, und von der Gewißheit des Sieges, welchen so zahlreiche Verbündete über die geringere Zahl der Moslemin erringen müßten, daß die Benu-Kuraiza sich anschlossen. — Zehntausend Mann Verbündete rückten ins Feld und dachten Medina unversehens zu überrumpeln. Allein Mohammed war durch einen Verräter gewarnt worden und ließ, ohne tollkühn ein Treffen im offenen Felde gegen die Überzahl zu wagen, die Stadt mit einem tiefen Graben und anderen Vorkehrungen schützen.

Die Araber, gewöhnt auf Ritterweise Mann gegen Mann zu kämpfen, erschöpften ihre Pfeile gegen die Schanzen ohne Erfolg. Es gelang Mohammed endlich gegenseitiges Mißtrauen unter die Hauptverbündeten, die Koraischiten, Ghatafan und Juden zu streuen. Der Grabenkrieg, wie er genannt wurde, war für Mohammed glücklich abgelaufen und wurde nur den Juden verderblich, die seinen ganzen Zorn empfinden sollten. Denn gleich am Tage

nach Abzug der Verbündeten zog Mohammed, sich auf eine vorgebliche Offenbarung berufend, mit dreitausend Mann gegen die Kuraiza zu Felde. Er hatte seine Anhänger zu diesem Kriege förmlich fanatisiert: „Wer gehorsam ist, der verrichte sein Gebet in der Nähe der Kuraiza." — Zu schwach zur Feldschlacht, zogen sich die Juden in ihre Burgen zurück und verschanzten sie. Darauf belagerte sie Mohammed mit 3000 Mann fünfundzwanzig Tage hintereinander (Februar bis März 627). Da den Kuraiza die Lebensmittel ausgegangen waren, mußten sie an Kapitulation denken. Sie verlangten von Mohammed, daß er sie ebenso wie ihre Brüder, die Nadhir, behandeln, d. h. mit Frauen, Kindern und einem Teil ihrer Habe abziehen lassen sollten. Der rachsüchtige Prophet verwarf aber diesen Vorschlag und verlangte, daß die Kuraiza sich auf Gnade oder Ungnade ergeben sollte. Daraufhin wurden nahe an 700 Juden, darunter auch die Häuptlinge Kaab und Hujej auf einem öffentlichen Platze in Medina hingeschlachtet und in eine gemeinsame Grube geworfen. Der Platz erhielt daher den Namen „der Markt der Kuraiza". Diese Schändlichkeit wurde im Namen Gottes geübt. Der Koranvers darüber lautet: „Gott vertrieb diejenigen der Schriftbesitzer (Juden), welche ihnen, den Verbündeten, beigestanden, aus ihren festen Plätzen, und warf Schrecken in ihr Herz. Einen Teil von ihnen habt ihr erschlagen und einen andern gefangen genommen; er hat euch ihr Land mit ihren Wohnungen und Gütern, das ihr früher nie betreten, zum Erbteil gegeben. Gott ist allmächtig." Die Frauen wurden gegen Waffen und Pferde vertauscht, und ein schönes Mädchen, Rihäna, behielt sich Mohammed als Buhlerin, die aber seine Gunstbezeugungen stolz zurückwies.

Ein Jahr darauf kamen die Juden der Landschaft Chaibar, ein Bund von kleinen jüdischen Republiken, an die Reihe. Der Krieg gegen Chaibar war aber nicht so leicht und nahm die Verhältnisse eines ausgedehnten Feldzuges an. Denn hier gab es eine Reihe von Festungen, die in guten Zustand versetzt waren, und von Männern verteidigt wurden, die als lebende Festungen gelten konnten. Die exilierten Nadhiriten in Chaibar entflammten ihre Genossen zu tapferem Kampfe. Arabische Stämme, Ghatafan und Fezara, hatten Hilfe zugesagt. Die Seele der Chaibariten war der verbannte Nadhirite, Kinanah Ibn'ul Rabia', ein Mann von zelotischer Standhaftigkeit und von Löwenmut, welcher König der Juden hieß. Ihm zur Seite stand Marhab, ein Riese von himjaritischer Herkunft, der jedem Schwertstreiche trotzte. Mohammed wandte sich daher vor dem Beginn des Krieges im Gebete zu Gott, daß er ihm Sieg über die Juden von Chaibar

verleihen möge. Der Krieg, zu welchem Mohammed 14000 Mann entboten hatte, dauerte beinahe zwei Monate (Frühj. 628). Er begann ebenfalls mit dem Umhauen der Palmbäume und dem Berennen der kleinen Festungen, welche nach kurzem Widerstande fielen. Am längsten und tapfersten leistete die Burg Kamuß auf einem steilen Felsen Widerstand. Mehreremal schlugen die Juden den Sturm der Mohammedaner zurück. Abu-Bekr und Omar, die zwei tapfersten Feldherren Mohammeds, später Mohammeds Nachfolger (Kalifen), ließen ihren Kriegsruhm vor den Mauern von Kamuß, Marhab tat Wunder der Tapferkeit; er hatte noch dazu den Tod seines Bruders Harith zu rächen, der bereits gefallen war. Als Mohammed gegen ihn den dritten Feldherrn Ali, später Gegenkalif, aussandte, rief der jüdische Held: „Chaibar kennt meine Tapferkeit, ich bin Marhab der Held, schwer bewaffnet und erprobt im Feld!" Er forderte dann Ali zum Zweikampf heraus. Aber seine Stunde hatte geschlagen. Er fiel durch die Hand eines ebenbürtigen Gegners. Nach vielen Anstrengungen gelang es den Feinden in die Festung einzurücken. Wie es den Gefangenen erging, ist nicht bekannt. Kinanah wurde gefangen und gefoltert, damit er die verborgenen Schätze entdecken sollte. Aber er ertrug, wie die Zeloten nach dem Untergang Jerusalems, Schmerzen und Tod, ohne ein Wort zu sprechen. Nachdem die Festung durch Überrumpelung gefallen war, entsank den jüdischen Kriegern der Mut, und die anderen Festungen ergaben sich unter der Bedingung freien Abzugs. Später wurden sie im Besitz ihrer liegenden Gründe gelassen und brauchten nur die Hälfte ihres Ertrages alljährlich als Tribut zu zahlen. Die bewegliche Habe wurde erbeutet, und die mohammedanischen Krieger kehrten beladen mit den Schätzen der Juden heim. Auch Fadak, Wadi'l-Kora und Taima unterwarfen sich, und deren jüdische Bewohner durften laut eines Vertrages in ihrem Lande bleiben. — Das Jahr 628 war für die Juden überhaupt verhängnisvoll. Es bezeichnet den Sieg Mohammeds über die chaibarischen Juden, den Untergang der letzten freien jüdischen Stämme und die Verfolgung der Juden Palästinas durch den Kaiser Heraklius, welche auf kurze Zeit wieder zu den Waffen gegriffen hatten. Das Schwert, welches die Hasmonäer zuerst zur Verteidigung ihrer Religion in die Hand genommen und es den Zeloten und diese wieder den arabischen Juden vererbt hatten, wurde den letzten jüdischen Helden von Chaibar entwunden, und fortan mußten die Juden einen anderen Schild zum Schutze ihres Heiligtums gebrauchen.

Zwei schöne jüdische Frauen brachte sich Mohammed aus dem

chaibarischen Kriege mit, Safia, die Tochter seines Todfeindes des Nadhiriten Hujej, und Marhabs Schwester, die schöne Zainab. Dieses mutige Weib ersann eine List, um sich an dem Mörder ihrer Glaubensbrüder und Verwandten zu rächen. Sie stellte sich freundlich gegen ihn, bewirtete ihn und ließ ihn Liebesgenuß erwarten. Arglos aß Mohammed eine vergiftete Keule, die sie ihm und seinen Tischgenossen vorgesetzt. Einer derselben starb daran. Mohammed aber, der den Bissen als unschmackhaft ausgespieen, war für den Augenblick zwar gerettet, aber er litt lange Zeit daran und fühlte in seiner Todesstunde noch die Folgen der Vergiftung. Als Mohammed sie nach dem Grunde ihrer Tat fragte, erwiderte Zainab kaltblütig: „Du hast meinem Volke unsägliche Leiden zugefügt; ich dachte daher, bist du bloß ein kriegslustiger Unterdrücker, so werde ich meinem Volke Ruhe durch Gift verschaffen, bist du aber ein Prophet, so wirst du durch Gott davor gewarnt werden, und es wird dir nicht schaden." Mohammed ließ sie darauf hinrichten. — Der Rest der Juden gab noch immer die Hoffnung nicht auf, sich ihres Erzfeindes entledigen zu können. Sie intrigierten gegen ihn heimlich und machten mit den unzufriedenen Arabern gemeinschaftliche Sache. Das Haus eines Juden Suwailim in Medina war der Sammelpunkt für die Unzufriedenen, welche Mohammed und seine fanatische Schar die Heuchler nannten. Es wurde aber verraten, und Suwailims Haus wurde in Brand gesteckt.

Über Mohammeds Tod (632) empfanden die Juden von Arabien eine gerechte Schadenfreude; denn sie glaubten gleich anderen, die Araber werden von dem Wahnglauben geheilt sein, daß er ein höheres, mit Unsterblichkeit begabtes Wesen wäre. Allein schon hatte sich der Fanatismus, gepaart mit Kriegs- und Eroberungslust, der Araber bemächtigt, und sie nahmen die häßlichen Blätter des Koran ebenso wie die dem Judentum entlehnten Wahrheiten in demselben als unzweifelhaftes Gotteswort hin. Das Judentum bekam an dem Islam, den es an seiner Brust genährt hatte, einen zweiten mächtigen Feind. Der Koran wurde das Grundbuch für einen großen Teil der Menschheit in drei Erdteilen, und da er von gehässigen Aussprüchen gegen die Söhne des Judentums erfüllt ist, so erzog er die mohammedanischen Völker, wie die Evangelien die christlichen, zum Hasse gegen dieselben. So groß war der Fanatismus des zweiten Kalifen Omar, einer wilden, energischen Natur, daß er das von Mohammed eingegangene Friedensbündnis mit den Juden von Chaibar und Wadil'-Kora brach, sie von ihrem Grund und Boden vertrieb, ebenso wie die Christen aus Nagaran, damit der geheiligte Boden Arabiens nicht

von Juden und Christen entweiht werde. Die Ländereien der Juden wies Omar den mohammedanischen Kriegern an, und den vertriebenen Juden wurde dafür — noch gerecht genug — ein Landstrich in der Nähe der Stadt Kufa am Euphrat angewiesen (um 640).

Doch wie kein Übel in der Geschichte ganz ohne segensreiche Folgen ist, so beförderte auch die Herrschaft des Islam die Erhebung des Judentums aus der teilweisen Verkümmerung.

Die gaonäische Epoche.

Erstes Kapitel.

Die Juden unter der Herrschaft des Islam.

(640 bis 760.)

Kaum ein Jahrzehnt nach Mohammeds Tode gehörten die schönsten Länder im Norden und Nordwesten Arabiens den Söhnen der Wüste, welche mit dem Schwerte in der einen, dem Koran in der andern Hand über die Grenzen der Halbinsel hinaus gestürmt waren, mit dem Rufe: „Es ist kein Gott als Allah und Mohammed ist sein Prophet!" Obwohl kein hinreißender, überwältigender Held an der Spitze der mohammedanischen Scharen die Siegesbahn beschritt, so siegten sie doch mit fast noch größerer Schnelligkeit als die Heeressäulen des mazedonischen Alexanders. Das altersschwache, zersetzte Perserreich erlag den ersten Stößen, und die byzantinischen Provinzen Palästina, Syrien und Ägypten, deren Bevölkerung nur geringe Anhänglichkeit an den von Intrigen lebenden Hof von Konstantinopel empfand, wehrten sich nicht einmal gegen das Eindringen der Araber. Medina, eine Oase in der großen Wüste, ein den Völkern unbekannter Flecken, wurde wie einst Rom die Gesetzgeberin für Millionen. Den eroberten Völkerschaften verschiedener Zungen blieb keine andere Wahl, als entweder Mohammed als Propheten anzuerkennen und sich dem Islam zu ergeben oder Tribut zu zahlen. Juden und Samaritaner waren in gleicher Weise zufrieden, von dem schweren Joche Byzanz' befreit zu sein. Das starkbefestigte Cäsarea, die politische Hauptstadt Palästinas, das 70 000 streitbare Männer gezählt haben soll, ging durch Verrat in die Hände der Muselmänner über. Auch die heilige Stadt unterlag nach einer kurzen Belagerung den mohammedanischen Waffen. Der zweite Kalif Omar nahm in eigner Person Besitz von Jerusalem (um 636), und es wurde von den Mohammedanern die Heilige (al-Kuds) genannt. Omar legte den Grundstein zur Moschee des Felsens (as Sukkara), welcher allen Muselmännern ein hochverehrtes Heiligtum geworden ist. Den Namen hat diese Moschee von einem vierzig Fuß langen und vier Fuß hohen unregelmäßigen Felsstück in der Mitte der Moschee, welches an einer Stelle ein Loch hat.

Omar wollte nämlich das mohammedanische Heiligtum auf demselben Platz erbauen, auf welchem einst der Tempel gestanden hatte, und verlangte von dem damaligen Bischof von Jerusalem, Sophronius, ihm den Platz zu zeigen. Nach einigen Ausflüchten wies dieser auf ein durchlöchertes Felsstück, auf welchem die Juden am Fasttage zur Erinnerung an den Untergang Jerusalems zu trauern pflegten, und das die Christen aus liebevoller Pietät mit allerlei Unrat beworfen hatten. Omar im Glauben, daß dieser Fleck der Mittelpunkt des ehemaligen Heiligtums gewesen sei, säuberte selbst das Felsstück und legte den Grundstein zur Moschee um dasselbe: „Dieser Stein soll ein Gotteshaus werden.“ Es ist aber nur ein Trümmerstück von irgend einem zerstörten Gebäude im ehemaligen Jerusalem. Der Bischof hat vielleicht selbst geglaubt, daß der Stein, an dem die Juden Klagelieder wimmerten, den Tempelplatz bezeichne, oder hat den Kalifen täuschen und einen beschmutzten Platz für das mohammedanische Heiligtum anweisen wollen. Er hat aber damit eine arge Täuschung veranlaßt. Denn die mohammedanischen Gläubigen verehren diesen Felsen bis auf den heutigen Tag als allerheiligst, als die Pforte zum Himmel, wie sie den schwarzen Stein in der Kaaba in Mekka verehren, in dem sie die Fußtapfen des Erzvaters Abraham erblicken. Bedeutungslosen Trümmerstätten, vom Bau des Hauses Israels losgelöst, zollten die Mohammedaner wie die Christen weihevolle Verehrung, die Eigner aber, denen sie diesen Abhub verdankten, ächteten sie. Sophronius, welcher dem Kalifen Omar die Schlüssel von Jerusalem übergab, soll sich bei der Kapitulation bedungen haben, daß es den Juden verwehrt sein sollte, in der heiligen Stadt zu wohnen. Ein eigenes Geschickeslos!

Die Juden in dem ehemaligen babylonischen Landstrich (Irak genannt) erlangten aber durch die Siege der Mohammedaner ein großes Maß von Freiheit. Bei ihren Kriegszügen gegen die letzten persischen Könige hatten ihnen die Juden, wie die nestorianischen oder chaldäischen Christen vielfach Vorschub geleistet, weil beide von diesen Königen Druck und Verfolgung erlitten hatten. Ihre Hilfe muß den Mohammedanern so wertvoll gewesen sein, daß selbst der fanatische Kalife Omar ihnen zur Belohnung besondere Gerechtsame erteilte. Einem Abkömmling der Exilsfürsten namens Bostanaï überließ der Sieger über die Perser eine Tochter des persischen Königs Chosru, welche mit ihren Schwestern in Gefangenschaft geraten war (um 642), zur Frau und erkannte ihn als Oberhaupt der babylonisch-jüdischen Gemeinden an. Bo-

stanaï erhielt damit anerkannte politische und richterliche Befugnisse, und sämtliche Juden des babylonischen Landstriches bildeten unter ihm wiederum ein enggeschlossenes Gemeinwesen. Er erhielt ausnahmsweise die Erlaubnis, einen Siegelring zu führen, wodurch er den Urkunden und Erlassen einen amtlichen Charakter geben konnte. Bostanaï muß übrigens keine unbedeutende Persönlichkeit gewesen sein, da die Sage sich an ihn geheftet und ihn schon von der Geburt an verherrlicht hat.

Das jüdisch-babylonische Gemeinwesen, welches durch Bostanaï wieder eine Bedeutung erlangte, erhielt erst seine Befestigung und Abrundung unter dem vierten Kalifen Ali, Mohammeds Gefährten und Schwiegersohn, dem Helden von Chaibar. Omar war durch einen Meuchelmörder gefallen (644), sein Nachfolger Othman war durch einen weitverzweigten Aufstand umgekommen (655), und Ali wurde von den Verschworenen zum Kalifen ausgerufen, hatte aber vielfache und erbitterte Gegner zu bekämpfen. Das islamitische Reich war in zwei Lager gespalten; ein Teil war für Ali, der seine Residenz in der neuerbauten Stadt Kufa in Irak errichtet hatte, und ein anderer für Moawija, einen Verwandten des ermordeten Kalifen Othman. Die babylonischen Juden und die nestorianischen Christen entschieden sich für Ali und leisteten ihm Vorschub. Ein Jude, Abdallah Ibn-Saba, war ein begeisterter Parteigänger für Ali und bewies mit mystischen Gründen, daß ihm allein die Nachfolge im Kalifate gebühre, da auf ihn der Geist von Mohammed ebenso übergegangen sei, wie von Mose auf Josua. Bei der Einnahme der Stadt Perôz Schabur oder Anbar soll eine Menge von neunzigtausend Juden zusammengekommen sein und an ihrer Spitze ein Schulhaupt Mar-Isaak von Sura, um dem von seinen eigenen Anhängern lau unterstützten Kalifen zu huldigen (um 658). Der unglückliche Ali nahm diese Huldigung hoch auf und erteilte sicherlich dem jüdischen Schulhaupt eigene Privilegien. Wahrscheinlich datiert sich von dieser Zeit und dieser Veranlassung der Brauch her, daß das Schulhaupt in Sura eine gewisse auszeichnende Würde bekleidete und den Titel Gaon (Würdenträger) annahm. Mit dem Gaonat waren gewisse Befugnisse verbunden, welche selbst der politisch höhergestellte Exilarch nicht geradezu anzutasten wagte. Es gestaltete sich dadurch ein eigentümliches Verhältnis zwischen diesen von Haus aus rivalisierenden Würden, dem Exilarchat und dem Gaonat, das zu Mißhelligkeiten führte. Mit Bostanaï und Mar-Isaak, den von den Kalifen anerkannten jüdischen Würdenträgern, beginnt daher ein neuer Abschnitt in der jüdischen Geschichte, die gaonäische Epoche.

Nach Bostanaïs Tod brach eine Spaltung in seinem Hause aus, welche kein günstiges Licht auf seine Söhne wirft. Er hinterließ nämlich mehrere Söhne von verschiedenen Frauen, von denen einer der Sohn der persischen Königstochter war. Dieser mag, weil in seinen Adern königliches Blut floß, des Vaters Liebling gewesen und vielleicht zum Nachfolger in der Exilarchenwürde bestimmt gewesen sein. Seine Brüder von den jüdischen Frauen waren daher eifersüchtig auf ihn und behandelten ihn als einen Sklaven, d. h. als einen von einer gefangenen Nichtjüdin Geborenen, der nach talmudischem Rechte als unfreier galt, so lange er nicht den Beweis liefern konnte, daß seine Mutter oder er selbst förmlich durch eine Urkunde in den Stand der Freien erhoben worden war. Eine so che Urkunde fand sich aber nicht vor. Die Brüder gingen daher mit dem Vorhaben um, den Sohn von der Königstochter, ihren eigenen Bruder, als Sklaven zu verkaufen. So empörend auch dieses Verfahren von Brüdern gegen einen so nahen Blutsverwandten war, so wurde es doch von einigen Mitgliedern der Hochschule teils aus religiöser Skrupulosität und teils aus Liebedienerei gegen Bostanaïs legitime Söhne gutgeheißen und unterstützt. Andere Gesetzeslehrer behaupteten dagegen, es sei nicht anzunehmen, daß Bostanaï, der ein frommer Mann war, die Königstochter geehelicht haben sollte, ohne ihr vorher in bester Form die Freiheit geschenkt und sie zur ebenbürtigen Proselytin erhoben zu haben. Um ihren Sohn vor Demütigung zu schützen, beeilte sich ein Oberrichter Chaninai für ihn von seiten des Gerichtshofes eine Freiheitsurkunde auszustellen. Dadurch war zwar das böse Vorhaben der Brüder vereitelt, aber an diesem haftete der Flecken der Illegitimität. Seine Nachkommen wurden bis in die späteste Zeit nicht zum Range von Nachkommen des Bostanaïschen Exilarchenhauses zugelassen. Neben dem Exilsfürsten und dem Gaon von Sura bestand noch ein Institut, das Lehramt von Pumbadita. Reibungen zwischen den zwei oder drei Spitzen konnten aber nicht ausbleiben, da ihre gegenseitigen Befugnisse nicht abgegrenzt waren. Die der Exilsfürsten waren zwar weltlicher Natur, während die Funktion der ebenfalls von dem Kalifen anerkannten Gaonen von Sura geistlicher und lehramtlicher Art war. Aber da die ersteren auch das Richteramt ausübten, und dieses lediglich auf der Grundlage der talmudischen Gesetzgebung Entscheidungen treffen konnte, so hatte ihre Stellung auch einen religiösen Charakter, wie anderseits die gaonischen Schulhäupter von Sura vermöge ihrer oberrichterlichen Autorität auch eine weltliche Seite hatten. Übergriffe der unbestimmten Grenzgebiete führten indes allmählich zu gegenseitigen Zugeständnissen und zur Ausgleichung. Demgemäß

bildete sich ein eigenartig gestaltetes jüdisches Gemeinwesen mit einer eigentümlichen Verfassung unter den Kalifen aus, das sich mehrere Jahrhunderte behauptete.

Dieses jüdisch-babylonische oder persische Gemeinwesen, das sich nach außen als eine Art Staat ausnahm, erhielt eine eigene Gliederung. Der an der Spitze stehende Exilarch teilte seine Machtbefugnisse über die Gemeinden mit dem Gaonat. Beide bildeten zusammen die Einheit des Gemeinwesens. Die Fürsten des Exils vertraten die politische Seite. Sie repräsentierten die babylonisch-persische Judenheit gegenüber den Kalifen und den Statthaltern und zogen die Steuern von den Gemeinden ein, um sie der Staatskasse abzuliefern. Sie machten ein fürstliches Gepränge, trugen Prachtgewänder, fuhren in Staatswagen und hatten Vorreiter und eine Art Leibwache. Sie empfingen fürstliche Huldigung von den Gemeindevertretern. Die religiöse Einheit der Judenheit dagegen war in den beiden Hochschulen von Sura und Pumbadita vertreten. Diese legten den Talmud aus, erließen neue Gesetze und Bestimmungen, sorgten für deren Erfüllung und verhängten Strafe über die Übertreter. Die richterliche Gewalt teilte der Exilarch mit dem Gaon von Sura und dem Schulhaupt von Pumbadita. Ihm stand das Ernennungsrecht der Schulhäupter zu, doch wohl nicht ohne Zustimmung des akademischen Kollegiums. Nur das suranische Schulhaupt allein war berechtigt, den Titel Gaon zu führen, der Vorsitzende der pumbaditanischen Hochschule dagegen hatte nicht diesen Titel. Überhaupt genoß der Gaon von Sura mit der von ihm geleiteten Hochschule eine durchgängige Bevorzugung vor seinem pumbaditanischen Kollegen, teils durch die Erinnerungen an deren große Gründer Rab und Aschi, und teils durch deren Nähe zu Kufa, der Hauptstadt von Irak und dem islamitischen Osten. Das Schulhaupt von Sura saß bei feierlichen Gelegenheiten zur rechten Seite des Exilarchen, hatte überall den Vortritt, erhielt von gewissen Einkünften zwei Drittel für sein Lehrhaus und vertrat den Exilarchen, wenn diese Würde erledigt war. Eine Zeitlang wurde zum Präsidium des pumbaditanischen Lehrhauses nur ein Mitglied des suranischen Kollegiums ernannt, so daß diese Hochschule sich nicht aus sich selbst ergänzen durfte.

Da der Exilarch durch das Privilegium der ersten Kalifen fürstliches Ansehen genoß, so wurde jeder Nachfolger mit einer gewissen Feierlichkeit und mit Pomp in seine Würde eingesetzt. Obwohl das Amt erblich im Hause Bostanaïs war, so gehörte doch zur Ernennung eines neuen Exilarchen die Zustimmung der beiden Hochschulen, und es bildete sich allmählich ein Zeremoniell für die Huldigung aus. Die Würdenträger der beiden Hochschulen

samt ihren Kollegien und die angesehensten Männer des Landes, begaben sich zum Wohnsitze des Erwählten. In einem großen und ausgeschmückten Raume waren Ehrensitze für ihn und die beiden Vertreter der Hochschulen vorbereitet. Der Gaon von Sura hielt eine Anrede an den künftigen Fürsten des Exils und machte ihn auf die Pflichten seines hohen Amtes aufmerksam, ihn warnend, sich nicht über seine Brüder in Hochmut zu erheben. An einem Donnerstag fand stets die eigentliche Huldigung statt, die in der Synagoge vor sich ging. Sie bestand darin, daß die beiden Würdenträger ihm die Hand aufs Haupt legten, und unter Trompetenklang gerufen wurde: „Es lebe unser Herr, der Fürst so und so." Das Volk, das bei dieser Gelegenheit zahlreich herbeizuströmen pflegte, stimmte jubelnd ein. Alle Anwesenden gaben darauf dem neuernannten Exilarchen das Ehrengeleite von der Synagoge in sein Haus, und von allen Seiten flossen ihm Huldigungsgeschenke zu.

Am Sonnabend darauf war feierlicher Gottesdienst für den neuen Fürsten. Eine turm- oder säulenartige Emporbühne wurde eigens für ihn in der Synagoge eingerichtet und mit kostbaren Stoffen ausgeschmückt, damit ihm gleich den Königen aus dem Hause Davids ehemals im Tempel die Auszeichnung erwiesen werde, auf einem erhöhten und vom Volke getrennten Sitz zu erscheinen. Unter einem zahlreichen und ehrenvollen Gefolge wurde er zum Gottesdienst geleitet, wo der Vorbeter abwechselnd mit einem volltönenden Chor die Gebete vortrug. Auf die Trübüne geführt, beugten der Gaon von Sura und das Schulhaupt von Pumbadita das Knie vor ihm und setzten sich zu seiner Rechten und Linken. Bei dem Vorlesen aus dem Gesetze (Pentateuch) brachte man die Thorarolle zu dem Exilsfürsten, was als ein besonderes königliches Vorrecht angesehen wurde. Ehrenhalber diente ihm der Präsident der suranischen Hochschule als Dolmetsch und Ausleger für den gelesenen Abschnitt. Nach dem Vorlesen aus der Gesetzesrolle pflegte der Fürst einen Vortrag zu halten. Doch durfte der Exilarch, wenn er nicht gelehrt war, diese Funktion dem Gaon von Sura übertragen. In dem Schlußgebete für die Verherrlichung des Gottesnamens (Kadisch) wurde der Name der Exilarchen erwähnt. „Dies möge eintreffen beim Leben des Fürsten". Darauf folgte ein besonderer Segen für ihn, die Häupter der Hochschulen und deren Glieder. Die Namen der Länder, Städte und Personen aus nah und fern, welche durch Spenden ihre Teilnahme an die Hochschulen bekundeten, wurden ehrenvoll erwähnt. Eine feierliche Prozession aus der Synagoge in das Haus oder den Palast des Exilsfürsten und ein glänzendes Gastmahl für die Würdenträger, die hervorragenden Personen, wozu auch Staats-

beamte zugezogen zu werden pflegten, bildeten den Schluß dieses eigentümlichen Huldigungsaktes für den Exilarchen.

Einmal im Jahre, in der dritten Woche nach dem Hüttenfeste, fand eine Art Cour beim Exilarchen statt. Die Schulhäupter mit ihren Kollegien, die Gemeindevertreter und sonst noch viel Volkes fanden sich bei ihm ein, wahrscheinlich mit Huldigungsgeschenken. Am Sabbat fand dann dasselbe Zeremoniell statt wie bei der Ernennung. Der Exilsfürst bezog seine Einkünfte für sein Haus und zur Behauptung seiner Würde teils von gewissen Landstrichen und Städten und teils von außerordentlichen Einnahmen. Er hatte aber auch das Recht, den Gemeinden seines Gerichtssprengels eine Zwangsabgabe aufzulegen.

Den zweiten Rang in dem jüdisch-babylonischen Gemeinwesen oder dem kleinen Vasallenstaate nahm der Gaon der Hochschule von Sura ein, der, wie gesagt, bei allen Gelegenheiten den Vorrang vor seinem Kollegen von Pumbadita hatte, selbst wenn jener ein Jüngling und dieser ein Greis war. — Die Präsidenten der beiden Lehrhäuser waren von einem Kollegium umgeben, welches eine Rangstufe höherer und niederer Mitglieder bildete. Dem Präsidenten zunächst stand der Oberrichter, der in der Regel designierter Nachfolger war. Unter ihm standen sieben Vorsteher der Lehrerversammlung*), die zusammen den engeren Senat gebildet zu haben scheinen. Die Mitglieder des Kollegiums vererbten ihre Stellen meistens auf ihre Söhne. Nur das Präsidium war nicht erblich.

Dieses eigentümlich organisierte und abgestufte Kollegium der beiden Hochschulen erhielt neben dem Charakter eines Lehrkörpers auch den eines beratenden und beschließenden Parlaments. Zweimal im Jahre kam das Kollegium in hergebrachter Weise zu gemeinschaftlicher Sitzung zusammen, im März und September, und tagte jedesmal einen ganzen Monat. Während dieser Zeit beschäftigten sich die Mitglieder zwar auch theoretisch mit Erörterung und Erläuterung eines früher schon als Thema aufgegebenen Talmudabschnittes. Aber die Haupttätigkeit der Sitzung war praktischen Zwecken zugewendet. Neue Gesetze und Verordnungen wurden beraten und zum Beschlusse gebracht, und Anfragen, die von auswärtigen Gemeinden eingelaufen waren, wurden besprochen und gutachtlich beantwortet. Zum Schlusse der Sitzungen wurden die gutachtlichen Bescheide auf die eingelaufenen Anfragen vom Schulhaupte im Namen des Kollegiums unterzeichnet, mit dem Insiegel der Hochschule beurkundet und der betreffenden Ge-

*) Resche-Kalla, so viel wie Professoren und Doktoren.

meinde mit einer feierlichen Grußformel zugesendet. Ein solches Sendschreiben pflegte von den Gemeindemitgliedern mit ebensoviel Ehrfurcht aufgenommen zu werden, wie eine päpstliche Bulle in katholischen Kreisen.

Jede der drei Spitzen des jüdisch-babylonischen Gemeinwesens hatte die Befugnis, in einem abgegrenzten Bezirk Richter für die dazugehörigen Gemeinden zu ernennen; die Gemeinden standen also entweder unter der Botmäßigkeit des Exilsfürsten oder des Gaon von Sura oder hingen von der pumbaditanischen Hochschule ab. Die Richter hatten aber nicht bloß zivilrechtliche, sondern auch religiöse Entscheidung zu treffen und waren hiermit Rabbiner. Der ernannte Richterrabbiner wählte sich aber aus den Gemeindegliedern zwei Beisitzer und bildete mit ihnen das Richter- und Rabbinatskollegium. Von dem Richterrabbiner wurden alle gültigen Instrumente, Ehepakten, Scheidebriefe, Wechsel, Kaufscheine und Schenkungsurkunden bestätigt. Er war hiermit auch Gemeindenotar. Wahrscheinlich standen auch die Kinderschulen, welche mit den Synagogen verbunden waren, unter der Aufsicht des Richterrabbiners.

Die Gemeindeverfassung im jüdischen Babylonien, welche der ganzen Judenheit zum Muster diente, war herkömmlich gestaltet. Der aus sieben Mitgliedern zusammengesetzte Vorstand sorgte zunächst für Aufrechterhaltung der eingeführten Ordnung, und ganz besonders lag ihm die Armenpflege ob, welche der Talmud als die erhabenste Pflicht einschärft. Die Vorsteher wurden daher als Versorger (Parnes) bezeichnet. Jedes Gemeindemitglied war gehalten, je nach Vermögensschätzung, einen Beitrag für die Armenunterstützung und für die Gemeindebedürfnisse zu steuern. Über widersetzliche Mitglieder verhängte der Richterrabbiner Strafen; sie bestanden entweder in Geißelhieben (Bastonade) oder in Bann. Der Bannstrahl, diese unsichtbare Waffe des Mittelalters, welche die Getroffenen zu wandelnden Leichen machte, ist zwar jüdischerseits weder so oft, noch so willkürlich geschleudert worden, wie in der Christenheit, aber er schwirrte auch da schauerlich genug. Wer innerhalb der Frist von dreißig Tagen sich nicht der Anordnung gefügt hat, verfiel dem schweren Bann. Den Gebannten mieden die engsten Freunde, so daß er mitten in der Gesellschaft vereinsamt war und ausgestoßen vom Judentume galt. Niemand durfte mit ihm geselligen Umgang pflegen, wenn er nicht derselben Strafe verfallen wollte. Die Kinder des Gebannten sollten aus der Schule und seine Frau aus der Synagoge gewiesen werden. Man durfte seine Toten nicht bestatten und nicht einmal seinen neugeborenen Sohn in den Abrahamsbund aufnehmen. Die Be-

kanntmachung des Bannes wurde an das Gerichtsgebäude angeheftet und der Gemeinde kundgegeben. Indessen so traurig auch der Bann mit seinen Folgen war, so war er das einzige Mittel zu einer Zeit, wo dem großen Haufen nicht mit Überzeugung beizukommen war, die religiöse Einheit zu wahren, das Recht zu handhaben und die gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu erhalten.

Das jüdische Gemeinwesen, gewissermaßen der exilarchatische Staat in Babylonien, so abhängig er auch von den Launen der moslemitischen Statthalter und der Willkür der eigenen Träger war, erglänzte in der Ferne mit dem Glorienscheine von Macht und Größe. In dem Exilsfürsten erschien den Juden auf dem ganzen Erdenrund, soweit sie dunkle Kunde davon hatten, das davidische Zepter immer noch fortbestehend, und in den Gaonen der beiden Hochschulen sahen sie die lebendigen Träger und Fortpflanzer der ideal gedachten talmudischen Zeit. Je weiter sich die Herrschaft des Kalifats im Hause Omejjas erstreckte, im Norden bis Transoxanien, im Osten bis Indien, im Westen und Süden bis nach Afrika und die Pyrenäen, je mehr Anhänger fanden die babylonisch-jüdischen Oberhäupter. Die Herzen aller Juden schlugen den Stimmführern am Euphrat entgegen, und ihre Spenden strömten ihnen freiwillig zu, damit das Haus Davids würdig auftreten und die talmudischen Hochschulen in Glanz fortbestehen könnten. Selbst aus Spanien und Frankreich wurde den Würdenträgern gehuldigt. In den Synagogen wurde allsabbatlich zum Schluß des Gebetes der Segen Gottes erfleht für den Exilsfürsten, die Schulhäupter und ihre Kollegien. Der Schmerz des Zerstreutseins in alle Winkel der Erde war durch das Bewußtsein gemildert, daß da an den Strömen Babels, wo die Blüte des jüdischen Volkes sich in seiner Vollkraft niedergelassen, ein fast staatliches jüdisches Gemeinwesen bestehe. Dort im Ursitze jüdischer Größe strömte, so wurde im jüdischen Kreise allerwärts geglaubt, der Urquell altjüdischer Weisheit. „Gott habe die Hochschulen von Sura und Pumbadita zwölf Jahre vor der Einäscherung des Tempels durch Nebukadnezar entstehen lassen und sie besonders geschützt. Sie haben nie Verfolgung durch Rom und Byzanz erlitten. Von dort aus werde die Erlösung Israels ausgehen, und die Bewohner dieses glücklichen Erdpunktes werden von den Leiden der messianischen Zeit verschont bleiben." Das war die Anschauung derer, welche das Exilarchat und Gaonat nicht in der Nähe gesehen hatten.

Nur die palästinensischen Gemeinden mochten sich dem babylonischen Gaonat nicht unterordnen und noch weniger dem Exils-

fürsten huldigen. In Tiberias, das nach der Eroberung der Mohammedaner wieder Vorort der Gemeinden war, lebten noch Nachkommen jenes Mar-Sutra II., welcher ein Jahrhundert vorher bei der Verfolgung unter dem kommunistischen König Cavad als Kind dahin entführt worden war. Diese Nachkommen erbten vom Vater auf Sohn den Vorsitz im Lehrhause und rühmten sich die echten Sprößlinge des König David und die rechtmäßigen Exilarchen zu sein. Die Würdenträger in Babylonien gaben sie als Anmaßer und Eindringlinge aus. Es herrschte daher eine Spannung zwischen den Führern der Juden Palästinas und denen Babyloniens, die so weit ging, daß die ersteren die Laut- und Akzentzeichen, welche in Babylonien eingeführt worden waren, nicht annehmen mochten. Da sie aber nicht entbehrt werden konnten, so wurden sie hier geändert und gemodelt, um den Schein der Nachahmung zu vermeiden. Da das babylonisch-assyrische System die Vokalzeichen oberhalb der Konsonanten angebracht hat, setzten die Tiberienser die Vokalzeichen unterhalb der Buchstaben, führten andere Zeichen für Abteilung der Versglieder und für Anlautung oder Auslautung der Silben ein und änderten auch teilweise die Figuren. So entstand ein anderes System, das eine Zeitlang als tiberiensisches bezeichnet wurde, aber allmählich das babylonische so sehr verdrängte und in Vergessenheit brachte, daß es allgemein als einziges und ursprüngliches galt.

Die Juden in Spanien hatten keine Ahnung davon, daß der Umschwung im Osten durch den Eintritt des Islam in die weltgeschichtliche Bewegung auch eine Wendung ihres herben Geschickes herbeiführen würde, und daß sie trotz räumlicher Entfernung mit ihren Brüdern im mohammedanischen Reiche in enge Verbindung kommen würden. Gerade zur Zeit als ihre Stammgenossen im Orient ein großes Maß von Freiheit und Selbständigkeit erlangten, hatten sie den Leidenskelch bis zur Hefe leeren müssen. Ein Teil von ihnen war zum Auswandern, ein anderer Teil zur Annahme des Christentums gezwungen worden und mußte auf Befehl des Königs Chintila in einer Schrift treues Festhalten am katholischen Glauben und Verwerfen des Judentums feierlich geloben. Nichtsdestoweniger hingen die zwangsweise getauften Juden im westgotischen Spanien dem verpönten Judentum mit ganzer Seele an. Der unabhängige westgotische Adel schützte sie zum Teil vor der Strenge des Königs, und sobald der fanatische Chintila die Augen geschlossen hatte, kehrten sie unter seinem Nachfolger Chindaswind (642—652) offen zum Judentum zurück. Denn dieser König war ein Feind der Geistlichen, welche die Macht der

Krone zugunsten der Kirche beschränken wollten. Den Juden dagegen war er milde gesinnt. Aber infolge der in Spanien geltenden Königswahl war nichts von Dauer.

Sein ihm unähnlicher Sohn Receswind schlug wieder ein entgegengesetztes Verfahren ein. Um die dem Throne feindliche Geistlichkeit zu gewinnen, trug er selbst in der Kirchenversammlung, welche zugleich ein Parlament war, auf strenge Behandlung derer, welche früher zum Scheine Christen geworden waren, an. In der Thronrede hielt er vor der Kirchenversammlung folgende Ansprache: „Ich klage die Lebensweise und das Verhalten der Juden an, weil ich erfahren habe, daß das Land meiner Regierung durch ihre Pest befleckt ist. Denn während der Allmächtige aus diesem Reiche die Ketzereien von Grund aus vertilgt hat, ist diese Schmach der Kirchenschändung allein zurückgeblieben. Sie soll durch unsere Frömmigkeit gebessert oder durch unsere Strenge vertilgt werden. Es haben nämlich einige von ihnen ihren alten Unglauben beibehalten, andere, obwohl durch das Bad der Taufe geläutert, sind so sehr in den Irrtum des Abfalls zurückgesunken, daß an ihnen die Lästerung noch abscheulicher erscheint als an denen, welche nicht durch die Taufe geläutert sind. Ich beschwöre euch daher, daß ihr ohne Vergünstigung und ohne Ansehen der Person, einen Gott und dem Glauben wohlgefälligen Beschluß gegen die Juden fassen möget." Das toledanische Konzil (das achte) erließ indes keine neuen Gesetze in betreff der Juden, sondern bestätigte nur die kanonischen Beschlüsse des vierten, die streng genug waren.

Die Juden durften zwar im Lande bleiben, aber keine Sklaven gesitzen, kein Amt bekleiden und auch nicht als Zeugen gegen Christen zugelassen werden. Viel härter war das Los der Scheinchristen. Sie wurden gezwungen, im Schoße der Kirche zu verbleiben und mußten neuerdings das Judentum abschwören. Flucht war ihnen unmöglich; denn die schwerste Strafe war über denjenigen verhängt, der sich dem Christentume entziehen, sich irgendwo verbergen oder gar das Land verlassen wollte. Selbst die Mitwisser und Beförderer einer Flucht sollten der Strafe verfallen.

Die Getauften mußten wieder einen Abschwörungsschein unterschreiben, sie hätten zwar schon unter dem König Chintilia gelobt im katholischen Glauben zu verharren, aber ihr Unglaube und der von ihren Vorfahren angestammte Irrtum hätten sie verhindert, Christus als ihren Herrn anzuerkennen. Jetzt aber versprächen sie freiwillig für sich, ihre Frauen und Kinder, daß sie sich nicht mehr mit den Riten und Bräuchen des Judentums befassen wollten. Sie wollten nicht

mehr mit ungetauften Juden verdammenswerten Umgang pflegen, nicht mehr jüdische Frauen heimführen, nicht mehr jüdische Hochzeitbräuche beibehalten, nicht Passah, Sabbat und andere jüdische Feste feiern, nicht mehr die Speisegesetze beobachten, überhaupt nicht mehr das üben, was die Satzung der Juden und die verabscheuungswürdige Gewohnheit vorschreiben. Nur das eine sei ihnen unmöglich, Schweinefleisch zu genießen — sie könnten diesen Widerwillen nicht überwinden. Sie versprächen indessen, das was mit Schweinefleisch gekocht ist, ohne Scheu zu genießen. Derjenige unter ihnen, welcher sich eine Übertretung des Gelöbnisses zu Schulden kommen lassen würde, sollte von ihnen selbst oder ihren Söhnen mit Feuer oder durch Steinigung getötet werden. Dies alles beschworen sie bei der Dreieinigkeit. Da aber der König Receswinth wohl wußte, daß die unabhängigen Adligen im Lande die Juden beschützten und den gezwungen Bekehrten gestatteten, nach ihrer Überzeugung zu leben, erließ er eine Verordnung, daß kein Christ bei Strafe des Bannes und des Ausschlusses aus der Kirche die heimlichen Juden begünstigen sollte. Indessen führten doch diese Maßregelung und Vorkehrung keineswegs zum Ziele. Die heimlichen Juden oder die judaisierenden Christen, wie sie offiziell hießen, rissen das Judentum nicht aus ihrem Herzen.

Sie lernten zeitlich die Kunst, inmitten von Todesgefahren ihrer Religion im tiefsten Herzen treu zu bleiben und ihre tausendäugigen Feinde zu ermüden. Sie fuhren fort, in ihren Häusern die jüdischen Feste zu feiern und die von der Kirche vorgeschriebenen Feiertage zu mißachten. Dem wollten aber die Vertreter der Kirche entgegenarbeiten und erließen eine Verordnung, welche die Unglücklichen ihrer Häuslichkeit berauben sollte. Sie mußten die jüdischen und christlichen Festeszeiten unter den Augen der Geistlichen zubringen, damit sie gezwungen seien, jene zu verletzen und diese zu feiern.

Unter dem König Wamba (672—680) trat eine mildere Handhabung der Gesetze für sie ein. Diese benutzten sie, um einerseits zu beweisen, daß sie nicht gerade vernunftberaubt und wahnsinnig seien, weil sie sich mit dem Christentum nicht befreunden konnten, wie ihre Feinde sie in Konzilen und Schriften zu schildern pflegten, und anderseits um sich selbst im angestammten Glauben zu erhalten. Begabte Juden verfaßten gegenchristliche Schriften, wahrscheinlich in lateinischer Sprache.

Diese teilweise Freiheit des Gedankens und des Wortes hob wieder Wambas Nachfolger auf, der sich durch Arglist in den Besitz der Krone gesetzt hatte. Erwig (680), byzantinischen Ursprungs und mit der Doppelzüngigkeit und Gewissenlosigkeit der entarteten Griechen reichlich ausgestattet, hatte den König Wamba mit dem Mönchsgewande bekleiden lassen und sich zum König aufgeworfen. Um die Usurpation

legitimieren zu lassen, mußte Erwig der Geistlichkeit viel Zugeständnisse machen und reichte ihnen die Juden besonders als Opfer hin. Vor der Kirchenversammlung, welche ihm die Krone aufs Haupt setzen sollte, hielt er mit erlogenem Pathos eine fanatisierende Anrede gegen die Juden und legte eine Reihe von Gesetzen gegen dieselben zur Bestätigung vor. Der Teil der Thronrede in betreff der Juden lautete: „Mit einem Tränenstrom flehe ich die ehrwürdige Versammlung an, auf daß das Land durch euren Eifer von dem Aussatze der Entartung gereinigt werde. Erhebet euch, erhebet euch! rufe ich euch zu, vertilget von Grund aus die Pest der Juden."

Unter den siebenundzwanzig Paragraphen, welche Erwig der Kirchenversammlung zur Bestätigung vorgelegt hat, galt nur ein einziger den Juden, die übrigen aber betrafen jene zwangsweise Getauften, welche trotz Versprechung christlichen Bekenntnisses und trotz schwerer Strafen dem Judentum nicht entsagen mochten. Mit den Juden machte Erwigs Gesetzesvorschlag kurzen Prozeß. Es wurde ihnen bedeutet, sich, ihre Kinder und Angehörigen innerhalb eines Jahres zur Taufe zu stellen, sonst würden ihre Güter konfisziert werden, und sie selbst würden hundert Geißelhiebe bekommen, ihre Kopf- und Stirnhaut würde zur ewigen Schmach abgeschunden und sie außer Landes verwiesen werden.

Für die seit lange getauften Juden hat Erwigs Gesetzgebung eine neue Tücke und einen neuen Zwang ausgeklügelt. Diese sollten nicht bloß die christlichen und jüdischen Feiertage unter den Augen der sie überwachenden Geistlichen zubringen, sondern auch bei jedem Ortswechsel einem geistlichen Paßzwang unterworfen sein. So oft sie eine Reise unternähmen, sollten sie sich vor die Geistlichen des Ortes stellen und sich von ihnen bescheinigen lassen, daß sie während der Zeit streng kirchlich gelebt haben. Dabei sollten sie zu keinem Amte zugelassen, nicht einmal als Dorfschulzen über christliche Leibeigene angestellt werden. Eine Abschrift der gegen sie erlassenen Gesetze sollten sie stets bei sich führen, um sich nicht mit Unkenntnis derselben entschuldigen zu können. Geistliche und königliche Richter wurden angewiesen, streng über die Ausführung der Verfügung zu wachen, und allen Christen war es untersagt, von den getauften Juden irgend ein Geschenk anzunehmen.

Die Kirchenversammlung, an deren Spitze der Metropolitan von Toledo Julian stand, der von jüdischer Abkunft war, genehmigte sämtliche Gesetzesvorschläge Erwigs und verfügte, daß die Geltung dieser Gesetze, wie sie durch den Synodalbeschluß bestätigt worden, durch allgemeine Anerkennung für alle Ewigkeit unverbrüchlich seien. Zwei Tage nach der Schließung der Kirchenversammlung wurden die Juden, die treugebliebenen und die getauften, zu-

sammenberufen und ihnen strenge Nachachtung der kanonischen Gesetze eingeschärft.

Zum dritten Male mußten die getauften Juden das Judentum abschwören und eine Bekenntnisschrift ausstellen. Fast noch schlimmer erging es ihnen unter seinem Nachfolger Egica. Er beschränkte sie in ihrem Erwerb. Er verbot den Juden und den judaisierenden Christen den Besitz von Ländereien und Häusern, ferner die Schiffahrt und den Handel nach Afrika und überhaupt den Geschäftsbetrieb mit Christen. Alle ihre unbeweglichen Güter mußten sie der Schatzkammer überlassen (693).

Durch dieses neue Gesetz, das nicht umgangen werden konnte, da die Einziehung ihrer unbeweglichen Güter tatsächlich ausgeführt wurde, waren die Juden zur Verzweiflung getrieben; sie machten daher einen gefährlichen Versuch, sich gegen ihre unerbittlichen Feinde zu verschwören. Sie knüpften Verbindung mit ihren glücklicheren Brüdern in Afrika an und beabsichtigten, wahrscheinlich mit Hilfe der kühn vordringenden Mohammedaner und unzufriedenen Großen im Lande, das westgotische Reich zu stürzen (694). Leicht hätte der Versuch gelingen können, da der Staat durch Zwietracht, unnatürliche Laster und Schwäche in einem hohen Grade in Auflösung geraten war. Aber die Verschwörung der Juden wurde vor der Zeit verraten, und die schwerste Strafe traf nicht nur die Schuldigen, sondern sämtliche jüdischen Bewohner Spaniens und der dazu gehörigen gallischen Provinzen Septimanien und Narbonne. Sie wurden sämtlich als Sklaven erklärt, an Herren verschenkt und durch das Land verteilt, ohne daß es ihren Herren freistand, sie freizulassen. Die Kinder von sieben Jahren an wurden ihren jüdischen Eltern entrissen und Christen zur Erziehung übergeben. Eine Ausnahme war nur gemacht zugunsten der kriegerischen Juden, welche in den Engpässen der gallischen Provinz eine Vormauer gegen feindliche Einfälle bildeten.

Bis zu Egicas Tod blieben die spanischen Juden in diesem Zustande der Erniedrigung. Nach dem Tode seines Sohnes Witiga hatte die letzte Stunde des Reiches geschlagen. Die aus Spanien zu verschiedenen Zeiten ausgewanderten Juden und ihre unglücklichen Glaubensgenossen auf der Halbinsel machten gemeinschaftliche Sache mit dem mohammedanischen Eroberer Tarik, welcher ein kampflustiges Heer von Afrika nach Andalusien hinübersetzte.

Nach der Schlacht bei Xeres (Juli 711) und dem Tode des letzten westgotischen Königs Roderich drangen die siegenden Araber vor und wurden überall von Juden unterstützt. Hatten die Mohammedaner eine Stadt erobert, so ließen die Feldherren nur wenige Truppen als Besatzung zurück, weil sie sie zur Unterwerfung des Landes brauchten, vertrauten sie vielmehr den Juden an. Als Tarik vor die

Hauptstadt Toledo rückte, fand er nur eine kleine Besatzung darin, indem die Großen und Geistlichen zur Sicherung ihres Lebens entflohen waren. Während die Christen in der Kirche die Heiligen um Schutz ihres Reiches und ihrer Religion anflehten, öffneten die Juden dem arabischen Sieger die Tore, empfingen ihn mit Jubel und rächten sich für die tausendfältige Kränkung, die sie im Laufe eines Jahrhunderts seit Reccared und Sisebut erfahren hatten (Palmsonntag 712). Die Bewachung der Hauptstadt überließ Tarik den Juden und zog immer weiter, um den feigen Westgoten, welche in der Flucht ihr Heil gesucht hatten, die geretteten Reichtümer abzujagen. Der Statthalter von Afrika, Musa, welcher ein zweites Heer nach Spanien hinüberschiffte und weiter im Norden Städte eroberte, überließ diese ebenfalls den Juden zur Bewachung. Die spanischen Juden kamen also unter günstigen Umständen unter die Herrschaft der Mohammedaner und galten gleich denen in Babylonien und Persien als ihre Bundesgenossen. Sie wurden freundlich behandelt, erhielten Religionsfreiheit, die sie so lange entbehrt hatten, durften die Gerichtsbarkeit über Glaubensgenossen üben und hatten nur gleich den unterworfenen Christen eine Kopfsteuer zu zahlen. So wurden sie in den großen Verband aufgenommen, welcher sämtliche Juden im moslemitischen Reiche gewissermaßen zu einem großen Gemeinwesen vereinigte.

Mit der räumlichen Ausdehnung des mohammedanischen Reiches nahm auch die innere Tätigkeit der Juden in demselben in großen Verhältnissen zu. Die ersten Kalifen aus dem Hause Omejja waren wegen ihrer beständigen Kämpfe mit den Nachkommen und Genossen Mohammeds, mit den Fanatikern für den Buchstaben des Korans und mit den Anhängern des geistlichen Imamats (höheren Priestertums) durchaus frei von der Engherzigkeit und der Verfolgungssucht des Stifters und der ersten zwei Kalifen Abu-Bekr und Omar. Der letztere hatte Juden und Christen drückende Beschränkungen auferlegt, daß sie kein Amt bekleiden und nicht über Muselmänner Recht sprechen dürften, daß sie eine eigene, sie kenntlich machende Tracht anlegen sollten, nicht auf Rossen reiten, sich nicht eines Siegelringes, des Zeichens der Freien bedienen, nicht neue Synagogen und Kirchen bauen und nicht einmal baufällige ausbessern dürften. Die Schmach, welche die byzantinisch-christlichen Kaiser den Juden angetan hatten, traf hier auch die Christen unter der Herrschaft der Mohammedaner. Diese Beschränkungen — der Omarbund genannt — wurde von den omejjadischen Kalifen nicht beachtet. Moawija, Jezid I., Abdul-Malik, Walid I. und Suleiman (656—717) waren viel mehr weltlich als geistlich gesinnt, hatten einen weiten Gesichtskreis und banden sich wenig an die engherzigen Vorschriften des

Korans und der Traditionen (Suna). Sie liebten die arabische Dichtkunst — Abdul-Malik war selbst Dichter — schätzten das Wissen und belohnten die Männer der Feder ebenso, wie die Männer des Schwertes. Die Juden in den mohammedanischen Ländern, vom Zwange frei, eigneten sich bald die arabische Sprache an, weil sie mit der hebräischen Sprache, die jedem von ihnen mehr oder weniger bekannt war, in vielen Wurzeln und Bildungen verwandt ist. Die Begeisterung, welche die Araber für ihre Sprache und Poesie empfanden. die Sorgfalt, die sie darauf verwendeten, sie rein, ebenmäßig und klangvoll zu gebrauchen, wirkte auf die Juden und lehrte sie, sich einer korrekten Sprache zu bedienen. In den sechs Jahrhunderten seit dem Untergang des Staates hatten sie den Sinn für Schönheit und Anmut im Ausdrucke verlernt; es war ihnen gleichgültig geworden, Gedanken und Empfindungen in eine ansprechende Hülle zu kleiden. Mit einer lallenden Sprache, einem Gemisch von Hebräisch, Chaldäisch und verdorbenem Griechisch, waren sie nicht imstande, eine Literatur zu erzeugen und noch weniger, die verwöhnte Muse der Poesie zu fesseln. Eine Ausnahme hatten, wie bereits erzählt, die Juden in Arabien gemacht. Sie hatten von ihren Nachbarn die Kunst gelernt, die Rede gefällig und eindringlich zu gestalten. Die jüdischen Stämme Kainukaa und Nadhir, welche nach Paläſtina und Syrien ausgewandert, die Juden von Chaibar und Wadil'-Kora, welche in die Gegend von Kufa und in den Mittelpunkt des Gaonats verpflanzt worden waren, brachten Geschmack und Liebe für die poetische arabische Sprache in ihre neue Heimat mit und flößten sie ihren Glaubensbrüdern ein. Kaum ein halbes Jahrhundert nach der Besitznahme der Araber von Palästina und den persischen Ländern verstand es ein babylonischer Jude bereits, die arabische Sprache schriftstellerisch zu handhaben. Der jüdische Arzt Messer-Gawaih aus Baßra übersetzte eine medizinische Schrift aus dem Syrischen ins Arabische (um 683). Fortan waren die Juden gleich den syrischen Christen die Vermittler der wissenschaftlichen Literatur für die Araber.

Die Begeisterung der Araber für ihre Sprache und ihren Koran weckte in den Herzen der Juden dasselbe Gefühl für die hebräische Sprache und ihre heiligen Urkunden. Ohnehin waren sie genötigt, sich mehr mit der heiligen Schrift vertraut zu machen, um in Streitfragen zwischen ihnen und den Mohammedanern nicht beschämt dazustehen. Die Anhänger des Korans behaupteten nämlich, Mohammed, ihr Stifter, und seine Offenbarungen seien in Moses Gesetzbuch angedeutet und im voraus angekündigt. Sie hatten dazu dieselbe Berechtigung, wie die Anhänger der Evangelien zu ihrer Behauptung, ihr Christus sei in der altbiblischen heiligen Schrift angedeutet. So abgeschmackt auch die eine wie die andere Beweisführung ist, so mußten

die Juden sich doch in Religionsstreitigkeiten mit Mohammedanern nach Gegenbeweisen umsehen, sich zur Urquelle der Bibel wenden, sich deren Kenntnis aneignen, um nicht die widersinnige Auslegung zugeben zu müssen. Die Erfindung der Vokalzeichen für den Text kam zustatten, sie erleichterte die Beschäftigung mit der heiligen Schrift.

Die nächste Folge der mehr verbreiteten Kenntnis der hebräischen Sprache, der größeren Bekanntschaft mit der heiligen Schrift und der Berührung mit den Arabern war die Geburt einer neuhebräischen Poesie. Dichterische Gemüter wurden angeregt, den hebräischen Sprachsatz ebenso wie die Araber den ihrigen, in gebundener Rede, in gemessenen Versen anzuwenden. Aber während die arabischen Dichter das Schwert, das Rittertum, die zügellose Liebe besangen, über den Verlust vergänglicher Güter klagten, und Gegner, die sie mit dem Schwerte nicht erreichen konnten, mit den Waffen der Satire verwundeten, kannte die neuerwachte hebräische Poesie nur einen einzigen Gegenstand würdig der Lobpreisung: Gott und seine Waltung, und nur einen einzigen Gegenstand würdig der Klage, die Verlassenheit der jüdischen Nation und ihre Leiden. Die neugeborene hebräische Dichtkunst, so sehr sie auch von der biblischen Poesie in Form und Inhalt verschieden war, hatte mit ihr doch den Grundton gemein. Der lobpreisende Psalm und das gemütergreifende Klagelied waren die Muster für die neuen jüdischen Dichter.

Das äußere Bedürfnis kam dem poetischen Drange entgegen. Der ursprüngliche Gottesdienst mit seinen einfachen und kurzen Gebetstücken genügte nicht mehr. Er wurde zwar durch Rezitation von Psalmen und eigene liturgische Stücke erweitert, aber auch diese füllten die Zeit nicht aus, welche die Gemeinde gerne im Gotteshause zubrachte. Namentlich erheischten die tiefer Andacht geweihten Tage des Neujahrsfestes und des Versöhnungstages, an welchen die um Sündenvergebung und Erlösung flehende Gemeinde einen großen Teil des Tages im Bethause zubrachte, eine Erweiterung des Gottesdienstes und mehr Andachtsmittel. Diesem Bedürfnisse entsprang die synagogale Poesie, welche die poetanische genannt wird. Die Reihe der neuhebräischen Dichter eröffnet, so viel bis jetzt bekannt ist, José Ben-José Hajathom (oder Haithom), dessen Schöpfungen nicht ohne echt poetischen Schwung, wenn auch ohne künstlerische Form sind. Ein größeres Gedicht dieses Poetan hat den ehemaligen Kultus am Versöhnungstage im Tempel zum poetischen Inhalt. Es ist eine Art liturgisches Epos, welches die Schöpfung des All und des Menschen, die Gottvergessenheit der ersten Menschengeschlechter Abrahams Gotterkenntnis, die Erwählung seiner Nachkommen als Gottesvolk, die Berufung des ahronidischen Hauses zum Tempeldienste

besingt. Dieses liturgische Stück rollt ein schönes Stück Vergangenheit auf, die im Herzen des judäischen Stammes stets einen starken Widerhall fand. Erhabenheit der Gedanken und Gehobenheit der Sprache fehlen in José Ben-Josés Poesie nicht. Seine Neujahrsklänge und sein Tempelepos sind Bestandteile des Gottesdienstes geworden und dienten als Muster. Seine Verse sind noch ohne Reimklang und ohne Silbenmaß. Das einzig Künstliche an seinen poetischen Erzeugnissen ist der alphabetische Versanfang (Akrostichon), wobei ihm manche Psalmen zum Muster gedient haben. In den Erstlingen der neuhebräischen Poesie wird die Form vom Gegenstande beherrscht. Je vertrauter die Juden mit der arabischen Poesie wurden, desto mehr nahmen sie sich diese zum Muster. Sie führten den Wohlklang des Reims in die neuhebräische Poesie ein. Dazu gehörte eine vollkommene Beherrschung des hebräischen Sprachschatzes in der Bibel. Der erste Dichter, so viel bekannt ist, der den Reim in die poetanische Poesie eingeführt hat, war Jannaï, wahrscheinlich ein Palästinenser. Er hat für die außergewöhnlichen Sabbate, welche wegen geschichtlicher Erinnerung oder als Vorbereitungszeit für die nahen Feiertage eine höhere Bedeutung haben, gereimte Gebetstücke gedichtet.

Der fruchtbarste poetanische Dichter war Eleasar Kalir (oder Kaliri aus Kiriat Sepher?) ein Jünger Jannaïs. Seine zahlreichen poetanischen Erzeugnisse haben den Reimklang, sind aber schwerfällig, hart und dunkel. Er hat über hundertundfünfzig liturgische Stücke gedichtet, Hymnen für die Feiertage, Bußgebete für die heiligen Tage, Klagelieder für die Hauptfasttage und noch andere Gattungen, die sich unter keine Form fassen lassen. Es steckt viel Künstelei in seinen Versen, und sehr wenige Stücke haben poetischen Wert. Um die Schwierigkeiten, welche die Anspielung auf die Agada, die Anwendung des Reims, alphabetischer Versanfänge und der Verschlingung seines Namens machten, zu bewältigen, mußte Kalir der hebräischen Sprache Gewalt antun, dem Wortgebrauch Hohn sprechen und unerhörte Wortbildungen schaffen. Statt ein durch Wortfarben ausgedrücktes Gemälde zu bieten, stellte er dunkle Rätsel hin, die ohne tiefe Belesenheit in dem agadischen Schrifttum nicht gelöst werden können. Dennoch drangen Kaliris poetanische Dichtungen in die Liturgie der babylonischen, italienischen, deutschen und französischen Gemeinden ein. Nur die spanischen Juden, von feinfühligem Sprachtakt geleitet, wiesen sie ab. Kaliri wurde als Hauptschöpfer der poetanischen Literatur gefeiert, und die Sage verherrlichte seinen Namen. — Die Aufnahme der poetanischen Dichtungen in die Liturgie gab dieser einen veränderten Charakter. Die Übersetzung der vorgelesenen Abschnitte aus der heiligen Schrift und die Vorträge, welche aus einer Mischsprache von hebräisch, chaldäisch und griechisch bestanden, die den

Juden im islamitischen Reiche fremd geworden war, verschwanden allmählich aus dem Gottesdienste, und ihre Stelle nahmen die dichterischen Stücke (Pijutim) ein, da sie doch denselben Dienst leisteten und einen poetischen Anstrich hatten. Der Gottesdienst erhielt dadurch eine größere Ausdehnung. Der Vorbeter verdrängte den Prediger. Der Gesang wurde in der Synagoge eingeführt, da die dichterischen Gebetstücke nicht rezitiert, sondern gesungen wurden. Gewisse Gesangsweisen wurden für dieses oder jenes Stück stehender Gebrauch.

Die Rückkehr zum Urquell der Bibel hatte die Flamme der Poesie entzündet, aber zugleich auch ein wildes Feuer angefacht, das anfangs Trübung und Verirrung in seinem Gefolge hatte, dann aber Läuterung und Segen brachte. Der Anstoß zu jener Bewegung, welche das jüdische Gemeinwesen in Ost und West in zwei Lager teilte, hat seinen Ursprung in dem Gegensatze, in welchem die aus Arabien vertriebenen, freiheitsliebenden Juden mit ihren Lebensgewohnheiten zu der beengenden und hemmenden Form des Judentums geraten waren. Die Benu-Kainukaa, die Nadhiriten, die Chaibariten, welche sich in Babylonien und Palästina angesiedelt hatten, fühlten sich in der neuen Umgebung, in der Nähe der talmudischen Schulen fremd und abgestoßen.

Der Talmud beherrschte die ganze Judenheit. Der Eifer der Amoräer, ihrer saburäischen Nachfolger und der Gaonen hatte, sozusagen, eine talmudische Atmosphäre erzeugt. Das ganze Leben, das Tun und Lassen war nach talmudischer Regel abgezirkelt. Durch die Ausdehnung des Islam von Indien bis Spanien und vom Kaukasus bis tief nach Afrika hinein erweiterte sich auch die Herrschaft des Talmuds über seine ursprüngliche Grenze hinaus, die entferntesten Gemeinden traten mit dem Gaonat in Verkehr, holten sich bei ihm Rat über religiöse, sittliche und zivilrechtliche Fragen und nahmen die Entscheidungen, welche auf Grund des Talmuds gegeben wurden, gläubig hin. Die babylonisch-persischen und die palästinensischen Gemeinden fühlten sich von den talmudischen Satzungen nicht beengt, weil sie Fleisch von ihrem Fleische waren und aus ihrer Mitte, aus ihren Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten hervorgegangen waren. Die afrikanischen und europäischen Gemeinden waren noch zu ungebildet in Bibel und Talmud, als das sie ein Urteil darüber hätten haben sollen, ob die Bescheide der Gaonen mit der Bibel übereinstimmten oder ihr widersprachen.

Ganz anders war es mit den aus Arabien in Palästina, Syrien und Irak angesiedelten Juden. Es waren Söhne der Wüste, Männer des Schwertes, Krieger und Ritter, welche von Hause aus an Freiheit des Lebens und an Kraftentwickelung gewöhnt waren und geselligen Umgang mit ihren ehemaligen arabischen Bundes- und Kampfgenossen

pflogen, unter denen sie nach der Eroberung Persiens und Syriens wieder angesiedelt waren. Das Judentum war zwar auch ihnen teuer, sie hatten dafür Freiheit, Gut, Vaterland, Ruhm geopfert und Mohammeds Zumutung widerstanden. Allein zwischen dem Judentume, das sie in Arabien geübt hatten, und dem, wie es der Talmud lehrt und die Hochschulen als bindende Norm aufstellten, war eine Kluft. Sie mußten nach talmudischer Vorschrift der fröhlichen Geselligkeit mit ihren ehemaligen Genossen entsagen, durften nicht an ihren Weingelagen — welche die Araber trotz des Verbotes im Koran sehr liebten — teilnehmen, kurz, sie fühlten sich durch den Talmud beengt.

Die Herrschaft der Mohammedaner trieb auch die Vertreter des Talmuds manche strenge Satzung desselben zu mildern. Nach der talmudischen Bestimmung kann nämlich die Ehefrau nur in seltenen Fällen auf Scheidung antragen, wenn der Gatte an einer ekligen Krankheit leidet oder eine widerliche Hantierung treibt. Selbst wenn die Frau einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihren Ehegatten empfindet, soll sie von Gerichtswegen gezwungen werden, bei ihm zu bleiben und ihre Pflicht zu erfüllen, und sie wird mit Verlust der Morgengabe und selbst ihrer Mitgift bedroht, falls sie auf Scheidung besteht. Durch die Herrschaft des Islams änderte sich das Sachverhältnis. Da der Koran die Stellung der Frauen ein wenig gehoben hatte, und der Ehegattin gestattet, auf Scheidung anzutragen, wandten sich unzufriedene Ehefrauen an das mohammedanische Gericht und erzwangen ohne Verlust die Ehescheidung. Bann und Fluch konnten bei solchen Fällen nicht angewendet werden. Infolgedessen waren die Gaonen der beiden Schulen Hunaï und Mar-Raba gezwungen, mit Bitterkeit im Herzen das talmudische Ehescheidungsgesetz teilweise aufzuheben und den Ehefrauen zu gestatten auf Scheidung ohne Schädigung ihres Vermögens anzutragen (um 709). Dadurch trat ein Gleichheitsverhältnis zwischen den Eheleuten gesetzlich ein. Damit war aber auch die Unfehlbarkeit des Talmuds teilweise erschüttert. Da die aus Arabien stammenden Juden, welche am meisten Berührung mit den Mohammedanern hatten und öfter in die Polemik verwickelt waren, ob das Judentum noch fortdauernd Gültigkeit habe, oder ob es durch den Islam aufgehoben sei, um den Gegnern die Antwort nicht schuldig zu bleiben, sich in der Bibel umsehen mußten, mag es ihnen einleuchtend geworden sein, das manches, was vom Talmud und den Hochschulen als religiöse Vorschrift ausgegeben wurde, in der Bibel nicht begründet sei. Aus der Mitte der Gemeinden in Syrien tauchte daher zuerst eine Abneigung gegen die talmudischen Satzungen auf. Ein Schwärmer oder Ehrgeiziger, der eine Rolle spielen wollte, benutzte diese Stimmung und gewann einen Anhang mit dem Stichwort, dem Talmud zu entsagen und sich nur an die Bibel

zu halten. Der Tonangeber, welcher eine Partei zu dieser Opposition anleitete oder verleitete, war ein Mann aus Syrien mit Namen Serene (Serenus), der sich als Messias ausgab (um 720). Er versprach den Juden das heilige Land wiederzugeben und natürlich vorher die Mohammedaner daraus zu vertreiben. Veranlassung zu dem Versuche, die längst entbehrte Selbständigkeit wiederzuerlangen, mag der fanatische Kalif Omar II. (717—720) gegeben haben. Dieser Fürst, durch die Intrigen eines eifrigen Koranlesers auf den Thron erhoben, setzte die beschränkenden Gesetze seines Vorgängers Omar I., den Omarbund*), welcher unter dem staatsklugen Omejjaden in Vergessenheit geraten waren, wieder in Kraft. Bei seinem Regierungsantritt schrieb er an die Statthalter: „Reißet keine Kirche und keine Synagoge ein, aber gestattet nicht, daß neue auf eurem Gebiete erbaut werden." Omar II. legte sich auf Proselytenmacherei, verhieß den Neubekehrten gewinnende Begünstigungen und zwang auch geradezu die Christen und wohl auch die Juden zur Annahme des Islams. Aus diesem Grunde mögen die Juden geneigt gewesen sein, sich dem falschen Messias anzuschließen und seinen Vorspiegelungen Glauben zu schenken. Um einen Anhang zu gewinnen, schrieb Serene auf seine Fahne die Lossagung von den talmudischen Satzungen. Er schaffte den zweiten Feiertag, die vorgeschriebenen Gebetformeln und die talmudischen Speisegesetze ab, gestattete den Wein von Nichtjuden und änderte noch manches andere ab.

Diese talmudfeindliche Richtung hat ihm viele Anhänger zugeführt. Serenes Ruf drang bis nach Spanien, und nicht wenige Juden dieses Landes entschlossen sich, ihr Hab und Gut in Stich zu lassen und sich um den vermeintlichen Messias zu scharen. Kaum ein Jahrzehnt, seitdem die spanischen Juden durch die Eroberungen der Mohammedaner die Befreiung von dem Joche der Westgoten erlangt hatten, wollten viele unter ihnen das neugewonnene Vaterland wieder verlassen. Es scheint, daß sie mit der Herrschaft und der Verwaltung der mohammedanischen Statthalter nicht zufrieden waren. Da sie den Arabern bei der Eroberung der Halbinsel wesentliche Dienste geleistet hatten, so mögen sie besondere Berücksichtigung und Auszeichnung erwartet haben, statt dessen wurden sie gleich den Christen ausgesogen.

Serenes Ende war, wie er es verdient hatte, kläglich. Er wurde gefangen und vor den Kalifen Jezid, Omars II. Nachfolger, gebracht, der seinen messianischen Vorspiegelungen ein Ende machte. Er legte ihm verfängliche Fragen vor, die er nicht beantworten konnte. Serene soll aber vor dem Kalifen geleugnet haben, eine ernste Absicht gehabt zu haben; er soll geäußert haben, er habe sich bloß mit den Juden einen

---

*) S. oben S. 238.

Spaß erlauben wollen. Darauf übergab ihn der Kalife den Juden selbst zur Bestrafung. Einige von seinen Anhängern, welche ihre Leichtgläubigkeit bereuten, wollten sich wieder den Gemeinden anschließen, von denen sie sich durch die Übertretung der talmudischen Satzungen getrennt hatten. Die syrischen Gemeinden aber waren zweifelhaft, ob und wie sie die Reuigen wieder in ihren Schoß aufnehmen sollten. Sie wandten sich deswegen an das Oberhaupt der pumbaditanischen Hochschule Natronaï Ben-Nehemia mit dem Beinamen Mar-Janka (719—730), der in seinem Kreise nicht besonders beliebt war. Natronaï entschied in ziemlich mildem Sinne, daß nach talmudischem Gesetze ihrer Aufnahme in den Gemeindeverband nichts im Wege stehe, da sie als Juden behandelt werden müßten. Nur müßten sie öffentlich in der Synagoge Reue und Bußfertigkeit zu erkennen geben, frommen Wandel nach talmudischer Vorschrift versprechen, und allenfalls sollten sie auch der Geißelstrafe unterworfen werden.

Kaum drei Jahrzehnte nach dem Untergang des falschen Messias Serene entstand auf einem andern Schauplatze abermals eine talmudfeindliche Bewegung, gepaart mit messianischer Schwärmerei. Sie wurde durch einen phantastischen und kriegerischen Mann hervorgerufen, Obadja Abu-'Isa (Ben-Ishak) aus der persischen Stadt Isfahan. Die plötzliche Genesung von einem Aussatze soll ihn darauf geführt haben, daß ihm ein hoher Beruf zugeteilt sei. Doch gab sich Abu-'Isa nicht direkt als Messias aus, sondern nur als dessen Vorläufer und Wecker (Daï), dem er den Weg bahnen wollte. Ihm war es mit seinem Berufe ernst, er verkündete, Gott habe ihn erweckt, den jüdischen Stamm von dem Joche der Völker und der ungerechten Herrscher zu befreien.

Der messianische Verkünder von Isfahan fand einen starken Anhang; es sollen sich 10 000 Juden um ihn geschart haben, ihm am Befreiungswerke behilflich zu sein. Ihnen legte Abu-'Isa das Judentum abweichend von dem bestehenden aus. Die Ehescheidung hob er ganz und gar, selbst für den Fall des Ehebruchs auf. Die drei tägliche Gebetzeiten vermehrte er um vier und berief sich dabei auf einen Psalmvers: „Siebenmal des Tages preise ich dich." Indessen behielt Abu-'Isa die talmudisch vorgeschriebenen Gebetformeln bei, untersagte seinen Anhängern den Genuß von Fleisch und Wein, erklärte aber den Opferkultus für aufgehoben.

Das messianische Befreiungswerk wollte Abu-'Isa mit dem Schwerte in der Hand durchsetzen und verwandelte seine Gläubiger in Krieger, denen er hoch zu Roß wie ein Feldherr voranritt. Der Zeitpunkt für einen Befreiungsversuch mit bewaffneter Hand konnte nicht günstiger sein. In allen Provinzen des mohammedanischen

Reiches brachen die Flammen der Empörung gegen den letzten Kalifen aus dem Hause des Omejja, Merwan II., aus. Ehrgeizige Statthalter, unzufriedene Parteigänger und endlich die Abbassiden, welche auch ihrerseits Anspruch auf die Herrschaft machten, verschworen sich zum Untergange der Omejjaden und machten die weiten Länderstrecken des Reiches zum Tummelplatze wilder Leidenschaften. Während dieser aufstandsreichen Zeit scheint auch Abu-'Isa mit seiner Schar in der Gegend von Isfahan sein Befreiungswerk begonnen zu haben und konnte es während der darauffolgenden Wirren behaupten, als Merwans Feldherr am Euphrat (bei Kerbela) eine furchtbare Niederlage erlitt und die schwarze Fahne des Abassiden Abdallah über die Omejjaden siegte (750). Der neue Kalif, welcher seinen Sitz in Bagdad aufschlug, machte der Anarchie im mohammedanischen Reiche ein Ende. Der messianische Schwärmer und Feldherr Abu-'Isa fiel im Kriege und seine Schar zerstreute sich. Die Juden von Isfahan mußten für seinen kecken Aufstand büßen. Seine Anhänger bewahrten ihm nichtsdestoweniger ein treues Andenken. Unter dem Namen Isawiten oder Isfahaner haben sie sich bis ins zehnte Jahrhundert behauptet. Sie lebten nach Vorschrift ihres Meisters und verwarfen manches vom talmudischen Judentume.

Dieser Bewegung gegenüber verhielten sich die Tonangeber des Judentums in dem Sitze des Gaonats völlig gleichgültig. Sie hatten keine Ahnung davon, daß ein neuer Geist sich innerhalb ihres eigenen Kreises regte, welcher ihren talmudischen Riesenbau in seinen Tiefen erschüttern sollte. Die Oberhäupter selbst haben teilweise eine Spaltung gefördert. Die Exilarchen regierten mit empörender Willkür. Sie setzten die Schulhäupter ab und ernannten solche, die nicht völlig würdig für dieses Amt waren. Ganz besonders scheint ihr Groll gegen die Suranische Schule gerichtet gewesen zu sein, die daher an Lehrfähigen verarmte. Der damalige Exilarch Salomo, Enkel oder Urenkel Bastonaïs, besetzte die Lehrämter in dieser Schule mit Männern aus der rivalisierenden Akademie von Pumbadita. Er beförderte eine wenig bedeutende Persönlichkeit Namens Natroj Kahana und überging dessen Lehrer Achaï aus Sabacha (unweit Bagdad), obwohl dieser an Gelehrsamkeit ihn weit überragte. Aus gekränktem Ehrgefühl wanderte dieser Achaï (um 750) nach Palästina aus. Hier verfaßte er ein Werk für die religiöse Praxis. Der Exilarch Salomo, welcher ihn überging, ernannte zwei Brüder zu Schulhäuptern, einen für Sura Namens Jehudaï, der blind und eigentlich untauglich für dieses Amt war, und den andern namens Dudaï für Pumbadita. Die Vertreter des Gaonats schwiegen zu diesem gesetzwidrigen Verfahren oder boten die Hand dazu. Ihr Denken war lediglich dem Talmud zugewendet. Nur eine Unvoll-

kommenheit gewahrten sie an ihm, seine Weitläufigkeit, wodurch er dem Volke und selbst den Halbwissenden unzugänglich und unverständlich geworden ist. Diesem Übelstande suchte der blinde Jehudaï teilweise abzuhelfen, er verfaßte ebenfalls ein kurzes Handbuch für die Praxis, wie Achaï — vielleicht zur Widerlegung der Schmäher des Talmuds. Unter der Schulleitung dieses Jehudaï und seines Bruders brach eine Spaltung von weittragender Bedeutung im Judentum aus.

Zweites Kapitel.

Entstehung des Karäertums und neuer Sekten.

(760 bis 900.)

Geschichtliche Geburten treten ebensowenig wie natürliche ohne Wehen zutage. Das unerbitterliche Rütteln am Bestehenden, wie sehr es auch anfangs mit Schmerz empfunden wird, kommt dem Bestehenden, wenn es gesund und lebensfähig ist, zu statten. Die gegensätzliche Reibung, dieses Salz der Geschichte, das die Fäulnis abwehrt, hatte seit mehreren Jahrhunderten in der jüdischen Geschichte gefehlt. Darum war das religiöse Leben in eine Art Versteinerung geraten. Das paulinische und nachapostolische Christentum war eigentlich ein solcher Gegensatz gewesen. Weil es das nomierende Gesetz aufgehoben, das Erkennen geächtet und dafür den Glauben hingestellt hatte, erzeugte es in der Entwickelung des Judentums das Festklammern am Gesetz und das Ausspinnen des Ritual-Religiösen bis in die feinsten Fäden. Der Talmud, das Produkt dieser gegengesätzlichen Bewegung, war die alleinherrschende Autorität innerhalb des Judentums geworden und hatte fast die Bibel aus dem Volksbewußtsein verdrängt.

Das Talmudstudium selbst war im ersten gaonäischen Jahrhundert zur trockenen Gedächtnissache herabgesunken und ermangelte der geistigen Befruchtungsfähigkeit. Es fehlte der scharfe Luftzug, welcher die verschlossenen dumpfen Räume durchwehen sollte. Der Widerspruch gegen den Talmud, welcher von den zwei messianischen Verkündern, Serene und Abu-'Isa, als Stichwort ausgegeben wurde, hinterließ keine tiefe Spuren, teils weil die Bewegung mit messianisch-schwärmerischem Beisatze behaftet war und nur Enttäuschung zurückließ, und teils weil sie von unbekannten Persönlichkeiten ohne Gewicht ausgegangen war. Sollte die talmudische Einseitigkeit überwunden, die Bibel wieder in ihr Recht eingesetzt und das religiöse Leben wieder vergeistigt werden, so mußte die gegensätzliche Richtung, die bis dahin nur in winzigen Kreisen herrschte, von einer nüchternen, mit einem offiziellen Charakter bekleideten Persönlichkeit getragen, in größere Kreise eingeführt werden. Eine solche Bewegung ging von

einem Sohne des Bostanaïschen Hauses aus, von Anan Ben-David, und hatte darum eine nachhaltige Wirkung.

Da dieser Anan eine Spaltung in der Judenheit hervorgerufen hat, so wurde sein Charakter verschieden beurteilt. Während ihn seine Jünger als einen frommen, heiligen Mann über die Maßen verehrten, daß er, „wenn er zur Zeit des Tempelbestandes gelebt hätte, der Gabe des Prophetentums gewürdigt worden wäre,“ konnten ihn seine Gegner nicht genug herabsetzen. Doch geben auch die Gegner zu, daß Anan gelehrt im Talmud war, wie er sich auch des talmudischen Stils mit Gewandtheit bediente. Bekannt muß es gewesen sein, daß der Exilarchensohn von gegentalmudischer Denkweise beseelt war. Deswegen vereinigten sich zwei Brüder, welche damals zu gleicher Zeit als Gaone fungierten, Jehudaï, der Blinde in Sura und Dudaï in Pumbadita (761—764), Anan von der Nachfolge in der Exilarchenwürde auszuschließen. An seiner Stelle wählten sie seinen jüngeren Bruder Chananja (oder Achunaï?). Aber Anan stand nicht allein. Er hatte Freunde, wie jeder Hochgestellte. Vermöge seiner Anwartschaft auf eine Art Fürstentum, dem mindestens sämtliche jüdische Gemeinden des Morgenlandes unterworfen waren, mochte er manchen Ehrgeizigen, Gewinnsüchtigen und Schmarotzer angezogen haben. Er hatte aber auch Anhänger an denen, welche mehr oder minder offen mit dem talmudischen Judentum brechen wollten und in Anan einen mächtigen Vorkämpfer dieser Richtung begrüßten. Die Ananitische Partei ließ es nicht an Anstrengungen fehlen, seine Wahl bei dem damaligen Kalifen Abuǵafar Almansur durchzusetzen, der ihm gewogen gewesen sein soll. Allein die Gegenpartei obsiegte angeblich durch Verläumdung bei dem Kalifen, daß er auf Empörung gegen ihn sänne. Kurz, Anan war genötigt, sein Vaterland zu verlassen; er siedelte sich in Palästina an. Infolge der kränkenden Zurücksetzung, die er von den Gaonen erfahren hat, war er über die Lehrhäupter sehr erbittert, und seine Erbitterung übertrug er auf den Talmud, kraft dessen jene ihre Bedeutung hatten; er hegte eine ingrimmige Feindseligkeit gegen den Talmud und dessen Träger. Anan soll geäußert haben, er wünschte, daß sämtliche Talmudanhänger sich in seinem Leibe befänden, so würde er sich entleiben, damit sie mit ihm stürben. Er fand am Talmud alles verwerflich und wollte das religiöse Leben aus der Bibel herleiten. Er warf den Talmudisten vor, sie hätten das Judentum gefälscht und nicht nur vieles zur Thora hinzugefügt, sondern noch mehr davon aufgegeben, indem sie manches für nicht mehr verbindlich erklärten, was nach dem Wortlaut der Schrift für alle Zeiten Geltung haben soll. Er schärfte seinen Anhängern den Grundsatz ein: „Suchet fleißig in der Schrift.“ Möglich, daß Anan auf diese Feindseligkeit gegen die Tradition infolge

der Parteiungen in der mohammedanischen Welt gekommen ist. Hier kämpfte die Partei, welche neben dem Koran auch die Überlieferung für notwendig hielt (Suniten) gegen eine andere, welche die letztere verwarf und das Wort des Koran allein als Norm anerkannte (Schiiten). Nach dem Beispiele der letzteren verwarf auch Anan die im Talmud gegebene Tradition. Von diesem Zurückgehen auf die Schrift (Mikrá) erhielt die Religionsform, die er aufrichtete, den Namen Karäertum oder Schriftbekenntnis. Er verfaßte einen Kommentar zum Pentateuch und ein Kompendium über religiöse Pflichten, worin er ein bibelgemäßes, vom Talmud abweichendes Judentum entwickelte. Die bedeutendste Umgestaltung erfuhren die Bestimmungen über die Festzeiten, über Sabbat und über Ehe- und Speisegesetze. — Den Festkalender, der seit der Mitte des vierten Jahrhunderts festgestellt war, schaffte Anan ab; da er aber für diesen Widerspruch keine biblische Grundlage hatte, so war er genötigt, auf den Brauch in der Zeit des zweiten Tempels und der Tanaïten zurückzugehen. Die Monatsanfänge sollten wie in der früheren Zeit mit dem Erscheinen des jungen Mondes beginnen. Die Schaltjahre sollten nicht eine regelmäßige Reihenfolge nach dem neunzehnjährigen Zyklus haben, sondern von der jedesmaligen Prüfung des Standes der Saatfelder bedingt sein. Es war dies weniger eine selbständige Neuerung als das Wiederauffrischen einer Festordnung, deren Unhaltbarkeit bei der Zerstreuung des jüdischen Stammes augenscheinlich war.

Das Wochenfest setzte er, ebenso wie ehemals die Sadduzäer, fünfzig Tage vom Sabbat nach dem Passahfeste an. In der strengen Sabbatfeier ließ Anan den Talmud weit, weit hinter sich zurück. Am Sabbat dürfe man keine Heilmittel anwenden, nicht einmal für gefährlich Erkrankte, nicht die Beschneidung vornehmen, nicht sein Haus verlassen in einer Stadt, wo die jüdische Bevölkerung mit der nichtjüdischen vermischt wohnt, nichts Warmes genießen, ja nicht einmal am Vorabend Licht oder Feuer für den Abend anzünden und auch nicht von andern anzünden lassen. Anan führte den Brauch für die Karäer ein, den Sabbatabend im Dunkeln zuzubringen. Dieses alles und noch andere Erschwerungen wollte er aus den Buchstaben der Schrift herausgelesen wissen. Die Speisegesetze verschärfte Anan ins Maßlose, und die Verwandtschaftsgrade für verbotene Ehen dehnte er viel weiter als der Talmud aus, so daß die Ehe des Oheims mit der Nichte und der Stiefgeschwister miteinander, die einander ganz fremd sind, als Blutschande gelten sollte. Was verschlug gegen diese übertriebene Strenge die Abschaffung der Gebetkapseln (Tephillin), des Feststraußes am Hüttenfeste, des Lichtfestes, eingesetzt zur Erinnerung an die Hasmonäersiege und anderer Kleinigkeiten? Er hat, wie die

Gegner mit Recht behaupteten, einen neuen und zwar einen noch mehr erschwerenden Talmud eingeführt. Das religiöse Leben erhielt durch Anan einerseits einen düstern, anderseits einen nüchternen, poesielosen Charakter. Die seit einer langen Reihe von Jahrhunderten eingeführten Gebetformeln, die zum Teil noch im Tempel üblich waren, wies der Stifter des Karäertums aus dem Bethause und mit ihnen auch die Gebetstücke der poetanischen Schöpfung, welche der neuhebräischen Poesie eine neue Quelle eröffnet hatte. Statt dessen sollten in den karäischen Synagogen nur biblische Stücke litaneiartig in geschmackloser Auswahl rezitiert werden. Da die Juden im islamitischen Reiche die eigene Gerichtsbarkeit hatten, so erstreckte sich Anans Neuerung auch auf das Zivilrecht. So stellte er — im Widerspruch mit dem Bibelworte — die Töchter den Söhnen in bezug auf Erbschaft gleich, sprach dagegen dem Gatten die Erbfähigkeit an der Hinterlassenschaft der Ehefrau ab.

Obwohl Anan einen mächtigen Anstoß zur Bibelforschung gegeben hat, so war weder seine Zeit reif genug dafür, noch reichte sein Geist dazu aus, eine gesunde Schrifterklärung zu schaffen. Er selbst mußte zu Deuteleien greifen, wie sie kaum die von ihm geschmähten Talmudisten angewendet haben, um seine Neuerung zu begründen. Indem er den Talmud verwarf, brach er die Brücke ab, welche die biblische Vergangenheit mit der Gegenwart verband. Das karäische Bekenntnis hat keine Naturwüchsigkeit, es ist alles daran gekünstelt und verschroben. Auf die Volkssitte und das Volksbewußtsein nahm Anan keinerlei Rücksicht. Da er erst das religiöse Leben durch die Deutung der Schrift begründen und aufbauen mußte, erhielt das Karäertum einen schwankenden Charakter. Eine bessere oder schlechtere Schrifterklärung konnte das religiöse Tun in Frage stellen, das Gesetzliche ungesetzlich und umgekehrt machen. Wie er für die Geschichte kein Verständnis hatte, so hatte er auch keinen Sinn für die Poesie. Die heilige prophetische und dichterische Literatur diente ihm nur dazu, dieses und jenes Gesetz, diese und jene religiöse Bestimmung zu beweisen. Er verschloß dem frisch sich regenden poetischen Drange die Pforten zum Heiligtume.

Wie groß Anans Anhang war, der ihm in die Verbannung nach Palästina folgte, läßt sich nicht mehr ermitteln. Seine Jünger nannten sich nach ihm Ananiten und Karäer (Karaim, Karaïmen), und ihren Gegner gaben sie den Schimpfnamen Rabbaniten, was so viel als „Autoritätengläubige" bedeuten sollte. Die Spannung und Gereiztheit war anfangs zwischen beiden Religionsparteien außerordentlich heftig. Selbstverständlich haben die Vertreter der Hochschulen den Stifter und seine Anhänger in den Bann gelegt und aus dem Kreise des Judentums ausgeschlossen. Aber auch

die Karäer sagten sich ihrerseits von den Rabbaniten los, gingen keine Ehe mit ihnen ein, nahmen an ihren Tafeln keinen Teil, ja mieden am Sabbatabend in das Haus eines Rabbaniten einzutreten, wenn darinnen ein Licht leuchtete, weil nach ihrer Ansicht dadurch der heilige Tag entweiht würde. Die Rabbaniten nannten die Karäer Ketzer, predigten gegen sie von den Kanzeln herab und ließen die Anhänger Anans nicht zum Gebete zu. Die Karäer ihrerseits hatten nicht Schmähungen genug gegen die beiden Hochschulen und ihre Vertreter. Sie wendeten auf sie das Gleichnis des Propheten Zacharia von den zwei Weibern an, welche die Sünde in einem Scheffel nach Babylon tragen und ihr dort eine Stätte gründen. „Die beiden Weiber, das sind die beiden Gaonsitze in Sura und Anbar (Pumbadita).“ Dieser Spott, der von Anan ausgegangen sein mag, blieb stehend bei den Karäern, und die beiden Hochschulen wurden von ihnen nicht anders genannt als „die zwei Weiber“.

So war denn der jüdische Stamm zum dritten Male in zwei feindlich Lager gespalten. Wie im ersten Zeitraume Israel und Juda und wie während des zweiten Tempels Pharisäer und Sadduzäer, so standen sich jetzt Rabbaniten und Karäer feindlich gegenüber. Jerusalem, die heilige Mutter, die schon so viele Kämpfe ihrer Söhne untereinander erlebt hat, wurde wiederum der Schauplatz eines bruderfeindlichen Kampfes. Die karäische Gemeinde, die sich von dem Gesamtverbande losgesagt hatte, erkannte Anan als den berechtigten Exilsfürsten an und legte ihm und seinen Nachkommen diesen Ehrentitel bei. Beide Parteien erweiterten die Kluft im Verlauf der Zeiten.

Nach Anans Tode zeigten seine Anhänger eine so überschwängliche Verehrung für ihn, daß sie eine Totenfeier in den Sabbatgottesdienst für ihn einführten. „Gott möge sich des Fürsten Anan, des Gottesmannes, erbarmen, der den Weg zur Thora gebahnt, die Augen der Karäer erleuchtet, viele von der Sünde zurückgebracht und uns den rechten Weg gezeigt hat. Gott möge ihm eine gute Stätte anweisen neben den sieben Klassen, welche ins Paradies eingehen.“ Diese Gedenkformel für ihn ist bis auf den heutigen Tag bei den Karäern stehend geblieben. Das unparteiische Urteil kann aber diese Lobeserhebung nicht unterschreiben; es vermag seine Geistesgröße nicht anzuerkennen. Anan war kein tiefdenkender Kopf. In seiner Opposition gegen das talmudische Judentum war er inkonsequent. Er ließ nicht wenige Ritualien als verbindlich bestehen, die ebensowenig wie die von ihm verworfenen Satzungen auf biblischen Ursprung zurückgeführt werden können.

Das gegentalmudische Religionsgebäude, das Anan aufgeführt hatte, wurde indes nach seinem Tode erschüttert. Er hatte die freie Forschung aus dem Schriftwort an die Spitze gestellt, daß nur das

Schriftgemäße religiöse Gültigkeit haben sollte. Aber das Schriftwort ist deutbar. Seine Jünger, welche von der Auslegungsfreiheit Gebrauch gemacht haben, fanden schon, daß ihr Meister nicht unfehlbar war und verwarfen manche von ihm abgeleiteten religionsgesetzlichen Bestimmungen. So löblich es auch ist, dem Geist nicht durch den Autoritätsglauben Fesseln anzulegen und sich beim Hergebrachten zu beruhigen, so kann es doch für eine Religionsgemeinschaft von schädlicher Wirkung sein, wenn es jedem einzelnen gestattet sein soll, vermittelst einer abweichenden Wortdeutung — gleichviel ob richtig oder erträumt — an dem Bestehenden zu rütteln. Die Karäer achteten aber nicht auf die auflösende Wirkung ihres Prinzips, lockerten das einheitliche Band ihres Zusammenhangs und gerieten in Zersplitterung. Je mehr sich das Karäertum von Palästina aus über die Länder des Kalifats ausbreitete, desto mehr zerfiel sein Zusammenhang in lauter winzige Sekten und gab ihren Gegnern, den Rabbaniten recht, zu behaupten, daß ohne Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht und ohne Autorität eine Religion keine Sicherheit habe.

Indessen hatte die Sektiererei eine Lichtseite; sie setzte die heilige Schrift wieder in ihr Recht ein und löste sie von dem Banne, in dem die Talmudisten sie Jahrhunderte lang gehalten hatten. Jeder Stimmführer einer Sekte mußte den Inhalt und Wortlaut der Bibel stets bei der Hand haben, um sie als Waffe und Schild gegen die Gegner zu gebrauchen. Die Einführung der Vokal- und Akzentzeichen zur Belebung des Textes hatte die Vertiefung in die Bibel erleichtert. Um in den Sinn der heiligen Schrift tiefer einzudringen, mußte die Aufmerksamkeit auf die grammatischen Regeln, auf Form, Bildung und Gefüge der heiligen Sprache gerichtet werden. Die Karäer waren es, welche die hebräische Grammatik zuerst angebaut haben. Es wurde ihren Bekenntnisgenossen zur religiösen Pflicht gemacht, sich mit ihren Regeln vertraut zu machen. Die eifrige Beschäftigung mit der Bibelkunde lenkte auch im karäischen Kreise die Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit des überlieferten heiligen Textes, die Richtigkeit desselben zu prüfen und ihn vor Entstellungen zu sichern.

Dieser Zweig der Bibelkunde, der mit der Grammatik teilweise zusammenhängt, wurde M a s o r a genannt, Überlieferung über jeden Vers und fast über jedes Wort, über Schreib- und Leseweise desselben, über Regeln und Ausnahmen. Diese masoretische Sorgfalt kam aber viel zu spät. Unglückliche Zeiten und Gewissenlosigkeit hatten bereits im Texte arge Verwüstungen angerichtet, und die Masora konnte nur den Befund des Textes, wie er zur Zeit vorlag, bezeugen. In den blutigen Verfolgungen zur Zeit des Königs Antiochos und des Kaisers Hadrian hatten die Schergen neben den Leibern auch die Seele der Judenheit getroffen, sie hatten die heiligen Bücher zerrissen oder ver-

brannt. Nach eingetretener Ruhe mußten neue Exemplare abgeschrieben werden; aber es fand sich kein sorgfältig überwachtes Musterexemplar, nach we chem die Abschriften gemacht werden konnten. Die sorgfältig abgeschriebene, im Tempel aufbewahrte Musterschrift des Fünfbuches der Thora erbeutet und in strengem Gewahrsam in Rom unter der von Titus entführten Beute gehalten, wurde in den Kämpfen der Völkerwanderung gegen Rom wiederum erbeutet, verschleppt und ist verschwunden. So wurden neue Abschriften aus schadhaften Vorlagen angelegt. Den teilweise verderbten Text schädigten gewissenlose Abschreiber noch mehr durch Unachtsamkeit. Man verwünschte zwar diese Schänder der Heiligtümer in die Hölle, weil sie gedankenlos Fehler in den Text brachten, bald Verse oder Versteile, Worte oder Buchstaben übersprangen, bald sie doppelt schrieben; aber diese nachträgliche Verdammnis hat die Schäden nicht ausgebessert. Und durch wie viele Hände sind die biblischen Bücher in dem Zeitraum von tausend Jahren abgeschrieben worden! Zu den alten Fehlern kamen neue hinzu. Für sorgfältige, zuverlässige Abschriften wurde wenig gesorgt. Die Schulhäupter in Palästina und Babylonien sorgten mehr für den Ausbau des Talmud, als für die korrekte Erhaltung des heiligen Textes. Sie waren auch außer stande, die Abschriften der Exemplare für die über die Länder zerstreuten Gemeinden zu überwachen. Ganz besonders waren dichterisch gehaltene Verse, welche die Abschreiber nicht verstanden oder mißverstanden haben, arg verdorben und entstellt.

Nun erwachte mit dem Eifer für das Verständnis der heiligen Schrift auch die Gewissenhaftigkeit für die Herstellung des richtigen Textes. Man forschte nach guterhaltenen und zuverlässigen Exemplaren. Aber was fand man? Man fand, daß auch die besseren Exemplare in den Urwohnsitzen jüdischer Gemeinden nicht miteinander übereinstimmten. Morgenländische und abendländische, d. h. babylonische und palästinensische Exemplare, wichen voneinander in Versabteilungen, in Wortformen und auch in andern Punkten ab, selbst in dem für allerheiligst gehaltenem Text des Fünfbuches der Thora. Die Verse aller Bücher wurden zwar aufs sorgfältigste gezählt, damit keiner derselben verloren gehen sollte, und doch zeigte sich eine klaffende Verschiedenheit in der Zählung. Während die Babylonier das Fünfbuch in 5888 Verse zerlegten, hatten die Palästinenser die Zahl 15852. Auch in andern Punkten zeigte sich bei der Vergleichung mannigfache Verschiedenheit in der Schreibweise, fehlende Wörter und Buchstaben. Nun ließen sich die Karäer sehr angelegen sein, einen korrekten Text anzufertigen und die Masora, d. h. die Überlieferung zu berücksichtigen. Aber, wie gesagt, es kam zu spät. Sie konnten nur Entstellungen für die Zukunft verhüten,

aber die Schäden von Jahrhunderten nicht mehr verbessern, sie hatten auch keine Ahnung von der eingerissenen Verderbnis. Die Rabbaniten, die Schulhäupter in Babylonien kümmerten sich noch weniger um Sicherung des Textes; ihr Eifer war noch immer der Auslegung des Talmuds und der Entscheidung von praktischen Fragen zugewendet. Die Masora, wie die hebräische Grammatik und die Bibelkunde blieb mehr als ein Jahrhundert das Forschungsgebiet der Karäer, von dem sich die Rabbaniten fernhielten.

Die karäischen Wirren haben auch dazu beigetragen, das Ansehen der Exilarchen zu schmälern. Bis Anan waren die Hochschulen mit ihren Kollegien den Exilsfürsten untergeordnet, die Schulhäupter wurden von ihnen gewählt oder bestätigt. Als es aber den Gaonen gelungen war, Anan vom Exilarchate zu verdrängen, so ließen sie sich diese Macht nicht mehr entwinden, sondern machten sie bei der Nachfolge geltend, schon aus dem Grunde, um nicht karäisch Gesinnte an der Spitze des jüdischen Gemeinwesens zu lassen. Das Exilarchat, das von Bostanaï an erblich war, wurde von Anan an wählbar, die akademischen Häupter leiteten die Wahl. Kaum zehn Jahre nach Anans Abfall vom Rabbanismus, brach wieder eine Streitigkeit um das Exilarchat zwischen zwei Prätendenten, Sakkaï Ben-Achunaï und Natronaï Ben-Chabibaï, aus. Die beiden Schulhäupter dieser Zeit Malka Ben-Acha von Pumbadita (771—73) und Chaninaï Kahana Ben-Huna von Sura (765—75) vereinten sich, um Natronaï zu stürzen, und brachten es dahin, daß derselbe wahrscheinlich durch den Hof des Kalifen aus Babylonien verbannt wurde. Er wanderte nach Kairuan (Maghreb) in Afrika aus, wo seit Gründung dieser Stadt eine zahlreiche jüdische Gemeinde war. Sakkaï wurde in der Exilarchenwürde bestätigt, obwohl der verbannte Exilarch talmudisch sehr gelehrt war. Als die spanischen Gemeinden das Ansuchen an ihn stellten, ihnen ein Talmudexemplar zuzusenden, kopierte er ein solches aus dem Gedächtnis.

Ungefähr gleichzeitig mit der Entstehung des Karäertums fiel ein Ereignis vor, daß zwar wenig in der Entwickelung der jüdischen Geschichte eingegriffen hat, aber das Selbstbewußtsein der Zerstreuten und ihren Mut aufgerichtet hat. Der heidnische König eines im Norden an der Wolga hausenden barbarischen Volkes nahm zugleich mit seinem Hofe das Judentum an. Die Chazaren oder Chozaren, ein finnischer Volksstamm, verwandt mit den Bulgaren, Uguren oder Ungarn, hatten sich nach der Auflösung des Hunnenreiches an der Grenzscheide von Asien und Europa niedergelassen. Sie hatten ein Reich an der Mündung der Wolga an dem Kaspisee gegründet, wo jetzt Kalmücken hausen, in der Nähe von Astrachan. Ihre Könige mit dem

Titel Chakane (Chagane), führten die kriegerischen Söhne der Steppe von Sieg zu Sieg. Den Persern hatten die Chazaren soviel Schrecken eingeflößt, daß einer ihrer Könige sein Reich vor ihren ungestümen Einfällen nur durch eine feste Mauer schützen konnte, welche die Pässe zwischen dem Kaukasus und dem Meere verrammelte. Aber diese „Pforte der Pforten" (Bab al abwab unweit Derbend) war nicht lange eine Schranke für den Kriegsmut der Chazaren. Nach dem Untergang des persischen Reiches überstiegen sie den Kaukasus, machten Einfälle in Armenien und eroberten die Krimhalbinsel, welche davon eine Zeitlang Chazarien hieß. Die byzantinischen Kaiser zitterten vor den Chazaren, schmeichelten ihnen und zahlten ihnen Tribut, um deren Gelüste nach der Beute von Konstantinopel zu beschwichtigen. Die Bulgaren und andere Völkerschaften waren Vasallen der Chazaren, die Kiewer (Russen) am Dniepr mußten den Chazaren jährlich ein Schwert und ein feines Pelzwerk von jedem Rauchfang liefern. Mit den Arabern, deren Grenznachbarn sie allmählich wurden, führten sie blutige Kriege.

Die Chazaren, wie ihre Nachbarn, die Bulgaren und Russen, huldigten einem groben Götzendienste, der mit Sinnlichkeit und Unkeuschheit gepaart war. Durch die Araber und Griechen, welche in Handelsangelegenheiten nach der Hauptstadt Balanǵar kamen, um die Produkte ihrer Länder gegen feines Pelzwerk umzutauschen, lernten die Chazaren den Islam und das Christentum kennen. Auch Juden fehlten im Chazarenlande nicht; ein Teil jener Flüchtlinge, welche dem Bekehrungseifer des byzantinischen Kaisers Leo entgangen waren, hatten sich dort angesiedelt. Durch diese griechischen Juden lernten die Chazaren auch das Judentum kennen. Als Dolmetscher oder Kaufleute, als Ärzte oder Ratgeber wurden die Juden am chazarischen Hofe bekannt, und sie flößten einem kriegerischen Herrscher Bulan oder Butschan Zuneigung für das Judentum ein.

Die Chazaren hatten aber in späterer Zeit nur eine dunkle Kunde von der Veranlassung, die ihre Vorfahren zur Annahme des Judentums bewogen hat. Ein späterer chazarischer Chagan erzählte die Geschichte ihrer Bekehrung folgendermaßen. Der König Bulan habe einen Abscheu vor dem wüsten Götzentume seiner Vorfahren empfunden und es in seinem Reiche verboten, ohne sich einer anderen Religionsform anzuschließen. Durch einen Traum sei er in seinem Streben nach einer würdigen Gottesverehrung bestärkt worden. Als er einen großen Sieg über die Araber errungen und eine armenische Festung erobert hatte, hätte sich Bulan entschlossen, das Judentum öffentlich zu bekennen. Der Kalife sowie der byzantinische Kaiser hätten aber gewünscht, den Chagan der Chazaren für die Annahme

ihres Bekenntnisses zu bewegen, und zu diesem Zwecke hätten sie Abgeordnete mit Ehrenbriefen und reichen Geschenken, begleitet von Religionskundigen, ihm zugeschickt. Dieser habe hierauf einen Religionsdisput unter seinen Augen veranstaltet, zwischen einem byzantinischen Geistlichen, einem mohammedanischen Religionsweisen und einem jüdischen Gelehrten. Die Vertreter der drei Religionen hätten lange hin und her disputiert, ohne einander oder den Chagan von der Vortrefflichkeit der einen Religion gegen die andere zu überzeugen. Da aber Bulan gemerkt, daß der Vertreter der Christusreligion und des Islam beide sich auf das Judentum als auf den Ausgangspunkt und Grund ihres Glaubens beriefen, so habe er den Gesandten des Kalifen und des Kaisers erklärt, da er aus dem Munde der Gegner des Judentums das unparteiische Geständnis von dessen Alter und Vorzüglichkeit vernommen, so bleibe er bei dem Vorsatze, das Judentum als seine Religion zu bekennen. Der jüdische Weise, der bei der Bekehrung Bulans tätig war, soll Isaak Sangári oder Singári gewesen sein. Mit Bulan, oder wie der erste proselytische König geheißen haben mag, bekannten sich auch die Großen des Reiches, ungefähr viertausend, zum Judentum. Nach und nach drang es auch ins Volk ein, so daß viele Städtebewohner des Chazarenreiches Juden waren, das Heer bestand aber aus mohammedanischen Söldlingen. In der ersten Zeit mag das Judentum der Chazaren oberflächlich genug ausgesehen und wenig auf Änderung des Sinnes und der Sitte eingewirkt haben. Erst ein späterer Nachfolger Bulans, der den hebräischen Namen Obadja führte, machte mit dem jüdischen Bekenntnisse Ernst. Er lud jüdische Gelehrte in sein Reich ein, belohnte sie königlich, gründete Bethäuser und Lehrstätten, ließ sich und sein Volk in Bibel und Ta mud unterrichten und führte den Gottesdienst nach dem Muster der alten Gemeinden ein. So viel Einfluß gewann das Judentum auf die Gemüter dieses unkultivierten Volksstammes, daß während die heidnisch gebliebenen Chazaren ihre Kinder ohne Gewissensbisse zu Sklaven verkauften, die jüdischen diese Unsitte eingestellt haben. Nach Obadja regierte noch eine lange Reihe von jüdischen Chaganen; denn nach einem Staatsgrundsatz durften nur jüdische Herrscher den Thron besteigen. Weder Obadja noch seine Nachfolger waren unduldsam gegen die nichtjüdische Bevölkerung des Landes, diese wurde vielmehr auf dem Fuße vollständiger Gleichheit behandelt. Es gab einen obersten Gerichtshof, bestehend aus sieben Richtern, zwei Juden für die jüdische Bevölkerung, ebensoviel mohammedanische und christliche für ihre Religionsgenossen und einen heidnischen für die Russen und Bulgaren. Jeder Religionsbekenner wurde nach seinem Gesetzbuch gerichtet.

Die auswärtigen Juden hatten anfangs keine Ahnung von der

Bekehrung eines entfernten Königreichs zum Judentume, und als ihnen ein dunkles Gerücht darüber zukam, glaubten sie, Chazarien sei von den Überbleibseln der ehemaligen Zehnstämme bevölkert. Die Sage erzählte, weit, weit hinter den finsteren Bergen, der kimmerischen Finsternis des Kaukasus, wohnen wahre Gottesverehrer, heilige Männer, Nachkommen Abrahams von den Stämmen Simeon und Halbmanasse, die so mächtig seien, daß ihnen fünfundzwanzig Völkerschaften Tribut zahlen.

Erfolgreicher als die vergängliche Erscheinung der Bekehrung chazarischer Könige zum Judentum war die Bekehrung geistesbegabter Juden im morgenländischen Kalifat zur Wissenschaft. Diese haben zur Erhaltung und Veredelung des Judentums inmitten der mittelalterlichen Unwissenheit Unberechenbares geleistet. Von Jüngern arabischer Meister wurden sie in aufsteigender Linie Lehrer auf dem Gebiete der Wissenschaft für mohammedanische und christliche Lerneifrige. In der Regierungszeit des Kalifen Harun Arraschid und seines Sohnes Almamum (800—833) blühte die Kultur auf. Bagdad, die Hauptstadt des Kalifats, Kairuan in Nordafrika und Merw in Turkmenien wurden Mittelpunkte für die Wissenschaft in allerlei Fächern, wie sie Europa erst viele Jahrhunderte später besaß. Der griechische Geist feierte seine Auferstehung in arabischer Hülle. Staatsmänner rangen um die Palme der Gelehrsamkeit mit den Männern der Muse. Die Juden blieben nicht unberührt von diesem Eifer für die Wissenschaft. Sie nahmen Anteil an dem geistigen Streben, und manche ihrer Leistungen fanden bei den Arabern Anerkennung. Die Geschichte der arabischen Kultur hat manchen jüdischen Namen in ihren Annalen aufgezeichnet. Maschallah Ibn-Atari hat die Astronomie in Verbindung mit der Afterwissenschaft der Astrologie gepflegt. Als Arzt und Mathematiker war zu seiner Zeit (um 800) berühmt Sahal Al-Tabari mit dem Beinamen Rabban (Rabbanite) aus der Gegend des Kaspisees. Er hatte einen klangvollen Namen unter den Mohammedanern als Übersetzer des Grundbuches für Sternkunde im Mittelalter, des Almagest des griechischen Astronomen Ptolemäus. Noch wichtiger war Sahals Leistung für die Folgezeit, daß er zuerst die Strahlenbrechung des Lichtes erkannt hat. Sein Sohn Abu-Sahal Ali (835—853) wird zu denen gezählt, welche die Arzneikunde gefördert haben, und war der Lehrer zweier medizinischen Autoritäten unter den Arabern, des Ragi und Anzarbi.

Eifriger als Arzneikunde, Mathematik und Sternkunde wurde von den Muselmännern die Religionswissenschaft, eine Art Religionsphilosophie (Kalâm), betrieben. Sie wurde mit derselben Wichtigkeit wie die Staatsangelegenheiten behandelt und übte auf die Politik

Einfluß. Indem die Ausleger des Koran die grobsinnlichen Ausdrücke von Gott und die Widersprüche in demselben ausgleichen wollten, kamen sie auf Gedanken, die weit über den beschränkten Gesichtskreis des Islams hinausgingen. Die meisten der vernünftigen Ausleger betonten scharf die Gotteseinheit und wollten jede bestimmte Eigenschaft von Gott entfernt wissen, weil das göttliche Wesen dadurch geteilt und vielfältig erschiene, und mit der Annahme derselben mehrere Wesen (Personen) der Gottheit unterschieden werden könnten. Um auch nicht im Entferntesten den Gedanken an die Dreifaltigkeit des Christenglaubens aufkommen zu lassen, haben die mohammedanischen Religionsphilosophen (Mutaziliten) die eigenschaftslose göttliche Einheit in aller Schärfe betont. Sie behaupteten ferner die menschliche Willensfreiheit, weil die unbedingte Vorherbestimmung Gottes mit der göttlichen Gerechtigkeit, die Guten zu belohnen und die Bösen zu bestrafen, unverträglich wäre. Sie glaubten aber, obwohl sie weit über den Koran hinausgingen, noch immer auf dessen Boden zu stehen, und um ihre Lehre mit den plumpen Aussprüchen ihres Religionsbuches in Einklang zu bringen, wendeten sie dieselbe Methode an, welche die jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophen gebrauchten, um die Bibel mit der griechischen Philosophie zu versöhnen. Sie deuteten die Verse in einen allegorischen Sinn um. Die Umdeutung sollte die tiefe Kluft zwischen dem vernünftigen Gottesbewußtsein und dem unvernünftigen, wie es der Koran lehrt, ausfüllen. Die denkgläubigen Theologen wurden selbstverständlich von den Buchstabengläubigen verketzert und von ihnen Mutaziliten (Verketzerte) genannt, errangen aber nach und nach die Herrschaft; die Schulen von Bagdad und Baßra erklangen von ihrer Lehre. Der Kalif Almamum erhob sie zur Hoftheologie und verdammte die alte, naive Religionsanschauung.

Die Anhänger der Orthodoxie waren aber ob dieser Freiheit der Deutung entsetzt, weil der Buchstabe des Korans unter der Hand in den entgegengesetzten Sinn umgewandelt wurde, und der naive Glaube allen Halt verlor. Sie klammerten sich daher streng an den Buchstaben und an den natürlichen Schriftsinn. Einige von ihnen gingen aber noch weiter. Sie nahmen sämtliche im Koran oder in der Überlieferung gebrauchten Ausdrücke von Gott, so grobsinnlich sie auch klingen, im buchstäblichen Sinne und stellten eine ganz unwürdige Gotteslehre auf. Gott sei ein Körper mit Teilen und habe eine Gestalt; er sei sieben Spannen lang, nach seiner eigenen Spanne gemessen. Er befinde sich an einem besonderen Orte auf seinem Throne. Man dürfe von ihm aussagen, daß er sich bewege, hinauf- und hinabsteige, ruhe und verweile.

Die Juden des Morgenlandes lebten in zu innigem Verkehr mit

den Muselmännern, als daß sie von diesen Richtungen unberührt hätten bleiben sollen. Dieselben Erscheinungen wiederholten sich daher im jüdischen Kreise, und die Spannung zwischen Karäern und Rabbaniten trug dazu bei, die islamitischen Schulstreitigkeiten auf das Judentum zu übertragen. Die offiziellen Träger des Judentums, die Kollegien von Sura und Pumbadita, hielten sich zwar davon fern. In den Talmud und dessen Auslegung vertieft, beachteten sie anfangs die geistige Bewegung gar nicht oder gaben ihr nicht nach. Aber außerhalb derselben tummelten sich die Geister in derselben Rennbahn und rissen das Judentum in einen neuen Läuterungsprozeß hinein. Der matte Strahl der Philosophie, der in diese naive bewußtlose Weite hineinfiel, brachte anfangs eine grelle Beleuchtung hervor. Im allgemeinen folgten die Karäer der mutazilitischen (rationalistischen) Richtung, die Rabbaniten dagegen, welche auch die seltsamen, hin und wieder nicht minder anstößigen Aussprüche über Gottes Wesen im Talmud zu vertreten hatten, huldigten der wissensfeindlichen Richtung. Da aber im karäischen Kreise das religiöse Gebäude noch nicht abgeschlossen war, so bildete sich innerhalb desselben neue Sekten mit eigentümlichen Theorien und abweichender religiöser Praxis.

Ein Karäer Benjamin Ben-Mose Nahawendi aus Persien (um 800—820) hat die mutazilitische Religionsphilosophie unter den Karäern heimisch gemacht. Er galt unter seinen Bekenntnisgenossen als eine Autorität und wurde von ihnen gleich dem Stifter Anan verehrt, obwohl er vielfach von ihm abwich. Nahawendi nahm nicht bloß Anstoß an den menschlichen Bezeichnungen von Gott in der heiligen Schrift, sondern auch an der Offenbarung und Weltschöpfung. Er konnte sich nicht dabei beruhigen, daß das geistige Wesen die irdische Welt hervorgebracht haben, mit ihr in Berührung gekommen sein, sich zum Zwecke der Offenbarung auf Sinai räumlich beschränkt und artikulierte Laute gesprochen haben sollte. Um dem hohen Begriffe von Gott nichts zu vergeben und doch die Offenbarung der Thora zu retten, kam er wie andere vor ihm auf den Gedanken, Gott habe unmittelbar nur die Geisterwelt und die Engel geschaffen, die irdische Welt dagegen sei von einem der Engel geformt worden; Gott sei also nur mittelbar als Weltschöpfer zu betrachten. Ebenso seien die Offenbarung, Gesetzgebung auf Sinai und die Begeisterung der Propheten nur von einem Engel ausgegangen. Einige Jünger eigneten sich Nahawendis Ideenkreis an und wurden (man weiß nicht aus welchem Grunde) als eine besondere Sekte Makarijiten oder Magharijiten genannt.

Während Benjamin Nahawendi religionsphilosophisch weit von dem Lehrbegriffe des Judentums, wie er allgemein anerkannt wurde, abging, näherte er sich nach der Seite der Pflichtenlehre den Rabba-

niten, nahm manche talmudische Bestimmung auf und stellte es den Karäern anheim, dieselbe als Norm anzunehmen oder zu verwerfen. Er stellte den Grundsatz auf, man dürfe sich nicht an Autoritäten binden, sondern müsse seiner eigenen Überzeugung folgen; der Sohn dürfe vom Vater, der Jünger vom Meister abweichen, sobald sie Gründe für ihre abweichende Ansicht haben. „Das Forschen ist Pflicht, und Irrtum im Forschen ist keine Sünde."

Seine vernünftelnde Anschauung von der Gottheit, der Weltschöpfung und Offenbarung hat auch im rabbinitischen Kreise Anklang gefunden. Die Vertreter desselben waren daher in Angst wegen des Umsichgreifens dieser Theorie und stellten der Überflutung eine eigene Mystik entgegen, gerade wie die altgläubigen mohammedanischen Religionslehrer. Diese Mystiker entwarfen eine förmliche Schilderung von Gottes Wesen in lästerlicher Weise, Glied für Glied, von Gottes rechtem und linkem Auge, von Gottes Bart und ähnlicher Zergliederung — in heidnischer Weise. Sie maßen seine Höhe von Kopf bis zu Fuß nach Meilenzahlen. Um aber der Erhabenheit und Größe Gottes nichts zu vergeben, dehnt die Mystik jedes Glied ins Ungeheuerliche aus und meinte damit Genüge getan zu haben, wenn sie erklärte, das Meilenmaß, nach dem die Teile gemessen werden, überrage bei weitem die ganze Welt*). Diesem so lästerlich zergliederten und gemessenen Gotte gibt diese Theorie einen eigenen Haushalt im Himmel mit sieben Hallen (Hechalôt). In der höchsten Halle sitze Gott auf einem erhabenen Throne, dessen Umfang ebenfalls ungeheuerlich ausgemessen wurde. Die Hallen bevölkerte die verkörpernde Theorie mit Myriaden von Engeln, denen sie wunderliche Namen beilegte. Als höchsten Engel aber stellte sie einen mit Namen Metatorôn auf und fabelte von ihm, nach dem Vorgange christlicher und mohammedanischer Mystiker, es sei Enoch (Henoch), ursprünglich Mensch, von Gott in den Himmel versetzt und in flammendes Feuer verwandelt. Die Mystiker entblödeten sich nicht, diesen Enoch-Matatorôn neben die Gottheiten zu setzen und ihn den „kleinen Gott" zu nennen.

Diese aus talmudischen, christlichen und mohammedanischen Phantastereien zusammengesetzte Mystik hüllte sich in ein geheimnisvolles Dunkel und behauptete eine Offenbarung zu sein. Um der Frage zu begegnen, woher sie denn diese, dem Judentum, der heiligen Schrift hohnsprechende Weisheit habe, berief sie sich auf eine himmlische Mitteilung. Wie es keinen, noch so handgreiflichen Unsinn gibt, der nicht, mit Ernst und Nachdruck geltend gemacht, Anhänger fände, so fand auch diese Geheimlehre, deren Mittelpunkt die lästerlichste Auffassung von der Gottheit bildet, einen Anhang. Die Adepten nannten

*) Das Buch, welches diese lästerliche Mystik enthält, ist betitelt: „Schiur Komah".

sich „Männer des Glaubens“. Sie rühmten sich, einen Einblick in den göttlichen Haushalt zu haben. Vermöge gewisser Beschwörungsformeln, Anrufungen von Gottes- und Engelnamen, Rezitierens gewisser litaneiartiger Gesänge, verbunden mit Fasten und asketischer Lebensweise, seien sie imstande, Übermenschliches zu leisten. Sie bedienten sich dazu der Amulette und Kameen (Kameôt) und schrieben darauf Gottes- oder Engelnamen mit gewissen Figuren; Wundertätigkeit war diesen Mystikern eine Kleinigkeit. Sie behaupteten, jeder Fromme vermöchte Wunder zu tun, wenn er nur die rechten Mittel anwendete. Zu diesem Zwecke verfaßten sie eine Menge Schriften über theoretische und praktische Geheimlehre, welche meistens platten Unsinn und Lästerlichkeiten enthalten.

Aber ebenso wie die Geheimlehre fand auch die freiere Richtung allmählich Eingang in die Hallen der Lehrhäuser. Durch diese gegensätzliche Geistesrichtung entstanden natürlich Reibung und Spannung, und diese traten bei der Erledigung des Exilarchats an den Tag. Ein neuer Exilsfürst sollte erwählt werden (825). Zwei Nebenbuhler traten auf, um einander die Würde streitig zu machen, David Ben-Jehuda und Daniel. Der letztere neigte sich dem Karäertum zu. Dennoch und vielleicht gerade deswegen fand er Anhänger in Südbabylonien, die ihm ihre Stimmen gaben. Die Nordbabylonier dagegen, welche zu Pumbadita (Anbar) gehörten, waren entschieden für David. Der Streit wurde mit Erbitterung geführt. Er konnte in der eigenen Mitte nicht ausgetragen werden, und beide Parteien wandten sich an den Kalifen Almamun, den Exilarchen ihrer Wahl zu bestätigen. Dieser Kalif war aber damals auch von einer Streitigkeit in der morgenländischen Kirche wegen zweier Prätendenten um das chaldäisch-christliche Patriarchat behelligt und wollte sich solche Prozesse vom Halse schaffen. Er lehnte daher die Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Juden und Christen ab und erließ ein Dekret, daß es fortan jeder Partei gestattet sei, für sich ein religiöses Oberhaupt zu ernennen. Wenn zehn Juden sich einen Exilarchen, zehn Christen einen Oberbischof oder zehn Feueranbeter einen Obermagier wählen wollten, so bleibe ihnen das unbenommen. Dieses ebenso weise, wie den Bestand des Exilarchats gefährdende Urteil war wohl beiden Parteien nicht recht; es ließ den Streit unentschieden. David Ben-Jehuda behauptete sich zwar, aber seine Machtbefugnis war erschüttert, da er nun nicht mehr einen Rückhalt an dem Kalifat hatte. Das Exilarchat wurde von dieser Zeit geschwächt.

Mit dem immer mehr sinkenden Ansehen der Exilsfürsten verringerte sich auch ihre ausschlaggebende Befugnis bei Besetzung der Schulhäupter. Die Wahl derselben bei eingetretener Erledigung hing mehr von den Mitgliedern der Schulen ab. Dadurch riß auch Un-

einigkeit ein; es entstanden, wie bei einer Papstwahl, Parteistreitigkeiten. Nicht selten wurden zu gleicher Zeit zwei Schulhäupter gewählt, von denen jeder seinen Anhang hatte.

Wenn Anans Sekte den Samen der Zwietracht bis in die altehrwürdigen Hallen der Lehrhäuser getragen hat, so war sie selbst noch weniger frei davon. Der Grundsatz, den das Karäertum an die Spitze seiner Lehre stellte, die unbeschränkte Freiheit der Schriftforschung und das Regeln der religiösen Praxis nach den gefundenen Resultaten der Forschung, brachte die Erscheinung hervor, daß fast jeder selbständige Karäer ein eigenes Judentum aufstellte, je nach den Ergebnissen seiner Schrifterklärung. Die religiöse Praxis war bedingt von guten oder schlechten Einfällen der Schrifterklärung. Ohnehin war die Schriftauslegung noch in ihrer Kindheit; die Kenntnis der hebräischen Spracherscheinungen, die Grundlage einer gesunden sinngemäßen Erklärung war dürftig; der Willkür war Tür und Tor geöffnet; jeder glaubte im Besitze der Wahrheit zu sein und den andern, der seine Ansicht nicht teilte, bemitleiden, wo nicht gar verdammen zu dürfen. Dadurch bildeten sich neue Sekten, welche bald in dem einen, bald in dem andern Punkte von dem bestehenden Brauch und von einander abgingen. Die Akbariten, von Musa und Ismael aus Akbara — unweit Bagdad — gegründet (um 840), näherten sich den Samaritanern und wollten gewisse Fetteile von Tieren zum Genusse erlaubt wissen. Die Tiflisiten, gegründet von Abu-Amru Mose aus Safran (in Persien) hielten Eheverbindungen zwischen Bruder- und Schwesterkindern, als Blutsverwandten, für verboten und feierten die Festtage weder mit den Karäern, noch mit den Rabbaniten. Die Baalbekiten, nach einem Sektengründer Meswi aus Baalbek (in Syrien) genannt, behaupteten, das Passahfest müsse immer am Donnerstag und der Versöhnungstag am Sabbat gefeiert werden, weil dieser Tag in der Bibel als Doppelsabbat bezeichnet wird. Da das Karäertum keinen religiösen Mittelpunkt und keine die Einheit repräsentierende geistliche Behörde hatte, so lag es in der Natur der Sache, daß eine karäische Gemeinde nicht mit der anderen übereinstimmte. So feierte die Gemeinde in der Landschaft von Chorasan die Feste anders als die übrigen Karäer.

Gegen Ende des achten Jahrhunderts traten auch die Juden Westeuropas ein wenig aus dem Dunkel heraus, das sie bedeckte. Von den Machthabern begünstigt, wenigstens nicht gemißhandelt und verfolgt, erreichten sie einen, wenn auch geringen Kulturgrad. Karl der Große, der Gründer des fränkischen Kaisertums, dem Europa die Neugeburt und die teilweise Befreiung von der Barbarei verdankt, hat auch die geistige und gesellschaftliche Erhebung der Juden in Frankreich und Deutschland gefördert. Durch die Schöpfung des deutsch-

fränkischen Reiches, das sich vom Ozean bis jenseits der Elbe und vom Mittelmeer bis zur Nordsee erstreckte, verlegte Karl den Mittelpunkt der Geschichte nach Westeuropa, der bis dahin in Konstantinopel an der Grenze von Osteuropa und Asien gewesen war. Obwohl Karl Schutzherr der Kirche war und die Oberhoheit des Papsttums begründen half, und obwohl der zeitgenössische Papst Hadrian nichts weniger als judenfreundlich war und die spanischen Bischöfe wiederholentlich ermahnte, die Christen von der Gemeinschaft mit Juden und Heiden (Arabern) fern zu halten, so war Karls Blick nicht so eng, die Befangenheit der Geistlichen zu teilen. Allen Kirchensatznngen und Konzilienbeschlüssen entgegen begünstigte der erste fränkische Kaiser die Juden seines Reiches und zog Nutzen von ihrer Geschäfts- und Sprachkenntnis. Wenn sonst die Fürsten die Juden in Strafe nahmen, falls sie von Geistlichen oder Kirchendienern Kirchengefäße kauften oder in Pfand nahmen, so verfuhr Karl darin entgegengesetzt; er belegte die kirchenschänderischen Geistlichen mit schwerer Strafe, wenn sie ihre Heiligtümer um schnödes Geld den Juden anboten, und sprach die jüdischen Käufer oder Leiher frei davon.

Die Juden waren damals die Hauptvertreter des Welthandels. Während der Adel dem Kriegsgeschäfte, der Kleinbürger den Handwerken, und der Bauer, der Leibeigene, dem Ackerbau oblagen, waren die Juden, weil nicht zum Heerbanne zugezogen und nicht im Besitz von Feudalgütern, auf das Einfuhrgeschäft mit Waren oder Sklaven angewiesen, und die Gunst, die ihnen Karl zuwendete, war gewissermaßen ein Privilegium, erteilt an eine Handelsgesellschaft. Beschränkt waren sie nur gleich den anderen Kaufleuten im Handel mit Getreide und Wein, weil der Kaiser den Gewinn von Lebensmitteln für ein schändliches Gewerbe hielt. War auch schon diese materielle Schätzung der Juden ein Fortschritt gegen die Beschränktheit der merowingischen Herrscher, der Gunthram und Dagobert, welche in den Juden nur Gottesmörder sahen, so zeigte Karl auch noch Interesse an der geistigen Hebung der jüdischen Bewohner seines Reiches. Wie er für die Heranbildung der Deutschen und Franzosen durch Herbeirufen von kundigen Männern aus Italien Sorge trug, so interessierte er sich auch dafür, die jüdische Gelehrsamkeit nach Frankreich zu verpflanzen. Er verfolgte vielleicht damit den Zweck, die jüdischen Gemeinden seines Reiches von den babylonischen Hochschulen loszulösen und sie in den Stand zu setzen, eigene Talmudlehrhäuser zu gründen, damit die Gelder von den Juden, die bisher dem Morgenlande zuflossen, im Lande blieben. Er verpflanzte daher eine gelehrte Familie aus Lucca, Kalonymos und seinen Sohn Mose nach Narbonne (um 787) und schenkte ihr einen nicht geringen Flächenraum in der Stadt. Dieser Kalonymos erhielt ein fast fürstliches Ansehen über die Gemeinde, so

wie ein arabischer Scheich eine Art fürstlicher Gewalt über die Mohammedaner in dieser Stadt hatte. Er und seine Nachkommen führten daher bis zur Vertreibung der Juden aus Frankreich den rechtmäßigen Titel Fürst (Naßi), und der Stadtteil, den sie bewohnten, wurde „der Hof des Königs der Juden“ genannt. Von dieser Familie wurden auch einige Glieder nach Mainz verpflanzt.

Weltgeschichtlich bekannt ist die Gesandtschaft Karls an den mächtigen Kalifen Harun Arraschid, welcher ein Jude mit Namen Isaak beigegeben war (797). Obwohl Isaak anfangs neben den Edelleuten Landfried und Sigismund wohl nur die Rolle eines Dolmetschers hatte (weil er arabisch sprach), so war er doch in die diplomatischen Geheimnisse Karls eingeweiht. Als daher die beiden Hauptgesandten auf der Rückreise gestorben waren, war er allein im Besitz des Antwortschreibens und der reichen Geschenke von seiten des Kalifen, und der Kaiser empfing ihn in Aachen in feierlicher Audienz.

Infolge ihrer günstigen Stellung in dem deutsch-fränkischen Reiche, wo sie Äcker besitzen, Gewerbe und Schiffahrt betreiben durften und weder vom Pöbel, noch von den wahrhaft frommen deutschen Geistlichen geplagt wurden, konnten sich die Juden ihrem Wanderungstrieb überlassen und sich in vielen Gauen Deutschlands ausbreiten. Zahlreich wohnten sie im neunten Jahrhundert in den Städten Magdeburg, Merseburg und Regensburg. Von da aus drangen sie immer weiter bis in die von Slaven bewohnten Länderstriche jenseits der Oder, bis nach Böhmen und Polen. Indessen bei aller Gunst, die ihnen Karl zuwandte, fiel es ihm, wie auch den besten Männern des Mittelalters schwer, sie als vollständig ebenbürtig mit den Christen zu behandeln. Die Kluft, welche die Kirchenväter zwischen dem Christentum und Judentum ausgehöhlt haben und die von Geistlichen und Synoden erweitert wurde, war zu tief, als daß sie ein der Kirche treu ergebener Kaiser hätte überspringen können. Auch Karl hielt in einem Punkte den Unterschied zwischen Juden und Christen aufrecht. Bei einem Eide gegen einen Christen mußte die jüdische Partei sich eine schauerliche oder lächerliche Zeremonie gefallen lassen. Mit Dornen bekränzt, mußte er mit der Thorarolle in der Hand schwören, den Aussatz und die Strafe der Rotte Kora auf sich zum Zeugnisse der Wahrheit herbeirufen. Beim Mangel einer Thorarolle sollte eine lateinische Bibel genügen. Diese Eidesformel für die Juden hat sich lange im fränkischen Reich erhalten. Indessen war auch diese Zurücksetzung eine Milderung gegen das byzantinische und westgotische von der Kirchensatzung bestätigte Ausnahmegesetz, daß die Juden überhaupt nicht gegen Christen zum Eide zugelassen werden sollten.

Karl des Großen Nachfolger, der gutmütige, aber willenlose Kaiser Ludwig überhäufte die Juden fast, trotz seiner Kirchlichkeit,

die ihm den Namen „der Fromme“ eintrug, mit außerordentlichen Gunstbezeugungen. Er nahm sie unter seinen besonderen Schutz und litt nicht, daß ihnen von seiten der Barone oder der Geistlichkeit Unbill zugefügt wurde. Sie genossen Freizügigkeit durch das ganze Reich, sie durften trotz der vielfach erlassenen kanonischen Gesetze nicht nur christliche Arbeiter bei ihren Unternehmungen gebrauchen, sondern auch ganz frei Sklavenhandel treiben, im Auslande kaufen und im Inlande verkaufen. Es wurde den Geistlichen untersagt, die Sklaven der Juden zur Taufe zuzulassen. Ihnen zuliebe wurden die Wochenmärkte vom Sabbat auf den Sonntag verlegt. Von der Geißelstrafe waren sie befreit, es sei denn, daß ihre eigenen Gerichtsbehörden sie über die Schuldigen verhängt hätten. Auch den barbarischen Ordalienproben durch Feuer und siedendes Wasser, die statt des Zeugenbeweises eingeführt waren, unterlagen die Juden nicht. Sie durften unbeschränkt Handel treiben, nur mußten sie an den Fiskus eine Steuer davon zahlen und jedes Jahr oder jedes zweite Jahr Rechenschaft über die Einnahme ablegen. Juden waren auch Steuerpächter und hatten dadurch gegen ausdrückliche Bestimmungen des kanonischen Rechtes eine gewisse Gewalt über die christlichen Steuerzahler, was den streng Kirchlichen ein Gräuel war. Ein eigener Beamter war dazu ernannt, unter dem Titel Judenmeister über die Privilegien der Juden zu wachen, damit sie von keiner Seite verletzt würden. Dieser Beamte hieß zu Ludwigs Zeit Eberard.

Man könnte versucht sein, zu glauben, diese auffallende Begünstigung der Juden von seiten eines kirchlichfrommen Kaisers sei aus Handelsrücksichten geschehen. Der Welthandel, den Karl der Große angebahnt hatte, und den die Räte Ludwigs zur Blüte bringen wollten, war größtenteils in den Händen der Juden, weil sie leichter mit ihren Glaubensgenossen anderer Länder in Verbindung treten konnten, und weil sie weder durch die Fessel des Ritterdienstes und Wehrstandes, noch durch die Gebundenheit der Leibeigenschaft daran verhindert waren, und gewissermaßen den Bürgerstand bildeten. Allein die Gunst hatte einen tieferen Grund. Sie galt nicht bloß den jüdischen Kaufleuten und Handelstreibenden, sondern den Juden als solchen, den Trägern einer geläuterten Gotteserkenntnis. Die Kaiserin Judith, Ludwigs zweite Gemahlin und allmächtige Beherrscherin seines Herzens, diese durch Schönheit und Geist begabte Frau, welche ihre Freunde nicht genug bewundern, ihre Feinde nicht genug schmähen konnten, hatte eine tiefe Verehrung für die Helden der israelitischen Vorzeit und eine besondere Vorliebe für das Judentum. Als der gelehrte Abt von Fulda Rhabanus Maurus ihre Gunst gewinnen wollte, kannte er kein wirksameres Mittel dafür, als ihr seine Ausarbeitung der Bücher Esther und Judith zu widmen

und sie mit diesen beiden jüdischen Heldinnen zu vergleichen. Die Kaiserin und ihre Freunde, wahrscheinlich auch der Kämmerer Bernhard, der eigentliche Regent des Reiches, waren wegen der Abstammung der Juden von den großen Patriarchen und Propheten, Gönner derselben. Um derentwillen seien sie zu ehren, sprach diese judenfreundliche Partei bei Hofe, und der Kaiser sah sie ebenfalls in demselben Lichte. Gebildete Christen erfrischten ihren Geist an den Schriften des jüdischen Philosophen Philo und des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus und lasen sie eifriger als die Evangelien. Gebildete Edeldamen und Edelleute bei Hofe sprachen es offen aus, sie wollten lieber einen Gesetzgeber haben, wie die Juden. Sie ließen sich von Rabbinen den Segen erteilen und für sich beten. Die Juden hatten freien Zutritt bei Hofe und verkehrten unmittelbar mit dem Kaiser und den ihm nahen Personen. Verwandte des Kaisers beschenkten jüdische Frauen mit kostbaren Gewändern, um ihre Verehrung für deren Bekenntnis zu bekunden.

Bei solcher außerordentlichen Gunst von seiten des Hofes genossen die Juden des fränkischen Reiches — welches auch Deutschland und Italien umfaßte — eine ausgedehnte Religionsfreiheit. Die gehässigen kanonischen Gesetze gegen sie waren stillschweigend außer Kraft gesetzt. Die Juden durften ungestört neue Synagogen bauen und frei über die Bedeutung des Judentums in Gegenwart christlicher Zuhörer sprechen. Ohne Scheu sprachen sie ihre Meinung über die Wundertätigkeit der Heiligen und Reliquien und über die Bilderverehrung aus. Christen besuchten die Synagogen, erbauten sich an dem jüdischen Gottesdienst und — merkwürdig genug — fanden mehr Geschmack an den Vorträgen der jüdischen Kanzelredner, als an den Predigten der Geistlichen, obwohl jene schwerlich den tiefen Inhalt des Judentums auseinanderzusetzen imstande waren. Jedenfalls müssen wohl damals die jüdischen Kanzelredner in der Landessprache vorgetragen haben. Manche gebildete Christen waren so sehr vom Judentum eingenommen, daß sie den Sabbat heilig hielten und am Sonntag Arbeit verrichteten. Sie ehrten die Juden als „Nachkommen der Erzväter, als Kinder der Propheten, als das Geschlecht der Gerechten."

Geistliche trugen keine Scheu, von den Juden die Auslegung der heiligen Schrift zu lernen. Wenigstens gesteht es der Abt Rhabanus Maurus von Fulda ein, daß er von Juden manches gelernt und in seine Kommentarien zur heiligen Schrift, die er dem nachmaligen Kaiser Ludwig dem Deutschen gewidmet, verwebt habe. Mit einem Worte, die Regierungszeit des Kaisers Ludwig des Frommen war für die Juden seines Reiches ein goldenes Zeitalter, wie sie es in Europa weder vorher noch später bis in die neuere Zeit erlebt haben.

Aber wenn der jüdische Stamm zu allen Zeiten Feinde hatte, so

konnten sie in dieser Zeit den Juden des fränkischen Reiches, eben weil diese sich in der Gunst des Hofes sonnten und auch beim Volke beliebt waren, und weil sie mit ihren Religionsansichten frei auftreten durften, gewiß nicht fehlen. Die Anhänger strenger Kirchlichkeit sahen in der Verletzung der kanonischen Gesetze zugunsten der Juden und in der ihnen gewährten Freiheit den Untergang des Christentums. Neid und Gehässigkeit versteckten sich auch hinter die Strenggläubigkeit. Die Gönner der Juden bei Hofe, die Kaiserin an der Spitze wurden ohnehin von der kirchlichen Partei, welche den Kaiser zu beherrschen trachtete, bitter gehaßt. Diese übertrug den Ingrimm gegen die freier denkende Partei am Hofe auf die Juden. Der Vertreter der kirchlichen Rechtgläubigkeit und des Judenhasses in dieser Zeit war Agobard, Bischof von Lyon, den die Kirche zum Heiligen gestempelt hat. Agobard war ein unruhiger, gallerfüllter Mann, dessen Leidenschaftlichkeit ihn bis zur Verläumdung der Kaiserin Judith, bis zur Auflehnung gegen den Kaiser und bis zur Verführung der Prinzen gegen den Vater hinriß. Er unterstützte die pflichtvergessenen Söhne des Kaisers, namentlich Lothar, sich gegen diesen aufzulehnen. Man nannte ihn daher den Achitophel, der den Absalon-Lothar gegen David-Ludwig aufstachelte. Dieser Bischof sann darauf, die Freiheit der Juden zu beschränken und sie wieder in die niedrige Stellung zurückzuweisen, die sie unter den entarteten merowingischen Königen eingenommen hatten. Ein geringfügiger Vorfall bot ihm eine Handhabe dazu.

Die Sklavin eines angesehenen Juden von L on war ihrem Herrn entflohen, und um ihre Freiheit zu erlangen, hatte sie sich von Agobard taufen lassen (um 827). Die Juden sahen darin einen Eingriff in ihr Recht, und der Eigentümer verlangte die Auslieferung der ihm entlaufenen Sklavin. Da Agobard sich aber dessen weigerte, wandten sich die Juden an Eberard, den Meister der Juden, und dieser drohte dem Bischof, falls er nicht die Sklavin ihrem Herrn zurückerstatte, würde er ihn durch Strafen zur Auslieferung zwingen. Das war der Anfang eines Streites zwischen Agobard und den Juden, welcher sich mehrere Jahre hinzog, zu vielen Verdrießlichkeiten Anlaß gab und zur Folge hatte, daß Agobard zuletzt seines Amtes entsetzt wurde. Es handelte sich für Agobard nicht um diese Sklavin, sondern um Aufrechterhaltung und Behauptung der die Juden beschränkenden kanonischen Gesetze.

In der Verlegenheit zwischen den Eingebungen seines Judenhasses und der Furcht vor Strafe wandte sich Agobard an die Vertreter der kirchlichen Partei bei Hofe, von denen er wußte, daß sie die Kaiserin und ihre Günstlinge, die Juden, gründlich verabscheuten. Er bestürmte sie, es beim Kaiser durchzusetzen, die Freiheiten der Juden

aufzuheben. Diese scheinen sein Vorhaben beim Kaiser befürwortet zu haben; aber auch die judenfreundliche Partei war nicht untätig, die Ränke ihrer Gegner zu durchkreuzen. Der Kaiser scheint hierauf den Bischof und die Gegenpartei zur Austragung des Streitpunktes vorgeladen zu haben. Agobard war aber bei diesem Verhör so voller Wut, daß er, wie er sich selbst ausdrückt, „mehr gebrummt als gesprochen hat“. Darauf wurde Agobard allein zur Audienz beim Kaiser eingeführt. Als er vor Ludwig, der ihn finster anblickte, erschien, konnte er kein Wort hervorbringen. Beschämt und verwirrt kehrte der Bischof nach seinem Sprengel zurück. Bald erholte er sich aber von seiner Verwirrung und zettelte neue Ränke gegen die Juden an. Von den Kanzeln des Lyoner Bistums ließ er judenfeindliche Reden widerhallen; seinen Pfarrkindern schärfte er ein, den Umgang mit Juden abzubrechen, von ihnen nichts zu kaufen und ihnen nichts zu verkaufen, an ihren Mahlen nicht teilzunehmen und nicht in ihren Dienst zu treten. Glücklicherweise waren die jüdischen Gönner bei Hofe eifrig tätig, dem fanatischen Priester das Handwerk zu legen. Sie erwirkten vom Kaiser Schutzbriefe mit dem kaiserlichen Insiegel und sandten sie den Juden von Lyon zu. Ein Handschreiben war an den Bischof gerichtet, daß er seine geifernden Predigten bei Strafe einstellen, und ein anderes an den Statthalter des Lyoner Bezirkes, daß er den Juden Beistand leisten sollte (um 828). Agobard kehrte sich aber nicht an diese Schreiben und schützte aus Böswilligkeit vor, die kaiserlichen Handschreiben seien nicht echt, könnten nicht echt sein. Selbst als der Judenmeister Eberard ihm den Zorn des Kaisers gegen seine Auflehnung verkündete, blieb er so hartnäckig, daß der Kaiser zwei Kommissarien, hochgestellte Edelleute des Hofes, mit Vollmachten versehen, absenden mußte, um den tobenden und aufrührerischen Bischof zur Vernunft zu bringen. Welche Machtmittel diese gegen ihn anzuwenden angewiesen waren, ist nicht recht klar. Aber sie müssen sehr strenge gewesen sein; denn die wenigen Geistlichen, die bei Agobards Treiben beteiligt waren, wagten nicht sich zu zeigen. Bezeichnend ist es aber, daß die Bevölkerung von Lyon keineswegs für ihren Bischof Partei gegen die Juden genommen hat.

Haman-Agobard ruhte aber nicht in seinen judenfeindlichen Bestrebungen. Er wollte den Gönnern der Juden bei Hofe entgegenarbeiten, dem Kaiser ans Gewissen greifen und ihn gegen die Juden einnehmen. Agobard setzte jede Scheu beiseite und trat ganz entschieden auf, als ahnte er, daß die judenfreundliche Partei am Hofe ihrem Sturze nahe sei. Er wandte sich zuerst an die Bischöfe des Reiches, daß sie dem Kaiser sein Unrecht vorhalten und ihn bestimmen möchten, die Scheidewand zwischen Juden und Christen, wie sie zur Zeit der Merowinger bestanden, wieder aufzurichten. Ein von ihm

erhaltenes Schreiben an den Bischof Nibridius von Narbonne ist voller Galle gegen die Juden und interessant sowohl wegen des finsteren Geistes seines Absenders, als auch wegen der Geständnisse, die er darin machte. Unter anderem beklagte er sich darin, daß es den Christen nicht gelingen will bei allem Entgegenkommen, auch nur eine einzige jüdische Seele für die Taufe zu gewinnen, während nicht wenige Christen sich bei den gemeinschaftlichen Gastmählern auch an der geistigen Speise der Juden sättigen. Seine Klage fand Widerhall in den Herzen der Kirchenfürsten. Es sammelte sich eine Anzahl derselben in Lyon, wo sie Beratung hielten, wie die Juden zu demütigen wären, wie man den Kaiser selbst zur Annahme der Beschlüsse bewegen könnte. Die Mitglieder beschlossen, dem Kaiser ein Schreiben einzureichen, ihm das Sündhafte und die Gefahr der Begünstigung der Juden zu beweisen und zugleich die Punkte zu formulieren, deren Abstellung dringlich sei, weil durch die Gunst des Kaisers für die Juden diesen der Kamm hochwachse.

Vom Standpunkte des Glaubens und der kanonischen Gesetze war die Beweisführung Agobards und der anderen Bischöfe unwiderleglich, und wenn der Kaiser Ludwig der Fromme auf diese Logik etwas gegeben hätte, so hätte er die Juden seines Reiches mit Stumpf und Stiel vertilgen müssen. Er gab aber glücklicherweise gar nichts darauf, entweder weil er Agobards tückische Gesinnung kannte, oder weil ihm vielleicht die Anklageschrift gegen die Juden gar nicht zu Gesicht kam, indem — wie Agobard fürchtete — die Freunde der Juden bei Hofe sie gar nicht vorlegen ließen. Der judenfeindliche Bischof von Lyon rächte sich aber dadurch, daß er sich an der Verschwörung gegen die Kaiserin Judith und ihrer Freunde beteiligte und sich den entarteten Söhnen anschloß, welche den Vater entthronen und demütigen wollten und ihr Vorhaben zum Teil ausgeführt haben. Agobard wurde daher seiner Bischofswürde entkleidet und mußte nach Italien entfliehen. Später gab ihm Ludwigs Langmut seine Würde wieder.

Bis an sein Lebensende blieb Ludwig den Juden gewogen, obwohl sein frommes Gemüt durch den Übertritt eines seiner Lieblinge zum Judentum tief verwundet wurde, und diese Tatsache ihn hätte gegen sie erbittern können. Die Bekehrung des Edelmanns und hohen Geistlichen Bodo zum Judentum hat zu ihrer Zeit viel Aufsehen gemacht. Die Chroniken berichten darüber, wie über unglückliche Ereignisse von Heuschreckenschwärmen, Kometenerscheinungen, Überschwemmungen oder Erdbeben. Der Fall war in der Tat von außergewöhnlichen Umständen begleitet und geeignet, fromme Christenseelen stutzig zu machen. Bodo oder Puoto, aus einem alten alemannischen Geschlechte, weltlich und geistlich unterrichtet, war Geistlicher geworden und nahm den Rang eines Diakonus ein. Der Kaiser

war ihm gewogen und ernannte ihn zu seinem Seelsorger, um ihn stets bei sich zu haben. In fromm-katholischer Gesinnung hatte sich Bodo die Erlaubnis erbeten, nach Rom zu ziehen zu dürfen, dort den Segen des Papstes zu empfangen und an den Gräbern der Apostel und Märtyrer zu beten. Aber anstatt in der Hauptstadt der Christenheit in seinem Glauben gestärkt zu werden, faßte Bodo gerade dort eine tiefe Vorliebe für das Judentum. Das unsittliche Treiben der Geistlichen in der christlichen Hauptstadt — welches Veranlassung gab zur Satire von der Päpstin Johanna, die Petri Stuhl besudelt habe — und ihre Unflätigkeit überall, selbst in den Kirchen, hat ihn wohl dem sittenreinen Judentum näher gebracht. Die christliche Rechtgläubigkeit, ohne nach dem wahren Grunde von Bodos Gesinnungsänderung nachzuforschen und in sich zu gehen, war mit der Antwort bei der Hand, Satan, der Feind der Kirche, habe ihn dazu verleitet. Oder sie sagte sich, die Juden hätten ihn dazu verführt.

Bodo reiste stracks von Rom nach Spanien, ohne Frankreich und den Hof zu berühren, um dort förmlich zum Judentum überzutreten, riß sich von Vaterland, Ehrenstellen und freundschaftlichen Kreisen los, ließ sich in Saragossa in den Abrahamsbund aufnehmen, nahm den Namen Eleasar an und ließ sich den Bart wachsen (938). Er heiratete in Saragossa eine Jüdin, scheint in den Kriegerstand bei einem arabischen Fürsten getreten zu sein, und empfand einen so grimmigen Haß gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen, daß er dem mohammedanischen Herrscher von Spanien zugeredet hat, keinen Christen in seinem Lande zu dulden, weil sie verräterische Pläne gegen die mohammedanische Regierung brüteten, vielmehr sie zu zwingen, entweder den Islam oder das Judentum anzunehmen. Darauf sollen sich die spanischen Christen hilfeflehend an den Kaiser von Frankreich und an die Bischöfe gewendet haben, alles zur Auslieferung dieses gefährlichen Apostaten aufzubieten.

Kaiser Ludwig war allerdings über Bodos Übertritt zum Judentum betroffen und trauerte darüber. Allein er ließ seinen Schmerz den Juden nicht empfinden und machte sich keinen Vorwurf daraus, sie begünstigt und Bodos Abfall vielleicht auf dem Gewissen zu haben. Er fuhr fort, die Juden gegen Ungerechtigkeiten zu schützen und bewies es bei einem Rechtsfalle, der einige Monate nach Bodos Bekehrung zu seiner Kenntnis gelangte. Von Ludwig dem Frommen rührt wohl der anfangs gut gemeinte Gedanke her, der sich durch das ganze Mittelalter hindurchzieht, daß der Kaiser der natürliche Schutzherr der Juden sei, und daß sie gewissermaßen als seine Klienten unantastbar seien.

Das goldene Zeitalter für die Juden im fränkischen Reiche war mit dem Tode Kaiser Ludwigs des Frommen für eine geraume Zeit

dahin. Zwar war Karl der Kahle, Ludwigs Sohn von der Judith — um dessentwillen im fränkischen Kaiserreiche so viele Wirren entstanden waren, die zuletzt zu der Teilung des Reiches in Frankreich, Deutschland, Lotharingen (Lothringen) und Italien führten (843) — durchaus kein Feind der Juden. Er scheint von seiner Mutter eine gewisse Vorliebe für sie geerbt zu haben. Er hatte einen jüdischen Leibarzt Zedekias, den er liebte, und einen jüdischen Günstling Juda, den er „seinen Getreuen" nannte. Gesetzlich blieben daher die Juden unter ihm wie unter seinem Vorgänger fast gleichberechtigt mit den Christen. Sie durften ihre Geschäfte unbeschränkt betreiben und Ländereien besitzen. Einige von ihnen behielten oder erhielten die Zollpacht. Aber an dem höheren Klerus hatten sie unversöhnliche Feinde. Sie hatten in Agobard die Würdenträger der Kirche allzusehr gereizt, als daß diese ihnen diese Stellung hätten gönnen sollen.

Der erbittertste Feind der Juden war Agobards Jünger und Nachfolger im Amte, der Bischof Amolo von Lyon. Er hatte von seinem Meister Judenhaß und Sophisterei gelernt, und er stand nicht allein. Der Bischof von Rheims, Hinkmar, ein Liebling des Kaisers, die Erzbischöfe von Sens, Bourges und andere teilten seine judenfeindlichen Gesinnungen. Auf einem Konzil (848), das diese Prälaten in Meaux (unweit Paris) zustande brachten, um einerseits die Macht des Kaisers zu brechen und die der Geistlichkeit zu erhöhen, anderseits der Liederlichkeit mancher Geistlichen zu steuern, beschlossen sie, die alten kanonischen Gesetze von den Beschränkungen der Juden von ihm bestätigen zu lassen. Wie weit sie die Beschränkungen ausgedehnt haben wollten, sagten die Konzilmitglieder nicht deutlich; aber sie legten, wie es Agobard getan hatte, dem Fürsten eine Reihe von gehässigen Verfügungen gegen die Juden zur beliebigen Auswahl vor. Sie erinnerten an die Erlasse des Kaisers Theodosius II., nach welchen kein Jude irgend ein Amt oder eine Würde bekleiden dürfte, und an das Edikt des merowingischen Königs Childebert, daß die Juden nicht als Richter und Zollpächter fungieren, sich in der Osterwoche nicht auf den Straßen zeigen dürften, und daß sie den Geistlichen demütige Verehrung zu erweisen hätten. Selbst auf außerfranzösische, also nicht Gesetz gewordene Synodalbeschlüsse beriefen sie sich: auf die unmenschlichen westgotischen Beschlüsse, die doch eigentlich gegen getaufte und dem Judentum dennoch anhängliche Juden gerichtet waren, daß sie nicht als Zeugen zugelassen werden sollten. Es lag also eine doppelte Gehässigkeit darin. Zum Schluß betonten sie den einen Punkt, daß jüdische Sklavenhändler gehalten sein mußten, heidnische Sklaven innerhalb des christlichen Gebietes zu verkaufen oder taufen zu lassen.

Die Prälaten hatten sich aber verrechnet. Noch war Karl nicht so gedemütigt, um sich von ihnen Gesetze vorschreiben zu lassen. Obwohl sein Liebling Hinkmar sich an dem Konzil beteiligte, ließ er es doch auflösen und die Mitglieder auseinandergehen. Später ließ er dieselben zu einer neuen Kirchenversammlung unter seinen Augen in Paris zusammentreten und die Verbesserung der kirchlichen Angelegenheiten beraten. Von den achtzig Beschlüssen des Konzils von Meaux mußten sie selbst drei Viertel fallen lassen und darunter auch den Antrag auf Beschränkung der Juden. Die niedrige Stellung der Juden ist daher in Frankreich weder unter den Karolingern, noch später zum Gesetze erhoben worden. Höchstens beschränkte Karl die jüdischen Kaufleute darin, daß sie von ihrem Warenumsatze elf Prozent an den Fiskus abgeben mußten, während die christlichen nur zehn zu leisten hatten.

Amolo und seine Gesinnungsgenossen konnten aber die Niederlage, die sie im Konzil zu Meaux erlitten hatten, und daß ihr Plan, die Juden zu erniedrigen, gescheitert war, nicht verschmerzen. Der Nachfolger Agobards wendete sich mit einem Sendschreiben an die höhere Geistlichkeit und ermahnte sie, auf die Fürsten einzuwirken, daß sie die Privilegien der Juden aufheben und sie in eine niedrigere Stellung versetzen möchten. Amolos Sendschreiben, voller Gift und Verläumdung gegen den jüdischen Stamm, ist ein würdiges Seitenstück zu Agobards Klageschrift gegen denselben an Kaiser Ludwig. Gegen das Ende seines Sendschreibens bedauerte Amolo am meisten, daß das jüdische Volk in Frankreich Redefreiheit genoß, daß viele Christen ihm anhänglich waren, und daß die Juden christliche Dienstleute halten durften, die in deren Häusern und Feldern arbeiteten. Auch er beklagte sich darüber, daß einige Christen es aussprachen, die jüdischen Kanzelredner predigten ihnen besser als die christlichen Presbyter, als wenn das die Schuld der Juden gewesen wäre, daß die Geistlichen nicht imstande waren, ihre Zuhörer in den Kirchen zu erbauen. Auch Bodos Abfall vom Christentum zur jüdischen Gemeinschaft bürdete er ihnen allen auf.

Für den Augenblick hatte Amolos giftiges Sendschreiben ebenso wenig Wirkung, wie früher das Agobards und der synodale Beschluß von Meaux gegen die Juden. Aber nach und nach verbreitete sich das Gift von der Geistlichkeit unter Volk und Fürsten. Die Auflösung Frankreichs in kleine selbständige Staaten, welche sich der königlichen Lehnsherrschaft entzogen, trug dazu bei, daß die Juden dem Fanatismus der Geistlichen und der Tyrannei kleiner Fürsten preisgegeben waren. So weit ging die Verfolgungssucht des französischen Klerus, daß der jedesmalige Bischof von Beziers vom Palmsonntag an bis zum zweiten Ostertag die Christen durch leidenschaftliche Predigten

ufforderte, an den Juden dieser Stadt für Jesu Kreuzigung Rache zu nehmen. Die von der Passionspredigt fanatisierte Menge pflegte sich dann mit Steinen zu bewaffnen, die Juden zu überfallen und sie zu mißhandeln. Jahraus, jahrein wiederholte sich der Unfug, dem der jedesmalige Bischof jedesmal seinen Segen erteilte. Öfter setzten sich die Juden von Beziers zur Wehr, und dann gab es auf beiden Seiten blutige Köpfe. Diese unerhörte Barbarei dauerte mehrere Jahrhunderte. — Ein ähnlicher Unfug herrschte eine Zeitlang in Toulouse. Die Grafen dieser Stadt hatten das Recht, jährlich am Karfreitag dem Sydikus oder Vorsteher der jüdischen Gemeinde eine derbe Ohrfeige zu versetzen. Es wird erzählt, ein Kaplan, namens Hugo, hätte sich ausgebeten, diese Ohrfeige erteilen zu dürfen, und hätte so derb zugeschlagen, daß der unglückliche Syndikus leblos zu Boden stürzte. Der Judenhaß, der eine Art Berechtigung für diese Unmenschlichkeit begründen wollte, erfand eine Fabel, die Juden hätten einst die Stadt Toulouse an die Mohammedaner verraten oder verraten wollen. Später wurde die Ohrfeige in Toulouse in eine jährliche Geldleistung verwandelt.

Ludwigs des Frommen Urenkel, Ludwig II., Lothars Sohn, ließ sich so sehr von Geistlichen umstricken, daß er, sobald er Selbstherrscher von Italien wurde (855), einen Konzilbeschluß bestätigte, daß sämtliche Juden Italiens das Land, welche ihre Vorfahren lange vor den eingewanderten Germanen und Longobarden bewohnten, verlassen sollten. Bis zum ersten Oktober desselben Jahres dürfe sich kein Jude in Italien blicken lassen. Jeder Betroffene dürfe vom ersten besten ergriffen und zur Strafe abgeliefert werden. Glücklicherweise für die Juden war der Beschluß unausführbar. Denn Italien war damals in lauter kleine Gebiete zersplittert, deren Beherrscher dem Kaiser von Italien meistens den Gehorsam versagten. Mohammedaner machten häufige Einfälle ins Land und wurden öfter von christlichen Fürsten gegeneinander oder gegen den Kaiser zu Hilfe gerufen. In dieser Anarchie fanden die Juden Schutz genug, und der Erlaß blieb auf dem Papier. — Unter Karls Nachfolgern, als die Macht des Königstums immer unbedeutender wurde, und der kirchliche Übereifer der Fürsten zunahm, kam es so weit, daß der König Karl der Einfältige die Einkünfte von den Ländereien und Weinbergen der Juden im Herzogtum Narbonne der Kirche dieser Stadt schenkte (899—914). Allmählich gewöhnten sich französische Fürsten an den Gedanken, daß der Schutz, den Kaiser Karl der Große und noch mehr sein Sohn Ludwig den Juden gewährte, eine Verpflichtung für dieselben enthalte, d. h. daß sie Schützlinge der Machthaber seien und deren Vermögen und Personen den Fürsten eigens angehörten. Wenigstens liegt dieser Gedanke dem Aktenstücke zu-

grunde, wodurch der Usurpator Boso, König von Burgund und der Provence, der von Geistlichen umgeben war, die Juden der Kirche zum Geschenk machte, d. h. über sie gewissermaßen wie über Leibeigene verfügte. Dieser Zustand der willkürlichen Behandlung der Juden hörte erst mit der Regierung der Capetinger auf.

Wie im Westen Europas, so fielen die Juden im Osten dieses Erdteils, im byzantinischen Reiche, einem traurigen Geschicke anheim. Ungeachtet der Zwangstaufe und der Verfolgung von seiten des Kaisers Leo des Isauriers, waren die Juden wieder im ganzen byzantinischen Reiche und namentlich in Kleinasien und Griechenland verbreitet. Manche beschäftigten sich mit Seidenraupenzucht, mit Pflanzung der Maulbeerbäume und mit Seidenspinnerei. Ungeachtet ihres Nutzens für den Wohlstand des Landes wurden sie allen den Beschränkungen der früheren Kaiser unterworfen und durften ebensowenig zu einem Amte zugelassen werden, wie die Heiden und Ketzer „damit sie aufs äußerste erniedrigt erscheinen". Nur Religionsfreiheit war ihnen noch gestattet.

Da gelangte Basilius der Mazedonier auf den Thron, nachdem er seinen Vorgänger Michael aus dem Wege geräumt hatte. Dieser war darauf versessen, die Juden zum Christentum hinüberzuziehen. Er veranstaltete daher Religionsdisputationen zwischen jüdischen und christlichen Geistlichen und dekretierte, daß die Juden ihre Religion bis zur Unwiderleglichkeit beweisen oder eingestehen sollten, „daß Jesus der Gipfelpunkt des Gesetzes und der Propheten sei". Da aber Basilius voraussah, daß die Juden schwerlich durch Disputationen von der Wahrheit des Christentums überzeugt werden würden, versprach er denen, welche zur Bekehrung sich geneigt zeigen würden, Ehrenstellen und Würden. Was den Widerstrebenden widerfahren sollte, verschweigen die Quellen. Viele Juden im byzantinisch-griechischen Reiche gingen auch bei dieser Gelegenheit zum Christentum über oder taten so, als wenn sie gläubig geworden wären. Kaum war aber Basilius gestorben (886), so warfen sie hier, wie in Spanien und Frankreich und überall, wo es ihnen der Zwang aufgelegt hatte, die Maske ab, und wandten sich wieder der Religion zu, der ihr Herz nicht untreu geworden war. Sie hatten sich aber verrechnet, Basilius Sohn und Nachfolger, Leo der Philosoph genannt — ein damals von der Schmeichelei billig erteilter Titel — übertraf noch seinen Vater an Unduldsamkeit. Er verordnete, daß diejenigen, die ehemals getauft waren, und in die jüdischen Bräuche und Denkungsart zurückfielen, als Abtrünnige behandelt, d. h. mit dem Tode bestraft werden sollten (900).

Drittes Kapitel
Saadia und seine Zeit.
(928 bis 950.)

Auch in den Ländern des Kalifats, namentlich in Babylonien (Irak), wo der Herzschlag des jüdischen Stammkörpers war, büßten die Juden nach und nach die günstige Stellung ein, die sie vorher eingenommen hatten, obwohl die Unduldsamkeit der mohammedanischen Machthaber lange nicht die der christlichen erreichte. Der Kalif Almutawakkil, Almamuns dritter Nachfolger, erneuerte wieder die Omarschen Gesetze gegen die Juden, Christen und Magier, zwang sie, eine Absonderung bezeichnende Kleidung zu tragen — gelbe Tücher über ihren Anzug und eine dicke Schnur statt des Gürtels — ließ Synagogen und Kirchen in Moscheen verwandeln und verbot den Gläubigen, Juden und Christen Unterricht zu erteilen und sie zu Ämtern zuzulassen (849—56). Von ihren Häusern mußten sie den zehnten Teil des Wertes an den Kalifen zahlen und durften nach einer späteren Verordnung nicht auf Pferden reiten, sondern nur auf Eseln oder Mauleseln. Die Exilsfürsten hatten ihre Bedeutung verloren, seitdem der Kalif Almamun ihnen die staatliche Unterstützung versagt hat. Sie hörten mit der Zeit auf, öffentliche Würdenträger und mit einer gewissen politischen Machtbefugnis belehnt zu sein und mußten sich mit der Stellung begnügen, die ihnen die Gemeinden aus alten liebgewonnenen Erinnerungen einräumten.

Je mehr das Exilarchat sank, desto mehr hob sich das Ansehen der pumbaditanischen Hochschule, weil sie Bagdad, der Hauptstadt des Kalifats, nahe war, und deren jüdische Gemeinde, welche einflußreiche Mitglieder zählte, zu ihrer Gerichtsbarkeit gehörte. Pumbadita erhob sich zunächst aus der untergeordneten Stellung, die sie sich bis dahin hatte gefallen lassen müssen. Sie stellte sich mit der Schwesterakademie von Sura auf gleichen Fuß, und ihre Schulhäupter nahmen ebenfalls den Titel Gaon an. Dann entzog sie sich der Abhängigkeit von dem Exilarchate. Während früher das Schulhaupt und das Kollegium von Pumbadita sich zur Huldigung des Exilarchen einmal des Jahres begeben mußte, wurde in dieser Zeit die Ordnung umgekehrt. Wollte das Oberhaupt der Exulanten eine öffentliche Versammlung halten, so mußte er sich nach Pumbadita vorführen. Wahrscheinlich ging diese Erhebung oder Überhebung der pumbaditanischen Schule von dem Schulhaupte Paltoï Ben-Abaji aus, der die Reihenfolge der tatkräftigen und streitsüchtigen Gaonen eröffnete. Wie die Bischöfe in der Christenheit nur auf Hebung ihrer Würde und ihres Sprengels bedacht waren, so auch die babylonischen Schulhäupter. Streitigkeiten, bei der Besetzung der Lehrstellen mehrten sich. Allerdings in sittlicher

Beziehung standen sie weit höher als die Kirchenfürsten. Wo die Moral ins Spiel kam, nahmen sie die Lichtseiten des Talmuds zur Richtschnur und ließen die Schattenseiten bei Seite. Auf eine Anfrage, ob ein Jude einem Nichtjuden einen Nachteil zufügen dürfe, wo es ohne Schaden für den Ruf des Judentums ausgeführt werden könne, erwiderte ein Gaon Mar Sar-Schalom (849—59) mit großer Entrüstung, daß es doch nach talmudischen Grundsätzen streng verpönt sei, einen Nichtjuden zu schädigen. Man dürfe Nichtjuden ebensowenig wie Glaubensgenossen mit einem Worte täuschen, auch nicht den Schein von Gefälligkeit erwecken, wo nichts dahinter steckt. Sonst aber waren die Gaonen von äußerst beschränktem Gesichtskreise. Während die Laien sich mit Philosophie zu beschäftigen begannen, um die religiösen Ansichten zu läutern, verharrten die Schulhäupter in wüstem Aberglauben und in Mystik. Derselbe Gaon Sar-Schalom glaubte noch fest, daß böse Geister sich an jeden heften, der eine Leiche zur Grabstätte begleitet. Der zeitgenössische Gaon von Sura, Natronaï II. (859—69), erklärte jeden für einen Ketzer, der auch nur eine Kleinigkeit von der Liturgie an den Passahabenden ausläßt; ein solcher sei den Karäern gleich zu achten, verdiene in den Bann getan und vom Bethause ausgeschlossen zu werden. Von wissenschaftlicher Forschung hatten sie keine Ahnung, mochten sie wohl als Hinneigung zum Karäertum verketzern. Allenfalls begannen sie die Bescheide auf religiöse Anfragen, die an sie gerichtet waren, in arabischer Sprache zu erteilen, während sie sich früher nur der Mischsprache von hebräisch und chaldäisch bedient haben. Aber außerhalb des Gaonats in Ägypten und Kairuan regte sich ein Drang nach Wissen unter den Rabbaniten, anfangs schwach, aber immer mächtiger anschwellend, als fühlten die rabbanitischen Denker, daß, so lange das talmudische Judentum in wissensfeindlicher Abgeschlossenheit verharrt, es gegen das Karäertum nicht Stand halten könne. Textgemäße Auslegung der heiligen Schrift und hebräische Sprachkunde waren die Fächer, welche die Karäer anbauten, und eine Art Philosophie zogen sie mit hinein. Auf diesem Gebiete traten gegen Ende des neunten Jahrhunderts einige Rabbaniten einen Wettlauf mit ihnen an.

Einen bedeutenden Namen unter diesen hat Isaak Ben-Suleiman (Salomo) Israeli (geb. um 845, gest. 940) als Arzt, Philosoph und hebräischer Sprachforscher. Er stammte aus Ägypten und wurde von dem letzten aghlabitischen Fürsten Ziadeth-Allah als Leibarzt nach Kairuan berufen (um 904). Als der Gründer der fatimidischen Dynastie Ubaid-Allah, der messianische Imam, (Almahdi, welcher der Sohn einer Jüdin gewesen sein soll) den Aghlabitenfürsten besiegte und ein großes Reich in Afrika gründete, trat Isaak Israeli in seine Dienste und genoß seine

volle Gunst (909—933). Er hatte einen bedeutenden Ruf als Arzt, und ein Kreis von Zuhörer sammelte sich um ihn. Auf den Wunsch des Kalifen Ubaid-Allah schrieb Israeli acht Werke über Medizin, von denen das beste, nach dem Urteil von Sachverständigen, das über die Fieber sein soll. Seine medizinischen Schriften wurden später ins Hebräische, Lateinische und zum Teil ins Spanische übersetzt. Ein christlicher Arzt, der Gründer der Salerner medizinischen Schule, Konstantin aus Karthago, beutete Israelis Werke aus und eignete sich einige seiner Schriften an. Als Philosoph aber hat Israeli nicht viel geleistet. Seine Schrift über die „Begriffsbestimmungen und Beschreibungen“ zeigt lediglich den Eingang zum Tempel der Philosophie. Seine Vorträge wirkten indes eindringlicher als seine Schriften auf seine Zuhörer. Er bildete zwei Jünger aus, einen Mohammedaner Abu-G'afar Ibn-Algezzar, der auf dem Gebiete der Arzneikunde als eine Autorität anerkannt wird, und einen Juden Dunasch Ben-Tamim, der im Geiste seines Meisters weiterwirkte. Als Israeli ins Grab stieg (um 940), war unter den Rabbaniten durch den Einfluß einer hervorragenden Persönlichkeit die Bahn für die wissenschaftliche Läuterung des Judentums vorgezeichnet, welche die künftigen Geschlechter beschreiten und durchlaufen sollten.

Wie sehr auch die profane Wissenschaft — d. h. alles, was nicht streng zum Talmud gehörte — von den Gaonen geächtet und verketzert wurde, so haben die Würdenträger infolge ihrer Eifersüchteleien auf einander selbst dazu beigetragen, daß sie mit fliegender Fahne in die Hallen der talmudischen Lehrhäuser einziehen konnte und den Kampf gegen die in diesen Hallen gehegte vernunftfeindliche Geheimlehre aufnehmen durfte. Eigene Umstände haben einen solchen Umschwung herbeigeführt, daß von Sura und Pumbadita aus, den Hochburgen des Talmuds, kühne Gedanken in die jüdische Welt geschleudert wurden, welche der überlieferten Glaubensform schnurstracks zuwiderliefen.

Dasjenige Institut, an welches sich die Erinnerungen an die ehemalige politische Selbständigkeit der Judenheit knüpften, ging nämlich mit raschen Schritten der Auflösung entgegen. Das Exilarchat verlor durch die Nebenbuhlerschaft der pumbaditanischen Hochschule immer mehr an Ansehen und an Einkünften, welche der Würde als Halt dienten. Auch die Schule in Sura sank an Ansehen, von ihrer nebenbuhlerischen Schwester in Pumbadita überflügelt und in Schatten gestellt. Wenn auch vom Auslande hin und wieder Anfragen an die Schulhäupter von Sura gerichtet wurden, in Babylonien selbst galt die Schwesterakademie als Hauptträgerin der Autorität und hatte am meisten Einfluß. Dieser steigerte sich noch durch die Wahl eines Gaons von Pumbadita, der bis dahin Rabbiner und Richter in Bagdad, der

Hauptstadt des Kalifats, war, Haï Ben-David (890—897). Gerade zu Ende des neunten Jahrhunderts gewannen nämlich die Juden wieder eine ehrenvolle Stellung im Kalifate unter dem Herrscher Almutadhid (892—902). Sein Wesir und Reichsverweser Ubaid-Allah Ibn-Suleiman stellte Juden und Christen als Beamte im Staate an Die Gemeinde in Bagdad gewann am meisten von dieser Gunst. Es gab in ihrer Mitte Männer von großen Reichtümern und von Ansehen an dem Hofe des Kalifen. Es fehlten in ihr auch nicht edelgesinnte Männer, welche ihren Wohlstand und ihr Ansehen zur Hebung ihrer Religions- und Stammgenossen verwendeten. Da Haï Ben-David eine Zeitlang in der Hauptstadt fungierte und bei der Gemeinde beliebt war, wurde er von einflußreichen Männern als Gaon von Pumbadita gefördert und in seinem Vorhaben unterstützt, der pumbaditanischen Hochschule das Übergewicht zu verschaffen. In demselben Sinne wirkten seine Nachfolger, welche ihre Laufbahn ebenfalls mit dem Rabbinate von Bagdad begonnen hatten und von den Großen dieser Gemeinde gefördert wurden. Die Hochschule von Sura wurde dadurch immer mehr herabgedrückt. Nun trat ein Mann an die Spitze der pumbaditanischen Hochschule, welcher den Ehrgeiz hatte, dieselbe zum alleinigen Mittelpunkte der ganzen Judenheit zu machen, das Exilarchat zu untergraben und die Hochschule von Sura zum Schatten zu machen. Dieser Mann, Mar Kohen-Zedek II. Ben Joseph (917—936), war eine leidenschaftliche Natur, von der Gattung derer, die zwar von persönlicher Selbstsucht frei sind, aber die Machtvergrößerung einer Körperschaft wie eine persönliche Angelegenheit mit Hintenansetzung aller Rücksichten betreiben. Zunächst und wie es scheint, gleich nach Antritt seines Amtes, verlangte Kohen-Zedek, daß die pumbaditanische Hochschule einen größeren Anteil von den Spenden von nahen und fernen Gemeinden für die Akademien beziehen sollte. Er begründete die Forderung damit, daß das pumbaditanische Kollegium und die Jünger zahlreicher seien als in Sura und also eine größere Berücksichtigung verdienten. Wegen dieser Forderung entstanden so lange Reibungen und Streitigkeiten zwischen den beiden Hochschulen, bis sich angesehene Männer ins Mittel legten und die Ausgleichung trafen, daß die Spenden fortan zu gleichen Teilen verteilt werden sollten. Kohen-Zedek hatte jedenfalls soviel gewonnen, daß die suranische Akademie die letzte Spur ihres Vorranges eingebüßt hat. Dann band er mit dem Exilarchat an. Der Inhaber dieser Würde war damals Ukba, ein Mann, der mit arabischer Bildung vertraut war und arabische Lieder zu dichten verstand. Kohen-Zedek verlangte, daß die Besetzung der Richterstellen in den Gemeinden des Landes Chorasan und die Einkünfte von denselben der pumbaditanischen Hochschule zustehen sollten.

Ukba wollte seiner Würde nichts vergeben und appelierte an den Kalifen. Kohen-Zedek hatte aber Freunde in Bagdad, welche Einfluß bei Hofe hatten, Joseph Ben-Pinehas und Netira. Diese brachten es dahin, daß der Kalife Almuktadir (908—932) oder richtiger der Wesir Ibn Furat — da der Kalif sein Leben in Schwelgereien zubrachte — Mar Ukba seiner Würde entkleidete und aus seinem Sitze Bagdad verbannte (um 917). Der Exilarch ging nach Kermenschah (östlich von Bagdad), und Kohen-Zedek war froh, daß die Exilarchenwürde aufgehoben war. Der schwache Präsident von Sura ließ diese Ungebührlichkeit ohne Widerspruch geschehen.

Indessen war ein Zufall dem verbannten Exilarchen so günstig, daß er Kohen-Zedeks Pläne durchkreuzen konnte. Der jugendliche und vergnügungssüchtige Kalif kam gerade zur Zeit ebenfalls nach Kermenschah in eine paradiesische Gegend, welche von seinen Vorgängern durch Kunstbauten verschönert worden war. Auf seinen Spaziergängen pflegte ihn der verbannte Exilarch Ukba in wohlgesetzten arabischen Versen zu begrüßen und zu preisen, und diese Verse erschienen Almuktadirs Sekretär so trefflich, daß er den Kalifen darauf aufmerksam machte. Die Poesie war unter den Arabern so hoch geschätzt, daß kein noch so roher Herrscher ganz unempfänglich dafür war. Almuktadir ließ darauf den dichterischen Exilarchen zu sich entbieten, unterhielt sich mit ihm, fand Gefallen an ihm und fragte ihn zuletzt, welche Gunst er ihm erweisen könnte. Ukba wünschte nichts sehnlicher, als in seine Würde eingesetzt zu werden, was ihm der Kalif auch gewährte. Zum Erstaunen seiner Gegner kehrte er nach einjähriger Verbannung wieder nach Bagdad zurück und trat wieder in seine Stellung ein. Die Dichtkunst war seine Retterin geworden. Allein Kohen-Zedek und seine Parteigenossen ließen Ukba den Triumph nicht lange genießen. Durch Geldbestechung und Ränke setzten sie es bei den ihnen günstigen Höflingen durch, daß er zum zweiten Male seiner Würde entsetzt und in die Verbannung geschickt wurde. Damit er sich nicht wieder in Gunst setzen sollte, wurde er aus dem ganzen morgenländischen Kalifenreiche verbannt und mußte nach Kairuan, der Hauptstadt des jüngst gegründeten Reiches der Fatimiden in Afrika, auswandern. Hier, wo der Arzt und Philosoph Isaak Israeli in hohem Ansehen stand, wurde Ukba in Ehren gehalten. Die kairuanische Gemeinde behandelte ihn als Exilsfürsten, errichtete für ihn einen erhöhten Ehrensitz in der Synagoge und machte ihn die Kränkungen vergessen, die er im Lande seiner Väter erfahren hatte (um 919). Es war der zweite Exilsfürst, der nach Kairuan auszuwandern gezwungen war.

Da Kohen-Zedek in Ukba nicht so sehr die Person als vielmehr die Exilarchenwürde bekämpft hatte, weil sie der Machtvergrößerung

der pumbaditanischen Hochschule im Wege war, so sorgte er dafür, daß kein Nachfolger ernannt wurde. So blieb die Würde mehrere Jahre ohne Träger. Die Gemeinden hingen indessen daran aus Gewohnheit und mit ihren Erinnerungen an das davidische Haus und drangen auf die Wiederbesetzung der Würde. Dadurch ermannte sich auch der suranische Gaon zum selbständigen Handeln. Man verlangte ungestüm David Ben-Sakkaï, einen Verwandten Ukbas, zum Exilsfürsten; auch der einflußreiche Netira war für ihn, und das ganze Kollegium der suranischen Hochschule huldigte ihm (921). Kohen-Zedek und das pumbaditanische Kollegium versagten ihm aber die Anerkennung. David Ben-Sakkaï war indessen ebenso entschieden und ehrgeizig, wie sein Gegner und fest entschlossen, sich in seiner Würde zu behaupten. Er erklärte vermöge seiner Machtvollkommenheit Kohen-Zedek seiner Stellung als Gaon entsetzt und ernannte an seiner Statt einen Gegengaon. Ein Teil des pumbaditanischen Kollegiums verließ darauf Kohen-Zedek und ging zu seinem Gegner über. Wiederum entstanden innerhalb der pumbaditanischen Hochschule Zänkereien, worüber die Besseren im Volke wehmütig seufzten. Der Streit zwischen dem Exilarchate und Gaonate, der in alle Kreise des jüdisch-babylonischen Gemeinwesens drang, dauerte beinahe zwei Jahre.

Ein Blinder, wegen seiner Frömmigkeit von allen geachtet, Nissi Naharwani, dem die Zwietracht zwischen dem Exilarchen und dem Gaon tief zu Herzen ging, brachte indes eine Versöhnung zustande. David erkannte hierauf Kohen-Zedek als gesetzmäßigen Gaon von Pumbadita an, und dieser, dem der Plan, das Exilarchat aufzulösen, mißlungen war, erlebte noch, wie auch die von ihm gedemütigte Hochschule von Sura durch einen Mann aus fernem Lande neuen Glanz empfing, Pumbadita einige Jahre verdunkelte, und die Fahne der Wissenschaft hochschwang.

Als im christlichen Europa mit dem Untergang der Karolinger der letzte Dämmerstrahl geistigen Lebens erlosch, und das mittelalterliche Dunkel sich immer unheimlicher verdichtete, begann es im jüdischen Kreise helle zu werden. Die Kirche wurde der Sitz mönchischer Unwissenheit und Barbarei, die Synagoge die Heimat der Wissenschaft und menschlicher Gesittung. In der Christenheit wurde jedes wissenschaftliche Streben von den Würdenträgern der Kirche und dem verdummten Volke als Satanswerk verdammt, in der Judenheit traten vom zehnten Jahrhundert an die Führer und Lehrer der Religion selbst den Geistesflug an und bestrebten sich, das Volk zur Höhe des Denkens zu erheben. Drei Jahrhunderte hintereinander waren die Träger der Judentums zumeist auch Priester der Wissenschaft, und der tiefe Grund zu dieser Geisteshöhe wurde in dieser Zeit gelegt.

Zwei Männer, der eine im Osten und der andere im Westen, haben die Wissenschaft im Judentum heimisch gemacht: der Gaon Saadia und der Staatsmann Chasdaï. Mit ihnen beginnt eine neue Periode in der jüdischen Geschichte, die man getrost die wissenschaftliche nennen darf. Es zog ein neuer Frühling in Israels Geschichte ein. Es grünte und blühte frisch und fröhlich, und auch die muntere Lerche einer neuen Poesie ließ in reiner Luft ihre schmetternde Stimme ertönen. Kaum merkten die Zeitgenossen, daß ein Stück jüdisches Altertum, das Exilarchat, zu Grabe getragen wurde. Vor dem neuanbrechenden Leben wurde der Tote schnell vergessen. Wie sich das religiöse Leben einst vom Opfertempel loslöste, so löste es sich jetzt von dem Lehrtempel an den Ufern des Euphrats ab, gestaltete sich selbständig und schuf sich einen neuen Mittelpunkt. Saadia bildet den letzten wichtigen Ausläufer der Entwickelung im Morgenlande, Chasdaï und die von ihm Erweckten die ersten Träger einer jüdischen Kultur im Abendlande.

Saadia (arabisch Said) Ben-Joseph aus der Stadt Fajum in Oberägypten (geb. 892, gest. 942) war der erste Begründer einer jüdischen Wissenschaft unter den Rabbaniten und der erste Schöpfer einer Religionsphilosophie im Mittelalter. Er war ein Mann von umfassenden Kenntnissen, der den Bildungsstoff der Zeit von Mohammedanern und Karäern in sich aufgenommen und mit den talmudischen Elementen verarbeitet hat. Aber bedeutender noch als seine Wissensschätze war seine ganze Persönlichkeit; sie war durchweht von religiösem Geiste und tiefsittlichem Ernste. Saadia war ein ausgeprägter Charakter und gehörte zu denen, welche sich Rechenschaft von ihrem Wollen zu geben wissen und das für Recht Erkannte mit Beharrlichkeit durchführen.

Ebenso wie im Talmud war Saadia in der karäischen Literatur heimisch, wie gewiß kein Rabbanite vor ihm. In seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre legte er eine Art hebräisches Wörterbuch an und in seinem vierundzwanzigsten Jahre unternahm er einen gewaltigen Angriff auf das Karäertum, den es nach Jahrhunderten nicht vergessen konnte. Er stellte Anan als einen Ehrgeizigen dar, der „einen Überfluß an Frechheit und einen Mangel an Gottesfurcht gehabt" und den Abfall vom talmudischen Judentum nur aus Trotz unternommen habe.

In kaum begonnenem Mannesalter unternahm Saadia ein schwieriges Werk, wodurch er folgenreich für das Judentum wirkte Bisher hatten die Karäer die heilige Schrift gewissermaßen in Beschlag genommen, die rabbanitischen Lehrer dagegen hatten sie vernachlässigt, weil der Talmud allein ihnen für das religiöse Leben maßgebend schien. Ob ein Schriftvers in Moses Gesetzbuch so oder so

erklärt werden kann, ob die Erklärung eines Prophetenwortes sinnvoll oder widersinnig ist, war ihnen gleichgültig. Und vollends die Kenntnis der hebräischen Sprachregeln, welche zum richtigen Verständnis der heiligen Schrift unentbehrlich ist, und die Kunde von der Überlieferung der Schreib- und Leseweise des Textes (Masora) waren für die rabbanitischen Schulhäupter und ihren Kreis durchaus gleichgültig. Sie überließen es neidlos den Karäern als alleiniges Forschungsgebiet. Diese bearbeiteten es auch mit regem Eifer; es war ihr Stolz und ihr Ruhm, über jeden Vers, jedes Wort, jeden Punkt in der heiligen Schrift Auskunft und Belehrung geben zu können.

In Saadias Zeit waren zwei Karäer, Vater und Sohn, tonangebend für hebräische Sprachkunde und Masora, Mose Ben-Ascher und Ahron Ben-Ascher aus Tiberias. Beide verfaßten eine hebräische Grammatik in holprigem, gereimtem Stile, die sehr dürftig ist und auf Kleinigkeiten einen großen Wert legt, und die später mit Recht in Vergessenheit verfiel. Mehr Ansehen und Autorität erlangten die von ihrer Hand geschriebenen Bibelexemplare mit tiberiensischen Vokal- und Akzentzeichen. An den Rändern unten und an der Seite brachten sie masoretische Anmerkungen über Regeln und Ausnahmen an. Mose Ben-Ascher, wohl wissend, daß andere Exemplare mit dem seinigen nicht übereinstimmten, sprach einen gräßlichen Fluch über denjenigen aus, welcher irgend etwas, sei es ein Wort, ein Punkt oder ein Zeichen von seinem Exemplare ändern werde. Die Exemplare dieser Masoreten erlangten in der Tat die Alleinherrschaft und wurden als eine Urschrift von geheiligtem, unantastbarem Charakter angesehen, selbst in rabbanitischen Kreisen, so daß alle Abschriften bis auf den heutigen Tag den Stempel der Ben-Ascher haben. Die älteren Exemplare mit anderen Vokal- und Akzentzeichen und mit abweichender Schreib- und Leseweise wurden vollständig vergessen.

Nur Saadia hatte keine Hochachtung vor Ben-Ascher und behandelte ihre grammatischen Regeln, auf welchen ihre masoretischen Anmerkungen zum Teil beruhten, wegwerfend. Um den Karäern die Alleinherrschaft zu entreißen, verfaßte er eine umfassende Grammatik. Ganz besonders lag es ihm am Herzen, die Kenntnis der heiligen Schrift in rabbanitischen Kreisen heimisch zu machen. Er übersetzte sie in die arabische Sprache, welche damals vom äußersten Westen bis nach Indien verstanden wurde. Diese Übersetzung begleitete er mit kürzeren oder längeren Erklärungen, je nachdem der Gegenstand es erforderte.

Er gedachte zunächst damit dem um sich greifenden Karäertum entgegenzuwirken, welches durch seine eigentümliche Schriftauslegung die talmudische Tradition Lügen strafte. Aber er wollte zugleich dem

Wahne und der Verkehrtheit der Mystiker entgegenarbeiten, welche unwürdige Vorstellungen von der Gottheit aufgestellt hatten und sie in die heilige Schrift hineintrugen. Der Grundkern seiner Ansicht vom Judentum war nämlich, daß weder die Schrift, noch die Tradition der Vernunft widersprechen dürften. Der Widerstreit ist, nach Saadias Auffassung, nur Schein; durch seine Übersetzung und Erklärungsweise suchte er diesen täuschenden Schein zu beseitigen. Der arabische Stil, den er bei der Übersetzung anwendete, ist rein und zierlich. Saadia schrieb, was sonst die arabischen Juden selten taten, mit arabischen Schriftzügen, weil er auch auf mohammedanische Leser gerechnet hat und auch solche fand. In seiner Erklärung zum ersten Buche des Pentateuchs hatte Saadia neuerdings mit den Karäern angebunden und sozusagen in ein Wespennest gestochen, sich einen Schwarm von Gegnern erweckt. Die Karäer hatten bis dahin die Waffen gegen das talmudische Judentum geschwungen, ohne Gegenwehr zu finden. Es war ihnen daher sehr ungelegen, daß ein Rabbanite mit Geist und Wissen ausgestattet, in die Schranken gegen sie trat. Es entstand also ein lebhafter Kampf zwischen den beiden Bekenntnissen, der das wissenschaftliche Interesse weckte. Ein Hauptgegner Saadias war der Karäer Salomon Ben-Jerucham, ebenfalls aus Ägypten. Dieser Karäer (geb. in Fostat 885, gest. um 960), der in Palästina lebte, hatte sich nicht über die Mittelmäßigkeit seiner Bekenntnisgenossen erhoben und war eine heftige, gallige Natur, welche wissenschaftliche Fragen mit Keifen und Schimpfen erledigen zu können meinte. Als Ben-Jerucham gewahrte, daß Saadias schriftliche und mündliche Angriffe auf das Karäertum sogar in karäischen Kreisen Eindruck gemacht und Zweifel erweckt hatten, brach er in eine Art Wut gegen den jungen, geistvollen, rabbanitischen Schriftsteller aus und schrieb eine doppelte Entgegnung in hebräischer Sprache für Kundige und in arabischer für das Volk gegen ihn und gegen das talmudische Judentum überhaupt. Diese Schrift ist durchweht von Schmähsucht und Grobheit. Wenn dieser und andere karäische Schriftsteller glaubten, durch heftiges Poltern und Schmähen Saadia zum Schweigen zu bringen, so hatten sie sich geirrt. Er blieb ihnen die Antwort nicht schuldig und war stets schlagfertig.

Seine Leistungen, eine Einleitung in den Talmud, Übersetzung der Mischna in arabische Sprache und eine arabische Abhandlung über zivilrechtliche und rituelle Themata verbreiteten seinen Ruf in den Gemeinden des afrikanischen und des morgenländischen Kalifats. Auch nach dem Sitze des Gaonats war Saadias Name gedrungen und lenkte die Aufmerksamkeit der Stimmführer auf ihn.

Die suranische Hochschule war nämlich in klägliche Verkümmerung geraten, und es war ein solcher Mangel an gelehrten Männern ein-

getreten, daß der Exilarch David Ben-Sakkaï genötigt war, einen Weber von Profession mit der Gaonwürde zu bekleiden. Nach dessen Tode wollte der pumbaditanische Gaon Kohen-Zedek, der keine Gelegenheit vernachlässigte, seiner Hochschule die ausschließliche Geltung zuzuwenden, den Exilarchen, mit dem er wieder versöhnt war, bestimmen, die suranische Akademie ganz und gar eingehen zu lassen. Allein anderen schien es ein Mangel an Pietät, die ehrwürdige Lehrstätte zu schließen. Der Exilarch David beschloß daher, die Vakanz wieder zu besetzen, und hatte dafür zwei Männer in Aussicht genommen, Saadia und einen sonst unbekannten Zemach Ben-Schahin, der von altem Adel war. Über die Wahl eines dieser beiden beriet sich der Exilarch mit dem blinden Nissi Naharwani, dessen Rat umso uneigennütziger war, als er selbst die Gaonwürde abgelehnt hatte. Nissi stimmte für Zemach. Er spendete zwar Saadia überschwängliche Lobeserhebungen: „Saadia übertrifft an Weisheit, Frömmigkeit, Beredsamkeit alle seine Zeitgenossen, aber er besitzt einen festen, unabhängigen Sinn.“ Von diesem unbeugsamen Sinn Saadias fürchtete Nissi, der ihn richtig beurteilte, einen Ausbruch von Reibungen zwischen ihm und dem Exilarchen, der in dem suranischen Gaon nur ein gefügiges Werkzeug suchte, um die Anmaßung der pumbaditanischen Hochschule niederhalten zu können. Nichtsdestoweniger entschied sich David für Saadias Wahl. Er wurde aus Ägypten nach Sura berufen und zum Gaon ernannt (Mai 928). Es war ein auffallender Ausnahmefall, daß eine auswärtige Persönlichkeit, die nicht eine Reihe von Jahren an der talmudischen Hochschule zugebracht hatte und von Stufe zu Stufe auf der Leiter der Lehrämter aufgestiegen war, zur höchsten Würde nächst dem Exilarchen erhoben wurde. Noch dazu war Saadia imgrunde mehr durch wissenschaftliche Leistungen als durch talmudische Gelehrsamkeit bekannt. Mit Saadias Berufung zum Gaonate hat Babylon gewissermaßen die philosophische Wissenschaft zur Gleichberechtigung mit dem Talmud erhoben. Der Forschergeist, der in den Hallen der Hochschulen geächtet war, hielt in Saadia seinen feierlichen Einzug in dieselben.

Saadia verlieh durch seine Persönlichkeit und seinen Ruf der suranischen Hochschule einen neuen Glanz, und während seines Präsidiums trat Pumbadita in den Schatten. Die Lücken, welche im akademischen Kollegium entstanden waren, suchte er zu ergänzen, indem er würdige, wenn auch junge Männer zu den akademischen Ämtern berief. Mit welchen Gefühlen mag er zum erstenmal die Lehrhallen betreten haben, wo die großen Autoritäten gewirkt hatten! Bald aber mußte ihm sein gesunder Sinn sagen, daß von dem ehemaligen Wesen kaum noch ein Schatten geblieben war, daß die hochtönenden Titel und Würden nur noch Scheindinge waren, daß der Todeswurm

bereits an diesen Altertümern nagte. Das Exilarchat, der Gipfel des jüdisch-babylonisch Gemeinwesens, war ohne inneren Wert und in steter Reibung mit den Hochschulen. Ohne offizielles Ansehen bei Hofe konnte das Exilarchat sein Dasein nur von den Höflingen und Machthabern des Tages gewissermaßen erkaufen, aber ebensogut durch Mehrgebot von einer anderen Seite in den Staub gedrückt werden. Die mühsam gefristete und erkaufte Stellung erforderte bedeutende Summen, und diese wurden vom Volke erpreßt. Redlicher Sinn, Tugend, innere Frömmigkeit waren den Stimmführern abhanden gekommen. Der Exilarch David sandte einst seinen Sohn aus, um von den Gemeinden außerordentliche Geschenke einzutreiben, und als die Gemeinde von Fars (Hamadan?) dieselben verweigerte, legte sie David in den Bann, machte davon dem Wesir Anzeige und dieser wieder dem Kalifen, und der Kalif legte der Gemeinde dafür bedeutende Strafgelder auf. Und die Gaonen der Hochschulen hatten kein Wort des Tadels dafür. Saadia selbst, so sehr auch sein hoher Sinn empört über manche Vorgänge war, mußte schweigen; seine Stellung war noch zu neu. Auch hatte ihm gerade seine Größe Feinde erweckt, die auf seinen Sturz lauerten. Nicht bloß Kohen-Zedek war eifersüchtig auf ihn, sondern ein junger Mann aus Bagdad, der Kenntnisse, große Reichtümer und bedeutenden Einfluß hatte. Dieser Mann, Ahron (Kelb) Ibn-Sarǵadu, obwohl von gleichem Streben wie Saadia beseelt, war ihm aus Mißgunst feindlich gesinnt. Saadia hüllte sich daher gegenüber den tiefen Schäden in dem jüdischen Gemeinwesen Babyloniens in Schweigen, er wollte erst festen Boden in seinem Wirkungskreise gewinnen. Als ihm aber das unsittliche Treiben der Vertreter zu arg und sein Rechtsgefühl zu sehr davon verletzt wurde, und man ihm gar zumutete, sich an Schlechtigkeiten zu beteiligen, konnte er nicht mehr an sich halten und offenbarte seinen unbeugsamen Charakter.

Ein geringfügiger Vorfall hatte die ganze sittliche Verderbtheit der jüdischen Würdenträger grell ans Tageslicht gezogen. Ein Prozeß um eine bedeutende Erbschaft war vom Exilarchen David aus Rücksicht auf reichen Gewinn nicht ganz gewissenhaft entschieden worden, Um das Erkenntnis rechtskräftig und unangreifbar zu machen, verlangte David die Unterschrift der beiden Gaonen unter die von ihm ausgestellte Urkunde. Der greise Kohen-Zedek hatte nichts dagegen einzuwenden und erteilte seine Zustimmung. Saadia aber mochte nicht einer Ungerechtigkeit seinen Namen leihen. Auf das Drängen der Parteien gab er den Grund seiner Weigerung an. Es kam dadurch zu gegenseitiger Erbitterung, der Sohn des Exilarchen, beauftragt, die Unterschrift von ihm zu erzwingen, hob die Hand gegen Saadia auf; der Freche wurde hinausgeworfen und die Tür zum Sitzungssaal ver-

rammelt. David Ben-Sakkaï, der sich für beschimpft hielt, entsetzte darauf den Gaon seines Amtes, legte ihn in den Bann und ernannte auf der Stelle einen Nachfolger, einen jungen Mann, der Saadias Schüler hätte sein können. Saadia war aber nicht der Mann, sich durch Gewaltstreiche einschüchtern zu lassen. Er erklärte seinerseits David seiner Würde als Exilarch entsetzt und ernannte gemeinschaftlich mit seinem Anhange dessen Bruder Josia-Hassan zum Exilsfürsten (930). Sofort bildeten sich zwei Parteien in Babylonien, eine saadianische und eine davidische. Zu Saadia hielten sämtliche Glieder des suranischen Kollegiums, viele angesehene, verdienstvolle und gelehrte Männer Bagdads und darunter auch die Söhne Netiras, welche den Einfluß ihres Vaters geerbt hatten. Gegen ihn waren Aaron-Ibn-Sargadu, sein Anhang und wahrscheinlich auch Kohen-Zedek mit dem pumbaditanischen Kollegium. Beide Parteien appellierten an den Kalifen Almuktadir und bestachen seine Günstlinge, um ihn günstig für ihre Sache zu stimmen. Ibn-Sargadu ließ es sich 10 000 Denare kosten, um Saadias Enthebung vom Gaonate durchzusetzen. Der Kalif wollte beide Parteien vernommen wissen und ließ ein förmliches Verhör in Bagdad anberaumen unter dem Vorsitze des Wesirs Ali Ibn-Isa, dem viele Großwürdenträger beiwohnten. Der Streit wurde indessen nicht ausgetragen, wahrscheinlich wegen der vielen Wesire, die in den letzten zwei Regierungsjahren des Kalifen aufeinanderfolgten, und wegen der Unruhen, die während dieser Zeit in der Hauptstadt herrschten (930—932). Saadia behauptete sich während dieser Zeit als Gaon, hatte aber einen Gegengaon; ebenso bestanden in dieser Zeit zwei Gegenexilarchen, David und sein Bruder Josia-Hassan.

Erst als der Kalife Almuktadir in einem Aufruhr erschlagen (Oktober 932) und der bettelarme Kahir als Kalif ausgerufen wurde, der sich zum Huldigungsakt erst Kleidungsstücke ausleihen mußte, obsiegte diejenige Partei, welche mehr Summen für die leere Kasse des Kalifen liefern konnte, und das war die des Exilarchen David. So wurde es Saadia endlich von seiten des Kalifen untersagt, als akademischer Präsident zu fungieren (anfangs 933). Der Gegenexilarch Hassan wurde nach Chorasan verbannt, wo er später sein Grab fand. Saadia lebte darauf vier Jahre zurückgezogen in Bagdad (933 bis 937) als Privatmann. Durch die jahrelangen Streitigkeiten und Kränkungen wurde er schwermütig. Sein Trübsinn störte indessen seinen Geist nicht. Er verfaßte gerade während der Zurückgezogenheit seine besten Werke. Die Höhe seiner Leistungen besteht in seiner philosophischen Arbeit in arabischer Sprache „Glauben und Glaubenslehren“. Saadia war der erste, der ein ziemlich vollständig gegliedertes religions-philosophisches System aufgestellt hat. Er verfaßte dieses

Werk (934), um den irrtümlichen Ansichten seiner Zeitgenossen über die Bedeutung des Judentums zu begegnen und sie zu berichtigen, einerseits gegen die Ungläubigen und Zweifler, welche dem Judentum den Boden entzogen, und anderseits gegen die dummgläubige Masse, welche jedes Nachdenken über Religion als Gottesleugnen verketzerte. „Mein Herz ist betrübt", sagt Saadia in der Einleitung, „über vernünftige Wesen und namentlich die meines Volkes, daß sie einen unlauteren Glauben und eine verworrene Vorstellung haben. Die einen leugnen die sonnenklare Wahrheit und rühmen sich des Unglaubens. Andere sind in das Meer des Zweifels versunken, und die Fluten des Irrtums schlagen über ihrem Haupte zusammen, und kein Schwimmer ist da, der sie faßte und herauszöge. Da mich nun die Gnade Gottes mit etwas begabt hat, wodurch ich ihnen nützlich sein kann, so halte ich es für meine Pflicht, sie durch Belehrung auf den rechten Weg zu führen. — Wollte jemand einwenden, wie sollen wir uns durch philosophisches Denken zum wahren Glauben erheben, halten ja viele eben das für Ketzerei und Unglauben, so erwidere ich, das tuen nur die Stumpfsinnigen, die Gattung solcher, welche glauben, daß jeder, der nach Indien gelangt, reich werde, oder daß die Mondfinsternis dadurch entstehe, weil der Drache die Mondscheibe verschlinge und dem ähnliches. Auf solche ist nicht viel zu hören. Wollte aber jemand der philosophischen Forschung die talmudische Warnung entgegenhalten, wer über Entstehung der Zeit und des Raumes nachgrübelt, verdient nicht zu leben, so antworten wir, der Talmud könne das richtige Denken nicht verpönt haben, da die Schrift dazu anleitet und sogar auffordert."

Wenn die Philosophie an der Hand des Glaubens forscht, so könne sie nicht auf Irrwege geraten, sie finde vielmehr die Offenbarungslehre bestätigt und sei imstande, die Einwürfe zu widerlegen, welche von seiten des Unglaubens gegen dieselbe erhoben würden.

Die saadianische Philosophie geht von der Offenbarung, als von einer unumstößlichen Wahrheit aus und sucht die Glaubenslehren des Judentums durch logische Beweismittel zu erhärten. Saadia entwickelt zuerst die Erkenntnisquellen der Wahrheit, wodurch sie gefunden und erkannt werden könne. Er nahm ihrer drei an, die vergewisserte Sinneswahrnehmung, das unmittelbare Verstandesurteil und die zwingende logische Folgerung. Er legte nach zwei Seiten hin Gewicht auf den Gedanken, daß das Judentum mit dem philosophischen Bewußtsein nicht im Widerspruche stehe. Der stumpfsinnigen, gedankenlosen Menge gegenüber wollte er dartun, daß das Vernunftwidrige, Unsinnige, Abergläubische, wie der Glaube an die Seelenwanderung, nicht im Judentume liege, und die philosophisch-gebildeten Zweifler wollte er überzeugen, daß Judentum und Vernunft nicht in klaffender Unverträglichkeit zueinander stehen.

Der Unglaube hatte nämlich im morgenländischen Kalifate infolge der Philosophenschulen der Mutaziliten solche Fortschritte gemacht, daß ein arabischer Dichter, ein Zeitgenosse Saadias, der die Gebrechen seiner Zeit geißelte, sagen konnte: „Moslemin, Juden, Christen, Magier sind in Irrtum und Wahn befangen. Die Welt hat nur zwei Gattungen von Menschen; die einen haben Einsicht, aber keinen Glauben, die andern sind gläubig, aber ohne Einsicht."

Es war eine Zeit der Aufklärung, die jüdischerseits in dem Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Bibel und an der Tatsache der Offenbarung gipfelte. Die Spitze des Unglaubens bildete in dieser Zeit der Rabbanite Chiwi Albalchi aus der Stadt Balch (im ehemaligen Baktrien). Chiwi schrieb ein Werk gegen die Bibel und Offenbarung und machte zweihundert Einwürfe gegen die Wahrheit derselben geltend. Einige dieser Gründe sind von derselben Art, wie sie noch heute der Unglaube und die Aufklärung als Waffe gegen die Bibel gebrauchen. Dem gegenüber suchte Saadias philosophisches System die Tatsache der Offenbarung zu begründen. Sein Ausgangspunkt ist, daß das Weltall räumlich und zeitlich begrenzt sei und so folge daraus, daß es sich nicht selbst hervorgebracht hat, sondern notwendig einen Schöpfer voraussetzt. Von diesem Punkte aus entwickelte Saadia die Grundwahrheit des Judentums von der Schöpfung aus Nichts und widerlegte den auf sinnlicher Wahrnehmung beruhenden Satz, aus Nichts wird nichts. Allerdings falle es dem menschlichen Denken schwer, sich eine Schöpfung aus Nichts vorzustellen, aber da eine fehlerlose Schlußfolgerung dazu nötige, und das Gegenteil ebenso schwer zu denken sei, müsse man sich dabei beruhigen.

Hat die philosophische Betrachtung Gott als Weltschöpfer erkannt, so muß sie ihn auch als eine Einheit denken. Mit dem Begriffe Weltschöpfer seien aber zugleich drei Eigenschaften Gottes gesetzt. Man könne ihn nicht anders als seiend (lebend, wirklich), als weise (allwissend) und als mächtig denken. Diese drei Attribute Gottes: Dasein, Weisheit und Allmacht machen eigentlich nur einen einzigen Begriff aus.

Wenn die Seele vermöge ihres Erkenntnisvermögens sich die Erhabenheit Gottes tief einprägt, so könne es nicht fehlen, daß sie aus freien Stücken innige Liebe und Verehrung für ihn empfindet, vom Dankgefühl für ihn erfüllt ist, sich als seine Dienerin betrachtet, Freud und Leid, die sein erhabener Wille über sie verhängt, für gut findet und in Demut und Ergebenheit erträgt. Das der Seele eingeborene Gefühl der Abhängigkeit von Gott ist die Quelle der Religion. Der Mensch vermöchte zwar vermöge seiner eigenen Natur sich zur Gotteserkenntnis, zur Ausübung des Guten, d. h. zur Tugend zu erheben und bedürfte der Offenbarung nicht. Allein der Weg der Er-

kenntnis ist weitläufig und mühsam. Selbst wenn der Mensch durch Beseitigung vielfacher Hindernisse und Widerwärtigkeiten dazu gelangte, würde er doch nicht das rechte Maß finden, wie die Religion und die Tugend geübt werden sollen. Der menschliche Geist weiß wohl, daß Unkeuschheit, Diebstahl und Mord Laster sind, die er fliehen müsse; aber er würde aus eigenen Mitteln die Grenzlinie zwischen Erlaubtem und Verbotenem, d. h. das regelnde Gesetz, nicht finden können. Dazu bedurfte es der Offenbarung und Verkündigung von seiten Gottes, vermittelst seiner Boten oder Propheten.

Die Propheten läßt Gott durch Wunder, die er zu diesem Zwecke vorher verkündet, bestätigen und bewahrheiten. Die göttlichen Gesandten müssen der menschlichen Natur, selbst der menschlichen Schwächen und Wechselfälle vollständig teilhaftig sein. Hätte Gott Engel oder höhere Wesen zu seinen Gesandten auserkoren, so würden die Menschen, der Engelnatur unkundig, zweifelhaft geblieben sein, ob die vor ihnen gezeigten Wunder von Gott oder von diesen höheren Wesen ausgingen. Die Propheten mußten ihren Tribut an die menschliche Beschränktheit zollen, damit die Menschen erfahren, daß die Gesandten gleich ihnen zu den sterblichen Wesen gehören und die gebrachte Kunde lediglich von Gott stamme. Indessen genügten Wunder nicht allein, um die Sendung des Propheten zu beglaubigen, sondern der Inhalt der Sendung muß den Stempel des Glaubwürdigen und Göttlichen an sich tragen.

Durch Zeichen und Wunder ist das israelitische Volk der Sendung des größten Propheten über alle Zweifel gewiß geworden, daß die von ihm gebrachte Lehre tatsächlich von Gott stamme. Es ist daher Pflicht der Israeliten, diese Lehre treu zu bewahren. Ein großer Teil dieser Lehre des Judentums stimme auch mit der Vernunft überein; es ist der Teil der vernunftgemäßen Religionsgesetze. Für einige rituelle Gesetzesbestimmungen lasse sich ebenfalls ein vernünftiger Grund finden.

Aus den Ergebnissen der Philosophie und der Offenbarung stellte Saadia eine Art praktische Sittenlehre zusammen, welche als der Glanzpunkt seines Systems angesehen werden kann. Durch Beherzigung der Wahrheit und Befolgung der Gesetze, welche das Judentum lehrt, könne der Mensch diejenige Vollkommenheit erreichen, welche ihm die Gottheit zugedacht.

Durch das gottgefällige Leben werde die Seele geläutert, und durch die Sünde dagegen werde sie befleckt. Freilich das beschränkte Menschenauge vermöge nicht zu unterscheiden, wie die Seele durch eine Handlung vervollkommnet und durch eine andere ihr ähnliche getrübt werden könne. Der Mensch ist aber vermöge seiner seelischen

Anlagen befähigt, den höchsten Grad der Tugend zu erreichen, ein solcher, der sich zur Höhe emporgeschwungen, würde ein vollkommen gerechter sein. Wie es aber größere und geringere Sünder gibt, so gibt es auch eine Stufenreihe im Verhalten zur Tugend. Die sittliche Weltordnung erheischt, daß die Gerechten ewige Glückseligkeit erlangen, die Sünder bestraft werden. Lohn und Strafe werden von der regelnden Gerechtigkeit Gottes allerdings auch hienieden ausgeteilt, aber die harmonische Ausgleichung findet erst in der jenseitigen Welt statt. Wenn die jenseitige Welt die rechte Ausgleichung der herben Widersprüche hienieden bringen soll, so könne der Tod nicht als das Ende betrachtet werden, sondern bilde bloß den Übergang. Der Tod trennt nur auf einige Zeit die Seele vom Leibe. Die lauteren Seelen der Gerechten erheben sich dann zu einem Orte der Seligkeit, die getrübten Seelen dagegen schweben ruhelos im Weltall umher. Eine weitere Belohnung für die Gerechten und bußfertigen Sünder soll die Auferstehung bringen. Diese dachte sich Saadia nach talmudischer Auffassungsweise und mit dem Volksglauben übereinstimmend, daß die durch den Tod den Leibern entführten Seelen wieder mit denselben vereinigt werden würden.

Die Auferstehung hängt nach Saadia mit der Zeit der messianischen Erlösung zusammen und folgt ihr nach. Diese gnadenreiche und glückselige Zeit werde auf Erden vor sich gehen.

An der Messiaszeit werden auch die übrigen Völker teilhaben, je nach ihrem Verhalten zu dem israelitischen Volke. — Die höchste Glückseligkeit trete aber erst mit dem jenseitigen Leben in der künftigen Welt ein. Dort findet die Ausgleichung aller Mißklänge statt. Die Gerechten und Frommen werden von der Erde in einen ätherischen Raum entrückt werden, die unbußfertig Gestorbenen werden in einen anderen Raum versetzt, um je nach dem Grade ihrer Vergehungen Höllenstrafen zu erleiden. Die Wohnungen der Seligen und das jüngste Gericht hat Saadia phantastisch ausgemalt; es ist der schwächste Teil seines Systems.

Wie sehr aber auch Saadias Religionsphilosophie mit Mängeln behaftet ist, so war sie doch für die Folgezeit von bedeutender Tragweite. Schon der Umstand, daß ein Gaon und eine talmudische Autorität dem Denken, der Vernunft, der philosophischen Weltanschauung Rechnung getragen hat, daß er sich bemüht hat, Schrift und Überlieferung vernunftgemäß aufzufassen, hat dem blinden Glauben einen Stoß versetzt. Mehrere nachfolgende Gaonen und Vertreter des Judentums folgten seinem Beispiele, und eine denkmäßige Deutung der Schrift (Rationalismus) wurde in den babylonischen Lehrhäusern, in Afrika und Spanien allmählich herrschender Ton, ja zuletzt Modesache. Saadias Wirksamkeit erstreckte sich durch viele Mittel-

glieder bis auf die Gegenwart herab. Auch moslemitische Männer des Wissens studierten sein Werk über die „Glaubenslehre“ und stellten es sehr hoch.

Während Saadia zukunfterleuchtende Gedanken entwickelte, lag er noch immer im Banne und hatte keinen anderen Wirkungskreis als den schriftstellerischen. Die Verhältnisse hatten sich aber inzwischen geändert. Statt des geldsüchtigen Kalifen Kahir, der Saadias Amtsentsetzung befohlen hatte, herrschte der gerechte Alradhi. Der Wesir Ali Ibn-Isa, welcher Saadia günstig gestimmt war, gewann unter ihm wieder Einfluß. Der Gaon Kohen-Zedek, welcher gemeinsame Sache mit dem Exilarchen gemacht hatte, war gestorben (936), und sein Nachfolger war ein harmloser Mann. Die Gemeinden nahmen immer mehr Partei für Saadia. Als daher wieder ein bedeutender Prozeß vorfiel, schlug eine Partei den gebannten und abgesetzten Gaon zum Schiedsrichter vor, die Gegenpartei erwählte den Exilarchen David, worüber dieser so erzürnt war, daß er den Mann, der Saadia vorgeschlagen hatte, mißhandeln ließ. Diese Gewalttätigkeit machte umsomehr böses Blut, als der Gemißhandelte gar nicht zum Gerichtssprengel des Exilarchen gehört hatte. Angesehene Männer traten daher zur Beratung zusammen, wie der unheilvollen Zwietracht zwischen dem Exilsfürsten und dem Gaon ein Ende gemacht werden könnte. Die Friedensvermittler begaben sich zu einem einflußreichen Manne in Bagdad, Kasser, Schwiegervater des Ibn-Sargadu, und legten ihm ans Herz, wie die Mißhelligkeiten bereits alles Maß überschritten, die Gemeinden in zwei Lager gespalten und die übelsten Folgen herbeigeführt haben. Kasser war mit ihnen einverstanden, den Frieden wieder herzustellen, und überwand auch die feindselige Stimmung seines Schwiegersohnes gegen Saadia. Darauf begaben sich die Vermittler zu David und Saadia und redeten ihnen so lange ins Gewissen, bis beide sich aussöhnten. Die Versöhnung war so aufrichtig, daß der Exilarch Saadia mehrere Tage in seinem Hause bewirtete und ihn dann mit Ehrenbezeugungen in sein Amt wieder einsetzte. Der Gegengaon wurde seiner Funktion enthoben, bezog aber seinen Gehalt weiter.

Die suranische Akademie erhielt durch Saadia wieder neuen Glanz und verdunkelte ihre Schwester, an welcher zwei nicht sonderlich bekannte Gaonen nacheinander fungierten. Die Anfragen aus den inländischen und auswärtigen Gemeinden wurden wiederum nach Sura gerichtet, und Saadia beantwortete sie unermüdlich. Zahlreich sind seine gutachtlichen Antworten, von denen viele noch — zum Teil in hebräischer, größtenteils aber in arabischer Sprache — vorhanden sind. Saadias Seelengröße zeigte sich in seinem Verhalten zur Familie seines Gegners David. Als derselbe starb (um 940), stimmte Saadia

für die Ernennung seines Sohnes (Jehuda), der aber nur sieben Monate seine Würde bekleidete. Er hinterließ bei seinem Tode einen zwölfjährigen Sohn, den Saadia zum Nachfolger bestimmte. Er nahm den Enkel seines ehemaligen Feindes ins Haus, ließ ihn unterrichten und vertrat bei ihm Vaterstelle. Inzwischen sollte ein Seitenverwandter die Würde übernehmen, ein Glied der Bene-Haiman, die in Nisibis wohnten. Aber kaum war er ernannt, als er mit einem Moslem in Streit geriet; Zeugen sagten gegen ihn aus, er habe Mohammed gelästert, und er wurde infolgedessen getötet. Als der von Saadia erzogene letzte Stammhalter des Exilarchenhauses mündig und zum Exilsfürsten erhoben worden war, brach auch gegen ihn der moslemitische Fanatismus los. Die Großen und der Pöbel beschlossen, ihn während der Fahrt in seinem Staatswagen zu erschlagen, aus Mißgunst auf den Schatten einer fürstlichen Macht bei den Juden. Vergebens wollte der Kalife den Meuchelmord verhindern. Der letzte Exilarch wurde ermordet, und die Vertreter des Judentums beschlossen darauf, um den fanatischen Haß abzuwenden, diese Würde eingehen zu lassen. So erlosch das Exilarchat, nachdem es über sieben Jahrhunderte bestanden und eine Zeitlang die Spitze und eine Art politischer Selbständigkeit der Judenheit repräsentiert hatte. Wie die Patriarchenwürde in Judäa durch die Unduldsamkeit der christlichen Kaiser, so ging die Exilarchenwürde durch den Fanatismus der Mohammedaner unter. Die Einheit der Juden wurde nur noch durch die beiden Hochschulen repräsentiert; aber auch diese gingen ihrem Untergange entgegen.

Mit Saadias Tode (942) erlosch der letzte Abendschimmer der suranischen Akademie. Er hinterließ zwar einen Sohn, Doßa, der talmudisch und philosophisch gebildet war und einige Schriften verfaßte; aber er wurde nicht zum Nachfolger seines Vaters ernannt, sondern der früher abgesetzte Joseph Ben-Satia erhielt wieder die Oberleitung der Hochschule. Aber dieser vermochte ihr Ansehen nicht zu behaupten gegen die Schwesterakademie, welche durch die Wahl jenes Ahron Ibn-Sargadu, des ehemaligen Gegners von Saadia, sich wieder hob. Ibn-Sargadu hatte nicht die akademische Stufenleiter durchgemacht, war auch nicht Mitglied des Kollegiums gewesen, sondern war ein reicher Privatmann in Bagdad vom Kaufmannsstande. Aber eben wegen seines Reichtums und auch wegen seiner Kenntnisse und Tatkraft wurde er vorgezogen und fungierte beinahe achtzehn Jahre (943—60). Er besaß gründliche philosophische Bildung, schrieb auch ein philosophisches Werk und einen Kommentar zum Pentateuch. Gleich Kohen-Zedek war Ibn-Sargadu bemüht, das pumbaditanische Lehrhaus auf Kosten des suranischen zu heben und zum Mittelpunkt zu machen. Dieses wurde dadurch immer mehr vereinsamt und ver-

armt, erhielt keine Beiträge, und konnte deswegen keine neuen Jünger anziehen, die sich lieber dem reichen Pumbadita zuwendeten. Diese Verkümmerung und Verfallenheit der Hochschule veranlaßten ihr Oberhaupt Joseph Ben-Satia, sie zu verlassen und nach Bassora auszuwandern (um 948). Das von Rab gegründete Lehrhaus wurde nach mehr denn siebenhundertjährigem Bestande geschlossen. Es scheint, daß die Suraner den Untergang der altehrwürdigen Akademie nicht verschmerzen konnten und Anstrengung machten, sie wieder in Gang zu bringen. Vier junge Männer wurden ins Ausland geschickt, um die Teilnahme reicher Gemeinden dafür zu wecken und sie zu Beiträgen für die Fortsetzung der Lehrstätte zu bestimmen. Allein als hätte sich das Geschick gegen Suras Fortbestand verschworen, konnten die vier Abgeordneten ihren Zweck nicht erreichen. Sie gerieten an der Küste Italiens in die Gefangenschaft eines maurisch-spanischen Admirals und wurden der eine nach Ägypten, der andere nach Afrika, der dritte nach Cordova und der vierte wahrscheinlich nach Narbonne verschlagen (um 948). Statt der suranischen Hochschule wieder aufzuhelfen, haben diese vier verschlagenen Talmudkundigen unwillkürlich zum Untergange des Gaonats beigetragen. Die Talmudexemplare von Sura, die unberührt lagen, wurden später nach Spanien verpflanzt. Babylonien, so lange Zeit Mittelpunkt der Judenheit, sollte seine Führerschaft an das Abendland abtreten.

Der Verfall der einen babylonischen Hochschule und die infolgedessen eingetretene Abspannung benutzten die Karäer, um unter den Rabbaniten Anhänger für ihr Bekenntnis zu werben und zwar mit einem Eifer, als gälte es, dem Rabbanismus den Todesstoß zu versetzen. So lange der gewaltige Vorkämpfer Saadia lebte, wagten sie sich nicht in den Bereich seiner Wirksamkeit. Nach seinem Tode aber, als sie gewahrten, daß kein Mann von Bedeutung vor dem Risse stand, glaubten sie gewonnenes Spiel zu haben. Der greise Salomon Ben-Jerucham, Saadias heftiger Gegner, eilte stracks von Palästina nach Babylonien, um den Verehrern Saadias augenscheinlich zu beweisen, daß dieser in der Verteidigung der Talmudisten Tatsachen entstellt habe (vor 957).

Ein noch leidenschaftlicherer, eifrigerer und gewandterer Proselytenjäger war der junge Karäer aus Jerusalem Abulfari Sahal-Ben-Mayliach Kohen, der zu den frommen Büßern der Karäergemeinde gehörte. Abulfari Sahal verstand das Arabische und Hebräische vortrefflich und schrieb einen sehr gewandten hebräischen Stil, wie keiner seiner Zeitgenossen. Er verfaßte neben einer hebräischen Grammatik und nebst Kommentarien zu einigen Büchern der heiligen Schrift auch eine Widerlegung gegen Saadias Angriffe auf das Karäertum; es war gewissermaßen eine Ehrensache unter den

Karäern geworden, sich die Sporen an diesem großen Kämpfer zu verdienen.

Ein anderer fruchtbarer karäischer Schriftsteller aus Bassora Jephet Ibn-Ali Halevi (950—90) polemisierte gegen Jakob Ben-Samuel, Saadias begabten Jünger. Grammatiker, Bibelkommentator, Gesetzeslehrer und anerkannte Autorität der Karäer, die ihn zu ihren „großen Lehrern" zählen, war Jephet nichts weniger als ein bedeutender Schriftsteller. Er teilte den Fehler seiner Bekenntnisgenossen, sich in Wortschwall und Weitschweifigkeit zu ergehen, und blieb gleich ihnen an der Oberfläche stehen. Der Mangel der talmudischen Dialektik hat sich an den karäischen Schriftstellern gerächt und sie zu langweiligen Schwätzern gemacht.

Die jüdisch-spanische Zeitepoche.

Erstes Kapitel.

Das Zeitalter Ibn-Schapruts.

(950 bis 1020.)

Mit dem Untergange des Exilarchats und der suranischen Hochschule verlor Asien die Führerschaft über die Gesamtjudenheit. Wenn sich das Lehrhaus Pumbadita unter Ahron Ibn-Sargadu geschmeichelt hat, die Alleinherrschaft zu behaupten, so war es in einer Selbsttäuschung befangen. Innere Streitigkeiten arbeiteten an dessen Auflösung nach Ibn-Sargadus Tode. Kohen-Zedeks Sohn, Nehemia, der schon mit demselben rivalisierte, aber keinen Anhang fand, hatte sich durch ein Manöver zum Schulhaupte aufgeworfen (960); aber das Kollegium war gegen ihn, geführt von dem dem alten Adel entsprossenen Oberrichter Scherira. Nur wenige Mitglieder des Kollegiums und reiche Laien unterstützten Nehemia, die meisten versagten ihm aber die Anerkennung während seiner ganzen Funktionsdauer (960—68). Und während zwei Parteien sich das Gaonat von Pumbadita und hiermit die religiöse Autorität über die Judenheit streitig machten, hatten die vier Gefangenen aus Sura neue talmudische Lehrhäuser gegründet und dadurch die Gemeinden dieser Länder vom Gaonate losgelöst. Diese vier jungen Männer, welche von dem mohammedanischen Admiral Ibn-Rumahis in die Gefangenschaft geführt und eben dadurch den Blütenstaub talmudischer Geistesbefruchtung nach verschiedenen Punkten trugen, waren: Schemaria Ben-Elchanan, welcher von dem Admiral in Alexandrien verkauft, dann von der jüdischen Gemeinde ausgelöst wurde und endlich nach Kahira gelangte; der zweite Chuschiel, der an der Küste Afrikas verkauft wurde und dann in Kairuan eine Heimat fand. Der dritte war wahrscheinlich Nathan Ben-Isaak Kohen, ein Babylonier, der vielleicht nach Narbonne gelangte. Der vierte R' Mose Ben-Chanoch erfuhr von allen am meisten Fährlichkeiten. Er war der einzige verheiratete unter den Vieren und hatte seine schöne und fromme Frau, so wie seinen Sohn im Kindesalter auf seiner Fahrt mitgenommen. Ibn-Rumahis hatte auf das schöne junge Weib sein lüsternes Auge geworfen und gedachte, ihm Gewalt

anzutun. Da fragte sie ihren Gatten auf Hebräisch, ob die im Meere Ertrunkenen die Auferstehung zu erwarten hätten, und als er es ihr mit einem Bibelverse bejahte, stürzte sie sich ins Meer und ertrank.

Tief betrübt und im Sklavengewande wurde R' Mose Ben-Chanoch mit seinem Söhnchen nach Cordova geschleppt und von der jüdischen Gemeinde ausgelöst. Sie ahnte nicht, daß sie in ihm die Oberhoheit Spaniens über die Judenheit erworben hatte. Mose verriet nicht seine tiefere Talmudkunde, um nicht von der Gottesgelehrtheit Nutzen zu ziehen. Ärmlich trat er in das Lehrhaus von Cordova, dem ein Richter-Rabbiner namens Nathan, mit sehr dürftigen talmudischen Kenntnissen, vorstand, der aber in Spanien als ein Licht angestaunt wurde. Mose setzte sich wie ein unwissender Zuhörer in einen Winkel an der Türe. Als er aber wahrnahm, daß Nathan bei der Auslegung des Talmuds schülerhaft verfuhr, wagte er bescheiden einige Einwürfe, die den Meister verrieten. Die Zuhörer im Lehrhause waren erstaunt, in dem eben losgekauften Gefangenen in Bettlergestalt einen tiefen Talmudkundigen zu erblicken. Er wurde gedrängt, die betreffende Stelle zu erläutern und noch andere Fragen zu lösen, und er tat es mit Sachkenntnis zur größten Verwunderung des Zuhörerkreises. Noch an demselben Tage erklärte Nathan vor den Parteien, die seiner richterlichen Entscheidung harrten: „Ich mag nicht mehr euer Richter-Rabbiner sein; jener Fremde in ärmlicher Kleidung mag es von jetzt an werden" — eine seltene Selbstlosigkeit! Sofort wählte die reiche Gemeinde von Cordova Mose zu ihrem rabbinischen Oberhaupte, machte ihm reiche Geschenke, setzte ihm einen Gehalt aus und stellte ihm einen Prachtwagen zur Verfügung. Als der Admiral Ibn-Rumahis erfuhr, daß sein Gefangener der Cordovaner Gemeinde so teuer war, wollte er den Kauf rückgängig machen, um einen höheren Preis zu erzielen. Da appellierten die Juden unter Vermittlung eines jüdischen Staatsbeamten, an den gerechten Kalifen Abdul-Rahman III., und stellten ihm vor, daß sie sich vermittelst des R' Mose von dem Lehrhause des morgenländischen Kalifenreiches loszulösen vermöchten. Abdul-Rahman, der es ungern gesehen hatte, wie alljährlich bedeutende Summen aus seinem Lande für das Gaonat, also für das Land des ihm feindlichen Kalifats, ausgeführt wurden, war froh, daß in seinem eigenen Reiche eine Stätte für den Talmud gegründet werden sollte, und bedeutete seinem Admiral, von der Forderung abzustehen. So wurde Cordova der Sitz eines bedeutenden, unabhängigen Lehrhauses.

Kein Land war aber unter den damaligen politischen und kulturgeschichtlichen Verhältnissen geeigneter, Mittelpunkt für die Gesamtjudenheit zu werden und die von Babylonien weichende Führerschaft zu übernehmen, als Spanien oder das mohammedanische (maurische)

Andalusien. Es war wie dazu geschaffen, dem Judentume ein fruchtbarer Boden zu werden, worauf es die schönsten Blüten treiben konnte. Während das christliche Europa wieder in vollständige Barbarei versank, aus der es die ersten Karolinger mühsam zu befreien strebten, und während das morgenländische Kalifat das Bild des herannahenden Greisenalters darbot, brachte es das spanische Kalifat unter den Söhnen Omejjas, voller Manneskraft und Geistesfrische, zu einer Kulturhöhe, die das Mittelalter fast vergessen macht. Unter Abdul-Rahman III. (mit dem Beinamen An-Nasir) — der zuerst den vollen Kalifentitel „Fürst der Gläubigen" (Emir Al-Mumenin) führte — war Spanien ausschließlich der Sitz der Wissenschaft und der Kunst, die sonst fast auf dem ganzen Erdenrund geächtet oder mindestens unbeachtet waren. Mit ihm begann die klassische Zeit der moslemitischen Kulturblüte, die mit Wohlstand und Kraftfülle gepaart war, und sie konnte nur diese Stufe erreichen, weil ihre Träger edle Fürsten waren, welche von Vorurteil gegen die Bekenner einer anderen Religion frei waren. Am meisten galten in Spanien die Lieblinge der Musen, die Meister des wohllautenden Sanges und der geflügelten Rede. Ein gelungenes Gedicht ward fast noch mehr gefeiert als ein errungener Sieg, und der Sieg war wieder Gegenstand der Poesie. Jeder Große, vom Kalifen bis zum letzten Provinzial-Emir, war stolz darauf, Gelehrte und Dichter zu seinen Freunden zu zählen und ihnen über die Sorge für die Lebensbedürfnisse hinwegzuhelfen. Die Männer der Wissenschaft und der Poesie wurden zu hohen Ämtern befördert.

Dieser geistigen Atmosphäre konnten sich die Juden Spaniens bei der dem jüdischen Stamme innewohnenden leichten Erregbarkeit und Empfänglichkeit nicht entziehen. Ihr Sinn wurde von Eifer für Wissenschaft und Dichtkunst ergriffen, und auch das jüdische Spanien wurde „eine Freistätte der Bildung und Geistesregsamkeit, ein duftender Garten heiterer, lebensfreudiger Poesie, so wie der Sitz ernster Forschung und hellen Denkens." Gleich den Muzarabern (den unter Mohammedanern wohnenden Christen) hatten sie sich mit der Sprache und Literatur des herrschenden Volkes vertraut gemacht und liefen ihm nicht selten den Rang ab. Aber während die Muzaraber ihre Eigentümlichkeit an das arabische Wesen so weit aufgaben, daß sie ihre Muttersprache, das gotische Latein, vergaßen, ihre Bekenntnisschriften nicht mehr verstanden und sich des Christentums schämten, empfanden die Juden Spaniens bei zunehmender Bildung nur noch mehr Vorliebe und Begeisterung für ihre urheimatliche Sprache, ihr heiliges Schrifttum und ihre angestammte Religion. Durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände war das jüdische Spanien imstande, zuerst mit Babylonien einen Wettlauf anzustellen, dann ihm

das Zepter zu entwinden und endlich die Führerschaft über die Judenheit fast ein halbes Jahrtausend zu behaupten.

Ein jüdischer Dichter (Charisi) sang:

„Als der Sänger Chor hörte auf zu singen,
„Begann Hispanias Lyra zu klingen;
„Als Ostens Söhne keinen Ton mehr fanden,
„Da sind des Westens Dichter auferstanden."

Drei Männer waren die Begründer der jüdisch-spanischen Kultur: der nach Cordova verschlagene Talmudkundige Mose Ben-Chanoch, der erste andalusische Grammatiker Menahem Ben-Saruk und der Schöpfer der Kunstform für die hebräische Poesie, Dunasch Ibn-Labrat. Aber diese Kulturblüte konnte sich nur durch einen Mann entfalten, der vermöge hoher Begabung, Charaktergröße und hervorragender Stellung gewissermaßen die Sonne dafür war und die Knospe erst zum Aufbrechen trieb. Dieser Mann war Abu-Jussuf Chasdaï Ben-Isaak Ibn-Schaprut (geb. um 915, gest. um 970) aus der edlen Familie Ibn-Esra. Er gab den geistigen Bestrebungen Halt und Mittelpunkt und eröffnete die lange Reihe jener hochgesinnten und hochgestellten Persönlichkeiten, welche die Beschützung und Förderung des Judentums zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben. Ibn-Schaprut war eine völlig moderne Gestalt, dessen Charakter und Haltung ganz abwichen von dem Typus der vorangegangenen geschichtlichen Träger. Sein leichtes, geschmeidiges, anmutiges Wesen ließ weder die Schwerfälligkeit des Orientalen, noch den düsteren Ernst des Juden erkennen; seine Handlungen und Äußerungen lassen ihn vielmehr als Europäer erscheinen, und mit ihm erhält die jüdische Geschichte ein — wenn man so sagen darf — europäisches Gepräge.

Sein Vater Isaak war wohlhabend, freigebig und ein Mäcen im kleinen; von ihm lernte sein Sohn die Schätzung der Wissenschaft und die würdige Verwendung des Reichtums, Chasdaï hatte sich auf die Arzneikunde und Sprachwissenschaften verlegt. Aber mehr Meisterschaft als in diesen Fächern hatte er in der Diplomatenkunst. Er kannte nicht nur das Hebräische und Arabische so gut, daß er es schriftstellerisch behandelte, sondern — was unter den Christen Spaniens höchstens die höhere Geistlichkeit verstand — das Lateinische. Der Kalif Abdul-Rahman III., der für die kleinen christlichen Höfe Nord-Spaniens diplomatischen Verkehr brauchte, wurde auf Chasdaïs Wert aufmerksam und ernannte ihn zu seinem Dolmetscher und diplomatischen Vermittler (um 941). Zuerst pflegte Chasdaï bloß als Gesandtschaftsdolmetsch den Hauptbotschafter an die christlichen Höfe zu begleiten. Je tüchtiger er sich aber bewährte, und je mehr Dienste

er dem Kalifen leistete, desto mehr wurde er von ihm befördert. Einst errang Chasdaï's Diplomatenkunst einen großen Sieg. Er brachte oder verlockte einen König von Leon (Sancho Ramirez) und eine Königin von Navarra (Toda) samt Geistlichen und Großen nach Cordova, um einen Friedenstraktat — woran den Fürsten viel gelegen war — abzuschließen. Der Kalif belohnte seine Dienste mit der Belehnung solcher Ämter, wodurch er zugleich dem Staate noch mehr Dienste leisten konnte. Chasdaï wurde in einem gewissen Sinne Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er hatte die Gesandten zu empfangen, ihre Geschenke und Diplome entgegen zu nehmen und ihnen Gegengeschenke einzuhändigen. Er war aber auch zugleich Handels- und Finanzminister, indem durch seine Hände die Landeseinnahmen für Produkte und Zölle in die Staatskasse flossen. Bei all' dem hatte Chasdaï keinen bestimmten offiziellen Titel; er war weder Wesir (Hagib bei den spanischen Arabern) noch Staatssekretär (Katib). Denn auch die Araber hatten anfangs ein Vorurteil gegen die Juden. Noch war die eben aufblühende Kultur im mohammedanischen Spanien nicht imstande gewesen, die judenfeindlichen Aussprüche des Koran zu überwinden. Der gerechte und edle Fürst selbst, der zu seiner Zeit die größte Zierde des Thrones war, durfte sich nicht über diese anerzogenen Vorurteile hinwegsetzen. Chasdaï hat zuerst unter den andalusischen Moslemin eine günstige Stimmung für seine Glaubensgenossen erweckt. Selbstverständlich schützte er sie vor Unbilden. Darum konnte ein jüdischer Sänger ihn mit den Worten preisen:

Er nahm von seinem Volke das drückende Joch,
Weihte ihm seine Seele, schloß es ins Herz,
Und zerbrach die Geißel, die es verwundete.

In diesem Lobe ist nichts übertrieben. Chasdaï war in der Tat für die nahen und fernen Gemeinden ein Tröster und Befreier. Seine hohe Stellung und seine Reichtümer verwendete er zum Nutzen seiner Glaubensgenossen. Über die jüdische Gemeinde der Hauptstadt Cordova hatte er eine Art richterlicher und politischer Oberhoheit inne, sei es, daß sie ihm der Kalif übertragen, oder daß sich ihm die Gemeinde freiwillig untergeordnet hat. Die babylonische Hochschule, der er reiche Spenden zufließen ließ, erteilte ihm den mehr pomphaften als inhaltlichen Titel „Oberhaupt des Lehrhauses“. Die Gesandten der Herren, welche des Kalifen Gunst oder Schutz suchten und auch ihm Geschenke zu bringen pflegten, um sich seiner Fürsprache zu vergewissern, fragte Chasdaï über den Stand der Juden unter ihnen und stimmte sie günstig für seine Glaubensgenossen.

Bei zwei Gesandtschaften der mächtigsten Höfe Europas in damaliger Zeit spielte Chasdaï eine Rolle. Das von vielen Seiten be-

drängte und verrenkte byzantinische Kaisertum, das sich Jahrhunderte lang als Mumie erhalten hat, bedurfte stets auswärtiger Stützen. Der schwache und pedantisch gelehrte Kaiser Constantin VIII., Sohn und Bruder der Kaiser, welche den Juden so viel Leid zugefügt hatten, suchte eine diplomatische Verbindung mit dem mächtigen moslemitischen Beherrscher Spaniens, um einen Bundesgenossen gegen das morgenländische Kalifat zu gewinnen. Er schickte daher eine feierliche Gesandtschaft nach Cordova (um 944—949), und zwar, um recht vielen eitlen Glanz zu entfalten, mit reichen Geschenken, darunter auch ein schönes Exemplar eines griechisch-medizinischen Schriftstellers (Dioskorides) über die einfachen Heilmittel, nach welchem der Kalif und sein medizinisches Kollegium Verlangen hatten. Aber das Buch, auf welches die arabischen Ärzte und Naturforscher einen so hohen Wert legten, war für sie mit sieben Siegeln verschlossen; niemand verstand es zu lesen. Abdul-Rahman bat sich daher vom byzantinischen Kaiser einen kundigen Mann aus, der neben dem Griechischen auch das Lateinische verstünde, und Constantin sandte, um sich dem mohammedanischen Hofe gefällig zu zeigen, einen Mönch Nikolas, welcher Dolmetscher sein sollte. Unter allen Ärzten Cordovas verstand aber nur Chasdaï das Lateinische. Er wurde daher vom Kalifen beauftragt, sich an der Übersetzung zu beteiligen, so daß Nikolas das griechische Original ins Lateinische und Chasdaï dieses ins Arabische übertrug. Der Kalif Abdul-Rahman freute sich über das Zustandekommen einer Arbeit, die nach seiner Ansicht seiner Regierung einen hohen Glanz verlieh.

Bei der Gesandtschaft, welche der mächtige deutsche Kaiser Otto I. an den Hof von Cordova schickte, hatte Chasdaï eine eigene Rolle. Abdul-Rahman hatte nämlich vorher einen Botschafter an Otto gesandt und in dem Gesandtschaftsschreiben sich einiger unglimpflicher Ausdrücke gegen das Christentum bedient. Die andalusischen Gesandten hatten daher mehrere Jahre warten müssen, ehe sie zur Audienz vorgelassen wurden. Nachdem sie empfangen worden waren, schickte der deutsche Kaiser eine Gegengesandtschaft, an deren Spitze der Abt Johannes von Gorze (Jean de Vendières) stand, und gab ihr ein Schreiben mit, welches wiederum harte Ausfälle gegen den Islam enthielt. Der Kalife, der so etwas vermutete, beauftragte daher Chasdaï, den Inhalt des gesandtschaftlichen Diploms auszuforschen. Dieser verhandelte daher mehrere Tage mit Johannes von Gorze und erfuhr von ihm die Wendung des Sendschreibens. Darauf ließ Abdul-Rahman die deutsche Gesandtschaft ein ganzes Jahr auf Audienz warten, und hätte sie noch länger hingezogen, wenn nicht Chasdaï Johannes von Gorze bewogen hätte, sich vom Kaiser ein neues, unverfängliches Diplom kommen zu lassen (956—959).

Chasdaï, der von seinem Schauplatze aus gewöhnt war, die Verhältnisse im Großen anzusehen, fühlte sich tief bekümmert, wenn er auf die Lage der Juden, auf ihre abhängige, geduldete Stellung, auf ihre Zerstreuung und Zusammenhangslosigkeit einen Blick warf. Wie oft mußte er aus dem Munde von Mohammedanern und Christen den Haupteinwurf gegen die Wahrheit des Judentums vernehmen: „Das Zepter ist von Juda gewichen, folglich ist es von Gott verworfen.“ Chasdaï selbst teilte diese beschränkte Anschauung der Zeit, daß eine Religion und ein Volk, die nicht einen staatlichen Boden, König, Hof, Macht und Glanz besitzen, keinen Rechtsboden hätten. Ihn beschäftigte daher die dunkle Kunde von dem Vorhandensein eines selbständigen jüdischen Reiches im Lande der Chazaren, die auch nach Spanien gedrungen war, lebhafter als seine jüdischen Zeitgenossen. Ein Abenteurer, der sich Eldad nannte und ein Nachkomme des angeblich noch in einem Erdwinkel fortdauernden Stammes Dan sein wollte, hatte auf seinen Reisen in Ägypten, Kairuan, Westafrika und Spanien seine aufschneiderischen Mären angebracht und dadurch der unbestimmten Sage einige Glaubwürdigkeit gegeben. Anderseits hatte Eldad sie durch die Übertreibung, daß die Zehnstämme noch in ungeschwächter Kraft fortbeständen, unwahrscheinlich gemacht. Chasdaï unterließ es daher niemals, bei den Gesandtschaften aus weiter Ferne Erkundigungen über ein jüdisches Reich und einen jüdischen Herrscher anzustellen. Wie ein belebender Sonnenstrahl fiel daher die Nachricht in sein Gemüt, die er von Gesandten aus Chorasan (östlich vom Kaspisee) vernahm, daß es allerdings einen jüdischen König im Chazarenlande gebe,und sein innigster Wunsch war, mit diesem Könige in Verbindung zu treten. Noch glücklicher machte es ihn, als ihm die byzantinischen Gesandten die Nachricht bestätigten und hinzufügten, daß der damals regierende Chagan der Chazaren den jüdischen Namen Joseph führte, daß die Chazaren eine mächtige und kriegerische Nation seien, deren Land nur fünfzehn Tagereisen von Konstantinopel entfernt sei, und daß sie in Bündnis und Handelsverkehr mit dem byzantinischen Reiche stünden.

Er sah sich daher nach einem zuverlässigen Boten um, der sein Huldigungsschreiben an diesen König befördern und zugleich nähere Auskunft über ihn und sein Land überbringen sollte. Nach vielem Bemühen gelang es ihm, eine Verbindung anzuknüpfen. Eine Gesandtschaft von dem slavischen König Hunu (oder Duku) an der Niederdonau war in Cordova eingetroffen, bei der sich zwei Juden befanden. Die jüdischen Gesandten wußten auch manches von dem Chazarenreich zu erzählen und erboten sich Chasdaïs Schreiben zu besorgen, zunächst an die Juden in Ungarn, welche es weiter über Reußen und Bulgarien befördern würden. Das enge Zusammen-

halten der Juden machte es ihnen möglich Verbindungen anzuknüpfen, wie sie damals und später noch dem mächtigsten Staate nicht möglich waren. Chasdaï beeilte sich, den slavonischen Gesandten das Schreiben an den Chazarenkönig zu übergeben. Dieses Schreiben in schöner hebräischer Prosa mit Eingangsversen, welche akrostichisch seinen Namen andeuten, ist eine unschätzbare Urkunde für die Geschichte der Zeit und der Charakterisierung des Mannes. Ibn-Schaprut hat geschickt durch seine fromme Sehnsucht staatsmännischen Sinn und durch seine demutsvolle Haltung Selbstgefühl und Bewußtsein seines Wertes durchblicken lassen. Sogar eine gewisse selbstgefällige Eitelkeit ist dem Sendschreiben anzusehen. Chasdaï schrieb oder ließ in schöner hebräischer Prosa schreiben, er fühle sich eigentlich unwürdig, an den König das Wort zu richten, und sei in Verlegenheit, das rechte Wort zu finden. Er beschrieb, welch unendliche Mühe er sich gegeben, Auskunft über das Chazarenreich zu erlangen und einen zuverlässigen Boten zu finden. Er habe dieses nicht aus eitler Neugierde und Ehrsucht getan, sondern um zu erfahren, ob Israel auf einem Fleck der Erde frei von Oberherren sei. „Wüßte ich, daß dem so ist, so würde ich meine Ehren gering achten, meine Stellung aufgeben, meine Familie verlassen, würde wandern über Berg und Tal, zu Land und Wasser, bis ich mich vor meinem Könige vom Stamme Israel niederwerfen könnte, würde mich erfreuen an seiner Größe und seine Macht bewundern.“ Dann bittet das Sendschreiben um gründliche Auskunft über alles, und besonders von welchem der Zehnstämme die Chazaren ihren Ursprung haben, über ihre politische und kriegerische Haltung, namentlich ob er den Krieg auch am Sabbat führt, und ob die hebräische Sprache bei ihnen heimisch sei.

Chasdaïs Sendschreiben gelangte glücklich auf Umwegen in die Hand des Chagan Joseph, des elften jüdisch-chazarischen Fürsten seit Obadia. Der Chazarenstaat besaß damals (um 960) noch immer eine bedeutende Macht, obwohl er bereits einige Gebiete oder Vasallenländer eingebüßt hatte. Er erstreckte sich noch bis zum Jaik und Don über den Kaukasus hinweg bis an das östliche Gestade des Schwarzen Meeres und bis zum Dniepr. Die Residenz des Chagan Joseph befand sich auf einer Wolgainsel und hatte einen goldenen zeltartigen Palast mit einer goldenen Pforte.

Gegen die Russen, welche seit der Einwanderung der Waräger immer mächtiger wurden und stets ein Gelüste nach dem chazarischen Landstriche hatten, mußten die Chagane gerüstet sein. Sie waren daher genötigt, stehende Truppen zu unterhalten. Aber das altersschwache byzantinische Kaisertum mußte noch um dieselbe Zeit das Chazarenreich als Großmacht respektieren und den jüdischen Fürsten den Titel „edle und erlauchte Chagane“ zuerkennen.

Die chazarischen Chagane nahmen ein lebhaftes Interesse an ihren auswärtigen Glaubensgenossen. Chasdaïs Sendschreiben machte daher dem Chagan Joseph beim Empfange ebenso viele Freude, wie dem Absender die Gewißheit von der Existenz eines jüdischen Reiches. Joseph setzte oder ließ von einem jüdischen Gelehrten ein Antwortschreiben in hebräischer Sprache aufsetzen, um Chasdaïs teilnehmende Wißbegierde zu befriedigen und zugleich mit seinen Glaubensgenossen im fernen Westen in Verbindung zu treten. Der Chagan drückte seine Freude über den Empfang des Schreibens aus, benahm Chasdaï aber den Irrtum, als ob das Chazarenland von urisraelitischen Stämmen bewohnt sei. Die Chazaren seien vielmehr heidnischen Ursprungs. Der Chagan erzählte ferner ausführlich die Bekehrung seines Urahnen Bulan zum Judentume und nannte die jenem nachgefolgten Könige, welche sämtlich hebräische Namen führten.

Als Joseph dieses Schreiben ausfertigte, konnte er sich noch friedlicher Verhältnisse rühmen. Aber schon nach kurzem änderte sich die Lage der Dinge. Einer von Ruriks Nachkommen, der russische Großfürst Swiateslaw von Kiew, früher halb und halb Untertan von Chazarien, führte einen gewaltigen Stoß gegen dasselbe und eroberte die Grenzfestung Sarkel (965). Immer mehr engten die vorwärtsdringenden und zur Großmacht aufstrebenden Russen das Chazarenland ein. Die Chazaren flüchteten sich teils auf eine Insel des Kaspisees und teils nach der Krim, wo ihre Stammverwandten wohnten, die von der Zeit an den Namen Chazarenland führte. So schrumpfte das Chazarenreich auf ein geringes Maß ein; Joseph war der letzte mächtige Chazarenfürst.

Als Chasdaï dessen Sendschreiben empfing, war sein Gönner Abdul-Rahman nicht mehr am Leben; doch sein Sohn Alhakem, ein noch eifrigerer Beförderer der Wissenschaft und Poesie, hielt Chasdaï in Ehren, räumte ihm einen sehr hohen Rang als Staatsdiener ein und zog nicht weniger Nutzen als sein Vater von dessen überlegener Gewandtheit.

Angeregt durch das Beispiel der beiden Geistesstrebungen huldigenden Kalifen, unterstützte auch Chasdaï im jüdischen Kreise mit großer Freigebigkeit die Talente, und ihm gebührt der Ruhm, die Blüte der andalusisch-jüdischen Kultur zur Entfaltung gebracht zu haben. Er zog begabte Forscher und Dichter nach Cordova in seine Nähe, und diese belohnten ihn dadurch, daß sie seinen Namen durch ihre Lieder und ihm gewidmete Schriftwerke verewigten.

Unter den Forschern und Dichtern dieser Zeit ragten Menahem Ben-Saruk und Dunasch Ben-Labrat hervor. Beide haben die hebräische Sprache zum Gegenstande tiefer Forschung gemacht, sie vielfach bereichert und veredelt. Sie haben die Leistungen

ihrer Vorgänger, seitdem die hebräische Sprachforschung die Denker beschäftigt hat, namentlich die karäischen Grammatiker und selbst Saadia, weit überflügelt. Dunasch hat der heiligen Sprache einen Wohlklang entlockt und einen ebenmäßigen Bau gegeben, wie man ihn gar nicht an ihr ahnte. Er führte zuerst das Versmaß in die hebräische Poesie ein und verlieh ihr Gleichklang und symmetrische Abrundung. Dafür wurde er merkwürdigerweise von Saadia getadelt, als wenn er eine unerhörte Neuerung eingeführt hätte, weil dadurch der hebräischen Sprache Gewalt angetan würde. — Auch der Inhalt der neuhebräischen Poesie wurde durch die jüdisch-andalusischen Dichter ein anderer und reicherer. Bisher hatte die Dichtkunst nur einen synagogalen Charakter, sie war immer zerknirscht und büßermäßig und kannte kein frohes Lächeln. Selbst wenn sie sich zum Hymnus verstieg, legte sie den düsteren Ernst nicht ab. In Lehrgedichten und Streitschriften sank sie zur Reimerei herab. Ibn-Schaprut gab den Dichtern Gelegenheit, das Thema zu wechseln. Seine imposante Persönlichkeit, seine hohe Stellung, seine Taten und seine fürstliche Freigebigkeit wirkten begeisternd auf die Dichter, und indem sie ihn mit Schwung und Feuer feierten und verherrlichten, hauchten sie der scheinbar abgestorbenen hebräischen Sprache Verjüngung ein und machten sie fortbildungsfähig und wohllautend. Allerdings haben sich die jüdisch-andalusischen Dichter die arabische Poesie zum Muster genommen, sie leugneten es auch gar nicht, „daß Arab der Lehrmeister ward von Eber.“ Aber Dunasch und andere, die seine Kunstform bald nachahmten, folgten nicht sklavisch den arabischen Mustern, zwangen nicht der hebräischen Sprache ein ihr unangemessenes Versmaß auf, sondern lauschten ihr die Wohlklänge ab und ergründeten ihre ureigene Natur. Die Verse aus dem Beginne der Blütenzeit erhielten einen raschen, lebhaften, tänzelnden Schritt. Das Lieblingstema der neuhebräischen Poesie wurde das Lobgedicht und die Satire.

Dunasch Ben-Labrat aus Bagdad nach Fez ausgewandert, war eine feurige, rücksichtslose Persönlichkeit, die das Wort nicht auf die Goldwage legte, und er war zum literarischen Streite wie geschaffen. Er besaß tiefe Kenntnis der hebräischen Sprache und lehrte bereits im dreißigsten Lebensjahre vor einem Jüngerkreise. Er scheint bemittelt gewesen zu sein. Sein älterer Zeitgenosse Menahem Ben-Saruk aus Tortosa (geb. um 910, st. um 970) war von Hause aus in dürftigen Umständen; Chasdaïs Vater Isaak hatte sich seiner angenommen. Menahem setzte daher Isaaks Edelmut ein poetisches Denkmal in der Synagoge, welche derselbe hatte bauen lassen. Das Studium der hebräischen Sprache war seine Lieblingsbeschäftigung. Er benutzte dazu die Arbeiten seiner Vorgänger. Aber den edlen

hebräischen Stil lernte er nicht von ihnen, das war sein angeborenes Eigentum.

Als Chasdaï zu hoher Stellung gelangt war, berief er den Schützling seines Vaters nach Cordova mit schmeichelnden Worten und glänzenden Versprechungen. Dieser wurde sein Hofpoet, bezeugte ihm für seine Unterstützung warme Anhänglichkeit, pries ihn in allen Tonarten und „erschöpfte", wie er sich ausdrückte, „die Verskunst, um dessen Lob zu singen." Ibn-Schaprut erleichterte es ihm, die Erforschung der heiligen Sprache fortzusetzen, deren verschiedene Formen und Wortbedeutungen zu ermitteln. Infolgedessen arbeitete er ein vollständiges hebräisches Wörterbuch aus (um 955), gab darin auch einige grammatische Regeln und berichtigte seine Vorgänger vielfach. In einer Umgebung aufgewachsen, wo das eindringlich und harmonisch gesprochene Wort eine große Bedeutung hatte, stellte der Grammatiker von Tortosa die Sprache im allgemeinen sehr hoch und die heilige noch höher. Die Gesetzmäßigkeit und Feinheit dieser Sprache aufzudecken, war der Zweck seines Werkes.

Sein lexikographisches Werk wurde, weil hebräisch geschrieben, viel gelesen und benutzt, verbreitete sich nach Frankreich und Italien, verdrängte die saadianischen wie die karäischen Arbeiten und wurde eine Zeitlang der Wegweiser für Bibelforscher. Ben-Saruk hatte aber keine Freude an seiner Arbeit; sie wurde ihm verkümmert. Dunasch, welcher in seinem jugendlichen Übermute an Saadias grammatischen Forschungen Ausstellungen gemacht hatte, schonte Ben-Saruk noch weniger. Sobald ihm dessen Lexikon zu Gesicht kam, machte sich Dunasch darüber her und verfaßte gegen ihn eine kritisierende Schrift in witzelndem, spöttelndem Tone, mit vieler Gewandtheit zwar, aber in verletzender Art. Im Eingang tut Ben-Labrat, als wenn er den Angegriffenen beschwichtigen wollte: „Ich weise dich zurecht, mein Bruder, damit du mich lieben sollst. Ist es ja unsere Pflicht, einander zurechtzuweisen." Auf diesen milden Eingang folgten aber gleich derbe Ausfälle. Dunasch Rücksichtslosigkeit rührte vom Hochmute der Gelehrtenkaste her. Er glaubte, daß wer nicht im Orient Weisheit erlernt, unwissend sei. Er schätzte die jüdischen Forscher von Spanien als Unmündige und Unberufene gering. Darum hielt sich auch Dunasch nicht in den Grenzen einer wissenschaftlichen Fehde, sondern gab ihr eine größere Tragweite. Er widmete seine kritisierenden Ausstellungen gegen Menahem dem jüdischen Staatsmanne und streute ihm in den vorangeschickten Huldigungsversen so viel Weihrauch, daß seine Absicht, den jüdischen Mäcen zu gewinnen und Menahem in dessen Augen zu verkleinern, nicht zu verkennen war.

Dunasch' Schmeicheleien gegen den jüdischen Hofmann und seine

grobe Polemik gegen Menahem verfehlten des Eindrucks nicht. Die Schätzung, die Chasdaï für Ben-Saruk hatte, verringerte sich, als er wahrnahm, daß Dunasch ein besserer Poet und mindestens ebenbürtiger Sprachkenner sei. Als nun gar einige Ohrenbläser, die sich in die Gunst des jüdischen Großen setzen wollten, Menahem bei ihm verleumdeten — der Gegenstand der Verleumdung ist nicht bekannt — verwandelte sich Chasdaïs Gunst in Ungunst gegen seinen Schützling. Ohne ihn gehört zu haben, verurteilte er ihn. Der unglückliche Ben-Saruk wäre dadurch ganz verkommen, wenn sich nicht Chasdaïs Bruder seiner erbarmt und ihm Lebensunterhalt gewährt hätte.

Der Arme beeilte sich, seinem ehemaligen Gönner Anzeige von den durch seine Leute erlittenen Mißhandlungen zu machen und ihn um Abhilfe zu bitten. Aber Chasdaï, der ihn ohne Verhör verdammt hatte, blieb taub gegen dessen Klage und fügte noch Spott zum Unrecht hinzu. Er schrieb ihm eine lakonische Antwort: „Bist du schuldig, so habe ich dich durch Strafen zur Besserung geführt; bist du unschuldig, so habe ich dir durch unverdientes Leiden die ewige Seligkeit vergewissert." Chasdaïs Verfahren gegen Ben-Saruk ist ein Fleck in seinem Charakter. Menahem fand aber Rächer. Seine Jünger Jehuda Ibn-Daud, Isaak Ibn-G'ikatilla und Ben-Kafron nahmen sich ihres Meisters gegen Dunasch an, wehrten dessen Angriffe von ihm ab und behandelten ihn in wohlgesetzten hebräischen Versen mit demselben Versmaße, das er eingeführt hatte, mit gleicher Ungeschliffenheit. Sie widmeten ebenfalls Chasdaï die beleidigende Schutzschrift mit einer Satire gegen Ben-Labrat und mit einem Loblied auf diesen Staatsmann. Er scheint gerade von einem diplomatischen Siege, den er für den Kalifen Alhakem errungen hatte, heimgekehrt zu sein, daran knüpften die Menahemisten an und feierten seinen Triumph: „Dem Beschützer der Lehre, dem Fürsten in Juda, bringet Gruß, ihr Berge. Alle Welt jubelt über seine Rückkehr; denn so oft er abwesend ist, tritt Düster ein, die Übermütigen herrschen und fallen auch über Judas Söhne her. Der Herr hat ihm zum Fürsten eingesetzt und ihm die Gunst des Königs zugewendet, daß er ihn über alle Großen erhoben. Er besiegte mit Gottes Beistand die Christen; alles huldigt ihm dafür und hofft auf ihn wie lechzendes Gefilde auf Tau und Regen." Seiner Wahrheitsliebe wollen die Retter von Menahems Ehre die Streitsache empfehlen und ihn zum Schiedsrichter machen gegen Ben-Labrat, „der sich zum Meister der Erklärer aufgeworfen, der ins Wesenlose zielt, der die heilige Sprache durch fremde Maße entweiht und verderbt." Die Erforschung und Ergründung der hebräischen Sprache wurde seitdem in Spanien mit leidenschaftlich heißem Blute, mit galliger Satire betrieben. Die Jünger Menahems und Dunasch' schleuderten witzige

Spottlieder gegeneinander, welche wesentlich dazu beitrugen, die hebräische Sprache zu schleifen, sie gefügig, biegsam und reich zu machen.

Wie Chasdaï Ibn-Schaprut unmittelbar und mittelbar, bewußt und unbewußt, durch Aufmunterung und Belohnung Dichter und Pfleger der hebräischen Sprache weckte und bildete, so gründete er auch dem Talmudstudium eine Heimat in Spanien. Die jüdische Wissenschaft war in Europa noch nicht flügge genug, um selbständig den Aufschwung nehmen zu können; sie bedurfte eines Beschützers, der sie unter seinen Flügeln wärmte. Jener Mose Ben-Chanoch, welcher, für die suranische Hochschule zu sammeln ausgezogen, im Sklavengewande ausgelöst worden war, hatte ebenfalls an Chasdaï einen Gönner, und die beiden wissensfreundlichen Kalifen sahen gerne ein selbständiges talmudisches Lehrhaus in ihrem Staate erblühen, um ihre jüdischen Untertanen von dem Kalifat von Bagdad los zu-lösen. R'Mose konnte zu keiner günstigeren Zeit in Spanien eintreffen, um dem Talmud dort eine sichere Stätte zu gründen. Wie die spanischen Araber eifrig waren, das Kalifat von Bagdad zu verdunkeln und allen politischen und literarischen Glanz an sich zu ziehen, so lag es den spanischen Juden am Herzen, und namentlich denen der Hauptstadt, eine Art gaonäische Hochschule in ihrer Mitte zu besitzen. Sie machten daher mit dem eingewanderten Ben-Chanoch förmlichen Staat, umgaben ihn mit Glanz und erkannten ihn als Autorität an. Aus Spanien und Afrika strömten seitdem lernbegierige Jünglinge zu seinem Lehrhause. Es entstand ein Wetteifer, sich Talmudkenntnisse wie die tieferen Kenntnisse der heiligen Sprache anzueignen, um fortan die babylonischen Meister vollständig entbehren zu können. Chasdai ließ auf seine Kosten Talmudexemplare in Sura aufkaufen, wo sie durch das Eingehen der Hochschule unbenutzt lagen, um sie an die Jünger zu verteilen. Cordova wurde durch Mose das andalusische Sura. Obwohl er den bescheidenen Titel Richter oder Rabbiner führte, so übte er doch sämtliche Funktionen eines Gaon aus. Er ordinierte Rabbinen für die Gemeinden und legte das Gesetz aus, war die letzte Instanz für gerichtliche Entscheidungen und durfte den Bann über ungefügige Gemeindeglieder verhängen. Alle diese Funktionen gingen später dann auf die europäischen Rabbinen über.

So wurde Spanien nach vielen Seiten hin Mittelpunkt der Juden. Einige scheinbar zufällige Ereignisse haben den Grund dazu gelegt, und ihr erwachtes Selbstgefühl ließ sich diesen Vorzug nicht mehr entwenden. Der Wohlstand der Cordovaner Gemeinde ermöglichte es ihr, die andalusische Hauptstadt zum Brennpunkte wissenschaftlicher Bestrebungen zu machen. Cordova zählte an tausend wohlhabender Familien, die an Prachtliebe mit den Arabern wetteifern konnten. Sie kleideten sich in Seide, trugen kostbare Turbane und fuhren in

Prachtwagen. Sie ritten hoch zu Roß mit wallenden Federbüschen und eigneten sich ein ritterliches Wesen und eine Grandezza an, die sie vor den Juden anderer Länder vorteilhaft auszeichnete. Manche unter ihnen verdankten allerdings ihren Reichtum dem Sklavenhandel, indem sie Sklaven aus slavischen Ländern ankauften und sie den Kalifen überließen, die aus denselben nach und nach ihre Leibwache bildeten.

Nach Moses Tode (um 965) drohte eine Spaltung in der Cordovaner Gemeinde wegen der Nachfolge auszubrechen. Seinem Sohne Chanoch, der als Kind mit seinen Eltern die Gefangenschaft geteilt hatte, stand als Nebenbuhler gegenüber Joseph Ben-Isaak Ibn-Abitur, der R' Moses ausgezeichneter Jünger war, die arabische Literatur gut verstand, Dichterbegabung besaß und ein Eingeborener war. R'Chanoch hatte aber weiter nichts als Talmudkenntnisse und das Verdienst voraus, der Sohn dessen zu sein, der die hohe Verehrung genossen hatte. Es bildeten sich zwei Parteien, die eine war für den Einheimischen und den Vertreter der Bildung, die andere für Moses Sohn, den Vertreter des Talmuds. Indessen ehe der Streit eine ernste Wendung nahm, legte Chasdaï das Gewicht seiner Stimme in die Wagschale für R'Chanoch, und er wurde Rabbiner von Cordova und Autorität für die jüdisch-spanischen Gemeinden. Solange der jüdische Minister Alhakems lebte, blieb Chanochs Rabbinat unangefochten. Dieses Rabbinat und die gleichzeitig entstandenen Lehrstätten in Ägypten, Kairuan und Südfrankreich beschleunigten den Verfall des Gaonats im Morgenlande und lösten das einigende Band, welches die Gesamtheit mit diesem verknüpft hatte.

Wenn eine geschichtliche Schöpfung dem Untergange geweiht ist, so vermag auch der Kraftaufwand tatkräftiger Persönlichkeiten nicht, ihr das Leben zu erhalten, und gelänge es ihnen auch durch opferwillige Hingebung deren Todesstunde aufzuschieben, so führt sie doch nur ein Scheinleben. So erging es dem einst lebensvollen und den Mittelpunkt bildenden babylonischen Gaonat. Vergebens strengten sich zwei Männer an, welche durch Tugenden und Kenntnisse die pumbaditanische Hochschule nacheinander zierten, ihm neuen Glanz zu verleihen. Sie vermochten nur soviel, den Tod des Gaonats etwas über ein halbes Jahrhundert aufzuhalten, es zu erhalten und lebensfähig zu machen, vermochten sie nicht. Diese zwei Männer, Vater und Sohn, die letzten pumbaditanischen Schulhäupter von Bedeutung, waren R. Scherira und R. Haï, welche die Späteren „die Väter und Lehrer Israels“ nannten. — Scherira, Sohn des Gaon Chanina (geb. um 930, gest. 1000), stammte von Vater- und Mutterseite aus angesehenen Familien, von denen mehrere Glieder mit der Gaonenwürde bekleidet waren. Er rühmte sich selbst, daß sein Stamm-

baum bis auf die vorbostanische Exilarchenlinie hinaufreichte. Das Siegel der Scheriraschen Familie war ein Löwe, welcher das Wappen und Fahnenbild der judäischen Könige gewesen sein soll.

Scherira war ein Gaon von altem Gepräge, dem der Talmud am höchsten stand und der wissenschaftlichen Ideen durchaus abhold war. Obwohl des Arabischen so weit kundig, daß er die gutachtlichen Entscheidungen in dieser Sprache für Gemeinden moslemitischer Länder abfassen konnte, bediente er sich doch lieber des Hebräischen und Aramäischen und hatte wenig Sinn für die arabische Literatur. Seine schriftstellerische Tätigkeit beschränkte sich einzig auf den Talmud und was damit zusammenhing. Aber sein sittlicher Ernst macht seinen Mangel an höherer Bildung vergessen. Als Richter lag es ihm am Herzen, die Wahrheit ans Licht zu ziehen und das Urteil streng auf Rechtsbegriffe zu gründen. Als Schulhaupt war er unermüdlich, die Nahen und Fernen zu belehren. Aber Scherira hielt sich in seinen gutachtlichen Äußerungen mit strengster Gewissenhaftigkeit an den Talmud und tadelte einst einen Herrn deswegen, daß er seinem jungen Sklaven Unterricht in der Bibel erteilen und ihn, als er herangewachsen war, eine gültige Ehe mit einer Sklavin unter Beobachtung der Zeremonie eingehen ließ, weil dieses nach dem Ausspruche einiger talmudischer Lehrer verpönt sei.

Berühmt hat sich Scherira durch sein Sendschreiben gemacht, welches die Hauptquelle für die talmudische, nachtalmudische und gaonäische Geschichte geworden ist. Jakob Ben-Nissim (Ibn-Schahin), ein Jünger jenes nach Afrika verschlagenen Chuschiel, hatte eine Anfrage an ihn gerichtet, welche im Hintergrunde die Tatsache blicken läßt, daß das Karäertum auch in rabbinischem Kreise Zweifel an dem hohen Alter der Überlieferung der mündlichen oder talmudischen Lehre erweckt hatte. Gehen denn wirklich die traditionellen Gesetzesbestimmungen über das Zeitalter der Schule Hillels und Schammaïs hinaus? Wären sie uralt, so hätten sie doch auch von den Propheten beglaubigt sein müssen, daß sie vom Berge Sinai oder von Mose überliefert seien! Es war eine dornige Anfrage. Scherira hatte diese im Hintergrunde versteckte Anfrage unbeantwortet gelassen, konnte sie auch gar nicht beantworten. Aber auf die offene Frage über die Reihenfolge der talmudischen, nachtalmudischen und gaonäischen Autoritäten gab er eine lichtvolle Antwort.

Die von ihm aufgezeichnete Chronik ist der Wegweiser für eine lange Geschichtsreihe. Scherira bewährte sich in diesem geschichtlichen Gutachten als echter Chronikschreiber mit der ganzen Trockenheit, Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit eines solchen. Ihm verdankt die jüdische Geschichte die Kontinuität des Fadens von Abschluß der talmudischen Epoche bis auf seine Zeit. Ein historisches Kunstwerk zu

erzeugen, war nicht seine Sache, wie überhaupt nicht Sache des mittelalterlichen Geistes. Im Morgen- und Abendlande, unter Arabern, Spaniern, den germanischen Stämmen und Byzantinern war die Geschichtsschreibung zu einem dürren Skelett von Namen und Jahreszahlen vertrocknet, und Scherira behandelte sie nicht schlechter, als seine Zeitgenossen.

Trotz seiner unermüdlichen Tätigkeit als Schulhaupt konnte er den Verfall der pumbaditanischen Hochschule nicht aufhalten. Der Eifer für Talmudstudium und wissenschaftliches Streben war einmal in den babylonischen Ländern erkaltet. So arm war die Akademie an Männern, daß Scherira seinen begabten, frühreifen Sohn Haï im Alter von sechzehn Jahren zur zweiten Würde als Oberrichter ernennen durfte. Die Hochachtung vor dem Gaon war ebenfalls geschwunden. Einige böswillige Männer erhoben gegen Scherira eine Anklage, wahrscheinlich wegen strenger Handhabung des Richteramtes bei dem damaligen Kalifen Alkadir (um 997). Infolgedessen wurden Vater und Sohn gefänglich eingezogen und aller ihrer Güter beraubt, so daß ihnen nicht einmal die Mittel zur Fristung des Lebens geblieben waren. Auf Verwendung einer angesehenen Person wurden sie indessen in Freiheit gesetzt und durften wieder in ihrer Würde fungieren. Scherira legte sie bald darauf, wie es heißt, wegen hohen Alters, nieder, übertrug sie auf seinen Sohn Haï (998) und starb einige Jahre später. Dieser war nicht in der talmudischen Einseitigkeit seines Vaters befangen und teilte auch nicht dessen naive Gläubigkeit an die Mystik. Haï war ein entschiedener Gegner der Wundertuerei, deren sich Phantasten und Schlauköpfe bedienten, sich dabei auf den Talmud beriefen und wirre Köpfe berückten. Er pflegte auch die in Aufnahme gekommene hebräische Sprachforschung und Poesie und hinterließ Schriftliches darüber, das aber kaum die Mittelmäßigkeit erreicht. Haïs starke Seite war Eingedrungenheit in die Irrgänge des Talmuds, die vor ihm wie eine sonnenbeschienene Landschaft offen lagen. Sein heller Geist durchdrang jede Dunkelheit. Wegen dieser seiner Kenntnisse und seines sittlichen Charakters war er weit und breit beliebt und verehrt. Nichtsdestoweniger verkümmerte die von ihm gebildete Lehrstätte von Pumbadita, weil die neuentstandenen in Nordafrika und in Westeuropa sie entbehrlich gemacht hatten, und die in ihr gepflegte Lehrweise veraltet war. Sie litt an Altersschwäche. Sie genügte am allerwenigsten den Gemeinden diesseit und jenseit der Meerenge (Andalus und Maghreb), wo Frische und Jugendfeuer die schlummernden Kräfte weckten. Besonders in den jüdischen Gemeinden Andalusiens entstand ein wahrer Wetteifer für die verschiedensten Zweige des Wissens, eine Freudigkeit des Lehrens und Lernens, ein Drang zu schaffen und darzustellen. Die Saat, welche

Chasdaïs Gönnertum, das Talmudstudium des Babyloniers Mose und die poetischen und sprachwissenschaftlichen Erzeugnisse Ben-Saruks und Ben-Labrats ausgestreut hatten, ging herrlich auf und trug schöne Früchte. Vielseitiges Wissen galt unter den spanischen Juden, wie unter den andalusischen Moslemin als die schönste Zierde des Mannes und brachte Ehre und Reichtum. Nach Abdul-Rahmans des Großen Vorgang wurden jüdische Persönlichkeiten wegen ihrer Einsicht und Geschäftskenntnis mit Staatsämtern bekleidet und fungierten an mohammedanischen und christlichen Höfen Spaniens als Geschäftsträger und Minister. Diese Hochgestellten und Auserwählten nahmen sich Chasdaï zum Muster, Gelehrsamkeit und Poesie zu fördern und zu unterstützen, und ließen sich ihre höhere Stellung und ihre Reichtümer durch Freigebigkeit und Hochherzigkeit verzeihen. Das Wissen selbst war weder einseitig noch trocken, sondern erfüllte sich mit gesunden Säften und bestrebte sich frisch und genießbar zu bleiben. Die gebildeten Juden Andalusiens sprachen und schrieben die Landessprache ebenso rein und gewandt, wie ihre arabischen Mitbewohner, und diese sahen es gern, wenn sie jüdische Dichter in ihren Reihen zählen konnten. Die Talmudbeflissenen waren weder gegen Bibelkunde noch gegen Poesie gleichgültig, und wenn sie nicht selbst Dichter waren, so fanden sie doch Geschmack an den rhythmischen Erzeugnissen der neuhebräischen Dichtung. Die philosophisch Gebildeten setzten ebenfalls einen Stolz darein, im Talmud heimisch zu sein, und öfter waren die Rabbinen zugleich Lehrer der Philosophie.

Doch Wissen und Kunstsinn waren nicht bloß eine Zierde der spanischen Juden, sondern hoben und veredelten ihr ganzes Leben. Sie waren von jenem Hochsinn erfüllt, welche Gemeinheit und Niedrigkeit nicht an sie herankommen ließ. Die hervorragenden Männer, welche durch eine politische Stellung oder andere Verdienste an der Spitze der spanischen Gesamtjudenheit oder einzelner Gemeinden standen, waren meistens sittliche Charaktere, von den edelsten Gesinnungen und zartesten Gefühlen durchdrungen. Wenn sie die Ritterlichkeit mit den andalusischen Arabern teilten, so übertrafen sie dieselben an Ehrenhaftigkeit und Edelsinn, die sie immer noch bewahrten, als die Araber bereits entartet wurden. Gleich ihren Nachbarn hatten sie ein stolzes Selbstbewußtsein der eigenen Persönlichkeit, das sich in einer langen Namenreihe aussprach; aber dies Selbstgefühl ruhte auf tief sittlichem Grunde; sie hatten Ahnenstolz. Gewisse Familien, wie die Ibn-Esra, Alfachar, Ibn-Faljaǵ, Ibn-Giat, Benveniste, Ibn-Migasch, Abulafia und andere bildeten eine Adelsklasse. Aber sie suchten in dem Vorzug der Geburt keine Vorrechte, sondern sahen darin eine Verpflichtung, sich durch Kenntnisse und Edelsinn auszuzeichnen und ihrer Ahnen würdig zu

sein. Der Bildungsgrad, welchen die Kulturvölker der Neuzeit erst anstreben, das Durchdrungensein von Wissen, Gesinnung und Charakterfestigkeit, war unter den spanischen Juden in ihrer Blütezeit heimisch. Ihr religiöses Leben war durch die höhere Bildung verklärt. Sie liebten ihre Religion mit der Glut der Überzeugung und Begeisterung. Jede Satzung des Judentums, wie sie die Bibel vorschreibt und der Talmud einschärft, war ihnen im Durchschnitt heilig und unverbrüchlich; aber sie waren ebenso weit entfernt von dumpfer Stockgläubigkeit, wie von hirnloser Schwärmerei. Wie manche ihren tiefen Forschungstrieb bis hart an die Grenze des Unglaubens führten, so überschritt kaum einer der jüdisch-spanischen Denker diese Scheidelinie, noch fand die ausschweifende Mystik Eingang in ihre Herzen, wenigstens nicht während der Blütezeit. Kein Wunder, wenn die spanischen Juden von ihren Brüdern in den unkultivierten europäischen und außereuropäischen Ländern, in Frankreich, Deutschland und Italien als Wesen höherer Art bewundert wurden. Die außerspanischen Gemeinden räumten ihnen gern denselben Vorrang ein, wie früher denen in Judäa und Babylonien. Cordova, Lucena, Granada nahmen die Stelle von Tiberias, Sura und Pumbadita ein.

Der offizielle Vertreter des Judentums in Andalus war der schon genannte R. Chanoch (geb. um 940, gest. um 1014), der seines Vaters Stelle im Rabbinate einnahm. Ihm ebenbürtig an Talmudkenntnis, aber überlegen an anderweitigem Wissen, war, wie angegeben, sein Nebenbuhler Joseph Ben-Isaak Ibn-Abitur aus einer angesehenen andalusischen Familie. Der letztere war Verskünstler und verstand die arabische Sprache so gründlich, daß er imstande war, die Mischna ins Arabische zu übertragen. Der Kalif Alhakem hatte den Wunsch geäußert, eine Übersetzung des Grundbuchs für die jüdische Tradition zu besitzen und Ibn-Abitur erfüllte ihn zu dessen Zufriedenheit. Der gebildete und wissensfreundliche Kalife hatte dabei wohl nur den Zweck im Auge, seine bedeutende Büchersammlung, deren Verzeichnis allein vierundzwanzigtausend Bände ausmachte, um die den Juden so teure Mischna zu vermehren. Vertreter der Sprachwissenschaft und der hebräischen Poesie waren in der nachchasdäischen Zeit die Jünger Menahems und Dunasch', die einander mit Epigrammen in Prosa und Versen befehdeten, von denen Isaak Ibn-G'ikatilla die Dichtkunst pflegte, und Jehuda Ibn-Daud die hebräische Grammatik weiter förderte. Der letzte, welcher die lange arabische Namenreihe Abu-Zacharia Jachja Chajuǵ führte, hat zuerst der hebräischen Sprachforschung einen festen Grund gegeben und wird als der erste wissenschaftliche Grammatiker anerkannt.

Chajuǵ brachte nämlich eine vollständige Reform in der Behand-

lung der hebräischen Sprache hervor und lichtete das Chaos, in dem sich die Vorgänger nicht und selbst Saadia, Menahem, Dunasch und noch weniger die Karäer zurecht zu finden wußten. Er erkannte die einfachsten Wurzelkeime in den Wortstämmen des hebräischen Sprachschatzes, welche seinen Vorgängern verhüllt waren. Obwohl er Gegebenes behandelt hat, so kann er doch als Erfinder gelten und wird auch als solcher angesehen. Chajuǵ schrieb zunächst für seine Landsleute seine grammatischen Abhandlungen in arabischer Sprache. Daher blieben sie den außerspanischen Juden unbekannt, und diese, soweit sie sich mit Sprachforschung beschäftigten, verharrten bei Menahems und Dunasch' unvollkommenem Systeme.

Obwohl die Rabbinatswürde in Cordova lediglich ein Ehrenamt war und R. Chanoch, der damit betraut war, wiewohl unbemittelt, dafür keinen Gehalt von der Gemeinde bezog, so entstanden dennoch nach Ibn-Schapruts Tode Streitigkeiten darüber. Die Anhänger des Joseph Ibn-Abitur gaben sich viele Mühe, ihren Schützling zum Oberhaupte der Gemeinde zu erheben. Der größte Teil der Cordovaner Gemeinde hielt dagegen zu R. Chanoch. Der Streit darüber war so heftig, daß er auf friedlichem Wege nicht beigelegt werden konnte. Beide Parteien wendeten sich an den Kalifen. Angesehene Anhänger R. Chanochs, siebenhundert an der Zahl, begaben sich in Prachtgewändern zu Wagen mehrere Tage hintereinander nach Az-Zahara, Alhakems Residenz unweit Cordova, um die Gunst des Kalifen für den Rabbinen ihre Wahl zu erwirken. Die Gegenpartei ersetzte ihre geringe Zahl durch größeren Eifer. Alhakem entschied sich gerechter Weise für den Wunsch der Mehrheit der Gemeinde und bestätigte R. Chanoch im Amte. Ibn-Abitur wendete sich aber persönlich an den Kalifen in der Hoffnung, ihn wegen seiner Kenntnis der arabischen Literatur und des Dienstes, den er ihm durch seine Übersetzung der Mischna geleistet hatte, günstig für sich zu stimmen und dessen Bescheid rückgängig machen zu können. Er hatte sich aber getäuscht. Der Kalife entgegnete ihm: „Wenn meine Araber mich so verschmähten, wie dich die Cordovaner Gemeinde, so würde ich mein Reich verlassen. Ich kann dir nur den Rat geben, auszuwandern." Der Wunsch des Kalifen schien Ibn-Abitur Befehl zu sein, und er verließ darauf seine Heimat. Da er einsah, daß er in Spanien keine Annehmer finden würde, begab er sich zu Schiffe nach Afrika, durchwanderte einige Zeit Maghreb, das fatimidische Reich und wohl auch Ägypten, kam auch nach Babylonien zu den Gaon Haï, ohne irgendwo günstige Aufnahme zu finden. Der letztere, obwohl sein Lehrhaus durch die Nebenbuhlerschaft in Spanien an Ansehen und Einkünften geschmälert war, mochte Ibn-Abitur nicht einmal empfangen, weil er Zwietracht veranlaßt hatte.

Indessen trat doch plötzlich eine günstige Wendung für Ibn-Abitur ein. Einer seiner Hauptanhänger gelangte zu einer hohen Stellung und wandte seinen Einfluß zu dessen Gunsten an. Dieser Mann war der Seidenfabrikant Jakob Ibn-G'au, dessen plötzliches abwechselndes Steigen und Fallen deutlich das Willkürregiment des spanischen Kalifats nach dem Tode des letzten gerechten und gebildeten Kalifen Alhakem (976) bekundet. Der Kalifentitel ruhte zwar scheinbar auf seinem Sohne Hischam, einem schwächlichen Knaben, aber die Macht war in den Händen des Abuamriden Mohammed Almansur, des Schreckens der Christen in ihren nordspanischen Gebirgen und der Afrikaner in ihren Festungen. Unter diesem mohammedanischen Regenten erlangte Ibn-Abiturs Anhänger Jakob Ibn-G'au Ansehen und eine gewisse Macht über die jüdisch-spanischen Gemeinden. Der Ursprung seiner Stellung war außerordentlicher Art. Jakob Ibn-G'au und sein Bruder Joseph lieferten für den Hof kostbare Seidenstoffe und Kriegsfahnen mit kunstvoll eingewebten arabischen Sinnsprüchen und Verzierungen. Ihre Seidenwebereien wurden bewundert und gesucht. Da sie wegen ihres Geschäftes Berührung mit Almansur hatten, fanden sie einst im Hofe seines Palastes eine bedeutende Summe Geldes, welche einige Provinzialen bei erlittener Mißhandlung verloren hatten.

Die Brüder Ibn-G'au nahmen sich vor, die gefundene Geldsumme nicht für sich zu verwenden, sondern sie in Geschenken für den jungen Kalifen und Almansur anzulegen, um sich dieselben für ihre Parteisache geneigt zu machen und die Zurückberufung des verbannten Ibn-Abitur durchzusetzen. Ihr Vorhaben gelang ihnen auch. Almansur ernannte (um 985) den älteren Bruder Jakob zum Oberrichter über sämtliche jüdischen Gemeinden im Reiche des andalusischen Kalifats diesseit und jenseit der Meerenge. Er allein sollte das Recht haben, in den Gemeinden Richter und Rabbinen einzusetzen, die Abgaben für den Staat und die Gemeindebedürfnisse zu bestimmen und verteilen zu lassen. Auch äußerlichen Glanz verlieh ihm Almansur. Jakob Ibn-G'au hatte achtzehn Pagen zu seinem Ehrengeleite und fuhr in einem Staatswagen aus. Die Cordovaner Gemeinde erkannte ihn als Oberhaupt der Gemeinde an, huldigte ihm und übertrug ihm das Recht, die Würde auf seine Nachkommen zu vererben. Die Dichter verkündeten sein Lob.

Sobald Ibn-G'au zum Oberhaupt über die Juden des andalusischen Kalifats ernannt war, suchte er seinen Wunsch zu verwirklichen, um dessenwillen er sich um die Gunst des Hofes beworben hatte. Er ließ Chanoch anzeigen, daß er sich der rabbinischen Funktionen zu enthalten habe, und drohte ihm, falls er noch ferner fungieren würde, ihn auf ein Schiff ohne Steuer bringen zu lassen und

ihn dem Meere auszusetzen, d. h. ihn dahin wieder zu bringen, woher er gekommen. Dann traf Ibn-G'au Anstalten, seinen Liebling Ibn-Abitur zurückzurufen und mit der Rabbinatswürde zu bekleiden.

Aus Rücksicht für den bei Hofe angesehenen Ibn-G'au unterschrieben sämtliche Gemeindemitglieder, selbst seine ehemaligen Gegner, ein schmeichelhaftes Schreiben an Ibn-Abitur und luden ihn ein, das Ehrenamt in Cordova einzunehmen. Chanoch wurde abgesetzt. Als die Cordovaner Gemeinde und besonders seine Freunde schon Vorbereitungen zum würdigen Empfange des Ibn-Abitur trafen, lief ein Schreiben von demselben ein, das sie sehr enttäuschte. In harten Ausdrücken warf er ihnen ihr rücksichtsloses Verfahren gegen seinen Gegner vor. Er rühmte in edelmütiger Weise Chanoch über die Maßen, sagte, er habe auf seinen Wanderungen seinesgleichen an Tugendhaftigkeit und Frömmigkeit nicht gefunden, und riet der Cordovaner Gemeinde, ihn wieder in seine Funktionen einzusetzen.

Indessen konnte sich Ibn-G'au nicht in seiner Stellung behaupten. Almansur, sein Gönner, setzte ihn nicht bloß ab, sondern warf ihn in den Kerker. Der Grund seiner Verdammung war Redlichkeit und Uneigennützigkeit. Der Regent hatte geglaubt, daß der jüdische Fürst seine Macht über die Gemeinde des abendländischen Kalifats zu Gelderpressungen benutzen und ihm reiche Geschenke zuwenden werde; aber Ibn-G'au hatte die Gemeinde nicht belastet und konnte folglich Almansurs Geldgier nicht befriedigen. Dafür wurde er seiner Freiheit beraubt. Nachdem er ungefähr ein Jahr im Kerker zugebracht, befreite ihn der Kalife Hischam daraus und setzte ihn wieder in seine Würde ein. Mehrere Jahre fungierte Ibn-G'au in seiner oberrichterlichen Eigenschaft (bis um 900), während welcher Zeit Chanoch abgesetzt blieb. Als Ibn-G'au starb, beeilte sich einer von Chanochs Verwandten, ihm die Nachricht zu überbringen, und gedachte ihm damit eine große Freude zu bereiten. Aber dieser edle Rabbiner weinte bitterlich über den Tod seines Feindes und sagte: „Wer soll jetzt für die zahlreichen Armen Sorge tragen, welche der Verblichene so reichlich verpflegt hat? Ich vermag ihn nicht zu ersetzen, denn ich bin arm."

Wie Cordova der Mittelpunkt für die spanischen Gemeinden war, so war N a r b o n n e nach einer Seite hin tonangebend für die französische Judenheit. Auch hier bestand eine berühmte Lehrstätte, wahrscheinlich von einem aus der Suranischen Hochschule dahin verschlagenen Talmudkundigen gegründet. Dieses Lehrhaus zog ebenfalls Jünger an. Aber die Bedingungen fehlten, welche Narbonne zum Einigungspunkte für einen großen Kreis hätten machen können. Vor allem fehlte den französischen Juden die höhere Bildung, wie sie auch den Christen abging. Die Gunst, welche Ludwig der Fromme und sein

Hof ihnen zugewandt hatten, vererbte sich nicht auf seine Nachfolger. Außerdem waren in Frankreich Barone und Geistliche im Besitze der Macht. Die Könige waren nach allen Seiten beschränkt und konnten die Juden nicht vor Willkür schützen, selbst wenn sie den besten Willen dazu gehabt hätten und nicht von der Geistlichkeit zum Judenhasse aufgestachelt worden wären. Diese hatte allmählich auch dem Volke Ingrimm gegen sie eingeflößt, und dieses, roh verblendet und verdummt, ein Sklave des Aberglaubens, sah in den Söhnen Israels eine gottverfluchte Kaste, die keines Erbarmens würdig sei. Man traute den Juden allerlei böse Zaubermittel zu, die sie zum Nachteil der Christen ausübten. Als der König Hugo Capet, der sich von einem jüdischen Arzte behandeln ließ, an einer schweren Krankheit starb (996), glaubte das Volk nichts anderes, als daß er von Juden getötet worden sei, und die mönchischen Chronisten trugen diesen auf nichts begründeten Wahn als Faktum in ihre Annalen ein. Die französischen Juden besaßen zwar Äcker und Weinberge, aber sie entbehrten Sicherheit der Existenz, welche nur eine einheitliche, geordnete und starke Staatsverfassung und die Herrschaft der Gesetze zu gewähren vermögen. Der Bischof von Limoges ließ einen ganzen Monat hindurch den Juden dieser Gemeinde das Christentum predigen und ihnen Jesu Messianität aus dem alten Testament beweisen. Vergebens! Die Juden blieben im Sinne der Geistlichkeit verstockt, und nur drei oder vier empfingen die Taufe. Die übrigen wurden wegen ihrer ungläubigen Verstocktheit mit Weibern und Kindern aus der Stadt verwiesen, und einige von ihnen nahmen sich aus Verzweiflung das Leben.

Im französischen Süden, in der Provence und in Languedoc, wo die Königsmacht gar keine Bedeutung hatte, hing das Schicksal der Juden noch mehr von den Launen der Grafen und Vizegrafen ab. In einem Orte besaßen sie Ländereien und Salinen und wurden auch zum Amte der Landvogte befördert, in einem anderen mußten sie sich gefallen lassen, als Hörige behandelt zu werden.

In Deutschland erfuhren die Juden in dieser Zeit unter den sächsischen Kaisern zwar keine Bedrückung, aber auch keine Begünstigung. Das Lehnssystem, das sich im deutschen Kaisertum am erfolgreichsten ausgebildet hatte, hinderte sie Boden zu besitzen und wies sie auf den Handel an. Jude und Kaufmann galten in Deutschland als gleichbedeutend. Die Reichen machten Geldgeschäfte, und die weniger Bemittelten machten Anleihen, um die Kölner Messe zu besuchen, und zahlten bei ihrer Rückkehr ihren jüdischen Gläubigern einen verhältnismäßig niedrigen Zins. Die deutschen Kaiser übernahmen das von den ersten Karolingern eingeführte Regale einer bestimmten Abgabe vonden Juden. Als Otto der Große die neuerbaute Kirche von Magdeburg mit Subsistenzmitteln versehen wollte, schenkte

er ihr die Einnahmen von den Juden und andern Kaufleuten (965). Otto II. schenkte ebenfalls, wie der damalige Kurialstil lautete, „die Juden von Merseburg“ dem Bischofe dieser Stadt. Die deutschen Juden waren in dieser Lage, wenn auch im allgemeinen sittlicher, nüchterner und betriebsamer als die christliche Bevölkerung, doch nicht gebildeter als diese. Sie hatten nicht einmal eigene Talmudlehrer von Bedeutung und bezogen sie vom Auslande. Ihre erste talmudische Autorität war Rabbi Gerschom (geb. um 960, gest. 1028). Er und sein Bruder R. Machir haben talmudische Gelehrsamkeit von Narbonne nach dem Rhein verpflanzt und ihr eine Bedeutung gegeben, wie sie nicht einmal die gaonäischen Schulen kannten. Die Verehrung für R. Gerschom war so groß, daß man ihn „die Leuchte der Zerstreuten“ nannte, aber er gestand demütig, er verdankte sein Wissen seinem Lehrer aus der Narbonner Schule. Er legte seinen Jüngern den Talmud mit einer Klarheit und Faßlichkeit aus, wie schwerlich jemand vor ihm. Und in derselben Methode schrieb er auch Kommentarien zum Talmud. Bald wurde er als rabbinische Autorität von den deutschen, französischen und italienischen Gemeinden anerkannt; gutachtliche Anfragen wurden an ihn gerichtet, und er rivalisierte unbewußt mit dem letzten Gaon R. Haï, obwohl er sich ihm mit der Demut eines Schülers untergeordnet fühlte. Es war eine Fügung, daß selbst die aufrichtigsten Verehrer des Gaonats dessen Untergang herbeigeführt haben. R. Gerschoms hebräisch geschriebenen Talmudkommentarien machten die gaonäische Hochschule vollständig entbehrlich, drückten sie zu einer heiligen Reliquie herab und lösten auch die deutschen und nordfranzösischen Gemeinden von ihr los. Jeder Beflissene konnte sich nämlich jetzt vermittelst der Kommentarien selbständig in den Talmud vertiefen und brauchte sich nicht Bescheide von Babylonien zu holen. Außer diesem Gebiete war jedes andere für R. Gerschom verschlossen, selbst die Erforschung der hebräischen Sprache. Allenfalls hat er sich nebenher auch mit der trockenen Masora beschäftigt und sie, welche bis dahin nur in den Ländern unter mohammedanischer Herrschaft bekannt war, in Deutschland und Frankreich heimisch gemacht.

Berühmt wurde R. Gerschom mehr noch durch die Verordnungen, die er erließ, als durch seine Talmudkommenterien. Jene wirkten versittlichend auf die deutsche und französische Judenheit. Er verbot die Vielweiberei, die auch unter den europäischen Juden im Gebrauch war, und gestattete sie nur in äußersten Notfällen. Er verordnete ferner, daß zu einer Ehescheidung auch die Einwilligung der Ehefrau nötig sei, während nach tulmadischen Bestimmungen der Gatte ihr den Scheidebrief gegen ihren Willen zustellen darf. Er schärfte ferner das Briefgeheimnis streng ein, daß der Überbringer sich nicht

erlauben dürfe, einen Brief, wenn auch unversiegelt, zu lesen. Bei dem damaligen Verkehr, wo Reisende die Briefpost besorgten, war diese Verordnung von besonderer Wichtigkeit für die mannigfaltigen Lebensinteressen. Die Übertreter dieser Verordnungen sollten dem Banne verfallen. Obwohl diese und andere Bestimmungen ohne synodale Förmlichkeit getroffen wurden, und ihr Urheber keineswegs mit einem offiziellen Charakter bekleidet war, so wurden sie doch von den deutschen und französischen Gemeinden wie synhedriale Beschlüsse mit aller Gewissenhaftigkeit befolgt; so groß war R. Gerschoms Ansehen.

Gleichzeitig mit dieser Autorität der deutsch-französischen Gemeinden lebte in Mainz eine Persönlichkeit von großen Verdiensten, R. Simon Ben-Isaak Ben-Abun von einer französischen Familie stammend, talmudisch gelehrt, reich und außerordentlich wohltätig. Er wurde wegen seiner Opferbereitwilligkeit für das Wohl seiner Glaubensgenossen über seinen Tod hinaus gerühmt. Er hatte Gelegenheit, den Sturm zu beschwichtigen, der die deutschen Juden aufzureiben drohte.

Das elfte Jahrhundert begann nämlich mit der ersten Judenverfolgung in Deutschland. Sie ging aber nicht vom Volke aus, sondern von einem Fürsten, dem letzten Kaiser aus dem sächsischen Hause der Ottonen, dem edlen Heinrich II. Von Geistlichen geleitet, war dieser Kaiser so sehr der Kirchlichkeit ergeben, daß er in den Stand der Heiligen erhoben wurde. Was hat ihn so sehr gegen die Juden eingenommen? Möglich, daß die Bekehrung eines Geistlichen zum Judentum, welche den deutschen Chronikschreibern wichtig genug war, sie als ein unglückliches Ereignis in ihre Jahrbücher einzutragen, den Zorn des Kaisers gegen die Juden rege gemacht hat. Dieser Geistliche, mit Namen Wecelinus, war Kaplan eines Verwandten des Kaisers. Nach seinem Übertritt zum Judentum (1005) verfaßte dieser eine Schmähschrift gegen seinen ehemaligen Glauben und bediente sich darin Ausdrücke und Redewendungen, die von seinem Hasse gegen das Christentum und von der Ungeschliffenheit des Zeitgeschmackes Zeugnis ablegen. „Lies, o Dummkopf," so redet der abgefallene Kaplan die Christen an, „lies den Propheten Habakuk, in welchem Gott spricht: ‚Ich bin Gott und verändere mich nicht'. Wenn er sich nun nach eurem Glauben verändert und ein Weib beschattet haben soll, wo wäre da die Wahrheit? Was antwortest du darauf, du Tier!" Er nannte die Heiligen, welche die Kirche verehrt, geradezu Dämonen. Kaiser Heinrich war über den Abfall des Kaplans und seine giftige Schrift so sehr erzürnt, daß er einem seiner Hofgeistlichen, Heinrich, den Auftrag gab, eine Gegenschrift abzufassen, die nicht weniger grob und geschmacklos ist.

Einige Jahre später (1012) erließ Kaiser Heinrich einen Befehl, daß die Juden von Mainz die Stadt verlassen sollten. Simon Ben-Abun und Gerschom hauchten den Schmerz über die harte Verfolgung Heinrichs in Bußliedern aus.

In dieser ersten Judenverfolgung in Deutschland gingen manche, um ihr Leben oder ihre Habe zu retten, zum Christentum über, darunter auch R. Gerschoms eigener Sohn, was sein Herz betrübt, aber nicht lieblos gemacht hat. Als der Sohn später als Christ starb, beobachtete der unglückliche Vater die Trauerzeremonien um ihn, wie um einen Treugebliebenen. — Dem Eifer und den Geldsummen Ben-Abuns gelang es indes, der Verfolgung Einhalt zu tun und die Erlaubnis für die Gemeinde zu erwirken, sich wieder in Mainz niederzulassen. Auch die dem Taufzwange unterlegenen Juden durften wieder in den Schoß des Judentums zurückkehren; R. Gerschom schützte sie vor Beschimpfung, indem er den Bann über diejenigen verhängte, welche ihnen den augenblicklichen Abfall zum Vorwurfe machen sollten. Die dankbare Gemeinde widmete Simon Ben-Abun eine ewige Erinnerung, seinen Namen allsabbatlich in der Synagoge zu nennen. R. Gerschoms Name wurde ebenfalls von ihr verewigt, „daß er die Augen der zerstreuten durch seine Verordnungen erleuchtet hat." Das von R. Gerschom gegründete Lehrhaus in Mainz wurde eine Bildungsstätte für Talmudbeflissene und Rabbinen von Deutschland, Frankreich und Italien.

Zur selben Zeit brach im Morgenlande und Ägypten eine heftige Judenverfolgung aus, welche länger als die in Deutschland andauerte. Die deutschen Juden wurden gequält, weil sie nicht an Christus und die Heiligen, und die morgenländischen, weil sie nicht an Mohammed und den sündenfreien Imam, an den himmlischen Führer (Mahdi) glauben mochten. Diese Verfolgung ging von dem wahnwitzigen ägyptischen Kalifen Hakim aus, der, ein mohammedanischer Cajus Caligula, von sich glaubte, er sei die fleischgewordene göttliche Macht und der wirkliche Statthalter Gottes. Hakim verfolgte alle diejenigen, welche an seiner Göttlichkeit zu zweifeln sich unterfingen, Mohammedaner, Juden, Christen ohne Unterschied. Anfangs lautete Hakims Befehl, daß die Juden seines Reiches, welche sich nicht zum schiitischen Islam bekannten, an ihrem Halse die Abbildung eines Kalbes tragen sollten, zur Erinnerung an das goldene Kalb ihrer Vorfahren in der Wüste. Außerdem sollten sie sich durch ihr äußeres Erscheinen von den Gläubigen nach den Omarschen Beschränkungen unterscheiden. Die Übertreter sollten mit Verlust von Hab und Gut und mit Exil bestraft werden (1008). Gegen die Christen ging eine ähnliche Verordnung. Als Hakim hörte, daß die Juden seinen Befehl umgingen und goldene Kalbsbilder trugen, verfügte er, daß sie einen Holzblock von sechs Pfund

Schwere am Halse und Glöckchen an ihren Gewändern tragen sollten, um sich von ferne schon als Ungläubige anzukündigen (um 1010). Später ließ er Kirchen und Synagogen in seinem Reiche zerstören und verjagte Christen und Juden aus dem Lande (1014). Das fatimidische Reich hatte aber damals eine bedeutende Ausdehnung. Es umfaßte Ägypten, Nordafrika (Afrikija), Palästina und Syrien, und da Hakim auch im Kalifate von Bagdad Anhänger hatte, so blieben den Juden nur wenige Zufluchtsstätten offen. Manche nahmen daher zum Schein den Islam an, um bessere Zeiten abzuwarten. Die Verfolgung dauerte, bis die Mohammedaner selbst ihres wahnwitzigen Kalifen überdrüssig wurden und ihn erdrosselten (1020).

Zweites Kapitel.

Die Zeit der Ibn-Nagrela, Alfaßis und Ralcbis.

(1020 bis 1096.)

Die arabische Kultur von Osten nach dem äußersten Westen, von Damaskus nach Bagdad nach der pyrenäischen Halbinsel verpflanzt, hatte bereits die Mittagslinie überschritten. Mit dem Untergange des omejjanischen Kalifats in Cordova und mit der Zersplitterung desselben in kleine Königreiche (Emirate) neigte sie sich dem Untergange zu. Die jüdische Kultur dagegen, gleicherweise vom Osten hierher versetzt, begann in demselben Lande erst ihre zunehmende Bewegung von der Dämmerung zur Mittagshöhe. Ihr Aufgang war hell und sonnig. Während das Karäertum folgerichtig einem Versteinerungsprozeß verfiel, entwickelte sich das auf dem Talmud begründete rabbanitische Judentum immer mehr zum Selbstbewußtsein und zur Reife.

Das jüdische Andalusien konzentrierte sich in alle Seiten des religiös-wissenschaftlichen Lebens und wurde, nachdem das Gaonat vollständig erlosch, einziger Mittelpunkt des Judentums. Es traten in diesem halben Jahrhundert eine lange Reihe so bedeutender Persönlichkeiten auf, daß jede derselben für sich allein dem Zeitalter ihren Namen aufzudrücken vermocht hätte. Die Namen der Fürsten Samuel und Joseph Ibn-Nagrela, des Dichters Ibn-G'ebirol und des tiefen Bibelforschers Ibn-G'anach hatten einen Klang, der über den jüdischen Kreis hinaustönte, und die Zahl der Männer zweiten Ranges, deren Leistungen nicht unbedeutend waren, ist nicht klein. Diese Zeitepoche vom Beginne des elften bis zum Beginne des dreizehnten Jahrhunderts hat für die Judenheit klassische Bedeutung. Die Wirkung war nach allen Seiten hin schöpferisch und belebend. Die hebräische Sprachwissenschaft wurde zur Vollendung gebracht, die neue hebräische Poesie erreichte ihren Höhepunkt. Die Philosophie, bis dahin unter Arabern und Juden in

niedriger Sphäre gehalten, erhob sich zu einer Gedankenhöhe, von der uns die Welt in einem anderen Lichte erschien. An dem Höhen- und Breitenmesser der Kultur damaliger Zeit nahmen die rabbanitischen Juden den höchsten Grad ein, die Mohammedaner den zweiten und die Christenheit erst den dritten ein oder sie stand auf Nullgrad. Alles edle, erhabene und befreiende, das in der Entfaltung des menschlichen Geistes liegt, wurde in dieser Zeitepoche von jüdischen Denkern ans Licht gefördert.

Das jüdische Spanien übernahm die Erbschaft von Judäa und Babylonien und vermehrte sie vielfältig. Die pumbaditanische Hochschule bestand zwar noch fort, geleitet von ihrem letzten Vertreter Haï, welcher ihr Glanz hätte verleihen können. Neben und mit ihm wirkte der letzte Gaon von Sura, Samuel Ben-Chofni (gest. 1034), Haïs Schwiegervater, eine bedeutende Persönlichkeit, welche berufen schien, Saadia zu ersetzen, oder vielmehr ihn noch zu übertreffen und damit das Lehrhaus von Sura wieder zu erneuern, die Lebensdauer des Gaonats zu verlängern. Ben-Chofni war nämlich von einer Freiheit des Geistes, welche an einem Vertreter des Talmuds und noch dazu im elften Jahrhundert doppelt überrascht. An den auffallenden Wundererzählungen in der Bibel von der Unterredung der Schlange mit Eva, von Bileams Esel und von der Geistererscheinung des Propheten Samuel nahm er Anstoß und deutete sie als eine dichterische Einkleidung oder als eine Traumerscheinung. Wunder haben — nach seiner Denkweise — nur Berechtigung, um das wirkungsreiche Auftreten der Propheten zu beglaubigen. Zwecklos kann die Gottheit die Naturgesetze nicht aufgehoben haben. Aber seine freiere Geistesrichtung hinterließ im Morgenlande keine Spur. Mit dem Tode dieser beiden hervorragenden Männer, Haï und Ben-Chofni, schlug die letzte Stunde des Gaonats.

Das Kollegium wählte zwar nach Haïs Tode einen Nachfolger, welcher beide Würden, das Exilarchat und Gaonat, in sich vereinigen sollte, Hiskija, Urenkel des streitsüchtigen David Ben-Sakkai; aber nur damit gewissermaßen beide in einer Person zu Grabe getragen werden sollten. Hiskija konnte sich kaum zwei Jahre behaupten; er hatte boshafte Feinde, die ihn bei Hofe anklagten. Der Inhaber der politischen Gewalt im morgenländischen Kalifate, der Bujide G'elal Addaulah, der dem Schattenkalifen den Titel „König der Könige" und die Einnahmen von Christen und Juden abgetrotzt hatte, mochte die gerechte oder ungerechte Anklage gegen Hiskija benutzt haben, um sich zu bereichern. Der letzte Exilsfürst wurde in den Kerker geworfen, gefoltert, wahrscheinlich um seine Schätze anzugeben, aller Güter beraubt und zuletzt hingerichtet (1040). Das Gaonat starb unter der Folterqual von seiten des ohnmächtigen Kalifats. Babylonien hatte hier-

mit seine Rolle völlig ausgespielt und sank eine Zeitlang zur völligen Bedeutungslosigkeit herab. Hiskijas zwei Söhne, auf die ebenfalls gefahndet wurde, entflohen, irrten lange umher und fanden Rast in Spanien, wo sie als die letzten Sprößlinge des königlichen davidischen Hauses geehrt wurden und sich unter dem Namen Ibn-Daudi der friedlichen Beschäftigung mit den Musen hingaben.

Als wenn Andalusien ein jüdischer Staat wäre, suchten, wie die flüchtigen Söhne des letzten Exilarchen, so auch die Söhne des letzten Chazarischen Königs oder Chagans, von den Russen auch aus der Krimhalbinsel verdrängt, hier Zuflucht und Ruhe.

An der Spitze der spanischen Gemeinden stand nach dem Tode Chasdaïs Ibn-Schaprut und Jakob Ibn-G'aus, ein Mann, der durch Weisheit, Tugend und Stellung den Vorrang verdiente, Samuel Ibn-Nagrela, der erste in der Reihe der nachgaonäischen Lehrautoritäten (geb. 993, gest. 1055). Er vereinigte in seiner Person allein die verschiedenen Seiten des Triumvirats, welches den Vorrang des jüdischen Spaniens begründet hat. Er war zugleich Ibn-Schaprut, der wissensfördernde Fürst, Dunasch Ben-Labrat, der Dichter und Sprachkundige, und Mose Ben-Chanoch, der tiefe Talmudkundige. In den Talmud hatte ihn des letzteren Sohn eingeführt, und in die Feinheiten der hebräischen Sprache hatte ihn Jehuda Chajuǵ, der Begründer der wissenschaftlich-hebräischen Sprachkunde, eingeweiht. Für die Aneignung anderer Wissensfächer, namentlich der Gewandtheit in der arabischen Sprache, bot ihm die andalusische Hauptstadt Gelegenheit genug.

Als zwanzigjähriger Jüngling mußte Ibn-Nagrela mit vielen anderen wegen eines erbitterten Bürgerkrieges Cordova verlassen. Der Ehrgeiz der Statthalter (Emire) hatten den von den omejjadischen Kalifen geschaffenen Organismus des andalusisch-mohammedanischen Reiches in kleine Gebietsteile zerstückelt. Es entstand dadurch eine Kleinstaaterei wie in Italien und Deutschland. Der berberische Häuptling Suleiman im Kampfe mit den Arabern und der sklavonischen Leibwache der Kalifen hatte die Prachtgebäude der Hauptstadt zerstören lassen und die reichsten Familien an den Bettelstab gebracht (1013). Die von dem Gebiete Cordova losgetrennten Teile bildeten eigene kleine Staaten mit arabischen, berberischen, oder sklavonischen Fürsten an der Spitze. Ein Stamm der Berber, die Sinhaǵa, gründete unter einem Häuptling Maksen das Königreich Granada (1020), wo eine zahlreiche jüdische Bevölkerung ansässig war; Malaga gehörte ebenfalls dazu. Die angesehensten jüdischen Familien waren bei den Drangsalen in Cordova nach Granada, Toledo und bis nach dem entfernten Saragossa ausgewandert. Ibn-Nagrela hatte sich in der Hafenstadt Malaga niedergelassen. Er lebte von einem kleinen

Kram und betrieb neben dem Talmud Sprachstudien. Er verstand nächst Hebräisch, Arabisch, Chaldäisch auch noch vier andere Sprachen. Seiner Sprachkenntnis und Kalligraphie verdankte er eine so hohe Stellung, wie sie kein Jude bis dahin seit dem Untergange des jüdischen Staates inne hatte.

In Malaga hatte der Wesir des zweiten granadischen Königs Habus, mit Namen Abulkasim Ibn-Alarif, einen Palast neben Samuels Kramladen. Diese Nachbarschaft brachte dem kümmerlich lebenden jungen Gelehrten Glück, enthob ihn den beengenden Nahrungssorgen und stellte ihn auf eine Höhe, der seine Größe gewachsen war. Eine vertraute Sklavin des Wesirs, welche ihrem Herrn Bericht zu erstatten hatte, ließ sich nämlich die Briefe regelmäßig von ihrem Nachbarn, dem jüdischen Krämer, schreiben. Die Briefe verrieten aber so viel sprachliche und kalligraphische Gewandtheit, daß der Wesir Ibn-Alarif begierig war, den Schreiber kennen zu lernen. Als er ihn kenntnisreich fand, bewog er ihn in seinen Dienst als Geheimschreiber zu treten (um 1025). Bald gewahrte Habus' Wesir, daß Ibn-Nagrela ebenso tiefe politische Einsicht besaß, wie geschmackvollen arabischen Stil und zog ihn bei wichtigen Staatsangelegenheiten zu Rate. Da nun Samuels Ratschläge sich durch glückliche Erfolge als treffend bewährten, so unternahm der arabische Staatsminister nichts ohne dessen Zustimmung. Samuel sollte bald höher steigen.

Ibn-Alarif war erkrankt, und der König Habus war in Verzweiflung, was er ohne ihn in den verwickelten Verhältnissen, in denen er zu den Nachbarstaaten stand, anfangen sollte. Der sterbende Wesir verwies ihn auf seinen jüdischen Geheimschreiber und empfahl ihn dringend zu seinem Ratgeber. Der granadische König, der als Berber weniger Vorurteile gegen Juden hatte, als die arabischen Muselmänner, nahm keinen Anstand, Samuel Ibn-Nagrela mit der höchsten Würde als seinen Staatsminister (Katib) zu bekleiden und ihm die Leitung der diplomatischen Angelegenheiten anzuvertrauen (1027). Der Krämer von Malaga wohnte seitdem im königlichen Palaste, und der Talmudjünger R. Chanochs hatte eine gewichtige Stimme in der Politik der pyrenäischen Halbinsel. Denn ein mohammedanischer König, der sich einen Wesir wählte, herrschte wohl und hatte despotische Launen, aber regierte nicht. Das war Sache seines Hauptministers, der ihm dafür mit seinem Kopfe verantwortlich war. Habus hatte seine Wahl nicht zu bereuen. Sein Königreich gedieh unter der Hand des einsichtsvollen und tätigen jüdischen Staatsmannes. Die Launen des berberischen Königs wußte Samuel zu beschäftigen und ihn für sich einzunehmen. Er verfaßte auf ihn ein Lobgedicht in sieben Sprachen, und nichts war einem mohammedanischen Herrscher schmeichel-

haster als sich in kunstreichen Versen verherrlicht zu sehen. Bei der moslemitischen Bevölkerung machte er sich durch sein bescheidenes Auftreten beliebt. Gewandt, klug, immer Herr seiner selbst, war Ibn-Nagrela stets von ausgesuchtester Höflichkeit, verstand die Umstände zu benutzen und besaß die Gabe, seine Gegner zu entwaffnen. Ungeachtet seines lebhaften Geistes sprach er wenig, dachte dafür aber viel. Seine Weisheit und Frömmigkeit bewahrten ihn vor jenem Hochmut, der Emporkömmlingen eigen ist und sie verhaßt macht. Daher konnte sich Samuel fast drei Jahrzehnte in seiner hohen Stellung als Regent des Königreichs Granada behaupten. Er hatte allerdings auch Feinde, bittere Feinde. Fanatische Mohammedaner sahen in der Erhebung eines „Ungläubigen“ zu einem so hohem Range, der ihm die vollziehende Regierungsgewalt in die Hände gab, eine Verhöhnung ihrer Religion. Es erregte ihren Unwillen, daß die zahlreiche jüdische Bevölkerung des Königreichs Granada das Haupt erhob und sich dem Moslemin ebenbürtig geberdete. Aber das Glück lächelte diesem jüdischen Weisen. Seine Feinde, die an seinem Sturz arbeiteten, konnten ihm nicht den geringsten Schaden zufügen.

Als der König Habus gestorben war (1037), entstanden in Granada zwei Parteien, die sich um zwei Prinzen scharten. Die meisten berberischen Großen und auch einige einflußreiche Juden, Joseph Ibn-Migasch, Isaak Ben-Leon und Nehemia Aschkafa, waren für den jüngern Sohn Balkin. Eine kleinere Partei und darunter auch Samuel wünschten den älteren Sohn namens Badis zum Nachfolger. Schon war die zahlreichere Partei nahe daran, Balkin zu huldigen, als dieser selbst zugunsten seines älteren Bruders abdankte. Badis wurde König, und Samuel behielt nicht nur seine bisherige Stellung, sondern war der Tat nach König von Granada, da sich der den Lüsten ergebene Badis sehr wenig um Regierungsgeschäfte kümmerte. Balkins Anhänger mußten Granada verlassen, darunter auch die drei eben genannten jüdischen. Sie wanderten nach Sevilla aus und wurden freundlich von dem dortigen Könige, dem Abbadiden Mohammed Algáfer, aufgenommen, der ein Gegner des Königs von Granada war. Einer der drei Flüchtigen, Joseph Ibn-Migasch, von dem König von Sevilla zu einem hohen Posten erhoben, wurde der Ahn eines bedeutenden Mannes.

Das Glück oder Gottes Beistand wendete von Ibn-Nagrela eine höchst drohende Gefahr ab, die über seinem Haupte und dem der Gemeinden des Fürstentums Granada schwebte. Um sich gegen die feindliche arabische Bevölkerung und deren Häupter in Sevilla und Cordova zu halten, mußte sich der berberische Fürst mit dem sklavonischen Fürsten Zohair verbinden, welcher sich des Gebietes von

Almeria am Meere bemächtigt hatte. Dieses Bündnis sollte nach Habus' Tod mit seinem Nachfolger Badis erneuert werden. Zohairs Minister Ibn-Abbas, ein hochmütiger und fanatischer Mohammedaner, suchte es aber zu vereiteln, so lange der jüdische Minister Samuel Badis' Ratgeber bliebe. Ibn-Abbas und sein Gesinnungsgenosse Ibn-Bekanna, Statthalter von Malaga, arbeiteten gemeinschaftlich auf Samuels Sturz hin, zuerst mit Verleumdung bei Badis, und als diese fehlschlugen, mit Herausforderung. Zohair traf plötzlich mit seinem Minister und zahlreichem Gefolge in Granada ein und stellte freche, harte Bedingungen für die Erneuerung des Bündnisses und in erster Reihe Samuels Entfernung vom Amte. Wäre Badis darauf eingegangen, so wäre es um Samuels Leben geschehen gewesen, und auch seine Stammesgenossen wären in Mitleidenschaft gezogen worden. Aber gerade die übermütige Frechheit, mit der Ibn-Abbas diese Forderung ertrotzen wollte, erbitterte den Fürsten und die berberische Kriegspartei gegen ihn und seinen Herrn. Als diese mit ihrem Gefolge von Granada abzogen, lauerten ihnen berberische Scharen an den Engpässen auf und brachen die Brücke bei Alpuente ab, welche nach Almeria führte. Diese Kriegslist gelang. Zohairs Truppen wurden zum Teil aufgerieben, zum Teil in die Flucht gejagt, zum Teil gingen sie zum Feinde über. Ibn-Abbas wurde gefangen, nach Granada gebracht, in den Kerker geworfen und nach mehrwöchentlicher Kerkerhaft erstochen, gerade an dem Tage des letzten Hüttenfestes, an dem Freudentage. Samuel Ibn-Nagrela mit der jüdischen Gemeinde zu Granada jubelte und dankte Gott für diese unerwartete Rettung. Er dichtete ein schwungvolles Danklied auf dieses Ereignis und wollte den Tag der Errettung zum ewigen Andenken gefeiert wissen, gleich der Purimfeier. Er stieg nach diesem Vorfall noch mehr in Gunst bei Badis.

Dieser, wie sein Vater hatten dem jüdischen Wesir eine Machtbefugnis über die jüdischen Gemeinden ihres Gebietes eingeräumt, wie sie früher Ibn-Schaprut und Ibn-G'au besessen hatten. Er führte daher den Titel „Oberhaupt“ (Nagid). Der Minister war aber zugleich Rabbiner, stand einem Lehrhause in Granada vor, hielt Vorträge für Jünger über den Talmud, erließ gutachtliche Bescheide auf religiös-rituelle und zivilrechtliche Anfragen an ihn, kurz er fungierte vollständig wie ein Rabbiner jener Zeit. Mit derselben Feder, mit der er Regierungserlasse ausfertigte, schrieb er Abhandlungen und Kommentarien über den Talmud und einen Leitfaden mit methodischer Anlage zur Einleitung in das talmudische Labyrinth. Ibn-Nagrela war auch neuhebräischer Dichter und verstand Reim und Versmaß zu handhaben. Er dichtete einen „neuen Psalter“, ein neues „Spruchbuch“ und einen neuen „Prediger“ nach alten

Mustern, auch Lobgedichte und Epigramme. Aber seine Verse sind ohne Schwung, schwerfällig und dunkel.

Ein Mann von so lauterem Seelenadel und tiefem Sinn für Weisheit und Religion verbreitete selbstverständlich Segen, förderte Wissenschaft und Poesie und unterstützte Pflege des Geistes mit fürstlicher Freigebigkeit. Samuel stand mit den bedeutenden Männern seiner Zeit in Irak, Syrien, Ägypten und Afrika in brieflicher Verbindung, namentlich mit dem letzten großen Gaon R. Haï und mit R. Nissim in Kairuan, spendete ihnen von seinen Reichtümern, ließ Bücher kopieren und verschenkte sie an arme Studierende, munterte schlummernde Talente auf und war der Schutzgeist seiner Stammgenossen in der Nähe und Ferne. Mit Recht schilderte ihn ein Schriftsteller der nachfolgenden Generation mit den Worten: „Zu Samuels Zeit erhob sich das Reich der Wissenschaft aus seiner Niedrigkeit, und die Gestirne der Erkenntnis glänzten wieder. Gott hat ihm einen hohen Geist verliehen, der die Sphären erreichte und den Himmel berührte, auf daß er die Wissenschaft und ihre Pfleger liebe und die Religion und ihre Träger verherrliche."

Ein arabischer Dichter pries Ismael (wie die Mohammedaner ihn nannten) und seinen Edelmut:

„Statt ... den schwarzen Stein in Mekka zu küssen
„Würden die Menschen,
„Wüßten sie Wahrheit von Wahn zu scheiden,
„Dir, o Ismael, die Hände küssen.
„In deinem Hause bekenne ich mich offen zum Gotte,
„So den Sabbat eingesetzt,
„Unter meinem Volke bekenne ich ihn heimlich."

Die Stellung der Juden in dem Königreiche Granada, dessen Zügel ihr Glaubensgenosse leitete, war gehoben. Sie hatten Anteil an den Staatsämtern und dienten auch im Heere. In keinem Lande der Welt genossen sie damals eine so durchgreifende Gleichstellung, wie in diesem ziridischen Staate.

Neben Talmud und Poesie verlegte sich Ibn-Nagrela auch auf die Erforschung des Baues und der Formen der heiligen Sprache; er war aber darin nicht über die Regeln seines Lehrers Chajuǵ hinausgekommen und war unempfänglich für neue Erforschungen und Leistungen. Es war eine schwache Seite an ihm, daß er einem hochbedeutenden Forscher auf diesem Gebiete die Anerkennung versagte und ihn mit einer gewissen Bitterkeit bekämpfte. Merkwürdig genug war er imstande bei seiner Beschäftigung mit der Staatsverwaltung zweiundzwanzig Schriften über die hebräische Sprachkunde zu verfassen. Die meisten waren wohl nur gelegentliche Streitschriften, die

er eben gegen den größten hebräischen Sprachforscher Ibn-G'anach geschleudert hatte. Dieser, der tiefste Kenner der biblischen Sprache, war nicht minder eine Zierde der spanischen Judenheit als der Wesir Ibn-Nagrela.

Jona Marinus (mit dem arabischen Namen Abulvalid Merwan Ibn-G'anach, geb um 995, gest. um 1050) verdankte seine Heranbildung ebenfalls Cordova, als der Enthusiasmus für Kenntnisse und die schwärmerische Liebe für die heilige Sprache die Herzen entzündet hatten. Die Arzneikunde erlernte er wohl an der Hochschule zu Cordova, die der Kalife Alhakem ins Leben gerufen hatte. Ibn-G'anach lebte ganz in der Erforschung der heiligen Schrift und erlangte darin eine Meisterschaft, die bis auf den heutigen Tag noch nicht übertroffen ist. Vieles hat die Nachwelt von Ibn-G'anach gelernt, aber noch viel mehr können die hebräischen Sprachforscher und Bibelkundigen von ihm lernen. — Auch er mußte, wie sein Gegner Ibn-Nagrela, Cordova wegen der Zerrüttung unter dem Berberhäuptling Sulaiman (1013) verlassen und ließ sich in Sarragossa nieder. Hier im spanischen Norden, wo eine ganz andere Luft wehte, war die Naivetät der Unkultur heimisch. Die Juden Saragossas oder der größte Teil von ihnen, waren noch in dem Vorurteil befangen, daß das Judentum, das rabbinische Judentum, durch Forschung und namentlich durch grammatische Untersuchungen gefährdet werden könnte. Aber diese Ketzerriecherei hinderte Ibn-G'anach nicht, sich immer tiefer in den Bau der hebräischen Sprache und in die Erforschung des einfach-erhabenen Bibelwortes zu versenken.

Im Gefühle des herannahenden Alters, das er mit Plato die Mutter der Vergeßlichkeit nannte, arbeitete er sein Hauptwerk aus, worin er die Summe seiner Forschungen und den ganzen Reichtum seines inneren Lebens niederlegte. Ibn-G'anach war nicht bloß der Schöpfer der hebräischen Syntax, sondern hat sie auch der Vollendung nah gebracht. Aber noch bedeutender als seine grammatischen Gesichtspunkte sind die lichtvollen Grundsätze, wie die Bibel ausgelegt und wie sie verstanden sein soll. Keiner vor ihm und nur wenige nach ihm bis auf den heutigen Tag haben die Kunstwerke der heiligen Literatur in allen ihren Feinheiten so tief verstanden und so treffend zu beleuchten gewußt wie Ibn-G'anach. Von der Höhe, zu der er die Bibelforschung erhoben, erscheinen alle vorangegangenen Leistungen, von dem ersten karäischen Bibelforscher bis auf Saadia, Menahem, Dunasch und Chajug nur als Schülerarbeiten. Erst Jona Ibn-G'anach erhob die Bibelforschung zu einer selbständigen Wissenschaft, die ihren Zweck in sich selbst hat. Er wollte der heiligen Schrift zur Offenbarung ihres eigenen göttlichen Inhaltes verhelfen. Der verschrobenen Auslegungsweise, welche die heilige Schrift die Sprache

der Kinder und Gedankenlosen reden läßt, setzte er die einfache, tief in den Sinn eindringende Erklärungsweise entgegen, welche den Geist der heiligen Verfasser umso erhabener erscheinen läßt.

Ibn-G'anach war kühn genug, manches Unverständliche, Rätselhafte und scheinbar Ungereimte darin auf Rechnung eine Laut- und Wortveränderung zu setzen. Über zweihundert dunkle Stellen erklärte er ganz einfach und sinngemäß durch die Annahme, daß dem betreffenden Schriftsteller ein ungehöriges Wort für ein passendes entfahren sei, wie es beim Niederschreiben passieren kann. Durch die Angabe des rechten Wortes stellte Ibn-G'anach den richtigen Sinn in vielen Versen wieder her, welche bis dahin kindisch gedeutet worden waren. Es war der erste verständige Bibelkritiker. Obwohl er von der Göttlichkeit der heiligen Schrift durchdrungen war, stellte er nicht ihre Redeweise so hoch, daß sie baren Unsinn aussagen dürfe, sondern nahm an, daß sie, wenn auch des göttlichen Geistes voll, sobald sie an Menschen gerichtet ist, den Regeln menschlicher Ausdrucksweise unterliege. Ibn-G'anach war ein nüchterner Denker und Feind jeder schwärmerischen, exzentrischen Richtung. Darum blieb ihm auch die Poesie fern; er gesteht ein, daß ihm im reifen Alter kein Vers gelingen wollte, obwohl er sich Mühe damit gegeben. Er war der Gegenfüßler der dritten Größe im Triumvirate dieses Zeitabschnittes, des Ibn-G'ebirol, mit dem er, obwohl in einer und derselben Stadt lebend, nicht im besten Einvernehmen gestanden zu haben scheint.

Eine reichbegabte Persönlichkeit, eine ideale Erscheinung, ein lieblicher Dichter und zugleich tiefsinniger Denker war eben Salomon Ben-Jehuda Ibn-G'ebirol (oder wie sein Name nach arabischer Umlautung klang, Abu Ajub Sulaimon Ibn-Jachja (geb. um 1021, gest. um 1050). Jeder Zoll an ihm war Sang und Gedanke, und alles was nicht mit der Poesie und Philosophie im Zusammenhang steht, erschien ihm kleinlich und nichtig. „Fliehend die irdischen Dinge, weihte Ibn-G'ebirol seine Seele, welche sich von der Befleckung niedriger Wünsche erhalten hatte, dem höchsten Ziele." Sein Vater Jehuda, der in Cordova gewohnt, scheint während der Kriegsunruhen zugleich mit Samuel Ibn-Nagrela nach Malaga ausgewandert zu sein. In diesem Orte wurde das dichterische und philosophische Genie des Jahrhunderts geboren und erzogen, an dem sich viele Herzen erwärmt und viele Geister erleuchtet haben.

Ibn-G'ebirol hatte seine Eltern früh verloren und hatte nicht einmal einen Bruder, in dessen Brust er sein weiches Gemüt hätte ausschütten können. Er klagte daher über seine tiefe Verwaistheit mit Worten, die den Leser zum Mitgefühl hinreißen.

„Ich bin das Kind mit dem Herzen eines Achtzigers.
Mein Leib wandelt auf Erden, mein Geist schwebt auf Wolken."

Sein weichgestimmtes, poetisches, zur Schwärmerei geneigtes Gemüt wurde infolge dieser Verlassenheit noch mehr verdüstert. Der Knabe kannte nicht den Frohsinn der Jugend, und über die Züge des Jünglings streifte niemals der Sonnenstrahl des Lächelns.

Er zog sich, von der Außenwelt abgestoßen, in sich selbst zurück und vertiefte sich in sein reiches Innere, das voller Sang und Ideen war. Die Poesie und der philosophisch durchleuchtete Glaube waren die beiden Engel, die ihre Fittiche schützend über ihn ausbreiteten und ihn vor Verzweiflung bewahrten. Aber sie vermochten nicht ihm Freude in das Herz zu gießen. Noch an der Grenze des Knabenalters dichtete Ibn-G'ebirol in neuen Kunstformen mit großer Vollendung. Aus seinem sechzehnten Lebensjahre stammt ein Gedicht, das voller Trauer ist:

„Sehe ich lachen, weint mein Herz,
„Weil das Leben mir verkümmert ist,
„O Freund! Soll ein Sechzehnjähriger stets nur klagen,
„Der sich seiner Jugend freuen sollte, gleich einer Lilie im Tau!"

In dem Alter, in welchem die meisten Menschen noch tändeln, war Ibn-G'ebirol bereits ein vollendeter Dichter. Man sieht es seinen Gedichten an, daß er nicht nach Wort und Reim, nicht nach Gedanken und Bild zu suchen brauchte, sondern daß ihm alles in Fülle zuströmte. Dabei weiß er Maß zu halten, um die Linie, welche das Schöne vom Übertriebenen scheidet, nicht zu überschreiten. Die greise hebräische Sprache verjüngte sich an dem glutvollen Herzen dieses Jünglings und wurde die treue Dolmetscherin seiner Gedanken und Gefühle. Er machte sie biegsam, glättete und veredelte sie, und sie schmiegte sich ihm wie einem Lieblinge an. Das hebräische Versmaß erweiterte dieser junge Dichter vielfach und veredelte es.

In seiner Verlassenheit fand der junge Dichter einen Tröster und Beschützer an einem Manne, den Ibn-G'ebirols Poesie verherrlicht und verewigt hat, und der sonst ganz unbekannt geblieben wäre. Jekutiel Alhassan scheint in Saragossa eine hohe Stellung unter dem König Jachja Ibn-Mondhir eingenommen zu haben, ähnlich der Samuel Ibn-Nagrelas in Granada. Er wird als Fürst über Fürsten geschildert, „auf dessen Wort Hohe lauschen". Jekutiel Alhassan wird auch als fürstlicher Spender besungen, „der wie ein Vater für alle sorgt, dessen Mund für jedermann eine Heilsbotschaft ist, dessen Herz voll milder Freigebigkeit und dessen Lippen stets die Treue bewahren." Dieser hochgestellte Mann Saragossas nahm sich des verlassenen Dichters Ibn-G'ebirol liebend an, unterstützte ihn und sänftigte sein aufgeregtes Gemüt durch freundliche Reden.

Aber als gönnte ihm das Geschick keine behagliche Stimmung, raubte es ihm den Beschützer, ehe er sich noch recht in ein freundliches Dasein einleben konnte. Jekutiel wurde ihm und allen Edlen plötzlich entrissen. Er wurde wahrscheinlich in den Sturz des Königs von Saragossa hineingerissen, welchen eine Palastrevolution herbeigeführt hat. Er wurde gefesselt und erschlagen (1039). Die Trauer um den tragischen Tod des gefeierten Jekutiel war in Nordspanien groß. Die Dichter wetteiferten, sein Grab mit Blumengewinden der Poesie zu schmücken. Ibn-G'ebirols Klagelied auf seinen Wohltäter ist wahrhaft erschütternd, aber auch ein Muster schwungvoller Poesie. Das Gedicht von mehr als zweihundert schöngeformten Versen ist ein Ehrendenkmal für den Verblichenen, wie für den Sänger. Schon der erste Vers drückt tiefsinnig den ganzen Wert Jekutiels aus, und der Dichter hätte zu seinem Preise nichts hinzuzufügen brauchen:

„Jekutiels Leben ist abgelaufen,
So sind denn auch die Himmel vergänglich!"

Die düstere Stimmung bemächtigte sich seit diesem tragischen Vorfalle von neuem seines Gemütes. Er sah alles grau in grau, beklagte sich über Verkennung, über Verrat von seiten seiner Freunde, über Verfolgung. Mit der den auserwählten Dichtern eigenen selbstquälerischen Empfindlichkeit drückte er sich den Pfeil des Schmerzes in die eigene Brust, sah sich überall von Feinden umgeben, von Neidern verkleinert. Seine poetischen Erzeugnisse tragen wieder den Trauerflor. Was aber andere niedergebeugt hätte, das gab ihm noch mehr Schwungkraft; er näherte sich jetzt erst dem Höhepunkt seiner poetischen und literarischen Größe. Das Versemachen war ihm so leicht, daß er im neunzehnten Jahre (1040) eine hebräische Grammatik mit allen trockenen Regeln in vierhundert Versen ausarbeitete.

In Saragossa verfaßte Ibn-G'ebirol ein moralphilosophisches Werk (1045), das zwar nicht die Tiefe seiner späteren philosophischen Arbeiten zeigt, aber doch merkwürdig genug ist wegen des eigentümlichen Geistes, der darin weht, und der Vertrautheit, welche der noch kaum zum Manne herangereifte Verfasser mit den Meistern der Philosophie bekundet. Erstaunlich ist noch, wie der junge Verfasser einen so tiefen Einblick in die Seelenbewegungen der Menschen und in die Weltverhältnisse haben konnte, als wenn er sie aus der reichen Erfahrung in einem vielbewegten geschäftlichen Leben gewonnen hätte. Diese Schrift „über Veredlung der seelischen Neigungen" enthielt Stacheln gegen angesehene Personen in Saragossa. Er wurde deswegen angefeindet, ausgewiesen, oder der Aufenthalt wurde ihm verleidet. So wanderte er aus und brandmarkte Saragossa als ein zweites Gomorrha in einem schwermütigen, herzzerreißenden Klage-

liede, das ein Notschrei der Verzweiflung in schönen Rhythmen ist. Der unglückliche junge Dichter war so trostlos, daß er im Unmute sich vorsetzte, Spanien ganz den Rücken zu kehren und nach Ägypten, Palästina und Babylonien auszuwandern. Er ermutigt in einem Gedichte seine Seele zu dem Entschlusse, den Staub Spaniens abzuschütteln.

Er führte indessen den Entschluß nicht aus, sondern wanderte in Spanien umher, erfuhr wirkliches oder eingebildetes Leid, klagte über die Unbeständigkeit der Zeit und seiner Freunde und brachte seine Klagen wieder in schön gegossene Verse.

Wenn die Dichtkunst seine Geliebte war, so war ihm die Weltweisheit eine Mutter. Er singt:

„Wie sollte die Weisheit ich verlassen.
Hab' ich doch einen Bund mit ihr geschlossen!
Sie ist meine Mutter, ich ihr Liebling,
Sie ist meine Zier, ich ihr Halsgeschmeid."

Wie Ibn-G'ebirol noch halb Kind die schwierigsten Kunstformen für die hebräische Poesie schuf und sie wie mit spielender Leichtigkeit behandelte, so stellte er, noch halb Jüngling, ein Gedankensystem über die höchsten Probleme auf, welche den menschlichen Geist beschäftigen. Wohin geht das höchste Ziel des Menschen? Was ist das Wesen und der Ursprung der Seele und wohin gelangt sie nach dem Scheiden vom irdischen Schauplatze? Wie ist das höchste Wesen zu begreifen, und wie hat es, einig und vollkommen, das Vielfache, Gespaltene und Mangelhafte, die sichtbare Welt, hervorgebracht? Für diese und noch viele andere metaphysische Fragen versuchte Ibn-G'ebirol eine Lösung, aber nicht für das gläubige Gemüt, sondern für den urteilfähigen menschlichen Geist, um ihm im unendlichen Weltraume seine Stelle anzuweisen, ihm den Blick zu öffnen für die unsichtbare Geisterwelt über ihm und für das Verständnis der Sinnenwelt unter ihm, damit er dem innigen Zusammenhang beider nachspüre. In diesem Systeme entwickelte er einen so übersprudelnden Ideenreichtum und eine so überwältigende Gedankentiefe, daß der Denker sich zusammennehmen muß, ihm folgen zu können. Ihm aber entwirrten sich die so sehr verwickelten Gedanken, welche das ganze Weltall von dem Urwesen, die ganze Stufenleiter der Wesenheiten bis zum starren Stein herab umspannen, so leicht und so faßlich, daß er für alles das passendste Wort und das entsprechendste Bild fand. Ja, einen Teil dieser Gedanken goß er in ein Gedicht — in Gebetform voll Erhabenheit, Schwung und Wahrheit.

Dichterisch gestimmt wie Plato, hat Ibn-G'ebirol diesem geistesverwandten griechischen Philosophen die Dialogform entlehnt. Sein

System wickelt sich in einer lebendigen Unterredung zwischen Meister und Jünger ab.

Ibn-G'ebirols Gedankengang in seinem philosophischen Werke „über den allgemeinen Stoff und die allgemeine Form" oder über „die Ursachen" hat im jüdischen Kreise wenig Anklang gefunden und kaum merklichen Einfluß geübt. Die jüdischen Denker fanden den Inhalt fremdartig, und die Form der Beweisführung zu sehr verwickelt, sprungweise auseinandergesetzt und unbefriedigend. Desto mehr Aufmerksamkeit erregte Ibn-G'ebirols System unter Arabern und christlichen Scholastikern. Ein Jahrhundert nach seinem Erscheinen wurde sein Hauptwerk ins Lateinische übersetzt. Ein christlicher Priester und ein getaufter Jude arbeiteten an der Übertragung. Einige Hauptlehrer der christlichen Scholastik bekannten sich zu Ibn-G'ebirols Anschauungsweise, andere bekämpften sie, alle nahmen Rücksicht darauf.

Ein anderer jüdischer Philosoph in dieser größenreichen Zeit verfolgte eine andere Richtung als Ibn-G'ebirol, Bachja Ben-Joseph Ibn-Pakuda (Bakuda, um 1050). Er begründete eine ganz originelle Moraltheologie des Judentums. („Anleitung zu den Pflichten", ebenso in arabischer Sprache geschrieben wie G'ebirols philosophisches Werk.) Bachja Ibn-Pakuda strebte nach Verinnerlichung des Judentums; die inneren Pflichten, welche das Gewissen auflegt, standen ihm unendlich höher, als die Ritualien, welche der Religionskodex einschärft. Er zerlegte, wie die heidenchristlichen Lehrer in den ersten Jahrhunderten, das Judentum in zwei Bestandteile: in das Reinreligiöse und Sittengesetzliche einerseits, und in das Zeremonial-Religiöse anderseits, und räumte dem ersteren einen viel höheren Wert als dem letzteren ein. Es war für ihn eine Gewissenssache, sich klar zu machen, wie er zu jeder Stunde und bei jedem vorkommenden Falle seine Pflicht erfüllen könnte, „damit sein Denken, Fühlen und Tun eins sei in Gott." Nachdem er sich einen solchen Leitfaden angelegt hatte, hielt es Bachja für seine Pflicht, das Licht, das ihm aufgegangen war, auch seinen Glaubensgenossen leuchten zu lassen, „die lau sind in der Ausübung der religiösen Satzungen und noch mehr in der Erfüllung der Herzenspflichten".

Seine Gedankenrichtung, die Verinnerlichung der Religion als das Grundwesen des Judentums darzustellen, führte Bachja zu einer ausschreitenden Konsequenz, zur strengen Büßerübung, die ihm die höchste Stufe der Lebensweisheit däuchte, welche der Mensch erreichen könne. Es sei zwar unmöglich, daß alle Menschen der Welt und ihrer Tätigkeit entsagen, denn das würde zur Verödung führen, die von Gott nicht beabsichtigt sei. Aber es müsse eine Klasse Beschaulicher und Weltentsagender geben, welche den Weltkindern zum Beispiel

dienen sollen, wie die Leidenschaften gezügelt und geregelt werden können. Bachja war nahe daran, das Mönchtum zu verherrlichen und es ins Judentum einzuführen, wozu das Mittelalter in der mohammedanischen, wie in der christlichen Welt eine entschiedene Neigung hatte. Er hätte wie sein jüngerer Zeitgenosse, der mohammedanische Philosoph Algazali als jüdischer Sufi sein Leben der klösterlichen Zurückgezogenheit und dem beschaulichen Hinbrüten geweiht, wenn nicht im Judentume der Boden für ein solches Übermaß von Schwärmerei fehlte.

Das waren die bedeutenden Zeitgenossen Ibn-Nagrelas in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts. Nach seinem Tode (1055) folgte ihm sein vortrefflicher Sohn Abu-Hussain-Joseph in allen seinen Würden (geb. 1031, gest. 1066). Der König Badis, der an ihm ebensoviel Wohlgefallen wie an seinem Vater fand, übertrug ihm das Wesirat und damit auch die Oberhoheit über die jüdische Gemeinde von Granada. Diese erkannte ihn als ihren Rabbiner und Führer an, obwohl er noch sehr jung war. Joseph hatte eine fürstliche Erziehung genossen. Sein Vater hatte ihn von einsichtsvollen Lehrern aus verschiedenen Gegenden unterrichten lassen, und er zeigte schon in der Jugend Geistesreife. Im Arabischen ebenso gewandt wie sein Vater, war Joseph noch bei dessen Leben Sekretär des Prinzen Balkin. Erbe der Größe seines Vaters, lebte er, obwohl reich und von einnehmender Schönheit, in der Vollkraft der Jugend in asketischer Genügsamkeit und bildete einen grellen Gegensatz zu der Schwelgerei mohammedanischer Großen. Als Minister sorgte Joseph für das Staatswohl. Wie sein Vater stand er einem Lehrhause vor und hielt Vorträge über den Talmud. Nur in zwei Punkten wich Joseph vom Benehmen seines Vaters ab, er beförderte allzu auffallend seine Glaubensgenossen zu Staatsämtern und benahm sich gegen Untergebene hochfahrend. Dadurch erregte er den Haß der Berber, der herrschenden Bevölkerung in Granada, gegen sich und die Juden. Einige Vorfälle während seines Wesirats steigerten den Haß zum Ingrimme. Zwischen dem Erbprinzen Balkin und Joseph, der früher dessen Sekretär gewesen war, herrschte eine gegenseitige Antipathie. Plötzlich starb Balkin, wie man glaubte durch Vergiftung. Der König Badis ließ hierauf einige Diener und Frauen des Prinzen als Schuldige hinrichten. Die übrigen entflohen aus Furcht vor derselben Strafe. Das Volk aber glaubte, Joseph habe dem Prinzen Gift gegeben. Ein anderer Vorfall, wobei sich Joseph ebenso menschlich wie staatsklug und seinem Herrn ergeben zeigte, scheint ihm Badis' Gunst entzogen zu haben. Zwischen den zur Herrschaft gelangten Berbern in Granada und anderwärts in Spanien und den echten Arabern herrschte ein so erbitterter Rassenhaß, daß jede Stadt von gemischter Bevölkerung fast

in zwei Lager gespalten war. Der berberische Fürst von Granada war daher voller Argwohn; er fürchtete jeden Augenblick als ein Opfer der Verschwörung durch die Araber zu fallen. Badis faßte daher einen teuflichen Plan, sämtliche Araber seiner Hauptstadt während des Gottesdienstes an einem Freitag von seinem Heere niedermachen zu lassen. Diesen Plan teilte er seinem jüdischen Minister mit der Bemerkung mit, daß sein Entschluß so fest stehe, daß er durch Gegengründe nicht wankend gemacht werden könnte. Auch erwartete er von ihm strengste Verschwiegenheit darüber. Joseph hielt aber den Mordplan für einen unheilvollen politischen Fehler und unterließ nichts, dem König dieselbe Überzeugung beizubringen. Er stellte ihm eindringlich vor, daß der Plan scheitern könnte, und die Araber der Stadt und Umgegend zur Selbstrettung die Waffen ergreifen würden. „Ich sehe sie schon“, sprach Joseph lebhaft, „ich sehe sie schon wutentbrannt heranstürmen; jeder von ihnen schwingt sein Schwert um dein Haupt, o König, und unzählige Feinde wie die Wogen des Meeres stürzen sich auf dich, gegen welche du und dein Haus nichts vermögen.“

Badis beharrte aber bei seinem Entschlusse und erteilte in diesem Sinne seine Befehle an die Truppenführer. Allein Joseph hielt es für seine Pflicht, ein solches Unheil vom Haupte der arabischen Bevölkerung und auch des Königs wider dessen Willen abzuwenden, und setzte dabei sein Leben aufs Spiel. Durch Frauen, denen er vertrauen durfte, ließ er die angesehenen Araber der Hauptstadt heimlich warnen, sich am nächsten Freitag nicht in die Moschee zu begeben. Sie verstanden den Wink und befolgten ihn. Badis Schergen fanden daher in der Moschee nur Berber und wenige Araber aus der niederen Volksklasse. Er mußte den Plan aufgeben, aber sein Zorn wandte sich gegen seinen Minister, den er im Verdacht hatte, sein Geheimnis verraten zu haben, und er machte ihm bittere Vorwürfe darüber. Joseph bemerkte dem König gegenüber freimütig, er möge Gott danken, daß er ihn vor unausbleiblicher Gefahr geschützt habe. „Die Zeit wird kommen, wo du meine Anschauung von der Sache billigen und die Ratschläge, die ich dir erteilt, gutheißen wirst.“ Auch ein berberischer Schaich unterstützte die Worte des Wesirs, und Badis beruhigte sich. Allein ein Stachel blieb ihm im Herzen gegen seinen jüdischen Minister, und er war voller Argwohn gegen ihn. Joseph konnte sich seitdem auf seinem Posten nur durch Spione behaupten, welche ihm von jeder Äußerung des Königs Kunde brachten. Die berberische Bevölkerung merkte aber wohl, daß der jüdische Wesir nicht mehr die volle Gnade ihres Herrschers genoß, und durfte es wagen, sich gegen ihn zu verschwören und ihren Haß an ihm und an den Juden zu kühlen. Immer mehr nachteilige Gerüchte wurden gegen ihn in Umlauf gesetzt. Seine Feinde gewannen die Oberhand. Ein fanatischer mohammedanischer

Dichter, Abu-Ischak al-Elviri stachelte durch ein zündendes Gedicht den Haß des Moslemin von Granada zur Tätigkeit auf:

„Sag' den Sinhach'iten, den Vollkräftigen der Zeit und den Löwen der Wüste. — Euer Herr hat gefrevelt, er gab Ehre den Ungläubigen. Er machte zum Minister (Kâtib) einen Juden, während er einen solchen unter den Gläubigen finden konnte. Die Juden wiegen sich in törichten Hoffnungen, erheben sich zu Herren und behandeln mit Stolz die Moslemin."

Dieses aufregende Gedicht war bald im Munde aller Mohammedaner, es war das Eulengekrächze für Josephs Tod.

Ein Vorfall entfesselte die Wut seiner Gegner zum Morde. Truppen eines Nachbarfürsten, Almotassem von Almeria, hatten einen Einfall in das Gebiet von Granada gemacht, und diese sollen ausgesagt haben, daß ihr Herr im Einverständnis mit dem Minister Joseph stehe, und daß sie auf dessen Anregung gerufen worden seien, weil er beabsichtige, das Land Almotassem zu übergeben. Sobald sich die Aussage der almerischen Soldaten verbreitet hatte, stürzten sich die berberischen Truppen, begleitet von einer Menge niedrigen Gesindels, auf Josephs Palast. Als dieser die Nachricht von der Aufregung erhalten hatte, verbarg er sich in einer Kohlenkammer und schwärzte sich das Gesicht, um sich unkenntlich zu machen. Die wütenden Feinde erkannten ihn nichtsdestoweniger, töteten ihn und kreuzigten ihn vor dem Tore von Granada. Das Unheil, welches von Almeria aus seinen Vater bedroht hatte, traf den Sohn. Auch sämtliche Juden Granadas, welche sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, empfanden die Wut der aufgeregten Meuchelmörder. Über 1500 jüdische Familien fanden an demselben Tage ihren Tod, und ihre Häuser wurden zerstört. Nur wenige entgingen dem Gemetzel, darunter Josephs Frau mit ihrem jungen Sohne Asaria, welche nach Lucena entflohen. Diese hatten von den Reichtümern so wenig retten können, daß sie von der Lucener Gemeinde unterhalten werden mußten. Josephs bedeutende Büchersammlung wurde teils zerstört, teils verkauft. Die Trauer um die jüdischen Märtyrer Granadas und den edlen jüdischen Fürsten war groß. Selbst ein arabischer Dichter, Ibn-Alfara, der Joseph auch beim Leben besungen hatte, weihte ihm ein Trauerlied, worin die Worte vorkamen: „Mir ist die Treue Religion, und diese befiehlt mir, für den Juden eine Träne zu weinen." Wegen dieser Träne wurde der mohammedanische Dichter am Hofe des Königs von Almeria angeschwärzt, und dieser wurde gewarnt, ihm Gastfreundschaft zu gewähren. Der Fürst bemerkte dagegen: „Dieser Dichter muß ein edles Herz haben, daß er einen Juden nach dessen Tode beweint hat; denn ich kenne Moslemin, die sich um ihre lebenden Glaubensgenossen wenig kümmern.

Der Aufstand gegen Joseph Ibn-Nagrela in Granada war die erste Judenverfolgung auf der pyrenäischen Halbinsel seit der Herrschaft des Islam. Sie erschütterte zwar im ersten Augenblick sämtliche Gemeinden Spaniens, aber entmutigte sie nicht; sie blieb vereinzelt. Das Beispiel in Granada hinderte andere Könige oder Emire nicht, befähigte Juden an ihren Hof zu ziehen und ihnen wichtige Geschäfte anzuvertrauen. Ein arabischer Geschichtsschreiber klagte darüber, daß die „Fürsten der Gläubigen", der Genußsucht ergeben, ihre Macht in die Hände der Juden gelegt und sie zu Hagibs, Wesiren und Geheimschreibern gemacht haben. Das Beispiel der mohammedanischen Höfe wirkte auf die christlichen Staaten. Auch sie nahmen ausgezeichnete Juden in den Staatsdienst und zogen von deren Gewandtheit, Brauchbarkeit und Treue einen nicht geringen Gewinn für das Wachstum ihrer Macht. Daher blieb die Stellung der spanischen Juden anfangs von den Fortschritten der christlichen Waffen und der allmählichen Auflösung der mohammedanischen Fürstentümer unangetastet. Sie fühlten sich in Spanien, unter der Herrschaft des Kreuzes ebenso wohl wie unter dem Halbmonde, und konnten ihrem Drange nach Forschung ungehemmt folgen.

Erst Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung in Westeuropa, die ausgedehnten Eroberungen der Christen im mohammedanischen Spanien und der erste Kreuzzug gegen die Mohammedaner im Morgenlande führten tiefe Veränderungen für die Juden Westeuropas herbei.

Bei den Vorgängen in Spanien spielten die Juden keine ganz unbedeutende Rolle. Sie haben gewissermaßen die Pulvermine mit anlegen helfen, welche ihre Urenkel in die Luft sprengen sollte. Der erste gewaltige Stoß, welcher die Zertrümmerung der islamitischen Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel herbeiführte, ging von dem ebenso staatsklugen als tapfern König Alfonso VI. von Kastilien aus, der die Zerstückelung des mohammedanischen Reiches in Kleinstaatereien benützte, um seine Herrschaft von den Burgen (Kastilien) in Norden weiter nach Süden auszudehnen und der mehr auf die Degenspitze und diplomatischen Kunst, als auf das Kreuz und Gebete vertraute. Das Ziel, welches er seiner Tätigkeit steckte, die mohammedanischen Königreiche und Fürstentümer zu unterwerfen und die Bekenner des Islam aus dem Lande zu jagen, war aber nur dann erreichbar, wenn er die islamitischen Herrscher in ihrer Uneinigkeit und Eifersüchtelei aufeinander erhalten und bestärken, sich der einen gegen die anderen bedienen und sie auf diese Weise sämtlich schwächen konnte. Dazu bedurfte er gewandter Diplomaten, und von seinen Untertanen waren die Juden am geeignetsten dazu. Seine Ritter waren zu plump und seine Bürger zu unwissend, um für Sendungen zarter Natur tauglich zu sein. An den mohammedanischen Höfen von Toledo,

Sevilla, Granada herrschte nämlich ein feiner, gebildeter, geistreicher Ton, voller Anspielungen auf die glänzende Geschichte und Literatur der Araber. Wollte ein Gesandter an diesen Höfen etwas durchsetzen oder erfahren, so mußte er nicht nur die arabische Sprache mit allen ihren Wendungen verstehen, sondern auch mit dem beziehungsreichen Hoftone vertraut und literaturkundig sein. Dazu waren die Juden besonders brauchbar. Alfonso verwandte daher Juden zu diplomatischen Sendungen an die Höfe der mohammedanischen Fürsten. Ein solcher jüdischer Diplomat am Hofe war Amram Ben-Isaak Ibn-Schalbib, ursprünglich Leibarzt desselben. Da Ibn-Schalbib die arabische Sprache gut verstand und Einsicht in die politischen Verhältnisse der damaligen Zeitlage hatte, so ernannte ihn der König von Kastilien zu seinem Geheimsekretär und vertraute ihm wichtige Geschäfte an. Alfonso hatte auch einen anderen jüdischen Ratgeber, namens Cidellus, dem er trotz seiner Verschlossenheit und Unzugänglichkeit ein so vertrautes Verhältnis gestattete, daß derselbe mit ihm freimütig sprechen durfte, wie keiner der spanischen Edelleute und Granden des Reiches. Alfonso, der von kirchlicher Bigotterie fern war und durch den Verkehr mit den mohammedanischen Fürsten sich einen freien Blick bewahrt hatte, zeichnete nicht bloß einige Juden aus, sondern räumte sämtlichen in seinen Staaten wohnenden Söhnen Jakobs Gleichstellung und Beförderung zu Ehrenämtern ein.

Obwohl das alte westgotische Gesetzbuch (forum judicum) mit seinen judenfeindlichen Titeln und Paragraphen noch zu Recht bestand, so hatte sich doch ein Gewohnheitsrecht ausgebildet, welches jenem geradezu entgegenlief. Nach dem westgotischen Kodex durften die Juden kaum im Lande geduldet, jedenfalls sollten sie als Verworfene behandelt, eigenen Bestimmungen unterworfen und zu keinem Zeugnisse zugelassen werden. Nach dem Gewohnheitsrechte (fueros) dagegen hatten Christen, Juden und Mohammedaner derselben Stadt und desselben Landes ein und dasselbe Recht. Der Jude sollte gegen den Christen auf die Thora den Eid ablegen. Hatten Juden und Christen einen Prozeß miteinander, so sollten sie einen christlichen und einen jüdischen Schiedsmann (Alkalde) zum Schiedsrichter wählen. Nach einem andern Gewohnheitsrechte wurden die Juden nicht höher, aber auch nicht geringer als Edelleute und Geistliche behandelt; ein und dieselbe Summe wurde als Blutgeld für einen Mord, begangen an einem Juden, Edelmanne oder Geschorenen (Tonsurierten) festgesetzt. Und so bis ins einzelne der Lebensverhältnisse war die Gleichheit der Juden mit den Christen vor dem Gesetze durchgeführt. Da nun Alfonso diese städtischen Gewohnheitsrechte bestätigte, so wurde die bürgerliche Gleichstellung der Juden gesetzlich anerkannt und die Schmach der westgotischen Gesetzgebung gegen die Juden war hiermit

ausgelöscht. Juden waren auch unter Umständen zur Ehre des Zweikampfes zulässig und machten Kriegsdienste mit. Das Mittelalter schien sich zu lichten und die von Theodosius II. ausgegangene römisch-christliche Engherzigkeit, daß die Juden keiner Ehre teilhaftig werden sollten, schien schwinden zu wollen.

Allein die auf Unduldsamkeit gebaute Kirche durfte die Ehrenstellung der Juden in einem christlichen Lande nicht gutheißen. Ihr damaliger Hauptvertreter, der Papst Hildebrand, der unter dem Namen Gregor VII. durch seine Legaten und Bannpfeile ganz Europa in Gährung und Spaltung versetzte, legte Protest dagegen ein. Er, der Mächtigste der Mächtigen, vor dem Könige und Völker im Staube krochen, wollte auch die ohnmächtigen Juden demütigen und ihnen die Achtung und die Ehren rauben, die ihnen durch ihr Verdienst zu teil wurden. Der deutsche Kaiser Heinrich IV. hatte den Juden von Worms gleich den übrigen Bürgern dieser Stadt günstige Privilegien erteilt. Als Fürsten und Geistliche, Städte und Dörfer, vom Papste aufgestachelt, ihm die Treue gebrochen und ihn wie einen Vogelfreien behandelten, hatte die Stadt Worms treu zu ihm gehalten. Juden hatten gleich den Christen die Waffen ergriffen, um ihren Kaiser zu verteidigen. Dafür gewährte er den ersteren Zollfreiheit in den kaiserlichen Städten. Überhaupt war dieser schwache, aber gutmütige deutsche Kaiser freundlich gegen die Juden.

Ein Jahr nachdem Papst Gregor diesen Kaiser im Armensünderhemd wie einen Knaben behandelt hatte, war er auch darauf bedacht, die Juden zu demütigen. Auf der Kirchenversammlung zu Rom (1078), wo er zum zweiten Male den Bannstrahl gegen die Feinde des Papsttums schleuderte, wurde von ihm ein kanonisches Gesetz erlassen, daß die Juden keinerlei Amt in der Christenheit bekleiden und keinerlei Überordnung über Christen inne haben sollten. Dieser kanonische Beschluß war zunächst an das christliche Spanien gerichtet, wo wegen der eigentümlichen Lage unter dem steten Kampfe mit den Arabern sich eine gewisse Unabhängigkeit vom römischen Stuhle behauptet hatte. Wie Gregor dem König Alfonso ausländische Bischöfe als gefügige Werkzeuge zur Vollstreckung seines Willens aufzwingen wollte, so trachtete er auch, den Einfluß der Juden an dem christlichen Hofe Kastiliens zu hemmen. Er richtete daher ein gebietendes Sendschreiben an Alfonso VI. (um 1080), worin die Worte vorkamen: „Wie wir uns gedrungen fühlten, dir zu den Fortschritten deines Ruhmes Glück zu wünschen, so müssen wir auch an dir tadeln, was du Unrechtes tust. Wir ermahnen deine Liebden, daß du nicht ferner zugeben mögest, daß Juden über Christen herrschen, und über sie Gewalt ausüben. Denn Christen den Juden unterordnen und sie deren Urteil unterwerfen, ist nichts anderes, als die Kirche Gottes unterdrücken und die

Synagoge des Satans zu erhöhen. Christi Feinden gefallen wollen, heißt Christus selber verachten."

Alfonso hatte aber andere Interessen zu besorgen, um sich von der Unduldsamkeit der Kirche in seinen Unternehmungen hemmen zu lassen. Er kümmerte sich wenig um den Beschluß der großen Kirchenversammlung von Rom und um das Handschreiben des Papstes und behielt seine jüdischen Räte.

Er ging gerade damals mit dem Plane um, das Königreich Toledo zu erobern. Um ihn auszuführen, mußte er den Beherrscher desselben von den glaubens- und stammgenössischen Nachbarfürsten trennen und sich deren Neutralität oder gar Mithilfe bei der Eroberung versichern. Dazu brauchte er aber seine jüdischen Diplomaten. Durch ein Bündnis mit dem edlen und tapfern König von Sevilla Almutammed Ibn-Abbad eroberte Alfonso die alte und bedeutende Stadt Toledo (1085), das erste Bollwerk der spanischen Mohammedaner gegen die anstürmende Macht der Christen. Der Sieger von Toledo sicherte den Juden dieser Stadt und des dazu gehörigen Gebietes alle die Freiheiten zu, die sie unter den mohammedanischen Regenten genossen hatten. Die Hauptpunkte dieser Privilegien waren, daß jede Gemeinde ihre Angelegenheit selbständig verwalten, die Gemeindeabgaben umlegen und ihre Beamten, Rabbiner und Richter (in einer Person vereinigt) ernennen durfte, und daß die Richter-Rabbiner mit ihrem Kollegium Zivilstreitigkeiten nach dem talmudischen Rechte entscheiden durften. Selbst die peinliche Gerichtsbarkeit auszuüben, war diesen erlaubt, besonders über Verräter oder Angeber (Malsin) aus ihrer Mitte, welche das Unheil über eine Gesamtheit oder über einzelne heraufzubeschwören geplant hätten, Todesstrafe zu verhängen.

Alfonso begnügte sich nicht mit dem Besitze Toledos, das wieder zur Hauptstadt des Landes erhoben wurde, sondern wollte die Uneinigkeit und Eifersüchtelei der mohammedanischen Fürsten benutzen, um weitere Eroberungen zu machen. Zunächst hatte er es auf das Gebiet des Königs von Sevilla, seines Bundesgenossen, abgesehen, dem auch Cordova zugefallen war. Er ließ mit einem Male die Maske der Freundschaft fallen und stellte Forderungen an Almutammed, von denen er voraussetzen konnte, daß dieser edle Fürst ehrenhalber nicht darauf eingehen werde. Mit der gefahrvollen Sendung, dem König von Sevilla die Augen zu öffnen und ihm gegenüber fest und herausfordernd aufzutreten, betraute Alfonso seinen jüdischen Staatsdiener Isaak Ibn-Schalbib, der den Auftrag hatte, keine Rücksicht der Höflichkeit walten zu lassen. Fünfhundert christliche Reiter begleiteten den jüdischen Botschafter Alfonsos an den Hof von Sevilla, um seinem Auftreten Nachdruck zu geben. — Dieser Auftrag

kostete Ibn-Schalbib das Leben. Er führte nämlich im Sinne seines Herrn eine so feste Sprache und bestand so unbeugsam auf der ihm zugewiesenen Forderung, daß Almutammed in einen so heftigen Zorn geriet, daß er das Gesandtenrecht verletzte, Ibn-Schalbib töten und an einen Galgen nageln und seine Begleiter einkerkern ließ. Vielleicht hatte der schlaue Alfonso auf einen solchen Ausgang gerechnet, um Gelegenheit zu haben, mit Almutammed anzubinden.

Die Spannung, welche infolge derselben zwischen Alfonso und dem König von Sevilla entstand, bewog den letzteren, sich dem Rate der übrigen mohammedanischen Fürsten anzuschließen, den Sieger von Nordafrika, den morabethischen (Almoraviden)-Fürsten Jussuf Ibn-Teschufin zu Hilfe gegen Alfonso zu rufen. Almutammed gab den Ausschlag für diesen unheilvollen Plan; der afrikanische Held erschien infolge der Einladung und brachte den andalusisch-mohammedanischen Fürsten Knechtschaft und Untergang. Das Geschick der Juden im mohammedanischen Spanien wurde damals entschieden. Jussuf Ibn-Teschufin führte ein zahlreiches Heer aus Afrika hinüber, das durch die Kontingente der mohammedanisch-spanischen Truppen zu einer erstaunlichen Zahl anwuchs. Alfonso sammelte ebenfalls ein großes Heer, und in beiden Reihen kämpften Juden. Vierzigtausend derselben gleich uniformiert mit gelben und schwarzen Turban sollen damals unter Waffen gestanden haben, welche gegen das christliche Heer gerichtet waren.

Christentum und Islam rüsteten sich auf spanischem Boden zu einem Kampf auf Leben und Tod, beide von großen Feldherrn vertreten. Als die beiden Heeressäulen kampfbegierig einander gegenüberstanden, ließ Almutammed durch seinen Astrologen die Sterne um den Ausgang des Kampfes befragen. Anfangs lauteten die Zeichen ungünstig für die Waffen der Mohammedaner. Aber der Schlachttag wurde durch Alfonso mit einem Male verändert. Denn als die beiden Heere Freitag (23. Oktober 1086) schlagfertig waren, machte Alfonso dem Feinde den Vorschlag, den Zusammenstoß auf den nächsten Montag aufzuschieben, damit weder am Freitag, als dem Ruhetag der Moslemin, noch am Sonnabend wegen der jüdischen Soldaten in beiden Heeren, noch am Sonntag gekämpft werden sollte. Als Jussuf auf diesen Vorschlag einging, gedachte Alfonso das mohammedanische Heer am Freitag unvorbereitet zu überrumpeln, er hatte es auf eine Kriegslist abgesehen; er fand es aber geordnet. Die Schlacht bei Zalaca begann, welche mit dem vollständigen Siege der Moslemin endete; Alfonso entkam mit nur wenigen Rittern. Aber der Sieg brachte nur den afrikanischen Almoraviden Vorteil. Die einheimischen Fürsten wurden von Jussuf gedemütigt. Das südliche Spanien wurde auf lange Zeit der Schauplatz blutiger Kämpfe. Die Juden litten viel

durch die Kriegsdrangsale, welche die Almoraviden, Alfonso und der durch Romanzen verewigte abenteuernde Ritter Rodrigo Cid mit seinem zusammengelaufenen christlichen und mohammedanischen Gesindel über das schöne Land brachten. Aber als Bekenner des Judentums litten sie nicht mehr, als die übrigen Einwohner. Die Almoraviden waren keine Fanatiker, verfolgten nur politische Zwecke, wenn auch der Krieg, den sie gegen die Christen führten, ein heiliger genannt wurde. Selbst die in Granada unter Badis verfolgten Juden erhielten von den erobernden Afrikanern ihre Besitztümer zurück, deren sie zwanzig Jahre beraubt waren.

Der Wetteifer auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Poesie war durch die Kriegsunruhen unter den Juden Spaniens nicht erkaltet. Nur traten die Sprachforschung, Schrifterklärung und philosophische Gedankenarbeit gegen das Talmudstudium zurück. Die einzigen Vertreter außertalmudischer Wissenszweige in dieser Zeit waren Mose Ibn-G'ekatilla und Jehuda Ibn-Balam. Beide haben Schriften über Bibel- und hebräische Sprachforschung veröffentlicht, aber sie haben nur wenig Bedeutendes zu dem bereits Gewonnenen hinzugefügt. Der Talmud dagegen hat viel mehr Liebe und Pflege gefunden und bildete gewissermaßen den Mittelpunkt der Forscher. Der Einfluß der beiden Ibn-Nagrela, Vater und Sohn, welche in ihrer hohen Stellung auf die Beschäftigung mit dem Talmud das Hauptgewicht gelegt hatten, ist dabei nicht zu verkennen. Befähigte jüdische Staatsbeamte, wie Rabbiner waren voll Eifer und von einer gewissen Schwärmerei für den Talmud beseelt und veröffentlichten größere Werke oder kleinere Abhandlungen über dieses Thema. Es ist indes als Fortschritt zu bezeichnen, daß der Talmud nicht in hergebrachter Weise erklärt, sondern selbständig und mit kritischer Umsicht erforscht und ausgelegt wurde.

Der hervorragendste unter den Talmudforschern war in dieser Zeit Isaak Alfaßi (geb. 1013, gest. 1103). Er bahnte mit seinem Scharfsinn den Weg für das richtige Verständnis und die Anwendung des Talmuds. Sein Erscheinen auf spanischen Boden, wohin er aus einer Stadt barfuß hatte fliehen müssen, machte Aufsehen, er wurde als Autorität begrüßt. War es Eifersucht auf die Bevorzugung dieses fremden, nicht offiziellen Rabbinen, welche die zwei hervorragendsten Persönlichkeiten Südspaniens, Isaak Albalia und Isaak Ibn-Giat so sehr kränkte, daß sie sich feindlich gegen ihn verhielten? Oder war es die kühne Art, mit der Alfaßi den Talmud behandelte, die sie gegen ihn einnahm? Genug, sie waren seine Gegner und betätigten ihre Gegnerschaft mündlich und schriftlich. Da Alfaßi sich gegen ihre Angriffe wehrte, so entstand ein erbitterter Federkrieg bis zum Tode Ibn-Giats und Ibn-Albalias, der als Astronom des Fürsten

Almutammed, Oberhaupt der Gemeinde des Fürstentums Sevilla war. Dieser, welcher seine Stellung mit dem Unglück seines edlen dichterischen Beschützers eingebüßt hatte, zeigte vor seinem Tode eine Seelengröße, die nur sittlichen Naturen eigen ist. Sein siebzehnjähriger Sohn Baruch weinte an seinem Bette über die Verlassenheit, der er nach dem Hinscheiden seines Vaters entgegengehen sollte. Da gab ihm der Sterbende den Auftrag, er möge gleich nach seinem Ableben sich zu seinem Gegner Alfaßi nach Lucena begeben und ihm die Worte überbringen, daß er an der Pforte des Grabes ihm alles verziehen habe, was dieser mündlich und schriftlich gegen ihn geäußert, und er erwarte, daß jener ihm auch verzeihen werde. Er hoffe, daß Alfaßi den Sohn seines Gegners aufnehmen werde. Sein Sohn tat, wie ihm sein Vater befohlen. Und Isaak Alfaßi schloß unter Tränen den Sohn seines Gegners in seine Arme, sprach zu ihm die Trostesworte: „Ich will dir fortan Vater sein", und hielt Wort. Man weiß nicht, wessen Seelengröße man mehr bewundern soll, dessen, der in den Edelmut seines Feindes das höchste Vertrauen setzte, oder dessen, der diesem Vertrauen entgegenkam!

Das jüdische Spanien, daß alle Richtungen des Judentums in sich konzentrierte und sie um viele Stufen höher brachte, sah in dieser Zeit auch eine karäische Bewegung.

Gegen Ende des elften Jahrhunderts brachte ein Mann, Ibn-Altaras, Bewegung in die träge Masse des Karäertums. Er brachte die karäische Lehre mit philosophischem Anstrich nach Kastilien und suchte dafür Anhänger unter den Rabbaniten Spaniens zu gewinnen. Nach seinem Tode setzte seine Frau, welche sich Gelehrsamkeit angeeignet hatte, seine Werbetätigkeit fort. Für die Karäer Spaniens, die sich der Unwissenheit noch nicht entwunden hatten, waren die Aussprüche der Karäerin Orakel, und bei jedem Zweifel in religiösen Dingen holten sie sich Rat bei der Gelehrten (al-Malimah). Die Rabbaniten waren aber zu mächtig, als daß sie sich die Proselytenmacherei der Karäer gefallen lassen sollten. Einer von Alfonsos jüdischen Günstlingen, mit Namen Joseph Ibn-Alfarag Alkabri, ließ sich von diesem judenfreundlichen Könige die Vollmacht erteilen, die Karäer in dessen Staaten verfolgen zu dürfen, trieb sie aus den meisten Städten Kastiliens und ließ ihnen nur eine einzige Stadt zum Aufenthaltsorte. Joseph Alkabri hätte die Karäer blutig verfolgt, wenn ihn nicht der Umstand gehindert hätte, daß es nach der Tempelzerstörung nicht gestattet ist, Todesstrafe zu verhängen, es sei denn über Angeber. Schwerlich waren die angesehenen Rabbinen Spaniens mit einem so unduldsamen Verfahren einverstanden.

In der Zeit, als Spanien eine Fülle ausgezeichneter Persönlichkeiten erzeugte, waren Frankreich und Deutschland arm an bedeutenden

schöpferischen Männern. Ihre Existenz war ihnen zwar nicht verkümmert, sie waren noch immer Landbesitzer, trieben Weinbau, Handwerke und Handel unbeschränkt, nur mußten sie an die Fürsten, in deren Gebiet sie wohnten, eine Art Judensteuer zahlen. Wenn auch hin und wieder vereinzelt eine Verfolgung gegen sie ausbrach, so war die allgemeine Stimmung ihnen nicht feindlich. Während früher tonangebende Geistliche den verblendeten Pöbel gegen sie zu hetzen pflegten, schützten sie sie jetzt vor seiner Wut. Der Papst Alexander II. lobte solche Kirchendiener dafür und wies auf die Aussprüche des Papstes Gregor I. hin, daß den Juden keine Gewalt angetan werden dürfe. Die Sarazenen zu töten, sei Christenpflicht, weil sie die Christen verfolgen, die Juden dagegen, die sich ruhig verhalten, sollen verschont bleiben. Die Lage der Juden in Frankreich und Deutschland trug keineswegs die Schuld daran, daß sie mit den spanischen nicht einen Wettlauf antreten konnten. Es fehlte ihnen aber höherer Sinn und Schwung. Sie standen nicht tiefer als ihre christlichen Landsleute, aber auch nicht höher. Ihre Hauptbeschäftigung diesseits und jenseits des Rheins war das Talmudstudium, das R. Gerschom bei ihnen geweckt hatte. „Sie verscheuchen ihren Schlaf, um sich in den Talmud zu vertiefen.“ Aber sie legten ihn in veralteter Weise ohne Kritik aus.

In Deutschland war Lothringen das klassische Land des Talmudstudiums, und die „Weisen Lothariens“ galten als maßgebende Autoritäten. Man verstand unter dieser Bezeichnung zunächst die Vorsteher der Talmudschulen von Mainz und Worms. In Worms wurde in diesem Jahrhundert eine Synagoge vollendet (1034), welche, im byzantinischen Stile mit Säulen und Kapellen erbaut, zu ihrer Zeit als ein Prachtwerk, als ein Tempel im kleinen gegolten hat und durch Wundersagen noch mehr verherrlicht wurde. Ein kinderloses Ehepaar, Jakob Ben-David und seine Frau Rahel, haben sie auf ihre Kosten erbauen lassen, und die dankbare Gemeinde hat ihre Namen durch eine Inschrift und durch eine jährliche Gedächtnisfeier verewigt.

Die lothringischen Autoritäten waren zu dieser Zeit R. Isaak Halevi in Worms, Vater dreier gelehrter Söhne, dann R. Jakob Ben-Jakar in Mainz und Isaak Ben-Jehuda, zuerst in Worms und später in Mainz. Sämtlich Jünger des R. Gerschom, beschäftigten sie sich mit mündlicher und schriftlicher Auslegung des Talmuds, mit Beantwortung von Rechtsfragen und allenfalls auch mit Erklärung der heiligen Schrift in agadischer Manier.

Vereinzelt stand damals ein Forscher, welcher sich eingehend mit der heiligen Schrift befaßt und den einfachen Wortsinn ohne verschrobene Deuteleien suchte. Es war Menachem Ben-Chelbo

aus Les Mans. Aber so geächtet war diese Richtung im Frankenlande, daß seine Auslegung der Bibel in Vergessenheit geraten ist. Die erste Größe, welche Frankreich erzeugt und Deutschland großgezogen hat, war Salomo Jizchaki, unter dem Namen Raschi bekannt (geb. um 1030, gest. 1105). Er wurde in Troyes (Champagne) in der Zeit geboren, in welchem der letzte Gaon das Märtyrertum erlitt, als sollte damit angedeutet werden, die durch Raschi vertretene neue Richtung werde den Untergang der alten Institution vollkommen ersetzen.

Raschi war an der Brust des Talmuds genährt worden, und er lebte und webte ganz darin. Um sich darin zu vervollkommnen, besuchte er die Schule von Mainz und Worms. Gleich R. Akiba verließ er Haus und Weib, um der Lehre in der Fremde zu obliegen. Er erzählt von sich selbst, in welchen dürftigen Verhältnissen er das Studium betrieb, „in Mangel an Brot und entblößt von Kleidern, und das Joch der Ehe tragend". Hin und wieder, wahrscheinlich zu den Feiertagen, besuchte er seine Gattin, kehrte aber immer wieder zu den deutschen, oder wie es damals hieß, lothringischen Lehrstätten zurück. Im Alter von fünfundzwanzig Jahren ließ er sich bleibend in Troyes nieder. In seiner Bescheidenheit ahnte er nicht, daß man ihn schon damals als einen Meister im Talmud verehrte.

Sicherlich hat ihn die Gemeinde zu Troyes und der Umgegend zu ihrem Rabbiner gewählt. Aber Gehalt bezog er keineswegs von diesem Amte. In der Zeit des Papstes Gregor VII., in welcher ein ruhiger Schriftsteller von den Kirchenfürsten schreiben konnte: „Keiner konnte im Reiche Bischof oder Abt werden, der nicht viel Geld besaß und an Lastern teilnahm; unter den Priestern wurde derjenige am meisten gelobt, der die prächtigste Kleidung, die üppigste Tafel, die schönsten Konkubinen hatte," in dieser Zeit und auch noch lange nachher galt es in jüdischen Kreisen für Schmach und Sünde, wenn die Rabbinen sich ihr Amt bezahlen ließen. Das Rabbinat war in den Ländern der Christenheit und des Islam ein Ehrenamt, das nur dem Würdigsten übertragen wurde. Der Rabbiner mußte nicht nur im Wissen, sondern auch in der Tugend der Gemeinde voranleuchten. Nüchternheit, Genügsamkeit, Gleichgültigkeit gegen den Mammon war dasjenige, was sich bei einem Rabbinen von selbst verstand. Dem Muster eines Rabbinen entsprach Raschi am vollkommensten, und die jüdische Nachwelt sah in ihm ein fleckenloses Ideal. Seine Mitwelt verehrte ihn als die höchste Autorität. Aus allen Teilen Deutschlands und Frankreichs ergingen gutachtliche Anfragen an ihn, und seine Antworten zeugen ebenso sehr von tiefer Sachkenntnis, wie von liebenswürdiger Milde des Charakters.

Nach dem Tode der lothringischen Talmudlehrer strömten die

Jünger aus Deutschland und Frankreich zu Raschis Lehrhaus in Troyes. Sie betrachteten ihn als deren würdigsten Nachfolger. Er trug ihnen Bibel und Talmud vor. In den Talmud hatte er sich so eingelesen, daß ihm nichts darin dunkel blieb, und daß er in der Erklärung desselben sämtliche Vorgänger übertraf, so daß man mit Recht von ihm sagte, ohne ihn wäre der babylonische Talmud ebenso vernachlässigt worden und unverständlich geblieben, wie der jerusalemische. Seine Erklärungen, die er unter dem Namen Kommentar (Konteros) über einen großen Teil der Talmudtraktate niederschrieb, sind ein Muster für Scholien, einfach, wortkarg und doch deutlich und lichtvoll. In dem verständlichen talmudischen Idiome geschrieben, setzte er kein Wort zu viel und keins zu wenig. Die Wort- und Sacherklärung ist für den Anfänger wie für den tiefeingehenden Fachmann berechnet. Raschi verstand die Kunst, den Text durchsichtig zu machen, sich in die Seele des Lesers zu versetzen und durch einen geschickt angebrachten Ausdruck oder eine Wendung dem Mißverständnis vorzubeugen, Einwürfen zu begegnen, Fragen abzuschneiden. Raschi ist als Kommentator ein Künstler zu nennen. Auch verdrängte er bald die Kommentarien R. Gerschoms und seiner lothringischen Lehrer.

Raschi verfaßte auch Erklärungen zu den meisten Büchern der heiligen Schrift, und darin war er weniger selbständig. Sein richtiger Takt und sein Wahrheitssinn leiteten ihn zwar öfter auf den richtigen Wortsinn und den passenden Zusammenhang. Allein er ließ sich dabei zu sehr von der agadischen Auslegungsweise führen, in der Voraussetzung, daß die im Talmud und in den Agadawerken vorkommende Verserläuterung ernst gemeint sei. Doch hatte er ein, wenn auch nicht ganz klares Bewußtsein, daß der einfache Schriftsinn zur agadischen Erklärungsweise im Widerspruch steht. In seinem Alter wurde dieses Bewußtsein heller in ihm, und er soll gegen seinen gelehrten Enkel und Jünger geäußert haben, daß er seine Bibelkommentarien im Sinne einer nüchternen, wortgemäßen Schrifterklärung umarbeiten möchte. Raschi stand jedenfalls viel höher als seine zeitgenössischen christlichen Bibelausleger, welche durchweg alles Ernstes glaubten, die heilige Schrift enthalte einen vielfachen Sinn. Der Buchstabe gebe die Tatsache an, die Allegorie lehre den Glauben (wie alles und jedes auf Jesus, seine Leidensgeschichte und auf die Kirche hinweise), der moralische Schriftsinn wolle das Tun regeln, und endlich die Mystik weise auf die Ordnung der jenseitigen Geisterwelt hin. Raschi dagegen weiß noch nichts von einer mystischen Auslegungsweise, macht sich auch hin und wieder von der agadischen Erklärungsweise frei und trifft auch in vielen Fällen das richtige Verständnis. Er erhielt von seiner Bedeutsamkeit als Schrifterklärer den witzigen Ehrennamen Parschandata (Gesetzerläuterer). Raschis

Gewandtheit im Erklären erscheint um so überraschender, als ihm die bedeutenden Leistungen der spanischen Schule unbekannt waren. Er kannte nur die Anfänge der hebräischen Grammatik von Menahem Ben-Saruk und Dunasch, denen er sich als Führern anvertraute, Chajuǵ und Ibn-G'anachs Werke dagegen, weil in arabischer Sprache verfaßt, blieben ihm fremd. Daher sind seine grammatischen Bezeichnungen unbeholfen und öfter dunkel. Dennoch ist kein Kommentator zur heiligen Schrift so volkstümlich geworden, wie sein Name, so daß es eine Zeit gab, in der viele ihn mit dem Texte wie ein Zwillingspaar eng verbunden hielten. Jedes seiner Worte wurde weitläufig erklärt und beleuchtet.

Die Schule, welche von R. Gerschom in Mainz begründet wurde, hob Raschi zu hoher Bedeutung. Sein Geist ging auf seine Schwiegersöhne und Enkel über, welche seinen vorzüglichen Jüngerkreis bildeten. Er hatte nämlich keine Söhne, nur drei Töchter, von denen eine im Talmud so gelehrt war, daß sie während der Krankheit ihres Vaters die eingelaufenen talmudischen Anfragen vorlas und die ihr diktierte Antwort zu Papier brachte. Alle drei Töchter wurden an gelehrte Männer verheiratet und brachten gelehrte Söhne zur Welt. Durch Raschi und seine Schule wurde das nördliche Frankreich, die Champagne die Heimat des Talmud, wie früher Babylonien; es wurde darin tonangebend in Europa. Die französischen Talmudkundigen wurden selbst in Spanien gesucht und reichlich für ihren Unterricht belohnt. Die Führerschaft, welche das jüdische Spanien von Babylonien übernommen hatte, mußte es seit Raschis Zeit mit Frankreich teilen. Während jenes das klassische Land für die hebräische Poesie, Sprachkunde, wortgemäße Schriftauslegung und Philosophie blieb, mußte es diesem die Palme der talmudischen Gelehrsamkeit überlassen.

Die Juden Italiens hingegen hatten in beiden Zweigen nichts Bedeutendes geleistet. Ihre Talmudlehrer bezogen sie von auswärts. Der einzige Italiener aus dieser Zeit, der einen Namen in der jüdischen Literatur hat, war Nathan Ben-Jechiel aus Rom. Er stellte ein talmudisches Lexikon zusammen unter dem Titel Aruch (um 1001—2) vollständiger als die früheren Leistungen, aber mit geringer Selbständigkeit, nur zusammengetragen aus älteren Werken.

Allmählich traten die Juden des östlichen Europa aus der Dunkelheit ihres Daseins heraus. Sie waren im zehnten Jahrhundert bereits in Böhmen, Mähren und Polen angesiedelt. Die Prager Gemeinde behauptet zwar, eine der ältesten in Europa zu sein, und ihr hohes Alter will sie durch einen Grabstein bekunden, der bereits ein Jahrhundert vor der Entstehung des Christentums entdeckt worden sei. Allein da sie zu viel beweist, beweist sie gar nichts. Sicher ist nur das Vorhandensein der Juden in Böhmen im zehnten Jahrhundert, wo

sie christliche Sklaven besaßen, wodurch den Apostel der Preußen, früher Erzbischof von Prag, Woytech Adalbert, unruhige Träume plagten, weil die Gläubigen den Juden dienen sollten (vor 990). Die Juden der Vorstadt Prags in Wyssegrad galten für so sehr reich, daß eine mährische Fürstin ihrem habsüchtigen, feindseligen Schwager, dem Böhmenkönig, sagen konnte: „Reiche Leute, die du bei uns suchst, findest du in der Mitte deines eigenen Landes. In der Prager Vorstadt und im Dorfe Wyssegrad gibt es Juden, die voll sind von Silber und Gold; halte dich an diese.“ In Mähren gab es im elften Jahrhundert ebenfalls Juden. Einer derselben, namens Podiva, baute eine Burg, der er seinen Namen beilegte (unweit Lundenburg an der Grenze von Mähren und Österreich. In dem neubegründeten Königreiche Polen, namentlich in der damaligen Hauptstadt Gnesen, besaßen die Juden ebenfalls christliche Sklaven, und es wurde ihnen nicht verwehrt, obwohl die Herrscher Christen waren.

An der Kultur ihrer Brüder im Westen hatten die osteuropäischen Juden keinen Anteil. Auch vom Talmud hatten sie keine Kunde, und erst ein Jahrhundert später werden Talmudkundige aus Böhmen, Polen und dem Reußenland, allerdings nur spärlich, genannt. Man kann nicht einmal entscheiden, ob die osteuropäischen Juden ursprünglich von Westen oder von Südrußland eingewandert waren.

Drittes Kapitel.

Der erste Kreuzzug.

(1096 bis 1148).

Gegen Ende des elften Jahrhunderts erfolgte der erste Anlauf zu einem Kampfe zwischen dem Christentum und dem Islam auf einem anderen Schauplatz als Spanien, welcher die Weltgeschichte in neue Bahnen leitete und in die Geschichte der Juden ein bluttriefendes Blatt einfügte. Peters von Amiens aufregende Wehklagen über die Mißhandlung der Pilger in Jerusalem, welche in der Kirchenversammlung von Clermont tausendfachen Widerhall fanden, hatten die Frömmigkeit, die romantische Ritterlichkeit, den Ehrgeiz, die Raubsucht und eine Menge anderer edeler und gemeiner Leidenschaften zu einem Kreuzzuge aufgestachelt. Die Politik hatte sich derselben bemächtigt, um kleinliche Zwecke mit engem Gesichtskreise zu erreichen. Es entstand eine märtyrerreiche Zeit, aber das größte Märtyrertum erlitten die deutschen Juden, welche Gelegenheit fanden, in ausgedehntem Umfange ihr Bekenntnis mit ihrem Blute zu besiegeln.

Vor den Kreuzzügen lebten die Juden in Deutschland unangefochten; sie waren vom Grundbesitz nicht ausgeschlossen und noch weniger geächtet und verachtet. Als der Bischof Rüdiger Huoz-

mann von Speier den Weiler Altspeier zur Stadt zog (1084), glaubte er das Ansehen der Stadt nicht besser heben zu können, als wenn er den Juden darin Wohnplätze und Privilegien einräumte. Neben der Handelsfreiheit durften sie in Neuspeier auch Ländereien, Gebäude, Gärten und Weinberge besitzen. Der Bischof Rüdiger räumte den Speierschen Juden eigene Gerichtsbarkeit ein, und ihr Synagogenvorsteher oder Rabbinen (Archisynagogus) sollte dieselbe Befugnis haben, Prozesse zu schlichten, wie der Bürgermeister. Sie durften Sklaven besitzen und von Christen Ammen und Knechte mieten, gegen das kanonische Gesetz und gegen den Willen des Papstes Gregor VII.

Um sie jedoch vor Belästigungen des Pöbels zu schützen, wies ihnen Rüdiger einen eigenen Stadtteil an, den sie selbst befestigen und verteidigen durften. Diese Privilegien, für die sie jährlich 3½ Pfund Goldes zu zahlen hatten, sollten ihnen für alle Folgezeit verbrieft sein. Rüdiger fügte in der Urkunde hinzu, er habe den Juden solche günstige Gesetze eingeräumt, wie sie sie sonst in keiner deutschen Stadt genießen. Der Kaiser Heinrich IV. bestätigte diese Privilegien durchweg und fügte noch neue günstigere Bestimmungen hinzu.

Dieser Kaiser, der trotz seines Leichtsinns und Wankelmutes nie ungerecht war, stellte ein Diplom aus (6. Febr. 1095), das außerordentlich günstig für die Juden lautet. Niemand dürfe bei Strafe Juden, noch ihre Sklaven, zur Taufe zwingen. In einem Prozesse zwischen Juden und Christen soll nach jüdischem Recht verfahren und vereidet werden. Zu den Ordalien der Feuer- und Wasserprobe dürfen sie nicht gezwungen werden. Und nicht lange darauf wurden sie von geweihten Streitern für den heiligen Krieg niedergemetzelt. Die deutschen und nordfranzösischen Juden waren damals gerade voller Messiashoffnungen. Ein Mystiker hatte ausgerechnet, der Sohn Davids werde sich gegen Ende des 256sten Mondzyklus, zwischen dem Jahre 1096—1104, offenbaren und die zerstreuten Söhne Judas nach dem gelobten Lande führen. Aber statt der Posaunen der messianischen Erlösung hörten sie das wilde Geschrei der Wallbrüder: „Die Juden haben unseren Heiland gekreuzigt, sie müssen sich zu ihm bekehren oder sterben."

Die ersten Scharen der Kreuzzügler, die eine von dem begeisterten, frommen Peter von Amiens und seinen acht Rittern, die andere von dem Presbyter Gottschalk angeführt, fügten den Juden kein besonderes Leid zu; sie plünderten Juden und Christen in gleicher Weise. Aber die nachfolgenden Schwärme, die aus dem Auswurfe der französischen, englischen, lothringischen und flandrischen Länder bestanden, begannen das heilige Werk des Mordens und des Plünderns in Ermangelung der Mohammedaner mit den Juden. Es

war ein schamloses Gesindel, Männer und Weiber vermischt, welche sich den frevelhaftesten Ausschweifungen überließen. Aber diese lasterhaften Wallbrüder waren geweihte Streiter, die Sünden waren ihnen alle vergeben, die vergangenen wie die zukünftigen. Ein Mönch warf den zündenden Gedanken unter diese Bande, daß die Juden mit Gewalt zum Christentum gezwungen werden müßten; eine Schrift, die auf Jesu Grab gefunden worden sein soll, mache dieses den Gläubigen zur Pflicht. Dieser Gedanke schien den wilden Kreuzbrüdern ebenso vorteilhaft, wie leicht faßlich und gottgefällig. Sind doch die Juden ebenso ungläubig wie die Sarazenen, beide Erzfeinde des Christentums! Der Kreuzzug könne ja auf der Stelle beginnen, wenn mit den Juden der Anfang gemacht wird! Wie sich die Scharen in Frankreich und Deutschland sammelten, waren sie gezeichnet durch das Kreuz an ihren Kleidern und durch das vergossene Blut von Juden. Indessen blieben solche Metzeleien in Frankreich vereinzelt, obwohl hier die erste Ansammlung der Kreuzfahrer war. Die Angst der Gemeinden war aber so groß vor ihnen, daß sie überall hin und auch an die deutschen Gemeinden Botschaft sandten, durch Buße und Fasten die sich herandrängende Gefahr abzuwenden. In Deutschland herrschte damals noch Ruhe; die Juden der Rheingegend hatten noch keine Ahnung von dem ihnen bevorstehenden traurigen Geschicke. Nichtsdestoweniger versammelten sie sich auf Anordnung der Gemeindeführer des Hauptortes Mainz zu inbrünstigem Gebete für ihre gefährdeten Brüder in Frankreich. Aber diese kamen mit dem Schrecken davon, weil die Fürsten und Geistlichen energisch für die Juden eintraten. Nur in Rouen, das zu England gehörte, trieben die Kreuzfahrer die Juden in die Kirche, setzten ihnen die Degenspitzen auf die Brust und ließen ihnen die Wahl zwischen Tod und Taufe.

Einen besonders tragischen Charakter erhielten die Verfolgungen erst auf deutschem Boden. Die Schar, welche sich von Frankreich und Flandern nach den deutschen Gauen wälzte, hatte zum Führer einen französischen Ritter, Wilhelm der Zimmermann genannt, der schon vor seinem Auszuge das Gold für die Ausrüstung seiner Schar von den Bauern plündern mußte. Den Geist, von dem Wilhelms Wallbrüder beseelt waren, charakterisiert ein einziger Zug. Sie ließen eine Gans und einige Ziegen vor sich hergehen, von denen sie fest glaubten, sie seien von göttlichem Geiste angehaucht und würden ihnen den Weg nach Jerusalem zeigen. Solchen Feinden waren die jüdischen Gemeinden der Mosel und des Rheins schutzlos preisgegeben! Kaiser Heinrich war damals in Italien mit schlimmen Händeln vollauf beschäftigt, und in Deutschland herrschte dadurch die unbändigste Anarchie.

Schon bei der Nachricht von dem Herannahen der Blutmenschen war die Gemeinde von Trier von einem solchen Entsetzen ergriffen,

daß einige ihre Kinder und sich mit dem Messer erstachen. Frauen und Mädchen beschwerten sich mit Steinen und stürzten sich in die Mosel, um nicht von den heiligen Henkern zur Taufe gezwungen oder geschändet zu werden. Die übrigen Gemeindemitglieder flehten den Bischof Egilbert um Schutz an. Doch dieser harte Kirchenfürst, der sich vielleicht durch Bekehrungseifer von dem auf ihm lastenden Verdachte der Ketzerei reinigen wollte, erwiderte ihnen: „Bekehrt euch, so gebe ich euch Frieden und ruhigen Genuß eurer Güter. Bleibt ihr aber verstockt, so wird mit eurem Leibe auch eure Seele untergehen."

Da traten die Juden zur Beratung zusammen und beschlossen auf Antrag eines ihrer gelehrten Mitglieder Micha (Michäas) das Christentum zum Schein anzunehmen. Dieser sprach hierauf zum Bischof: „Sage uns schnell, was wir glauben sollen, und stehe uns bei, daß wir befreit werden von denen, welche vor der Tür lauern, um uns zu erwürgen." Darauf leierte der Priester das katholische Glaubensbekenntnis ab, daß die Juden nachplappern mußten, und nahm die Taufhandlung vor. Es war ein schimpflicher Sieg, den das Christentum über einen Teil der Gemeinde von Trier feierte, der auch nicht lange dauerte.

Darauf wälzte sich die Schar nach Speier, dessen Gemeinde jüngsthin von Bischof und Kaiser Unantastbarkeit und Freiheit verbrieft erhalten hatte. Hier schleppte sie im ersten Anlauf zehn Juden in eine Kirche, um sie unter Androhung des Todes zu taufen. Standhafter als die von Trier, weigerten sie sich, die Taufe zu empfangen und wurden hingeschlachtet (8. Ijar = 3. Mai 1096).

Die übrigen Juden hatten sich indessen teils in den Palast des Bischofs Johannsen und teils in die Burg des Kaisers geflüchtet. Dieser Bischof, menschlicher und frommer als Egilbert, der die Bekehrung durch Henkershand verabscheute, ließ gegen die wütende Schar einschreiten; die Juden selbst verteidigten ihr Leben standhaft, und es fiel kein Opfer mehr von ihrer Seite. Johannsen ließ auf einige Wallbrüder fahnden und sie hinrichten, was ihm die chronikschreibenden Mönche natürlich verargten. Sie sprengten aus, er sei von den Juden bestochen worden. Es ist nicht zu verwundern, daß die Juden ein förmliches Entsetzen vor dem Christentum empfanden und sich nicht bloß gegen die Taufe sträubten, sondern sich schon für befleckt hielten, wenn sie auch nur im Zustande der Betäubung und Bewußtlosigkeit vom Taufwasser berührt worden waren. Sie konnten in dem Christentum, wie es im elften Jahrhundert gestaltet war, nur ein arges Heidentum erblicken. Die Verehrung der Reliquien und Bilder, das Verfahren des Oberhauptes der Kirche, welche die Völker ihres heiligen Eides entband und zum Kaisermord aufforderte, das schwelgerische, sitten-

lose Leben der Geistlichkeit, das vertierte Treiben der Kreuzzügler, dieses alles gemahnte sie weit eher an die in der heiligen Schrift verabscheuten Götzendiener, als an Bekenner eines heiligen Gottes. Wie ihre Vorfahren in der Makkabäerzeit sich gegen den aufgezwungenen Zeuskultus sträubten und die Berührung mit der Zeremonie des Götzentums für befleckend hielten, ebenso dachten die deutschen Juden von dem Christentum ihrer Zeit.

Der Schwarm, welcher den Angriff auf die Gemeinde von Speier unternommen hatte, scheint nicht stark gewesen zu sein, daher konnte er zurückgeschlagen werden. Er wartete Verstärkung ab. Erst vierzehn Tage später zog eine größere Zahl Wallbrüder, „Wölfe der Wüste", in stets zunehmender Zahl nach Worms. Der Bischof Allebrandus konnte oder mochte den Juden keinen ausreichenden Schutz gewähren. Doch scheint er das Niedermetzeln der Juden nicht gutgeheißen zu haben, da er einen Teil der Gemeindeglieder, wahrscheinlich die angesehenen und reichen, in seinen Palast aufnahm. Die übrigen waren auf sich selbst angewiesen, setzten sich wohl anfangs zur Wehr, aber der Übermacht der zahlreichen Bande erliegend, fielen sie unter den Streichen der Blutmenschen mit dem Bekenntnisrufe: „Der Herr unser Gott ist einzig." Nur sehr wenige ließen sich zur Nottaufe zwingen, die andern kamen ihr durch Selbstentleibung zuvor. Frauen schlachteten ihre zarten Kinder mit eigenen Händen. Die Wallbrüder zerstörten die Häuser der Juden, plünderten deren Habe und ließen ihre blinde Wut auch an den heiligen Schriften aus, die sie in den Synagogen und in den Häusern fanden (Sonntag, 23. Ijar = 18. Mai). — Nach sieben Tagen kam die Reihe auch an diejenigen, welche im bischöflichen Palaste Schutz gefunden hatten. Der Bischof eröffnete ihnen mit einem Male, er könne sie nicht länger beherbergen, wenn sie sich nicht der Taufe fügten. Die Angesehensten unter ihnen baten sich darauf eine kurze Frist zur Beratung aus. Vor dem Palaste harrten die Wallbrüder, um die Juden entweder in die Kirche oder in den Tod zu führen. Als aber die Zeit abgelaufen war, und der Bischof die Tür öffnen ließ, fand er sämtliche Juden im Blute schwimmend. Sie hatten den Tod von der Bruderhand vorgezogen. Bei der Nachricht davon fiel die rasende Menge über die übriggebliebenen her, mordete die Lebenden und schleifte die Leichen auf den Straßen umher. Nur wenige retteten ihr Leben durch die scheinbare Annahme des Christentums (Sonntag, 1. Siwan = 25. Mai). Ein Jüngling, Simcha Kohen, der durch die Wallbrüder seinen Vater und seine sieben Brüder verloren hatte, wollte nicht ungerächt aus der Welt scheiden. Er ließ sich in die Kirche führen und im Augenblick, als er das Sakrament empfangen sollte, zog er ein verborgen gehaltenes Messer hervor und erstach damit einen Neffen des Bischofs. Er wurde,

wie er es nicht anders erwartet hatte, in der Kirche zerfleischt. — Erst als die Kreuzzügler die Stadt verlassen hatten, wurden die jüdischen Märtyrer von Worms bestattet, und die Totengräber zählten achthundert Leichen.

Den Tag nach der Niedermetzelung des Restes in Worms traf die Kreuzschar in Mainz ein. Hier war ihr Anführer ein Graf Emmerich oder Emicho von Leiningen, ein naher Verwandter des Erzbischofs Ruthard, ein blutdürstiger Mann. Ihn gelüstete ebenso sehr nach den Reichtümern der Mainzer Juden, als nach deren Blut, und er scheint mit dem Erzbischof, einem Hauptgegner Heinrichs IV., zu diesem Zweck einen teuflichen Plan verabredet zu haben. Der Erzbischof lud sämtliche Juden ein, in seinem Palaste Schutz zu suchen, bis der Sturm vorüber sein werde. Darauf übergaben sie ihm ihre Schätze, und in seinem Hofe und dem Söller des weitläufigen Gebäudes lagen über 1300 Juden mit bangem Herzen und in brünstigem Gebete. Aber schon mit Tagesanbruch (Dienstag, 3. Siwan = 27. Mai) führte Emmerich die Kreuzfahrer vor die bischöfliche Residenz und verlangte mit wildem Geschrei die Auslieferung der Juden. Der Erzbischof hatte zwar Bedeckung zum Schutze aufgestellt; aber diese wollte nicht gegen Christen und Wallbrüder die Waffen gebrauchen. Leicht durchbrachen die Kreuzfahrer die Türen des Palastes und ergossen sich in die Räume, um die Juden aufzusuchen. Hier wiederholte sich das entsetzliche Schauspiel von Worms. Mit dem Einheitsbekenntnis auf den Lippen fielen Männer, Frauen, Kinder und Greise durch das Schwert ihrer Brüder oder ihrer Feinde. Dreizehnhundert Märtyrerleichen wurden später aus dem Palaste auf Wagen aus der Stadt geführt. Die Schätze behielt der Erzbischof und teilte sie mit Emmerich. Sechzig Juden hielt Ruthard in dem Dom verborgen, wahrscheinlich die reichsten, und ließ sie später nach dem von der Straße abgelegenen Rheingau bringen. Aber auch sie wurden ergriffen und geschlachtet. Die Taufe nahmen nur wenige. Zwei Männer und zwei Mädchen, Urija und Isaak mit seinen zwei Töchtern, welche im Taumel oder aus Schwäche getauft worden waren, trieb die Reue zu einer schaudererregenden Tat. Isaak schlachtete zwei Tage später, am Vorabende des Pfingstfestes, seine Töchter in seinem Hause und legte seine Wohnung in Brand. Darauf begab er sich mit seinem Gefährten Urija in die Synagoge, zündete sie ebenfalls an, und beide starben den Feuertod durch eigene Hand. Von diesem Feuer wurde ein großer Teil von Mainz in Asche gelegt.

Indessen sammelte sich ein Haufen entarteter Kreuzfahrer unter Hermann dem Zimmermann um Köln, gerade am Vorabende des Wochenfestes. Die älteste Gemeinde Deutschlands machte sich auf das Gräßlichste gefaßt; doch flehten die Juden die Bürger und den

Bischof um Schutz an. Von Mitleid mit ihnen ergriffen, nahmen die menschlich gesinnten Kölner Bürger sie in ihre Häuser auf. Als das rasende Gesindel des andern Tages, am jüdischen Wochenfest, mit dem frühesten Morgen in die Häuser der Juden drang, fand es sie menschenleer und konnte seine Wut nur an Stein, Holz und Pergamentrollen der heiligen Schrift kühlen. Die Gesetzrollen zertraten sie mit Füßen. Ein Erdbeben, daß an diesem Tage gespürt wurde, stachelte die wahnbetörten Blutmenschen, statt sie zu schrecken, nur zu neuem Rasen auf, indem sie es als Zeichen der Zustimmung von seiten des Himmels betrachteten. Der edle Bischof Hermann III., dessen Name der Nachwelt zur Verehrung überliefert zu werden verdient, ließ die Juden heimlich aus Köln entfernen und in den ihm gehörigen Städten und Dörfern, in dem nahen Neus und anderen, zur Sicherheit unterbringen. Hier brachten sie drei Wochen (vom 3. bis zum 24. Juni) in banger Erwartung zu. Sie beteten viel und fasteten täglich. Aber der Himmel schien taub gegen ihr inbrünstiges Flehen. Die Kreuzfahrer hatten sich am Johannistag durch das Abendmahl der Messe zu neuem Morden gestärkt und schlachteten an demselben Tage sämtliche Juden, welche in Neus Zuflucht gefunden.

Die Wallbrüder hatten auch die Spur der Kölner Juden in den anderen Ortschaften entdeckt, suchten dieselben in ihren Zufluchtsstätten auf und mordeten die jüdischen Flüchtlinge. Viele haben ihrem Leben in Seen und Sümpfen ein Ende gemacht. Ein gelehrter Greis, Samuel Ben-Jechiel, gab das Beispiel dazu. Er schlachtete seinen schönen, kräftigen Sohn mitten im Wasser, sprach den Segen dazu, und das Opfer fiel mit „Amen" ein, während die Umstehenden ihr „Höre Israel" einstimmten und sich ins Wasser stürzten. Im ganzen sollen in den rheinischen Städten in zwei Monaten (Mai bis Juli) zwölftausend Juden getötet worden sein. Die übrigen hatten zum Schein das Christentum angenommen, in der Erwartung, daß der gerechte Kaiser bei seiner Rückkehr aus Italien ihren Klagen Gehör schenken würde.

Überall, wo die wilden Wallbrüder durchzogen und Juden trafen, wiederholten sich die tragischen Szenen. Die Juden Böhmens treten durch die Vorfälle des Kreuzzuges in die Geschichte ein. Sie hatten bis dahin das Joch des Druckes nicht empfunden, da das Christentum in den slavischen Ländern noch nicht zur Macht gelangt war. Manche unter ihnen waren wohlhabend und vermittelten den Sklavenhandel, der meistens mit Slaven (Slavoniern) betrieben wurde, aus der ersten Hand nach dem europäischen Westen und Spanien. Aber sie kamen dadurch in Konflikt mit der Geistlichkeit, und der Bischof Adalbert von Prag eiferte gegen sie mit Nachdruck. Da kam der Kreuzzug und verpflanzte den Giftsamen des Fanatismus auch dahin. Als die

Wallbrüder durch Böhmen zogen, war der mächtige Herzog Wratislaw II. in einem auswärtigen Kriege beschäftigt, und niemand da, der dem Unfug steuern sollte. Das kreuzzüglerische Gesindel hatte also volle Freiheit, seine Mordlust zu befriedigen, schleppte die Juden Prags zur Taufe und tötete die Widerstrebenden. Vergebens predigte der Bischof Cosmas gegen die Gewalttätigkeit. Die Kreuzzügler verstanden ihr Christentum besser, als der Kirchenfürst.

Zum Glücke für die Juden Westeuropas und namentlich Deutschlands und zur Ehre der Menschheit war nur der Abschaum des Volkes von diesem Blutdurst zur Raserei gestachelt. Die Fürsten und Bürger dagegen verabscheuten die Mordtaten, und die höhere Geistlichkeit selbst mit Ausnahme des Erzbischofs Ruthard von Mainz und Egilberts von Trier, standen auf Seiten der Juden. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo die drei Mächte, Fürsten, Völker und Geistlichkeit, in Judenverfolgung eins waren. Da die Nachricht einlief, daß die 200 000 Wallbrüder unter Emmerich und Hermann zum großen Teil ein schmähliches Ende gefunden, die meisten von den Ungarn erschlagen wurden, und die Führer schmachbedeckt mit dem geringen zerlumpten Rest nach Deutschland zurückkehrten, so betrachteten es Christen und Juden in gleicher Weise als ein gerechtes Strafgericht Gottes. Inzwischen war Kaiser Heinrich IV. aus Italien zurückgekehrt, sprach bei der Nachricht von den Greueltaten der Wallbrüder gegen die Juden seinen Abscheu darüber aus und gestattete auf Verwendung des Gemeindevorstehers von Speier, Mose Ben-Guthiel, den gewaltsam Getauften zum Judentum zurückzukehren. Dies war eine Freudenbotschaft für den Rest in Deutschland. Die Getauften warfen sofort die Maske des Christentums ab (1097). Damit waren nun die Vertreter der Kirche keineswegs zufrieden. Selbst der vom Kaiser gehaltene Papst Clemens III. rügte die Menschlichkeit des Kaisers, weil sie gegen die Lehre der Kirche verstieß. „Wir haben gehört," schrieb derselbe an den Kaiser, „daß den getauften Juden gestattet worden ist, von der Kirche abzufallen. Es ist etwas Unerhörtes und Sündhaftes, und wir fordern dich und alle unsere Brüder auf, Sorge dafür zu tragen, daß das Sakrament der Kirche nicht an den Juden geschändet werde." Aber der Kaiser kehrte sich wenig an den unheiligen Eifer der Geistlichkeit. Er leitete noch dazu auf die Klage der Juden eine Untersuchung gegen die Verwandten des Erzbischofs Ruthard von Mainz ein wegen des Raubes an den Gütern der jüdischen Gemeinde. Darauf zog der Kaiser die Einkünfte des Erzbistums ein (1098). Dieser rächte sich dafür an ihm, indem er sich mit dessen Feinden verschwor, ihn zu demütigen.

Den Juden in Böhmen erging es aber in diesem Jahr sehr unglücklich. Auch sie hatten bei der Nachricht, daß der Kaiser die Rück-

kehr zum Judentum gestattete, das Scheinchristentum schnell fahren lassen, fürchteten sich aber, im Lande zu bleiben, wo sie keine Gerechtigkeit fanden. Sie rafften daher ihr Hab und Gut zusammen, um es in Sicherheit zu bringen und dann selbst teils nach Polen und teils nach Panonien (Österreich und Ungarn) auszuwandern. Da kehrte der Böhmerfürst Wratislaw von seinem Kriegszuge zurück und erfuhr, daß die Juden ihre Reichtümer außer Landes bringen wollten. Sofort ließ er ihre Häuser mit Soldaten besetzen. Ein Kämmerer des Herzogs rief die Ältesten zusammen, erklärte ihnen in dessen Namen, daß alles, was sie besitzen, dem Herzog gehöre, daß es ein an ihm begangener Raub sei. „Von Jerusalems Schätzen habt ihr nichts nach Böhmen gebracht. Durch Vespasian besiegt, und um Spottpreis verkauft, seid ihr über den Erdkreis zerstreut worden. Nackt seid ihr ins Land gekommen, nackt möget ihr ausziehen. Wegen eures Abfalls von der Kirche mag der Bischof Cosmas mit euch rechten." Einer solchen Logik ließ sich nichts entgegensetzen; es war die Logik der schamlosen Gewalttat. Und so wurden die böhmischen Juden vom Kopf bis zur Fußsohle ausgeplündert und ihnen nur so viel gelassen, als sie augenblicklich zur Stillung des Hungers brauchten. Mit einer gewissen Schadenfreude erzählt der chronikschreibende zeitgenössische Bischof, daß damals den Juden mehr Geld abgenommen wurde, als den Bewohnern Trojas nach deren Besiegung von den Griechen.

Schlimmer noch erging es den Juden von Jerusalem. Als das Kreuzheer unter Gottfried von Bouillon nach vielen Mühseligkeiten die heilige Stadt mit Sturm genommen und ein Blutbad unter den Mohammedanern angerichtet hatte, trieb er die Juden, Rabbaniten und Karäer untereinander, in eine Synagoge, ließ sie in Brand stecken und bereitete ihnen einen qualvollen Tod (15. Juli 1099). Das elfte Jahrhundert endete für die Söhne Jakobs blutig. Dem Kaiser Heinrich war es aber mit der Beschützung der Juden seines Reiches völlig Ernst. Er ließ bei seiner Anwesenheit in Mainz, als er den Schauplatz haarsträubender Mordszenen gewahrte, Fürsten und Bürger einen Eid schwören, daß sie den Juden Frieden gewähren und sie nicht mißhandeln lassen würden (1103). Der Schutz, den der Kaiser den Juden bewilligte, war aber für sie nur für den Augenblick von günstiger Bedeutung, hatte indes nachteilige Wirkungen in seinem Gefolge. Sie kamen dadurch in ein abhängiges, der Leibeigenschaft verwandtes Verhältnis zum Landesherrn.

Dieser Umstand war aber nicht die einzige üble Folge des ersten Kreuzzuges für die deutschen Juden. Auf der einen Seite beanspruchte der Papst Clemens III. die unter Todesfurcht Getauften für die Kirche. Auf der andern Seite wollten die treugebliebenen Juden diese von sich stoßen, sie nicht mehr als ihresgleichen anerkennen, sich nicht mit

ihnen verschwägern, obwohl sie ihre Anhänglichkeit an das Judentum durch ihre sofortige Rückkehr hinlänglich bekundet hatten. So wurden diese Unglücklichen von zwei Seiten als Abtrünnige und als Geächtete angesehen. Als aber diese engherzige Anschauung Raschi zu Ohren gekommen war, sprach er in seiner innigen Frömmigkeit sich entschieden dagegen aus! „Ferne sei es uns, uns von den Zurückgekehrten abzusondern und sie zu beschämen! Alles, was sie getan haben, geschah aus Furcht vor dem Schwerte, und sie hatten nichts eiligeres zu tun, als zum Judentume zurückzukehren.“ Schlimmer noch waren die Nachwehen des ersten Kreuzzuges. Der Sinn der deutschen Juden, der sich ohnehin zu übertriebener, büßender Frömmigkeit neigte, wurde durch die beispiellosen Leiden noch mehr verdüstert. Von der katholischen Kirche, die sie nicht genug verabscheuen konnten, nahmen sie nichtsdestoweniger den Brauch an, die Gräber ihrer Märtyrer, die sie auch Heilige (Kedoschim) nannten, zu besuchen, dabei Totengebete zu verrichten und sich deren Fürbitte zu empfehlen. Das Judentum in Deutschland erstarrte seit der Zeit immer mehr zu einem düsteren Wesen.

Gegen die überhandnehmende, büßermäßige Richtung der deutschen Juden bildete der Talmud ein günstiges Gegengewicht. Das Talmudstudium, wie es Raschi angebaut hat, schützte vor Verdumpfung, gedankenlosem Hinbrüten und mönchischem Wesen. Wer sich in den verschlungenen Gängen des Talmud zurechtfinden wollte, mußte das Auge für die Welt der Tatsachen stets offen haben, durfte sein Denken nicht einrosten lassen. Das tiefe Talmudstudium war der Balsam für die Wunden, welche das kreuzzüglerische Gesindel den Gemeinden der Rheingegend geschlagen hatte. Im Lehrhause herrschte die Freudigkeit gedanklichen Schaffens, hier war keine Sorge, kein Trübsinn zu bemerken. Das Lehrhaus wurde auf diese Weise die Welt für die Unglücklichen. Die beiden Männer, welche dem Talmudstudium Schwung und Tiefe gegeben haben, starben im Anfange des zwölften Jahrhunderts: Isaak Alfaßi 1103 und Raschi zwei Jahre später 1105, der letztere inmitten der Beschäftigung mit der Ausarbeitung seiner Talmudkommentarien. Beide hinterließen eine zahlreiche Jüngerschar, welche dem tieferen Talmudstudium eine weite Ausdehnung gab. Beide wurden von den Zeitgenossen wie von der Nachwelt hochverehrt. Die Bewunderung der Spanier für Alfaßi sprach sich, ihrer hohen Bildungsstufe gemäß, in wohlgesetzten Versen, die der deutschen und nordfranzösischen für Raschi auf ihrer niedrigen Kulturstaffel in übertreibenden Sagen aus.

Noch konnten die Juden Spaniens, selbst die in Andalusien, dieses schöne Kulturland als eine traute Heimat benutzen. Selbst unter den barbarischen Almoraviden, welche die Herren des Südens

geworden waren, konnten sie in gesicherter Ruhe leben. Unter dem zweiten almoravidischen Herrscher Ali (1106—1143) lebten die Juden nicht nur unangefochten, sondern einige von ihnen wurden mit der Einnahme der Kopfsteuer von der jüdischen und christlichen Bevölkerung betraut, andere ausgezeichnete Männer erhielten eine Ehrenstellung an seinem Hofe. Wissenschaft und Poesie waren auch unter ihm die Beförderungsmittel zu hohen Ämtern. Ein jüdischer Arzt und Dichter, Abu-Ajub Salomon Ibn-Almuallem aus Sevilla, war Leibarzt des Kalifen Ali und führte den Titel Fürst und Wesir. Von seinen Dichtungen urteilt ein Kunstrichter, daß sie die Lippen der Stummen beredt und das Auge der Blinden hellsehend machten. Eine hohe Stellung am Hofe Alis nahm ferner der Arzt Abulhassan Abraham Ben-Meïr Ibn-Kamnial aus Saragossa ein, der ebenfalls den Titel Wesir führte. Die größten Dichter der Zeit verherrlichten ihn wegen seines Gesinnungsadels, seiner Freigebigkeit und seiner Teilnahme an dem Schicksal seiner Glaubensgenossen in schwungreichen Versen. „Ein Fürst, der zwar auf Erden wandelt, aber sein Ziel in den Sternen hat. Er eilt, dem Bl tze gleich, Milde zu üben, während die anderen schleichen. Die Türen seiner Spenden sind Heimischen und Fremden geöffnet. Durch sein Vermögen rettete er die dem Tode Geweihten und gab Leben den dem Untergange Verfallenen.“ — „Der Fürst (Ibn-Kamnial) ist für sein Volk Schutz und Wehr; er weilt in Spanien, seine Liebe aber reicht bis Babylonien und das Ägypterland.“ Hochgerühmt von Zeitgenossen wird der Fürst Salomo Ibn-Farußal. Er stand vermutlich im Dienste eines christlichen Fürsten und wurde mit einer Sendung an den Hof von Murcia betraut. Kurz vor der Schlacht bei Ucles, wo die mohammedanischen Waffen abermals über die christlichen einen entscheidenden Sieg errangen, wurde Ibn-Farußal ermordet (1108). Der junge Dichter Jehuda Halevi war gerade mit einem übersprudelndem Lobgedicht zu dessen feierlichem Empfange bei der Rückkehr von einer wichtigen Sendung beschäftigt, als die Trauerbotschaft von der Ermordung des Besungenen eintraf. Darauf wandelte der Dichter das Jubellied in eine kunstvolle Elegie um.

Eine Stellung unter einem mohammedanischen Fürsten nahm auch der astronomische Schriftsteller Abraham Ben-Chija Albar'geloni (geb. 1065, gest. 1136) ein; er war eine Art Polizeiminister (Zachib as Schorta) und führte ebenfalls den Titel „Fürst“. Wegen seiner astronomischen Kenntnisse stand er bei Fürsten in hohem Ansehen, disputierte mit gelehrten Geistlichen und bewies ihnen die Richtigkeit des jüdischen Kalendersystems.

Obwohl es solchergestalt nicht an einflußreichen, wissensfördernden, freigebigen Männern in diesem Zeitabschnitt auf der pyrenäischen

Halbinsel gefehlt hat, so bildete doch keiner von ihnen einen Einigungspunkt gleich Chasdaï Ibn-Schaprut und Samuel Ibn-Nagrela, die schlummernden Kräfte zur Entfaltung zu wecken, oder der literarischen Tätigkeit die Richtung vorzuzeichnen. Aber die Zeit bedurfte dessen nicht mehr. Der Wetteifer für sämtliche Fächer göttlichen und menschlichen Wissens war so mächtig, daß er nicht mehr von oben, von einer hochgestellten Persönlichkeit, angeregt zu werden brauchte. Die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts hat ein wahres Füllhorn hervorragender Männer in jüdischem Kreise ausgeschüttet, Dichter, Philosophen, scharfsinnige Talmudisten, und ihre Erzeugnisse tragen fast sämtlich den Stempel der Vollendung. Der kleinliche Neid, über den sich Menahem Ben-Saruk und Ibn-G'ebirol zu beklagen hatten, die feindliche Stimmung, die zwischen Ibn-G'anach und Samuel Ibn-Nagrela, zwischen Alfaßi und Ibn-Abalia herrschte, waren aus dem Kreise der Kulturträger dieser Zeit verbannt. Die Dichter besangen einander und priesen die Männer, welche anderen Wissenszweigen zugewendet waren, aus voller Seele. Sie nahmen innigen Anteil an den gegenseitigen glücklichen Ereignissen, trösteten einander und betrachteten einander in Wahrheit als Glieder einer einzigen Familie. Die Seeleneinigkeit, welche unter den Trägern der jüdischen Wissenschaft und Poesie in dieser Zeit herrschte, legte das vollgültige Zeugnis für deren Gesinnungsadel ab.

Ausgezeichnete Rabbinen, meistens Jünger Alfaßis, bekundeten neben dem Talmudstudium tiefen Sinn für Poesie und Wissenschaften. Der angesehenste Rabbiner in dieser Zeit war Joseph Ibn-Migasch (geb. 1077, gest. 1141), Enkel eines am Hofe der Abbadiden zu Sevilla angesehenen Mannes und Sohn eines gelehrten und geachteten Vaters. Er verdiente das Lob, das ihm der junge Dichter Jehuda Halevi spendete wegen seines Geistes und seiner edlen Gesinnung. Seine Abkunft aus edlem Geschlechte und seine hohe Stellung als Oberhaupt der angesehensten Gemeinde Lucena raubten ihm nicht die Bescheidenheit, der Ernst des wichtigen Amtes nicht die Sanftmut.

Spanien war nämlich damals in hohem Grade aufgeregt und in Parteiungen gespalten. In Andalusien standen die Nationalaraber den siegenden almoravidischen Berbern gegenüber und führten miteinander einen bald heimlichen, bald offenen Krieg. Die in der Gegend von Granada angesiedelten Christen (die Mozarabi) machten heimlich eine Verschwörung gegen ihre mohammedanischen Zinsherrn, riefen den Eroberer Saragossas, Alfonso von Aragonien herbei und versprachen ihm Granada zu überliefern. Das christliche Spanien war nicht minder zersplittert. Obwohl Kastilien und Aragonien mit ihren Nebenländern durch die Ehe zwischen Alfonso von Aragonien und Urraca, Königin von Kastilien, der Tochter Alfonsos VI., vereint

sein sollten, so hat gerade diese unglückliche Ehe sie mehr denn je getrennt. Eine Partei hielt es mit dem König, eine andere mit der Königin und eine dritte gar mit dem jungen Infanten Alfonso VII., dessen Erzieher ihn gegen Mutter und Stiefvater zugleich aufstachelten Öfter sah man Christen und Mohammedaner unter einer Fahne kämpfen, bald gegen einen christlichen Fürsten, bald gegen einen mohammedanischen Emir. Bündnisse und Bundesbrüche folgten schnell aufeinander. Falschheit und Verrat kamen täglich vor, und hochgestellte Geistliche wechselten die Partei, bekämpften ihre ehemaligen Bundesgenossen und standen ihren früheren Feinden bei. Die Juden Spaniens blieben bei dieser anarchischen Bewegung sicherlich nicht unbeteiligt und freiwillig oder gezwungen hielten die einen zu dieser, die andern zu jener Partei, je nachdem das Interesse oder die politische Gesinnung es erheischten. Aber wenn Christen oder Mohammedaner Verschwörung anzettelten, so konnten sie im Falle des Verrates bei ihren mächtigen Glaubensgenossen Schutz finden. Die Juden aber entbehrten eines solchen Schutzes und konnten ihn nur in der eigenen Mitte, in dem festen Zusammenhalten untereinander haben. Verräterei aus der eigenen Mitte war um so verderblicher für sie, als die Strafe eines erzürnten Fürsten nicht bloß die Verschwörer oder die Gemeinde, sondern die Judenheit des Landes überhaupt betroffen hätte. Als daher in der Gemeinde Lucena einst ein Verräter seine Glaubensgenossen anzugeben gedachte, vollzog der Rabbiner und Richter Joseph Ibn-Migasch eine exemplarische Strafe an demselben. Er ließ den Angeber am Versöhnungstage in der Dämmerungsstunde durch Steinigung hinrichten. Aber auch schöne Züge von Milde werden von ihm überliefert. Joseph Ibn-Migasch hinterließ (1141) einen gelehrten Sohn Meïr und einen großen Kreis von Jüngern, darunter auch Maimun aus Cordova, dessen Sohn einen Wendepunkt in der jüdischen Geschichte eröffnen sollte.

In dem Maße als das Talmudstudium in Spanien einen Aufschwung nahm, trat in der Bibelerklärung und Pflege der hebräischen Grammatik eine Erschlaffung ein. Diese Fächer wurden nicht weiter fortgeführt. Um so reicher war diese Zeit an Dichtern. Die hebräische Sprache war seit den zwei Jahrhunderten von Ben-Labrat an so biegsam und geschmeidig geworden, daß wenig Kunst dazu erforderlich war, Verse zu machen und Reime und Maß zu handhaben. Die Kunstformen, welche Salomon Ibn-G'ebirol erweitert hatte, fanden mehr oder weniger glückliche Nachahmung. Die Mode der Araber, den Inhalt eines Briefes an Freunde zu versifizieren, der die spanischen Juden huldigten, machte die Dichtkunst zu einem Bedürfnis; wer nicht als ungebildet erscheinen wollte, mußte reimen lernen. Die Zahl der Gedichte, welche in dieser Zeitepoche zutage gefördert wurden,

ist groß. Doch nur wenige enthalten wahre Poesie. Zu den nennenswerten Dichtern, welche mehr als Reimer waren, gehörten Mose Ibn-Esra, Juda Ibn-Giat, Juda Ibn-Abbas und Salomon Ibn-Sakbél.

Während die Muse der meisten Dichter dieser Zeit nur ernsten Schöpfungen zugewendet war, gebraucht Salomon Ibn-Sakbél ein Verwandter des Rabbiners Joseph Ibn-Sahal von Cordova, die hebräische Sprache für Liebeständeleien. Die neue Dichtungsform des arabischen Makamendichters Hariri aus Basra, dessen Ruhm nach Spanien gedrungen war, regte Ibn-Sakbél an, etwas ähnliches in der hebräischen Sprache zu versuchen. Er schrieb eine Art satirischen Romans unter dem Titel Tachkemoni, dessen Held Wandlungen und Täuschungen durchmacht. Der Held erzählt selbst seine Abenteuer in gereimter Prosa, von Versen unterbrochen, wie er früher längere Zeit in Waldeinsamkeit, nur von der Geliebten begleitet, zugebracht, dann aber des einförmigen Lebens überdrüssig, sich nach Geselligkeit gesehnt, im Kreise von Freunden an vollen Tafeln zu zechen. Von einer unbekannten verführerischen Schönen durch ein rätselhaftes Briefchen verlockt, habe er sie lange gesucht, sich in Liebesgram verzehrt, sei dann in einen Harem eingeführt worden, wo ihm der Herr desselben „mit Berbermiene" den Tod gedroht. Er war aber nur eine Maske, die eine Schöne vorgenommen, um ihn zu schrecken, und diese, welche nicht seine Herzenskönigin, sondern nur deren Dienerin war, habe ihm die Erfüllung seiner Wünsche versprochen. Endlich glaubte er dem Ziele nahe zu sein; er kommt mit der Geliebten zusammen, aber es war nur eine Mummerei, die einer seiner Freunde veranstaltet hat. So wird der Held von Täuschung zu Täuschung geführt. — Diese Kunstform hat keinen allgemein gültigen poetischen Wert und ist nur eine Nachahmung des arabischen Musters. Zu bewundern ist nur die Leichtigkeit, mit der Ibn-Sakbél die hebräische Sprache handhabte, und wie er das Tiefernste zu leichten Tändeleien verwendete.

Reichbegabte Persönlichkeiten waren die vier Brüder Ibn-Esra aus Granada, begütert, edel, gelehrt und kunstgeübt, Abu-Ibrahim Isaak der älteste, Abu Harun Mose, Abulhassan Jehuda und Abuhaǵaǵ Joseph, der jüngste. Ihr Vater Jakob hatte unter dem König Habus oder richtiger unter Samuel Ibn-Nagrela ein Amt bekleidet. „Man erkannte", sagte ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber, „an dem Edelmut dieser vier fürstlichen Söhne Ibn-Esra, daß sie von davidischem Blute und von altem Adel abstammen." Der bedeutendste unter ihnen war Abu Harun Mose (geb. um 1070, gest. um 1139). Er war der fruchtbarste Dichter dieser Zeit. Ein Mißgeschick scheint seine Muse geweckt zu haben. Er liebte näm-

lich seine Nichte und erhielt Gegenliebe. Der Bruder versagte ihm jedoch die Hand der Tochter, und die jüngeren Brüder scheinen den Entschluß des älteren gebilligt zu haben. Mit seinen Brüdern deswegen zerfallen, floh er aus dem Vaterhaus und wanderte in Portugal und Kastilien umher, von Liebesgram verzehrt. Die balsamstreuende Zeit selbst vermochte seine Wunden nicht zu heilen, nur die Muse wurde seine Trösterin. Er suchte seinen Schmerz auch durch ernste Studien zu betäuben, die Wissenschaft sollte ihm Geliebte und Brüder ersetzen. Er erwarb sich Freunde und Bewunderer, die ihm bis in den Tod treu blieben. Der edle hochgestellte und als Wohltäter seiner Glaubensgenossen gepriesene Ibn-Kamnial wendete ihm treue Freundschaft zu.

Mose Ibn-Esra hatte viel Ähnlichkeit mit Salomon Ibn-G'ebirol. Gleich ihm klagt er über Verrat und Neid, über der Zeit Härte und Treulosigkeit. In seinen Gedichten spiegelt sich ebenso wie in denen des Dichters von Malaga das Selbstische ab; er hatte ebensowenig ein großes Ziel für seinen dichterischen Drang. Aber Mose Ibn-Esra war nicht so zart besaitet, nicht so weich und empfindsam wie jener, er hatte eine derbere Natur und auch weniger poetische Zerflossenheit. Er war darum auch nicht so schwermütig und grämlich wie Ibn-G'ebirol, sondern sang zuzeiten heitere Lieder und konnte auch mit der Muse tändeln. Als Dichter steht er Ibn-G'ebirol um vieles nach. Seine Poesie trägt den Stempel der Künstelei und Geschraubtheit; seine Bilder sind überladen, seine Verse oft hart und schwülstig und entbehren des Wohlklangs und Ebenmaßes, der Lieblichkeit und Frische. Zu bewundern ist nur an ihm die Herrschaft, die er über die hebräische Sprache hat, die Fruchtbarkeit seiner dichterischen Leistung und die Mannigfaltigkeit des Versmaßes, mit der er die hebräische Poesie bereichert hat. Er dichtete einen Liederkranz, den er „Perlenschnur" nannte, von 1210 Versen in zehn Abteilungen. Der Dichter verherrlicht in der Liedersammlung seinen Gönner Ibn-Kamnial, sang von Wein, Liebe und Freude, pries das schwelgerische Leben unter Laubbaldachinen und Vogelgesang, klagte dann wieder über die Trennung von Freunden und über Treulosigkeit, jammerte über das herannahende Greisenalter, ermahnte auch gelegentlich zu Gottvertrauen und verherrlichte die Dichtkunst. Neben diesem Kranze dichtete Mose Ibn-Esra dreihundert Gelegenheitsgedichte von mehr als 10,000 Versen (in einen Divan gesammelt) und endlich nahe an zweihundert Gebetstücke für das Neujahr und den Versöhnungstag, welche Bestandteile des Kultus in vielen Gemeinden wurden. Aber nur wenige seiner religiösen Gedichte haben einen wahrhaft poetischen, seelenerhebenden oder herzzerknirschenden Hauch. Sie zeigen mehr Wortschwall als Schwung, sind sämtlich nach den Regeln der Kunst gebaut, aber es

fehlt ihnen der Duft. Die Kunstregeln verstand niemand besser, als eben Mose Ibn-Esra. Er schrieb eine Abhandlung in arabischer Sprache über Rede und Dichtkunst unter dem Namen: Unterredung und Erinnerung, welche zugleich eine Art Literaturgeschichte über die poetischen Leistungen der spanisch-jüdischen Poesie seit ihren ersten Anfängen bildet. Die schwächste Leistung des Mose Ibn-Esra ist sein philosophisch sein sollendes Werk in hebräischer Sprache, worin er die dürre Zeitphilosophie nach arabischen Mustern auseinander gesetzt hat.

Trotz seiner Unbedeutendheit als Philosoph und seiner Mittelmäßigkeit als Dichter stand Mose Ibn-Esra wegen seiner Leichtigkeit zu schreiben bei seinen Zeitgenossen in Ansehen. Mit allen hervorragenden Persönlichkeiten stand er in freundschaftlichem Verkehr; sie priesen ihn in Prosa und Versen und er blieb ihnen nichts schuldig.

Der Glanzpunkt dieser Zeit und ihr Hauptträger war Abul-hassan Jehuda Ben-Samuel Halevi aus Altkastilien (geboren um 1086). Er überragte an bezaubernder Dichtkunst alle seine Zeitgenossen und auch seine Vorgänger, und als Denker zählt er zu den wenig Auserlesenen, welche neue und anregende Ideen in die Welt gesetzt haben. Um ihn würdig zu schildern, müßte die Geschichte der Poesie ihre glänzendsten Farben und lieblichsten Töne entlehnen. Jehuda Halevi war ein Auserwählter, an dem die Bezeichnung, ein Ebenbild Gottes, weder eine Lüge, noch eine Übertreibung ist. Lichtumflossen hat ihn der Himmel entsendet, und er blieb während seiner irdischen Laufbahn unbefleckt von irdischem Staube. Er war eine abgerundete volle Persönlichkeit, ein vollendeter Dichter, ein vollendeter Denker, ein würdiger Sohn des Judentums, das er durch Dichten und Denken verklärt und idealisiert hat.

Wenn einst Spanien seine Vorurteile besiegt haben und seine geschichtlichen Größen nicht mit kirchlichem Maßstabe messen wird, so wird es in seinem Pantheon Jehuda Halevi einen Ehrenplatz anweisen. Die jüdische Nation hat ihm längst die Lorbeerkrone der Poesie und den Preis inniger Frömmigkeit und fleckenloser Sittlichkeit zuerkannt.

„Rein und wahrhaft, sonder Makel
War sein Lied wie seine Seele.
Als der Schöpfer sie erschaffen,
Diese Seele, selbstzufrieden,
Küßte er die schöne Seele,
Und des Kusses holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch diese Gnade.“

Sein tiefsittlicher Ernst war mit Lebensheiterkeit verbunden. Die Bewunderung, die ihm zuteil wurde, störte seine Bescheidenheit nicht, und bei aller Hingebung an Freunde wahrte er sich sein Eigentum,

seine Selbständigkeit der Anschauung. Seine reichen Kenntnisse gruppierten sich um einen Mittelpunkt, und wie sehr er auch Dichter im schönsten Sinne des Wortes war, hatte er doch ein lebendiges Bewußtsein von seinen Gefühlen, Gedanken und Handlungen. Er schrieb sich selbst Regel vor und blieb ihr getreu. Bei aller tiefen Empfindung war er weit entfernt von Schwärmerei. Im christlichen Spanien geboren, besuchte er die Lehranstalt des Alfaßi zu Lucena, weil Kastilien und Nordspanien überhaupt damals noch arm an talmudischen Autoritäten war. An der Grenze des Knabenalters weckte ihn, gleich Ibn-G'ebirol, die Muse, aber nicht gleich diesem mit wehmutsvollen Akkorden, sondern mit heiteren lebensfrohen Weisen. Er besang die glücklichen Erlebnisse seiner Freunde und Mitjünger, die Hochzeit des Ibn-Migasch, die Erstgeburt im Hause des Baruch Ibn-Albalia (um 1100). Das Glück lächelte diesen Liebling der Muse von Jugend an, und kein schriller Mißton entfuhr dieser Sängerbrust. In Südspanien wurde er mit der edlen und kunstliebenden Familie Ibn-Esra in Granada bekannt. Als er erfuhr, daß Mose Ibn-Esra von Liebesgram und Selbstverbannung betroffen war, redete der junge Dichter dem älteren Kunstgenossen, sanft und trostreich zu Herzen. Dieser war überwältigt von dessen schönen Versen und ihrem gedankenvollen Inhalt. Der Jüngling Jehuda Abulhassan empfand wie dieser der Liebe Lust und Weh; er besang die Gazellenaugen seiner Geliebten, ihre Rosenlippen, ihr Rabenhaar. Er seufzte über deren Trennung und Untreue und über die Wunden, die sie seinem Herzen geschlagen. Seine Liebeslieder atmen jugendliches Feuer und raschen Flug. Der südliche Himmel spiegelt sich in seinen Versen ab, auch die grünen Matten, die blauen Flüsse. Seine Jugendpoesie trägt schon den Stempel künstlerischer Vollendung, reicher Phantasie und schönen Ebenmaßes, Glut und Lieblichkeit. Da ist kein Wortgeklingel, kein gedankenloser Reim, alles zeigt Maß und Sicherheit.

Jehuda Halevi hatte sich nicht bloß die hebräische Sprache und die Kunstform neuhebräischer Poesie so sehr zu eigen gemacht, daß er sie meisterhaft beherrschte, sondern hatte sich in Naturwissenschaften umgetan, in die Tiefe der Philosophie versenkt und war in vielen Fächern der Wissenschaft heimisch. Arabisch schrieb er mit Eleganz, und die junge kastilianische Poesie war ihm ebenfalls geläufig. Seinen Lebensunterhalt zog er von der Arzneikunde und war in der Hauptstadt Toledo ein viel gesuchter Arzt. Aber bei der Beschäftigung mit dem Leibe unter Siechen und Sterbenden ging ihm die Seele nicht unter, und er rettete seine ideale Lebensanschauung. An einem Freund schrieb er: „Ich beschäftige mich selbst in den Stunden, die weder zum Tage noch zur Nacht gehören, mit der Eitelkeit der Heilkunde, obgleich ich nicht zu heilen vermag. Die Stadt, in der ich lebe, ist groß, ihre

Bewohner sind Riesen, aber es sind harte Herren. Womit könnte ich sie beschwichtigen, als indem ich meine Tage mit der Heilung ihrer Krankheit vergeude! Ich heile Babel, aber es bleibt immer siech. Ich flehe zu Gott, daß er mir bald die Erlösung sende und mir die Freiheit gewähre, die Ruhe zu genießen, daß ich zu einem Orte lebendigen Wissens, zur Quelle der Weisheit wandern könnte."

Die ganze Kraft seines schöpferischen Geistes verwendete er für die Dichtkunst und für die gedankenmäßige Erforschung des Judentums. Von der Poesie, die ihm als etwas Heiliges und Gottentstammtes galt, hatte er eine richtigere Vorstellung als seine arabischen und jüdischen Zeitgenossen. Der Dichterdrang müsse etwas Ursprüngliches, Angeborenes sein und nicht eine Kunst, die erlernt werden könne, so sprach er davon. Er spottet über diejenigen, welche Regeln über Versmaß und Reim erteilen. Der wahre, berufene Dichter trage die Regel in sich und werde, ohne zu fehlen, stets das Richtige zu treffen wissen. So lange er jung war, verschwendete er das Gold seiner reichen Poesie an leichten Flitterkram, machte wie alle Welt lobschäumende Kaziden, um seine zahlreichen Freunde zu verherrlichen. Er sang von Wein und Freuden und dichtete Rätsel. Als ihn die Freunde darob tadelten (um 1110), erwiderte er in jugendlichem Übermute:

„Sah vierundzwanzig Jahre noch nicht scheiden,
Und sollt' den Weinkrug grämlich meiden?"

In solchen leichtgeschürzten Dichtungen gefiel er sich, die Schwierigkeit künstlich verschlungener Versmaße zu überwinden. Öfter brachte er am Ende eines Gedichtes einen arabischen oder kastilianischen Vers an. Man erkennt an Wort und Wendung den großen Meister, der mit wenigen kühnen Zügen ein vollendetes Bild zu zeichnen vermag. Seine Naturschilderungen dürfen den besten, welche die Poesie in allen Sprachen geschaffen, an die Seite gesetzt werden. Man sieht in ihnen die Blumen sprießen und glitzern, man schlürft in vollen Zügen Balsam ein. Die Zweige erliegen der Last ihrer goldenen Früchte, die Sänger der Luft hört man Liebeslieder anstimmen, er malt Sonnenschein und Luftkühlung mit meisterhafter Hand. Beschreibt er den Aufruhr eines sturmbewegten Meeres, so teilt er seinen Lesern die ganze Erhabenheit und Angst mit, die er empfunden. Aber das alles spiegelt den Kern seiner Seele nicht ab; es war nur gewissermaßen der Tribut, den er der menschlichen Seite und der Mode gezollt hat. Nicht einmal seine religiösen Dichtungen, in denen er an Fruchtbarkeit seinem ältern Kunstgenossen Mose Ibn-Esra nicht nachstand — er dichtete deren dreihundert — und an Tiefe, Innigkeit und Formglätte ihn wie alle seine Vorgänger bei weitem übertraf, offenbaren seine wahre Dichtergröße. Jehuda Halevis Bedeutung als Dichter liegt in

seinen national-religiösen Schöpfungen. Da, wo er aus der Tiefe seiner Dichterbrust schöpfte, wo sein ganzes Wesen in Begeisterung aufgeht, wo er Zion und ihre einstige und zukünftige Herrlichkeit besingt, wo er über ihre jetzige Knechtsgestalt sein Haupt verhüllt, da ist seine Dichtung Wahrheit, da ist nichts Gekünsteltes, nichts Gemachtes, alles ist tief empfunden. Jehuda Halevis Zioniden (Gesänge von Zion) erinnern unter allen neuhebräischen Dichtungen am meisten an die Psalmen. Wenn er seinen Schmerz um Zions Witwenschaft aushaucht, oder wenn er von Zions künftigem Glanze träumt, wie sie mit Gott und ihren Kindern vereint sein wird, glaubt man einen Korachiden zu hören. Jehuda Halevis reif gewordene Muse hatte ein großes Ziel, Israel, seinen Gott und seine Heiligtümer, seine Vergangenheit und Zukunft, seine Hoheit zu besingen und seine Niedrigkeit zu beweinen. Er war Nationaldichter, darum ergreifen seine Lieder jeden Leser mit unwiderstehlicher Gewalt, mehr als Ibn-G'ebirols Klagen um die eigene Verlassenheit und Mose Ibn-Esras Schmerz über unglückliche Liebe. Jehuda Halevis Trauer um seine Herzensgeliebte Zion lassen kein fühlendes Herz ungerührt.

Seine Nationalpoesie entstammte nicht einer dichterischen Laune, sondern war von einer tiefernsten Überzeugung getragen. Empfinden und Denken war in seinem Innern in eins zusammengeflossen. Poesie und Philosophie waren in seiner Brust innig verschwistert und beide als etwas Ureigenes. Wie er die Nationalgefühle Israels in seinen Zioniden zum Ausdruck brachte, so verdolmetscht er auch, wenn man so sagen darf, die Nationalgedanken des Judentums auf eine geistvolle Weise. Er stellte eigene Ideen auf über das Verhältnis Gottes zur Welt, des Menschen zu seinem Schöpfer und über die Bedeutung des Judentums gegenüber dem Christentum und Islam. Alle diese tiefeinschneidenden Fragen löste er lebendig, warm, überwältigend. Ist er in seinen Liedern einem Korachiden ähnlich, so gleicht er in seiner Gedankenentwicklung dem Verfasser des Buches Hiob, nur ist er inhaltsreicher, umfassender als dieser. Diesem oder dem dichterischen Philosophen Plato hat Jehuda Halevi die Form seines religionsphilosophischen Systems entlehnt, die Gedanken nicht bloß in Zwiegesprächen auseinander zu legen, sondern sie an eine geschichtliche Tatsache zu knüpfen, eine Form, welche das Interesse für den Gegenstand um vieles erhöht und den Eindruck dauernd macht. Als einige Jünger ihn fragten, wie er sich das rabbanitische Judentum zurechtlege, und wie er die Einwendungen, welche die Philosophie, das Christentum, der Islam und das Karäertum gegen dasselbe vorbringen, zurückzuweisen vermöge, antwortete Jehuda Halevi mit einem gedankenreichen Werke in Dialogform in einem eleganten Arabisch ge-

schrieben. Das Werk sollte die Wahrheit des Judentums beweisen und die geschmähte Religion rechtfertigen, wie sein Titel lautet.

Ein Heide, der weder etwas von der Schulweisheit, noch von den bestehenden drei Religionen weiß, aber das Bedürfnis fühlt, sich mit seinem Schöpfer in eine innige, kindliche Verbindung zu setzen, wird von der Wahrheit des Judentums überzeugt. Dieser Heide ist der Chazarenkönig Bulan, welcher sich zur Religion Israels bekannte. Ihn nahm der Philosoph von Kastilien zum geschichtlichen Ausgangspunkt, und davon erhielt das Werk seinem Namen Chozari. So die Einkleidung.

Dem Chazarenkönig, der ein eifriger Anhänger seines Götzenkultus war und fromme Gesinnungen hatte, sei wiederholentlich ein Engel im Traum erschienen, der ihm die bedeutungsvollen Worte zugerufen: „Deine Gesinnung ist gut, aber dein gottesdienstliches Tun ist verwerflich." Um Gewißheit zu erlangen, auf welche Weise die Gottheit verehrt werden sollte, habe er sich an einen Philosophen gewendet. Der Weltweise, halb dem aristotelischen, halb dem neuplatonischen System huldigend, entwickelte dem Könige mehr den Unglauben als den Glauben. Er setzte ihm auseinander, daß die Gottheit zu erhaben sei, um zum Menschen in irgend einem Verhältnis zu stehen oder von ihm gottesdienstliche Verehrung zu erheischen.

Der Chazarenkönig habe sich durch diese erstarrende Auseinandersetzung wenig befriedigt gefühlt. Sein Gefühl sagt ihm, daß es gottesdienstliche Handlungen von unbedingtem Werte geben müsse, ohne welche die fromme und sittliche Gesinnung ohne Bedeutung sei. Es wäre sonst auch gar nicht zu begreifen, wie das Christentum und der Islam, welche die Welt unter sich geteilt haben, einander bekämpfen können und sogar das gegenseitige Niedermetzeln für ein frommes Werk halten, wenn gottesdienstlicher Kultus etwas ganz Gleichgültiges wäre. Beide Religionen berufen sich außerdem auf göttliche Offenbarungen und weisen Propheten auf, welche mit Berufung auf die Gottheit Wunder gewirkt haben. Gott müsse also doch in irgend einer Weise eine Beziehung zu den Menschen haben, es müsse irgend etwas Ungewisses geben, wovon die Philosophen nichts ahnen. Darauf habe sich der König entschlossen, die Vertreter des Christentums und des Islam zu berufen, um von ihnen die wahre Religion kennen zu lernen. Die Juden mochte er anfangs gar nicht zu Rate ziehen, weil aus ihrer niedrigen Stellung die Niedrigkeit ihrer Religion hinlänglich zu erkennen sei.

Das Christentum habe darauf dem Chazarenkönig sein Glaubensbekenntnis durch den Mund eines Priesters eröffnet. Die christliche Religion glaube an alles, was die Thora und die Grundschriften des Judentums lehren, habe indes zum Grunddogma die Menschwerdung

der Gottheit vermittelst einer Jungfrau aus dem jüdischen Fürstenhause. Der Gottessohn sei eins mit dem Vater und dem heiligen Geiste. Dieser dreieinige Gott werde von den Christen als eine Einheit verehrt. Die Christen seien als die wahren Israeliten zu betrachten; die zwölf Apostel seien an die Stelle der zwölf Stämme getreten. Der Chazarenkönig habe sich indes ebensowenig von der Auseinandersetzung des Christen befriedigt gefühlt, da diese Glaubensartikel sich mit dem Verstande nicht vertragen, sie müßten denn auf eine unwiderleglich überzeugende Weise dargetan werden, wodurch sich die menschliche Vernunft genötigt sähe, sich gefangen zu geben.

Er habe weiter einen mohammedanischen Theologen gefragt, der ihm die Grundlehre des Islam auseinandersetzte. Diese nehme die Einheit und Urweltlichkeit Gottes und die Weltschöpfung aus Nichts an, wie sie das Judentum lehre. Außerdem behauptet sie, Mohammed sei das Siegel der Propheten gewesen, der alle Völker zum Glauben berufen, den Gläubigen das Paradies mit allen Wonnen von Essen, Trinken und Liebesgenuß verheißen, den Ungläubigen aber das ewige Feuer der Verdammnis zugewiesen habe. Die Wahrheit des Islam beruhe auf dem Umstande, daß kein Mensch imstande sei, ein so vortreffliches Buch, wie der Koran, oder auch nur eine einzige seiner Suren zu verfassen. Diesen mohammedanischen Theologen habe der Chazarenkönig entgegnet, der Beweis von der Göttlichkeit des Koran vermöge ihn nicht zu überzeugen.

Da sich der Christ und der Moslim in gleicherweise auf das Judentum, als auf die bewahrheitende Voraussetzung ihrer beiden Religionen beriefen, so habe sich der Wahrheit suchende Chazarenkönig denn doch entschließen müssen, das Vorurteil gegen das Judentum zu überwinden und einen jüdischen Weisen zu befragen. Ein solcher, den er nach seinem Glaubensbekenntnis gefragt, habe ihm auseinandergesetzt: Die Juden glauben an den Gott ihrer Vorfahren, der die Israeliten aus Ägypten befreit, für sie Wunder getan, sie ins heilige Land geführt, ihnen Propheten erweckt hat, mit einem Worte, sie glauben an das, was die heilige Schrift ihres Bundes lehrt. Darauf der Chazarenkönig: „Ich hatte wohl Recht, die Juden nicht zu befragen, weil die Niedrigkeit ihrer Stellung sie um jede vernünftige Ansicht gebracht hat. Du, o Jude! hättest doch vorausschicken müssen, daß ihr an einen Weltschöpfer und Weltlenker glaubt, statt mir so trocken und abweisend ein Bekenntnis abzulegen, das nur für euch Bedeutung hat." Darauf der jüdische Weise: „Aber gerade diese Annahme, daß Gott Schöpfer und Erhalter sei, bedarf erst des weitläufigen Beweises, und die Philosophen sind verschiedener Ansicht darüber, während der Glaube, daß Gott für uns Israeliten Wunder getan hat, keines Beweises bedarf und auf unumstößlicher Augenzeugen-

schaft beruht.“ An diesem Entscheidungspunkte angelangt, hatte es der Religionsphilosoph Jehuda Halevi leicht, die Beweise für die Wahrheit des Judentums zu entwickeln. Die Philosophie weist Gott und die Religion aus der Welt, sie weiß nichts damit anzufangen. Das Christentum und der Islam wenden der Vernunft den Rücken, sie finden sie im Widerspruch mit den Hauptlehren ihrer Religion. Das Judentum dagegen geht von einer sinnesgewissen Tatsache aus, welche keine Vernunft wegzudeuteln vermag; es kann sich daher mit der Vernunft vertragen, weist sie jedoch in Schranken und läßt die leicht zur Sophisterei ausartenden Verstandesschlüsse nicht zu, wo die Gewißheit auf anderem Wege zu erreichen ist.

Mit seiner richtigen Ansicht über den Wert des philosophischen Denkens stand Jehuda Halevi nicht nur in seiner Zeit allein, sondern er eilte damit auch mehrere Jahrhunderte voraus. Während die Denker seiner Zeit, Juden, Mohammedaner und Christen, Rabbiner, Ulemas und Kirchenlehrer das Knie vor Aristoteles beugten, dessen philosophische Aussprüche über Gott und sein Verhältnis zur Welt fast über die heilige Schrift setzten, wenigstens die Bibelverse so lange zwängten und deuteten, bis sie einen philosophischen Sinn aussagen mußten, und also in einem Atemzuge gläubig und ungläubig waren, hatte Jehuda Halevi den Mut, dem menschlichen Denken seine naturgemäße Grenze zuzuweisen und ihm zuzurufen: „Bis hierher und nicht weiter!“ Die Philosophie habe keine Berechtigung, gegen offenkundige Tatsachen anzurennen, sondern müsse diese als unumstößliche Wahrheit hinnehmen, und erst von da aus ihre Wirksamkeit einsetzen, sich die Tatsachen zurechtzulegen und sie mit Gedanken zu durchleuchten. Wie im Reiche der Natur das Denken die tatsächlichen Erscheinungen, so auffallend und vernunftwidrig sie auch auftreten, nicht wegleugnen darf, sondern sich bemühen muß, sie zu begreifen, ebenso müsse es sich auf dem Gebiete der Gotteserkenntnis verhalten. Diesen Gedanken, der erst in der neuesten Zeit nach vielen Irrgängen der Philosophie sich Bahn bricht, hat Jehuda Halevi zuerst aufgestellt. Von den Resultaten des griechischen Geistes, welchen gelehrige Philosophenjünger gierig einsogen, urteilte er in einem ebenso schönen, als wahren Gedicht.

„Laß dich durch griechische Weisheit nicht verlocken,
„Die keine Früchte trägt, nur schöne Blüten.
„Und ihr Inhalt? Das Weltall nicht von Gott erschaffen,
„Von Urbeginn an da, umhüllt mit Mythen.
„Lauschst du gierig auf ihr Wort, du kehrst zurück
„Mit geschwätzigem Mund, das Herz leer, unbefriedigt.

Das Judentum könne daher nach diesem System gar nicht von der Philosophie angefochten werden, weil es auf einem festen Grunde

beruhe, den der Denker respektieren müsse, auf dem Grunde der Tatsachen. Die jüdische Religion sei plötzlich wie eine Schöpfung ins Leben getreten. Sie sei vor einer großen Volksmenge, vor Millionen Menschen geoffenbart worden, die es wohl nicht an Prüfung und Untersuchung haben fehlen lassen, ob sie nicht von einem Blendwerk getäuscht worden seien. Auch alle die Wunder, welche der sinaitischen Offenbarung vorangegangen waren und während der Wüstenwanderung sich fortsetzten, seien vor vielen Augen geschehen. Aber nicht bloß ein einziges Mal, etwa in den Anfängen des israelitischen Volkstums, habe sich die sichtbare Einwirkung Gottes auf dasselbe erwiesen, sondern sie zeigte sich öfters und äußerte sich ein halbes Jahrtausend hindurch, in dem Ausgießen des prophetischen Geistes auf einzelne und ganze Kreise. Vermöge dieses Charakters augenscheinlicher Tatsächlichkeit wohne dem Judentume eine größere Gewißheit inne, als sie die Weltweisheit zu geben vermöge. Das Dasein Gottes ist durch die Offenbarung am Sinai kräftiger bewiesen, als durch Verstandesschlüsse. Damit glaubte Jehuda Halevi nicht bloß der philosophischen Weltanschauung seiner Zeit, sondern zugleich dem Christentum und dem Islam den Boden entzogen und das Merkzeichen angegeben zu haben, wodurch die wahre Religion von der falschen unterschieden werden könnte.

Indessen hat er hiermit nur das Judentum im allgemeinen denkmäßig begründet, noch nicht seinen reichen Inhalt. Um diesen zu rechtfertigen, stellt Jehuda Halevi eine Ansicht auf, die jedenfalls originell ist. Die Wahrheit der Weltschöpfung, wie sie die Thora erzählt, voraussetzend, geht er von dem Gedanken aus, daß der erste Mensch, da er aus der Hand des Schöpfers ohne störende elterliche Einflüsse und unbefleckt geboren ist, geistig und körperlich vollkommen gewesen sei und das Ideal, welches je Menschen erreichen könnten, rein dargestellt habe; er habe gewissermaßen eine prophetische Natur besessen und heiße darum „Gottes Sohn“. Diese Vollkommenheit, das geistig-sittliche Gut, habe Adam auf diejenigen seiner Nachkommen vererbt, die dafür vermöge ihrer seelischen Organisation empfänglich waren. Durch die lange Kette der Geschlechter, nicht ohne Unterbrechung, sei diese angeborene Tugendhaftigkeit auf den Stammvater der Israeliten, auf Abraham, übergegangen und habe sich auf die Ahnen der zwölf Stämme vererbt. Das israelitische Volk bilde daher das Herz und den Kern der Menschheit, das für die göttliche Gnade, namentlich für die Prophetengabe, ausschließlich befähigt sei. Diese ideale Natur erhebe die Inhaber zu einem höheren Grade, sie bilde gewissermaßen die Zwischenstufe zwischen den gewöhnlichen Menschen und den Engeln. Um diese Eigentümlichkeit zu erhalten und zu pflegen, dazu bedurfte es eines Schauplatzes, der vermöge

seiner klimatischen Verhältnisse das höhere Geistesleben zu fördern imstande sei. Dazu habe Gott das Land Kanaan ausersehen. Wie das israelitische Volk, so sei auch das heilige Land auserwählt worden. Dort habe sich die Waltung Gottes durch Erweckung von Propheten und durch einen von der Natur unabhängigen, außerordentlichen Segen oder Fluch sichtbarlich gezeigt. Die Gebote und Verbote, welche das Judentum vorschreibt, seien Mittel, um die göttlich-prophetische Natur in der israelitischen Nation zu pflegen und zu erhalten. Dazu waren die Priester aus dem Hause Ahrons berufen, dazu der Tempel erbaut, dazu die Opfergesetze vorgeschrieben und der ganze Kultus angeordnet. Die Gottheit allein, die alle diese Gesetze gegeben, wisse, inwiefern sie den Hauptzweck fördern. Menschliche Klügelei dürfe daran nicht mäkeln oder ändern, weil der Zweck durch eine noch so geringfügig scheinende Änderung leicht verfehlt werden könnte, ebenso wie die Natur durch eine geringe Veränderung des Bodens und des Klimas andere Erzeugnisse hervorbringt. Nicht die Pflichten der Sittlichkeit und nicht die Vernunftforderungen machten die Eigentümlichkeit des Judentums aus, wie manche annehmen; diese seien vielmehr nur als Grundbedingungen zur Konstituierung und zum Zusammenhalten eines Gemeinwesens anzusehen. Den Kern des Judentums bilden vielmehr die Religionspflichten, die dazu geeignet sind, das göttliche Licht, die göttliche Gnade, die fortdauernde prophetische Erweckung im israelitischen Volke zu erhalten.

Obwohl die eigentliche Bedeutung der Religionsgesetze dem menschlichen Denkvermögen entzogen sei, entzogen sein soll, spiegele sich doch in ihnen die Weisheit ihres Urhebers ab. Das Judentum schreibe weder ein einsiedlerisches Leben, noch asketische Kasteiung vor, sei überhaupt Feind des brütenden Tiefsinns, es verlange vielmehr von seinen Bekennern freudige Stimmung. Es weise jeder Seelentätigkeit und jeder Herzensregung Maß und Begrenzung zu und erhalte dadurch das Einzelleben und das Gesamtleben der Nation in harmonischem Gleichgewicht. Ein Frommer im Sinne des Judentums flieht weder die Welt, noch verabscheut er das Leben und wünscht sich den Tod, um alsbald zum ewigen Leben zu gelangen, versagt sich nicht die Lebensfreuden, sondern ist ein gerechter Herrscher über sein Gebiet, den leiblichen und seelischen Organismus. Er teilt jeder Kraft des Leibes und der Seele das Gebührende zu, hütet sie vor Mangel und Überfluß, macht sie dadurch gefügig und gebraucht sie dann als willige Werkzeuge, um die hohe Stufe des in Gott wurzelnden, höheren Lebens zu erzielen.

Nachdem Jehuda Halevi den hohen Wert des religiösen Tuns gefunden hatte, war es ihm ein Leichtes, das talmudische Judentum gegenüber dem Karäertum zu rechtfertigen und ihm auch dem Islam

und dem Christentum gegenüber einen höheren Glanz zu verleihen. Die Knechtsgestalt, die Israel in der Verbannung unter den Völkern angenommen hat, ist nach der Ansicht des dichterischen Philosophen kein Beweis für seine Verkümmerung und seine Hoffnungslosigkeit. Ist doch auch die Machtentfaltung, deren das Christentum und der Islam gleicherweise sich rühmen, kein Beweis für die Göttlichkeit ihrer Lehre. Armut und Elend, verachtet in den Augen der Menschen, stehen in den Augen Gottes höher als aufgeblähte Größe und Stolz. Sind doch auch die Christen nicht stolz auf ihre Machthaber, sondern auf die Dulder, auf Jesus selbst, der da empfahl, dem, der die rechte Wange schlägt, auch die linke zu reichen, und auf die Apostel, welche in Niedrigkeit und Verachtung das Märtyrertum erlitten haben. Ebenso rühmen sich die Mohammedaner der Gehilfen ihres Propheten, die viel Leid seinetwegen erduldet haben. Der größte Dulder ist aber Israel, weil er im Menschengeschlechte das ist, was das Herz im menschlichen Organismus. Wie dieses an allen Leiden des Körpers den lebhaften Anteil hat, ebenso wird die jüdische Nation von jedem Mißgeschick, das geflissentlich oder unwillkürlich von den Völkern ausgeht, am unbarmherzigsten getroffen. Von Israel gelte das Wort, welches der große Prophet die Völker der Erde sprechen läßt: „Es trägt unsere Krankheit, und unsere Schmerzen sind ihm aufgeladen.“ Das jüdische Volk sei aber trotz seines namenlosen Elendes nicht erstorben, es gleiche vielmehr einem gefährlich Kranken, den die Kunst der Ärzte allerdings aufgegeben hat, der aber seine Rettung von einem Wunder erwartet. Von Israel gelte das Bild von den zerstreuten Totengebeinen, welche auf des Propheten Wort sich aneinander fügten, Fleisch und Haut annahmen und, vom Odem belebt, wieder auferstanden; das alles sei vollständig Israel in seiner verkümmerten Gestalt. Die Zerstreuung Israels sei eine wunderbar göttliche Veranstaltung, um die Völker der Erde mit dem ihm verliehenen Geiste zu durchdringen. Der israelitische Stamm gleiche einem Samenkorne, das in die Erde gelegt, dem Auge eine Zeitlang verwest, in die Elemente seiner Umgebung verwandelt erscheint und keine Spur seines früheren Wesens behalten hat, dann aber, wenn es keimt und sprießt, seine ursprüngliche Natur wieder annimmt, die entstellenden Hüllen von sich stößt, die Elemente läutert und sie nach seinem Wesen umwandelt, bis es sie von Stufe zu Stufe zur höheren Entfaltung bringt. Wenn das Menschengeschlecht einst, durch das Christentum und den Islam vorbereitet, die wahre Bedeutung der jüdischen Nation, als Trägerin des göttlichen Lichtes, anerkennen wird, so werde es die Wurzel ehren, auf die es früher mit Verachtung herabgesehen hat. Es werde sich mit ihm innig vereinen, werde geläuterte Frucht werden, werde in das Messiasreich eingehen, welches die Frucht des Baumes ist.

Gewiß, die hohe Bedeutung des Judentums und des Volkes, das es bekennt, ist noch nie beredter gepredigt worden. Gedanken und Gefühle, Philosophie und Poesie haben sich in diesem originellen System des Kastiliers verschmolzen, um ein hohes Ideal aufzustellen, das der Vereinigungspunkt von Himmel und Erde sein soll.

Abulhassan Jehuda gehörte nicht zu denen, welche erhaben denken und niedrig handeln; Gesinnung und Tat flossen bei ihm in eins zusammen. Sobald er zur Überzeugung gekommen war, daß der hebräischen Sprache eine eigene Göttlichkeit innewohne, daß sie ein geweihtes Gefäß für einen heiligen Inhalt sei, beherrschte diese Überzeugung auch seinen Willen. Er ließ eine Zeitlang die Schätze seines Dichtergeistes unbenutzt, weil er es für eine Entweihung hielt, die heilige Sprache zum Affen der arabischen Versmaße zu machen. Ferner stand dem philosophischen Dichter fest, daß das heilige Land die Spuren göttlicher Gnade trage. Seine Dichterseele war erfüllt von der geistigen Herrlichkeit Palästinas. Aus dem verblichenen Glanze seines verkümmerten Zustandes könne man noch höhere Erleuchtung saugen. Die Wollust der Schmerzes durchzuckte sein Herz bei dem Gedanken an die heiligen Trümmer. Für ihn mündeten die Pforten des Himmels noch immer in die Tore Jerusalems ein, dort ergieße sich noch immer die göttliche Gnade und vermöge dem empfänglichen Gemüte Beseligung und höheren Frieden zu gewähren. Von dieser Überzeugung durchdrungen, faßte er den Entschluß, dorthin zu ziehen, dort seiner Innerlichkeit zu leben und sich vom Gotteshauche durchwehen zu lassen. Als er sein religionsphilosophisches Werk begann, reifte in ihm der Entschluß, dorthin zu wallfahrten und sein Alter dort zu beschließen.

Diesem unwiderstehlichen Drang nach Zion, der gnadenreichen Stadt, entsprang ein Kranz der gemütvollsten Lieder, die ebenso wahr empfunden, wie schön gebaut sind. Die Zionide, deren Schöpfer Jehuda Halevi ist, bildet die höchste Blüte der neuhebräischen Poesie und darf mit den Psalmen wetteifern.

O, Stadt der Welt, du schön in holdem Prangen,
Aus fernem Westen sieh' mich nach dir bangen,
O, hätte ich Adlers Flug, zu dir entflöge ich,
Bis deinen Staub ich netz' mit feuchten Wangen.

Das ist der Grundton, der durch alle Zionsgesänge durchklingt. Aber wie mannigfach weiß er das Thema zu behandeln! Welch einen Reichtum von Empfindungen, Bildern und Wendungen entfaltet er dabei! Die israelitische Vorzeit entsteht in seinen Versen in verklärter Gestalt, der Volkskörper in der Gegenwart erscheint bald mit der Dornenkrone tausendfachen Leids, bald mit der Strahlenkrone einer glorreichen Zukunft. Der Inhalt seiner lyrischen Ghaselen ergießt

sich unwillkürlich in die Seele des Lesers und teilt ihm Schmerz und Wehmut, Hoffnung und Jubel mit, und lange bleibt sein tiefer Eindruck haften, gemischt aus Schwärmerei und Überzeugung. Wie mit unsichtbaren Banden fühlte sich der Dichter-Philosoph zu der Urheimat hingezogen, er konnte sich ihnen nicht entwinden. Nicht geringe Opfer brachte er diesem bewunderungswürdigen, wenn auch abenteuerlichen Entschlusse. Er tauschte sicheres, behagliches Leben für Unruhe und Ungewißheit ein, er verließ seine einzige Tochter und seinen Enkel, die er wie seinen Augapfel liebte. Er verließ das Lehrhaus, das er in Toledo gegründet, und einen Kreis von Jüngern, die er wie Söhne liebte und die ihn als Vater verehrten. Er sagte Lebewohl seinen zahlreichen Freunden, die ihm neidlos als einer anerkannten Größe huldigten. Aber dieses alles schien ihm gering gegen die Liebe zu Gott und zum heiligen Lande. Er wollte sein Herz zum Opfer auf der geweihten Stätte bringen und sein Grab in dem gebenedeiten Staube finden.

Als er mit reichen Mitteln ausgestattet, seine Reise antrat, glich sein Zug durch Spanien einem Triumph. Seine zahlreichen Verehrer in den Städten, die er durchzog, erschöpften sich in Aufmerksamkeiten gegen ihn. Mit einigen treuen Begleitern schiffte er sich auf einem Fahrzeug ein, das nach Ägypten segelte (um 1141). In die enge Bretterwelt eingeschlossen, wo er keinen Raum fand zu sitzen und zu liegen, ausgesetzt den gemeinen Späßen roher Seeleute, seekrank und gebrochenen Körpers, hatte seine Seele doch die Flugkraft, sich zu lichten Kreisen zu erheben. Seine Ideale waren seine treuesten Begleiter. Die Stürme, welche das Schiff wie einen Kinderball den Wellen zuschleuderten und „zwischen ihm und dem Tode nur eine Spanne ließen," entlockten seiner Brust Seelieder, die an Wahrheit der Schilderung und Gefühlstiefe wenig Seitenstücke haben.

„Das Meer stürmt, meine Seele ist froh,
„Sie naht sich dem Tempel ihres Gottes!"

Durch widrige Winde verzögert, konnte das Schiff erst gegen das Hüttenfest (September) in Alexandrien in den Hafen einlaufen- und Jehuda begab sich zu Religionsgenossen mit dem festen Entschlusse, nur kurze Zeit unter ihnen zu weilen und das Ziel seiner Reise nicht aus den Augen zu verlieren. Aber kaum wurde sein Name genannt, so flogen ihm die Herzen zu. Der angesehenste Mann der alexandrinischen Gemeinde, der Arzt und Rabbiner Ahron-Ben-Zion Ibn-Alámâni, mit Glücksgütern und Söhnen gesegnet und selbst liturgischer Dichter, beeilte sich ihn als einen hohen Gast ins Haus aufzunehmen, ihm die höchsten Ehren zu erweisen und ihm und seinen Begleitern sein gastfreundliches Haus zur Verfügung zu stellen.

Das Haus Ibn-Alámânis gab sich so viel Mühe, ihn zu fesseln, daß er trotz seiner Sehnsucht statt weniger Tage nahe an drei Monate, bis zum Chanukafeste, in Alexandrien blieb. Mit Gewalt riß er sich vom Herzen so lieber Freunde los, um nach der Hafenstadt Damiette zu reisen, wo er einen guten Freund Abu-Said Ben-Chalfon Halevi hatte, mit dem er schon von Spanien aus bekannt war. Aber er mußte seine Reise ändern; denn der jüdische Fürst Abu-Manßur Samuel Ben-Chananja, der ein hohes Amt am ägyptischen Kalifenhofe bekleidete, sandte ihm ein dringendes Einladungsschreiben, seine Gastfreundschaft in Kairo anzunehmen.

Abu-Manßur, der im Palaste des Kalifen wohnte, scheint die Oberhoheit über die jüdisch-ägyptischen Gemeinden mit dem Titel Fürst (Nagid) erhalten zu haben. Jehuda Halevi konnte diese schmeichelhafte Einladung um so weniger ablehnen, als ihm daran lag, von dem jüdischen Fürsten, dessen Ruf weit verbreitet war, Empfehlungsbriefe für seine Reise nach Palästina zu erhalten. Der wunderbare Nil, der sein Schiff nach Kairo trug, rief in ihm Erinnerungen aus der israelitischen Vorzeit wach und mahnte ihn an sein Gelübde, in das heilige Land zu ziehen. Die Erinnerung verewigte er durch zwei schöne Gedichte. Von Abu-Manßur gastlich empfangen, ließ es ihm doch keine Ruhe in Kairo. Die Freunde versuchten zwar seinen Entschluß, nach Palästina zu reisen, wankend zu machen; sie schilderten ihm die Gefahren, denen er sich aussetzen würde, und bemerkten ihm, daß sich auch an Ägypten Erinnerungen göttlicher Gnadenwaltung in den Uranfängen der israelitischen Geschichte knüpfen. Er aber erwiderte: „In Ägypten hat sich die Vorsehung nur wie in der Hast gezeigt, bleibenden Sitz hat sie erst im heiligen Lande genommen.“ Endlich riß er sich von den neuen ägyptischen Freunden und Bewunderern los, um seinem Ziele zuzueilen.

In Palästina herrschten damals die christlichen Könige und Fürsten-die Seitenverwandten des Helden Gottfried von Bouillon, die Nachkommen der ersten Kreuzfahrer, und diese gestatteten den Juden wieder im heiligen Lande und sogar in der christlich gewordenen Hauptstadt zu wohnen. Die Gegend war zur Zeit von Jehudas Reise keineswegs durch Kriegszüge beunruhigt, da die seit einem Menschenalter in Palästina angesiedelten Christen, die verweichlichten Pullanen, die Ruhe liebten und sie um jeden Preis von den feindlichen islamitischen Emiren erkauften. Die Juden waren auch an den kleinen Höfen der christlichen Fürsten Palästinas angesehen, und ein christlicher Bischof beklagte sich, daß diese durch Einfluß ihrer Frauen sich lieber jüdischen, samaritanischen und sarazenischen Ärzten anvertrauten, als christlichen — wahrscheinlich weil die letzteren Quacksalber waren.

Jehuda Halevi scheint auch das Ziel seiner Sehnsucht erreicht zu

haben und in Jerusalem gewesen zu sein, aber nur auf kurze Zeit. Die christlichen Bewohner der heiligen Stadt scheinen ihm viel zugesetzt und ihm den Aufenthalt in derselben verleidet zu haben:

„Mein Auge sehnte sich, deinen Glanz zu schauen,
„Aber als wär' ich dessen unwürdig,
„Konnte ich nur deines Tempels Schwelle betreten.
„Meines Volkes Leid mußte auch ich ertragen,
„Wandere darum irr' umher,
„Mag andern Wesen nicht dienen."

Seine letzten Lebensschicksale sind unbekannt geblieben. Seine letzten Spuren führen nach Tyrus. Die jüdische Gemeinde in Tyrus nahm ihn ehrenvoll auf, und er prägte das Andenken an sie in sein liebevolles Herz. In einem Gedichte an einen tyrischen Freund klagte er über seine getäuschte Hoffnung, über seine geschwundene Jugend, über seine Verkommenheit, Verse, die sich nicht ohne Rührung über die Mutgesunkenheit eines so heldenmütigen Kämpfers lesen. In Damaskus dichtete er sein Schwanenlied, die herrliche Zionide, welche wie die Aßafpsalmen Sehnsucht nach Jerusalem wecken. Sein Todesjahr und seine Grabstätte sind unbekannt geblieben. Die Sage dichtete von ihm, er sei von einem mohammedanischen Ritter überritten worden, als er seine wehmutsvolle Zionide sang. Die gedrungene Grabschrift, die ihm ein unbekannter Verehrer weihte, lautet:

„Frömmigkeit, Sanftmut, Edelsinn,
„Sprechen: „„Wir sind mit Jehuda dahin"".

Sie drückt aber nicht den kleinsten Teil aus, was diese ätherische und doch gefestigte Persönlichkeit bedeutete. Jehuda Halevi Abul-Hassan war das verklärte Bild des sich selbst bewußten israelitischen Volkes, das sich in seiner Vergangenheit und Zukunft gedanklich und künstlerisch darzustellen sucht.

Viertes Kapitel.

Der zweite Kreuzzug und die erste Blutbeschuldigung gegen die Juden.

(1146 bis 1171.)

Die Zeit der leidlichen Ruhe, welche die spanischen Juden genossen, hatte die schönsten Blüten der jüdischen Kultur gezeitigt. Ihre günstige Lage in Frankreich förderte ebenfalls geistiges Schaffen, aber in einer anderen Richtung, in der Bahn, welche Raschi vorgezeichnet hatte. Wie unter Ludwig dem Frommen, so wurden die Juden des französischen Nordens unter den zwei Capetingischen Königen Louis IV. und VII. in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sehr be-

günstigt. Wohlstand war unter ihnen verbreitet. Ihre Scheunen waren gefüllt mit Getreide, ihre Keller mit Wein, ihre Magazine mit Waren und ihre Truhen mit Gold und Silber. Sie besaßen nicht bloß Häuser, sondern auch Äcker und Weinberge, die von ihnen selbst oder von christlichen Knechten bearbeitet wurden. Die Hälfte der allerdings damals noch nicht bedeutenden Stadt Paris soll jüdischen Besitzern gehört haben. Die jüdischen Gemeinden waren als selbstständige Körperschaften anerkannt und hatten an ihrer Spitze einen eigenen Bürgermeister mit dem Titel Prevôt, welcher auch die Befugnis hatte, der christlichen Bevölkerung gegenüber die Interessen der Gemeindeglieder zu schützen und christliche Schuldner zum Zahlen an die jüdischen Gläubiger anzuhalten, allenfalls auch zu verhaften. Der jüdische Prevôt wurde von der Gemeinde gewählt und von dem Könige oder dem Baron, dem die Stadt gehörte, bestätigt. Juden verkehrten bei Hofe und hatten Ämter inne. R. Jakob Tam, die größte rabbinische Autorität in dieser Zeit, war beim König sehr angesehen.

In dieser günstigen Lage konnten sich die jüdischen Denker Nordfrankreichs ihrem Drange überlassen, die von Raschi angebahnte Richtung zu verfolgen. Der Tod hatte den Talmudkommentator von Troyes inmitten seiner Arbeit abgerufen; seine Jünger bemühten sich, die von ihm gelassenen Lücken zu ergänzen. Er hatte den Geist des rücksichtslosen Forschens und Grübelns, der feinen Zergliederungskunst auf seine Schule vererbt, und sie hat das Erbe reichlich vermehrt. Das richtige, sachgemäße Verständnis des Talmud war den Jüngern Raschis eine so heilige Gewissenssache, daß sie sich nicht scheuten, die Erklärungen ihres Meisters einer scharfen Kritik zu unterwerfen. Aber ihre Verehrung für denselben war wiederum so groß, daß sie ihre eigenen Meinungen nicht selbständig hinstellen mochten, sondern sie als bloße Zusätze (Tossafot) an Raschis Kommentarien anlehnten. Von diesem Umstande erhielt diese Schule ihren Namen, die toßafistische. Sie hat teils die von Raschi gelassenen Lücken ausgefüllt, teils die von ihm gegebenen Erläuterungen berichtigt und erweitert. Der Hauptcharakter der toßafistischen Richtung ist, daß sie nichts auf Autoritäten gibt, sondern das ihr Vorliegende mit eigenem Verstande begreifen will. Vermöge ihrer tiefen Eingelesenheit und Vertrautheit lag den Trägern dieser Schule der umfangreiche Talmud samt den Anhängseln mit seinem Gewimmel voneinander überrennenden Aussprüchen, Sätzen und Meinungen wie ein scharfgezeichnetes engrahmiges Bild vor. Vermöge ihres Scharfsinns zerlegten sie mit erstaunlicher Zergliederungskunst jeden Satz und jeden Begriff in seine Urelemente, brachten das scheinbar Verwandte weit auseinander und das scheinbar Entfernte in nähere Beziehung. Kaum kann man dem

Nichteingeweihten einen annähernden Begriff von der kritisch-scharfsinnigen Methode der Toßafisten beibringen. Die schwierigsten logischen Operationen vollführten sie mit einer Leichtigkeit, als wären es einfache Rechenexempel für die Stufe des Kindesalters. Der spröde talmudische Stoff wurde unter ihren Händen zu einem weichen Teige, aus dem sie überraschende neue Gebilde formten. Für Verhältnisse anderer Zeitlagen, für welche nach der oberflächlichen Anschauung auch nicht eine Andeutung im Talmud vorliegt, fanden sie darin Anknüpfungspunkte in Fülle.

Den Kreis der ersten Taßofisten bildeten größtenteils Raschis Verwandte, seine zwei Schwiegersöhne Meïr Ben-Samuel aus Ramerü (einem Städtchen unweit Troyes) und Jehuda Ben-Nathan; ferner seine drei Enkel, Isaak, Samuel und Jakob Tam, Söhne Meïrs, und endlich ein Deutscher R. Isaak Ben-Ascher Halevi aus Speier, mit Raschis Familie verwandt.

Neben dem Talmudstudium, das die Geisteskraft unter den nordfranzösischen und rheinischen Juden in Spannung erhielt, konnte kein anderes Fach Pflege finden. Die Poesie gedieh nicht in einem Kreise, in welchem die Logik das Wort hatte, und die Phantasie nur insoweit zugelassen wurde, um neue Fälle und Verwicklungen talmudischen Stoffes zu ersinnen. Die Schriftauslegung wurde in diesem Kreise ebenfalls in talmudischer Weise behandelt. Die meisten Toßafisten waren zwar auch Schriftausleger; aber sie kümmerten sich nicht um den eigentlichen Sinn der Schrift, sondern sahen sie durch die Brille der agadischen Auslegung an. Es wurden ebenso Toßafot zum Pentateuch ausgearbeitet wie zum Talmud. Nur zwei Männer machten eine rühmliche Ausnahme. Joseph Kara und Samuel Ben-Meïr (blühten um 1100—1160). Beide haben eine um so größere Bedeutung, als sie sich gewissermaßen mit ihren Erzeugern, welche der deutelnden Auslegungsweise huldigten, in Widerspruch setzten. Joseph Kara war der Sohn des Agadasammlers Simon Kara, und Samuel Ben-Meïr von seinem Großvater Raschi in Ehrfurcht vor der Agada großgezogen. Beide haben dennoch den alten Weg verlassen und sich der auf strenger Grammatik beruhenden Schriftauslegung beflissen. Samuel (abgekürzt Raschbam genannt) soll seinen Großvater von der Richtigkeit der sinngemäßen Schrifterklärung so sehr überzeugt haben, daß dieser bemerkte, er werde, wenn ihm Kraft bliebe, seinen Kommentar zum Pentateuch nach anderen Grundsätzen umändern. Sein Enkel Samuel verlegte sich darauf, in der Auslegung der heiligen Schrift Sinn und Zusammenhang zu suchen und scheute sich nicht Erklärungen aufzustellen, welche dem Talmud geradezu widersprechen, geradezu karäisch klingen und

an Ketzerei streifen. Dieser Geistesflug der Juden wurde zugleich in Frankreich und Spanien durch tragische Vorgänge gehemmt.

Als der größte neuhebräische Dichter klagte: „Haben wir denn eine sichere Stätte in West oder Ost," mochte er wohl in seinem zartbesaiteten Herzen die Unsicherheit der Stellung seiner Glaubensgenossen geahnt haben. Nur allzubald sollte der jüdische Stamm die erschreckende Wahrheit erkennen, daß er keine Heimat auf Erden hat, und daß er in den Ländern des Exils seine Ruhe nur der Inkonsequenz verdankte. Nur so lange das von Hause aus unduldsame Religionsprinzip der Kirche und des Islam in Gleichgültigkeit, Gewohnheit oder Eigennutz seiner Bekenner schlummerte, konnten die Juden ihres Daseins halb und halb froh werden. Sobald dasselbe aber aufgerüttelt wurde, stellte sich die fürchterliche Konsequenz mit Leiden und Märtyrertum für Israel ein. Obwohl die Juden im allgemeinen und besonders ihre Führer, Rabbinen und Weisen, durchschnittlich an inniger Gottergebenheit, an Sittlichkeit und an Kenntnissen den christlichen Stimmführern überlegen waren, so dünkten sich die, denen die Erde gehörte, doch höher und blickten mit Herrenübermut auf jene, wie auf niedrige Knechte herab. In christlichen Ländern wurden sie für vogelfrei erklärt, weil sie an Gottes Sohn und noch an manches andere nicht glauben mochten, und in einem mohammedanischen Reiche wurden sie verfolgt, weil sie Mohammed nicht als Propheten anerkennen wollten. Hier mutete man ihnen zu, ihrer Vernunft Gewalt anzutun, um Kindermärchen als tiefe Wahrheit anzunehmen, und dort forderte man von ihnen, trockene Formeln mit philosophischem Anstriche als Religion zu bekennen. Beide stellten ihnen die traurige Wahl zwischen Tod oder Verleugnung ihres alten Glaubens. Franzosen und Deutsche wetteiferten mit wilden Berbern, um das schwächste der Völker noch mehr zu schwächen. An der Seine, am Rhein, an der Donau und an den Gestaden Afrikas und Südspaniens entstand gleichzeitig wie auf Verabredung eine blutige Hetzjagd im Namen der Religion gegen die Bekenner des Judentums, uneingedenk dessen, daß das Gute und Göttliche, das in ihr vorhanden ist, eben diesem Bekenntnisse entlehnt ist. Bis dahin kamen Judenverfolgungen nur vereinzelt vor; vom Jahre 1146 an aber werden sie häufiger, stetiger, konsequenter, hartnäckiger, als wollte der Zeitraum, in dem die Einsicht im Menschengeschlechte zu dämmern begann, die Zeit finsterer Barbarei an Unmenschlichkeit übertreffen. Diese Leidenszeit drückte dem jüdischen Stamme jene Duldermiene auf, welche die freie Gegenwart selbst nicht ganz zu verwischen vermochte, jenen Märtyrerzug, von dem ein klarblickender Schriftsteller sagt: „Die Schilderung des Propheten: „„Er wird gegeißelt und wird gepeinigt und öffnet seinen Mund nicht"", „bedarf keiner Erklärung weiter; denn jeder Jude im

Exile ist Beleg dafür. Wird er gepeinigt, so öffnet er seinen Mund nicht, seinem Peiniger darzutun, daß er gerechter sei als dieser. Er hat seinen Blick nur auf Gott gerichtet, aber kein Fürst und kein Großer springt ihm in der Not bei."

Die Verfolgung, welche gleichzeitig in Europa und Afrika sich verbreitete, hatte ihre letzten Fäden in Katastrophen, welche in Asien und Afrika vorgingen. Während die christlichen Ritter im neuen Reiche Jerusalem und in den daran grenzenden Fürstentümern immer mehr erschlafften, trat der türkische Held Nureddin auf, der die Christen aus Asien zu treiben Miene machte. Das wichtige Edessa war in seine Hände gefallen, und die ratlosen Kreuzstreiter mußten Europa um Hilfe anflehen. Da wurde der zweite Kreuzzug in Frankreich und Deutschland gepredigt, und der blutdürstige Fanatismus von neuem gegen die Juden aufgestachelt.

Der König Ludwig VII. von Frankreich, von Gewissensskrupeln gepeinigt, nahm selbst das Kreuz und mit ihm die junge und leichtsinnige Königin Eleonore samt ihren Hofdamen, welche aus dem Lager der Gottesstreiter einen Minnehof machen sollten. Da auch der Abt Bernhard von Clairvaux, ein wahrhaft heiliger Mann mit Herzenseinfalt und hinreißender Beredsamkeit, zur Teilnahme an dem Kreuzzuge aufforderte, so wuchsen die Scharen der Wallbrüder von Tag zu Tag. Diesmal lenkte der Papst Eugenius III. die Aufmerksamkeit der Kreuzfahrer auf die Juden. Er erließ eine Bulle, daß alle diejenigen, welche sich dem heiligen Kriege anschlössen, nicht gehalten sein sollten, den Juden den Zins für ihre Schulden zu zahlen. Es sollte eine Triebfeder mehr sein, die zahlreichen Schuldner der Juden für das Kreuzheer zu werben, und war eigentlich nur eine verblümte Redeweise, sich von den Schulden an die Juden frei zu machen. Der Abt Bernhard, der es sonst verschmähte, unheilige Mittel zu heiligem Zwecke zu gebrauchen, mußte auf die Aufforderung des Papstes diese Schuldenerleichterung oder Schuldenerlasse predigen. Ein anderer Abt, Peter der Ehrwürdige von Clügny, wollte die Sache noch weiter getrieben wissen. Er stachelte den König Ludwig und das Kreuzheer förmlich gegen die Juden auf. Peter häufte Anklagen auf Anklagen gegen sie und übertrieb ihr Vergehen, um den für die Juden eingenommenen König zu einer Judenverfolgung oder mindestens zu einer Judenplünderung zu bewegen. In einem Sendschreiben an Ludwig VII. wiederholte er die sophistischen Verdrehungen, welche das Raubgesindel des ersten Kreuzzuges ausgedacht hatte, um die Plünderung der Juden im Namen der Religion zu beschönigen.

„Was nützt es", schrieb Peter von Clügny, „in entfernten Gegenden die Feinde des Christentums aufzusuchen, wenn die gottes-

lästerlichen Juden, weit schlimmer als die Sarazenen, in unserer Mitte ungestraft Christum und die Sakramente schmähen dürfen! Glaubt doch der Sarazene gleich uns, daß Christus von einer Jungfrau geboren sei, und ist doch fluchwürdig, weil er dessen Fleischwerdung leugnet, um wie viel mehr die Juden, die alles leugnen? Doch fordere ich nicht, die Fluchbeladenen dem Tode zu weihen; denn es steht geschrieben: „„Töte sie nicht““. Gott will nicht, daß sie ausgerottet würden, sondern sie sollen wie der Brudermörder Kain zu großen Qualen, zu größerer Schmach, zu einem Leben ärger als der Tod aufbewahrt bleiben. Sie sind abhängig, elend, seufzend, furchtsam und flüchtig und sollen es bleiben, bis sie sich zu ihrem Heile bekehren. Nicht töten sollst du sie, sondern sie auf eine ihrer Niederträchtigkeit angemessene Weise bestrafen.“ Zuletzt fordert der fromme Mann den König auf, den Juden ihre erworbenen Güter ganz oder teilweise zu nehmen; denn das christliche Heer, welches zum Kriege gegen die Sarazenen seine eigene Habe und Ländereien nicht schont, braucht die unredlich gewonnenen Schätze der Juden nicht zu schonen. Man lasse ihnen das nackte Leben, nehme ihnen aber ihr Geld, damit die Keckheit der Sarazenen durch die Hand der Christen, gekräftigt durch das Vermögen der gotteslästerlichen Juden, leichter gedemütigt werden könnte. In diesem Gedankenreiche liegt Konsequenz, es ist die Logik des Mittelalters. Der König Ludwig, so sehr er auch die Juden begünstigte, konnte nicht weniger tun, als einen Befehl im Sinne der päpstlichen Bulle zu erlassen, daß die Kreuzfahrer ihrer Schulden gegen die Juden ledig sein sollten. Für den Augenblick hatte es also bei der Plünderung der reichen Juden sein Bewenden. Zur allgemeinen blutigen Verfolgung ließen es der gutgesinnte König, seine klugen Minister, der Abt Süger, und namentlich der fromme Bernhard nicht kommen.

Anders verhielt es sich in Deutschland und namentlich in den rheinischen Städten, deren jüdische Gemeinden kaum von den Wunden des ersten Kreuzzuges geheilt waren. Der Kaiser Konrad III. war ohnmächtig; die Bürger, welche im ersten Kreuzzug im allgemeinen für die Juden Partei genommen und sie geschützt hatten, waren beim Beginn des zweiten Kreuzzuges gegen sie eingenommen worden. Ein französischer Mönch Rudolph, der ohne Erlaubnis seiner Oberen das Kloster verlassen hatte, ein Mann von feuriger Beredsamkeit, entzündete den Fanatismus der Deutschen gegen die Juden; er glaubte ein frommes Werk zu vollbringen, die Bekehrung oder die Vertilgung der Ungläubigen durchzusetzen. Von Stadt zu Stadt von Dorf zu Dorf zog Rudolph predigend; der Kreuzzug müsse mit den Juden beginnen. Es wäre den deutschen Juden diesmal noch schlimmer ergangen, als das erste Mal, wenn der Kaiser Konrad, der anfangs eine tiefe Abneigung gegen die Schwärmerei des Kreuzzuges empfand,

nicht für die Sicherheit der Juden gesorgt hätte. In seinen Erblanden räumte er ihnen die Stadt Nürnberg und einige andere Festungen als Asyle ein, wo sie die Hand der aufgeregten Kreuzfahrer nicht erreichen konnte. Über das Gebiet der Fürsten und Prälaten konnte er zwar nicht verfügen; aber er scheint allen eingeschärft zu haben, die Juden kräftig zu schützen. Indessen hatte das Wort des Kaisers damals keine gebietende Autorität. Im August 1146 fielen die ersten Opfer der von Rudolph aufgestachelten Verfolgungssucht; ein Mann, Simon der Fromme aus Trier, welcher, aus England heimkehrend, in Köln weilte, wurde von den Wallfahrern im Augenblicke, als er ein Schiff besteigen wollte, angepackt, zur Taufe gezwungen und auf seine Weigerung ermordet und verstümmelt; ferner eine Frau Minna aus Speyer, welche standhaft schaudererregende Folterqualen erlitt und doch ihrem Glauben treu blieb. Diese Vorgänge nötigten die Juden des Rheinlandes, sich nach Schutz umzusehen; sie zahlten bedeutende Summen an die Fürsten, damit ihnen Burgen und Schlösser zu ihrer Sicherheit eingeräumt würden. Der Kardinal-Bischof Arnold von Köln, edel und menschlich gesinnt wie sein Vorgänger Hermann beim ersten Kreuzzuge, übergab ihnen die Burg Wolkenburg bei Königswinter und gestattete ihnen, sich mit Waffen zu verteidigen. Wolkenburg wurde solchergestalt eine Zufluchtsstätte für viele Gemeinden des Landes. So lange die Juden in ihrem Asyle weilten, waren sie geborgen, sobald sie sich aber daraus entfernten, lauerten Wallbrüder ihnen auf, schleppten sie zur Taufe und töteten die Widersetzlichen. Den Kirchenfürsten des Rheins waren aber die aufrühreriſchen Kreuzzugspredigten des Mönches Rudolph und das Gemetzel an den Juden nicht angenehm, zumal dieser das Volk geradezu zum Ungehorsam gegen die Bischöfe aufforderte. Der Erzbischof von Mainz, Heinrich I., zugleich Reichskanzler und Stellvertreter des Kaisers, hatte einige vom Gesindel verfolgte Juden in sein Haus aufgenommen. Der irregeleitete Pöbel drang indes ein und ermordete sie vor seinen Augen. Da wandte sich der Erzbischof an Bernhard von Clairvaux, der noch mehr galt als der Papst. Dieser nannte den Mönch Rudolph einen ausgestoßenen Sohn der Kirche, der sein Kloster verlassen, die Bischöfe verachte und Mord und Totschlag der Juden wider die Absicht der Kirche einfältigen Christen predige. Die Juden sollen ganz besonders geschont werden. Die Kirche setze ihre Hoffnung darauf, daß sie einst sämtlich bekehrt werden würden, daher habe sie ein besonderes Gebet am Charfreitag dazu eingesetzt. „Würde die Hoffnung der Kirche sich erfüllen, wenn die Juden samt und sonders totgeschlagen würden?“ Ein Sendschreiben in demselben Sinne erließ Bernhard an die Geistlichkeit und das Volk von Franken und Bayern, worin er sie ausdrücklich zur Schonung der Juden ermahnte.

Indessen machte Bernhards Sendschreiben keinen Eindruck auf Rudolph und die verführte Menge, sie waren auf Niedermetzelung der Juden versessen und lauerten ihnen überall auf. Der Abt von Clairvaux fand es daher nötig, persönlich gegen das Gemetzel der Juden aufzutreten. Das verblendete Volk murrte aber über Bernhards Verfahren gegen den blutdürstigen Mönch, und wenn ihn der Geruch der Heiligkeit nicht geschützt hätte, so hätte das Volk sich an ihm vergriffen. Rudolph verschwand zwar vom öffentlichen Schauplatz, aber der von ihm ausgestreute giftige Samen ging für die Juden verderblich auf. Je mehr sich die Menge durch Bernhards Predigten für den Kreuzzug begeisterte, desto mehr wütete sie gegen die Juden. Das Volk war konsequenter als der Heilige von Clairvaux und die Bischöfe; es ließ sich die richtige Logik nicht ausreden. „Wenn es ein gottseliges Werk ist, ungläubige Türken zu erschlagen, so kann es keine Sünde sein, ungläubige Juden niederzumetzeln." Als daher zerstückelte Glieder eines Christen bei Würzburg gefunden wurden, glaubten die dort angesammelten Kreuzfahrer oder gaben vor, es zu glauben, die Juden hätten die Untat begangen, und hielten sich für berechtigt, die Würzburger Gemeinde plötzlich zu überfallen (24. Februar 1147). Mehr als zwanzig erlitten den Märtyrertod, darunter der angesehene Rabbiner Isaak Ben-Eljakim, der beim Lesen eines heiligen Buches erschlagen wurde. Einige wurden so mißhandelt, daß die Mörderschar sie für entseelt hielt und liegen ließ; diese wurden später von mitleidigen Christen ins Leben gerufen und gepflegt. Der menschliche Bischof von Würzburg ließ den Leichen der Märtyrer in seinem Garten eine Ruhestätte bereiten und schickte die Lebenden in eine nahe Burg bei Würzburg. Noch schlimmer erging es den deutschen Juden, als der Kaiser Konrad mit den Rittern und dem Hauptheer den Kreuzzug angetreten hatte, und das Nachzüglergesindel, die Gegenwart des Kaisers nicht fürchtend, ungestraft Untaten verüben durfte (anfangs Mai 1147).

Der wilde Geist frommen Mordes pflanzte sich unwiderstehlich von Deutschland nach Frankreich fort, als die Kreuzzügler sich auch da im Frühjahre sammelten. In Carenton (Depart. Manche) entstand eine förmliche Schlacht zwischen Wallbrüdern und Juden, da die letzteren, in einem Hofe versammelt, sich gegen den Überfall verteidigten. Zwei Brüder kämpften heldenhaft, teilten Wunden aus und töteten manchen Wallbruder, bis die durch den Verlust noch mehr ergrimmten Feinde Eingang in den Hof im Rücken der Juden fanden und sie sämtlich niedermetzelten. Als Märtyrer fiel auch in dieser Zeit in Frankreich ein junger Toßafist, R. Peter. Selbst unweit des Klosters Clairvaux, unter den Augen des Abtes Bernhard, trieb die wilde Kreuzfahrerbande ungescheut ihr blutiges Handwerk. Sie über-

fiel die jüdische Gemeinde Ramerü am zweiten Wochenfesttage, drang in das Haus des wegen seiner Tugenden und Gelehrsamkeit unter der europäischen Judenheit angesehensten Toßafisten Jakob Tam, raubte seine ganze Habe, zerriß dabei eine Thorarolle und schleppte ihn aufs Feld, um ihn unter Martern zu töten und an ihm Jesu Wunden und Tod zu rächen. Fünf Kopfwunden hatten sie ihm schon versetzt, und er war nahe daran zu erliegen, als glücklicherweise ein ihm bekannter Ritter des Weges einherzog. R. Tam hatte noch so viel Bewußtsein, ihn um Hilfe anzuflehen, die der Ritter ihm aber nur unter der Bedingung zusagte, wenn er ein stattliches Roß als Belohnung erhalten sollte. Der nicht sehr edle Ritter redete hierauf der Mörderbande zu, ihm das Opfer zu überlassen, er werde es zur Taufe bewegen oder ihren Händen wieder überliefern. So wurde der Mann gerettet, der den deutschen und französischen Juden Führer und Vorbild war (8. Mai 1147). Bernhards Einfluß ist es wohl zuzuschreiben, daß außer in Carenton, Ramerü und Sülly keine Judenhetzen in Frankreich vorkamen. In England, wo seit Wilhelm dem Eroberer sich viele Juden aus Frankreich niedergelassen hatten und im lebhaften Verkehr mit den französischen Gemeinden standen, kam keine Judenverfolgung vor, da der König Stephan sie tatkräftig schützte. Aber die böhmischen Juden litten wiederum beim Durchzuge der Wallbrüder; 150 fielen als Märtyrer. Erst nachdem das französische Kreuzheer die deutschen Grenzen überschritten hatte, durften die Juden das Asyl der Burgen verlassen und wurden nicht mehr angefochten. Selbst diejenigen Juden, welche schwach genug waren, sich die Nottaufe gefallen zu lassen, durften zum Judentum zurückkehren. Ein ebenso frommer wie menschlicher Geistlicher war ihnen dazu behilflich. Er führte die gewaltsam getauften Juden nach Frankreich und in andere Gegenden, wo sie so lange weilten, bis ihre kurze Zugehörigkeit zur Kirche vergessen war; dann kehrten sie in die Heimat und zu ihrem Glauben wieder zurück.

Im ganzen hat der Fanatismus des zweiten Kreuzzuges weniger jüdische Opfer verschlungen als der erste, teils weil die weltlichen und auch geistlichen Fürsten sich angelegen sein ließen, die Juden zu schützen und teils weil die Teilnahme des deutschen Kaisers und des Königs von Frankreich kein kreuzzüglerisches Raubgesindel, wie das von Wilhelm dem Zimmermann und Emicho von Leiningen duldeten. Aber die Juden mußten für den ihnen gewährten Schutz einen hohen Preis zahlen, ja, die ganze Zukunft dafür einsetzen. Der deutsche Kaiser wurde seit der Zeit von den Juden als ihr Schirmherr betrachtet, und er selbst sah sich als solcher an und beanspruchte dafür Gegenleistung. Sie, die früher ebenso frei waren, wie die Germanen und Römer, wurden dadurch die Kammerknechte des römisch-deutschen Reiches. Dieser

Name bedeutete anfangs zwar nur, daß die Juden unverletzbar seien, wie die kaiserlichen Diener, und daß sie an Kaiser und Reich für den gewährten Schutz eine außerordentliche Leistung als Schutzgeld zahlen müßten. Aber nach und nach wurde das Wort in seiner gehässigsten Bedeutung gebraucht, und die Juden wurden beinahe als Leibeigene und Hörige betrachtet. Sie wurden dadurch in bodenlose Niedrigkeit zurückgeworfen. Ihre Geisteserzeugnisse tragen daher den Stempel der Verkümmerung, ihre Dichtungen waren nichts als Klagelieder, geschmacklos und barbarisch wie ihre Sprache. Die deutschen Juden bildeten die Parias bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Während die Juden Frankreichs und Deutschlands noch unter dem Schrecken der kreuzzüglerischen Banden standen, traf die Juden des nördlichen Afrika eine Verfolgung, die länger anhielt und andere Wirkungen hervorbrachte. Sie ging von einem Manne aus, der, halb Philosoph, halb Reformator und halb Eroberer, eine eigene politisch-religiöse Schwärmerei erzeugte. Abdallah Ibn-Tumart aus dem nordwestlichen Afrika war in Bagdad von dem mystischen Philosophen Alghazali zu einem sittenstrengen Schwärmer fanatisiert worden. Nach Afrika zurückgekehrt, predigte er den einfältigen Berberstämmen Einfachheit in Lebensweise und Kleidung, Haß gegen Dichtkunst, Musik und Künste überhaupt und Krieg gegen die almoravidischen Könige, welche der Verfeinerung des Lebens huldigten. Nach der anderen Seite verwarf Ibn-Tumart die sunnitische Lehre der mohammedanischen Orthodoxie und die buchstäbliche Auslegung der Koranverse, daß Gott menschlich fühle und nach Gemütsbewegungen handle. Er fand einen großen Anhang unter den Berbern und stiftete eine Sekte, welche von dem Umstande, daß die strenge Einheit Gottes ohne körperliche Vorstellung zum Bekenntnisse hatte, sich Almowachiden (Einheitsbekenner) oder Almohaden nannte. Mit der Trommel der Empörung und dem Schwerte des Krieges gegen die Almoravidherrschaft verbreitete Ibn-Tumart seine religiös-sittliche Reformation im nordwestlichen Afrika. Nach seinem Tode übernahm sein Jünger Abdulmumen die Führerschaft der Almohaden und wurde als Fürst der Gläubigen anerkannt. Von Sieg zu Sieg fortschreitend, stürzte er das Reich der Almoraviden und beherrschte das ganze Nordafrika. Abdulmumen war ein Fanatiker. Wie er die Almoraviden nicht bloß als politische Gegner, sondern auch als Andersgläubige mit Feuer und Schwert vertilgte, so wollte er aus Religionseifer kein anderes Bekenntnis in seinem Reiche dulden.

Als die Hauptstadt Marokko nach langer und hartnäckiger Belagerung in die Gewalt Abdulmumens gefallen war (1146), ließ der neue Herrscher die zahlreichen Juden dieser Stadt zusammenrufen und redete sie folgendermaßen an: „Ihr leugnet die Sendung des

Propheten Mohammed, und ihr glaubt, daß der Messias, der euch verkündet ist, euer Gesetz bestätigen und eure Religion befestigen wird. Eure Vorfahren haben aber behauptet, daß dieser Messias spätestens ein halbes Jahrhundert nach Mohammeds Auftreten erscheinen werde. Wohlan! Dieses halbe Jahrhundert ist längst abgelaufen, ohne daß ein Prophet unter euch aufgestanden wäre. Die Duldung, die euch unter dieser Bedingung gewährt wurde, soll nun aufhören. Wir können euch nicht mehr in eurem Unglauben lassen. Wir wollen euren Zins nicht mehr. Ihr habt nur die Wahl zwischen Annahme des Islams und dem Tode.“ Die Verzweiflung der Juden war bei dieser ernstgemeinten Ankündigung groß. Es war das zweite Mal, daß ihnen unter mohammedanischer Herrschaft diese traurige Wahl gestellt wurde, das Leben oder ihre Religion aufzugeben. Durch Vorstellung bewogen, änderte Abdulmumen das Verfolgungsedikt dahin ab, daß es jedem Juden gestattet sei, auszuwandern. Er gewährte auch den Auswanderern eine Frist, um ihre Ländereien und bewegliche Habe, die sie nicht mitführen konnten, zu veräußern. Diejenigen aber, welche im afrikanischen Reiche zu bleiben gedachten, wurden zur Annahme des Islam gezwungen und im Weigerungsfalle blutig bestraft. Viele verließen Afrika und wanderten nach Spanien, Italien oder anderswohin aus. Die Meisten aber fügten sich für den Augenblick, nahmen zum Schein den Islam an und warteten günstigere Zeiten ab (1146). So wie die Almohaden eine neue Stadt eroberten, wurde dasselbe Edikt auf die jüdischen Bewohner angewendet. Auch die Christen traf dieselbe Verfolgung; aber weil ihnen das christliche Spanien offen stand, und sie von ihren Glaubensgenossen mit offenen Armen aufgenommen zu werden hoffen durften, waren sie standhafter und wanderten sämtlich aus. Synagogen und Kirchen wurden im ganzen Almohadenreich, das nach und nach vom Atlasgebirge bis zur Grenze Ägyptens reichte, zerstört, und die Wanderer fanden keine Spur, daß hier je Juden oder Christen gewohnt hätten.

Obgleich viele Juden in der Berberei den Islam angenommen hatten, so war es nur sehr wenigen Ernst damit; die meisten aber taten es nur zum Schein, da weiter nichts von ihnen verlangt wurde, als daß sie an Mohammeds prophetische Sendung glauben und dann und wann die Moscheen besuchen sollten. Heimlich aber beobachteten sie Vorschriften des Judentums mit aller Gewissenhaftigkeit, da die Almohaden das Treiben der Neubekehrten nicht überwachten. Selbst fromme Rabbiner bekannten sich zu diesem Schritte und beschwichtigten ihr Gewissen damit, daß von ihnen doch nicht Götzendienst oder Verleugnung des Judentums verlangt wurde, sondern nur das Aussprechen der Glaubensformel, daß Mohammed ein Prophet gewesen. Einige trösteten sich damit, daß sie nicht lange in diesem Zwange ver-

harren werden, da ihre Leiden die Ankunft des Messias anzukünden schienen.

Als Scheinmoslemin betrieben die moghrebisch-jüdischen Gelehrten das Talmudstudium eifrig und versammelten in Lehrhäusern die lernbegierige Jugend, die aber auch der Koranauslegung beiwohnen mußte. Indessen konnten sich gewissenhaft fromme Männer nicht lange in dieser Zwiespältigkeit bewegen. Sie warfen die verhaßte Maske ab, bekannten das Judentum offen und erlitten dafür den Märtyrertod.

Der siegreiche Abdulmumen führte indes sein Heer über die Meerenge nach Andalusien. Die Eroberung im mohammedanischen Südspanien fiel ihm leicht, da verschiedene Parteien einander schwächten. Die Hauptstadt Cordova fiel in die Gewalt der fanatischen Almohaden (Juni 1148), und ehe ein Jahr verging, war der größte Teil Andalusiens in ihren Händen. Und in allen Gemeinden dieses Landstriches stellen sie den Juden die Wahl zwischen Annahme des Islam, Auswanderung oder Tod und wüteten gegen die jüdischen Heiligtümer. Die schönen Synagogen, welche die Frömmigkeit, die Prachtliebe und der feine Geschmack der andalusischen Juden erbaut hatten, wurden ein Raub der Zerstörungswut. Der greise Rabbiner von Cordova, der philosophisch gebildete Joseph Ibn-Zadik, erlebte noch den traurigen Untergang der ältesten und angesehensten Gemeinde, starb aber bald darauf (Ende 1148 oder Anfang 1149). Die glanzvollen jüdischen Hochschulen in Sevilla und Lucena wurden geschlossen. Der Sohn und Nachfolger des Joseph Ibn-Migasch, R. Meïr, wanderte von Lucena nach dem christlichen Toledo aus und mit ihm alle diejenigen, welche imstande waren, sich dem Zwange zu entziehen. Die übrigen machten es wie die afrikanischen Juden, bekannten sich zum Schein zum Islam und beobachteten heimlich das Judentum, bis sie Gelegenheit fanden, ihre Religion offen zu bekennen. Frauen, Kinder und Eigentum der Auswanderer fielen den Eroberern in die Hände, und die Schwachen wurden als Sklaven behandelt.

In dieser trüben Zeit, als der Schwerpunkt der Judenheit seine Tragkraft einbüßte, bildete sich durch eine günstige Wendung ein neuer Sammelpunkt. Das christliche Spanien, das unter dem Kaiser Alfonso Raimundez (1126—1157) die größte Macht entfaltete, wurde Zuflucht der aus Andalusien ausgewanderten Verfolgten. Der weise und menschenfreundliche Kaiser hatte einen jüdischen Günstling an dem noch jungen Jehuda Ibn-Esra, dem Sohne jenes Joseph Ibn-Esra, der mit seinen drei Brüdern in der jüdisch-spanischen Literatur verherrlicht wird. Als er die Grenzfestung Calatrava zwischen Toledo und Cordova dauernd erobert hatte, setzte ihn der Kaiser als Befehlshaber derselben ein und ernannte ihn zum Fürsten.

Jehuda Ibn-Esra wurde ein rettender Engel für seine unglücklichen Glaubensgenossen, welche der Verfolgungswut der siegreichen Almohaden entflohen waren. Er war eifrig bemüht, ihnen ein Unterkommen im christlichen Spanien zu bereiten und verwendete seine Reichtümer dazu, die in Gefangenschaft Geratenen loszukaufen, die Nackten zu kleiden und die Hungrigen zu speisen. Die Gemeinde Toledo wurde von den emigrierten Juden zahlreich bevölkert. In Toledo wurde unter dem Schutze der christlichen Herrscher jüdisches Wissen gepflegt, nachdem es im mohammedanischen Reiche verpönt war. Jehuda Ibn-Esra stieg noch mehr in Gunst des spanischen Kaisers und wurde zum kaiserlichen Haushofmeister ernannt (1149). Er ließ sich aber von seinem Eifer für den Rabbinismus zur Verfolgung der Karäer hinreißen, welche sich wieder in Spanien vermehrt und durch Schmähschriften ihre mächtigen Gegner herausgefordert hatten.

So standen die Juden im christlichen Spanien, in Kastilien und Aragonien seit dieser Zeit an der Spitze der geistigen Bewegung. Zwei Männer, beide aus Toledo, fügten zu dem alten Ruhme neuen hinzu. Es waren Abraham Ibn-Daud und Abraham Ibn-Esra, ungleich an Charakter, Streben und Lebensschicksal, aber gleich in Liebe zum Judentum und zur Wissenschaft. Der erstere (geb. um 1110, gest. 1180) war in sämtlichen Fachwissenschaften damaliger Zeit eingeweiht, war Arzt und verlegte sich besonders, was die spanischen Juden bis dahin geringschätzten, auf die Kenntnis der Geschichte, der jüdischen, wie der allgemeinen, soweit ihm die Quellen bei dem dürftigen Stand derselben im Mittelalter zugänglich waren. Ibn-Daud war ein verständiger, begabter, klarer Geist, das Gegebene gründlich zu durchdringen und das Dunkel zu erhellen. Ihn beschäftigten die höchsten Probleme des menschlichen Geistes, und er konnte nicht begreifen, wie man sich sein Leben lang mit Kleinigkeiten, selbst mit Sprachkunde, Mathematik, theoretischer Heilkunde oder Gesetzeslehre beschäftigen könne, und sein Augenmerk nicht auf die heiligste Lebensaufgabe richte. Diese Aufgabe ist nach Ibn-Dauds Ansicht die philosophische Erkenntnis, weil sie Gott zum Inhalte hat. Er betonte diesen Punkt in einer arabisch geschriebenen Schrift (der erhabene Glaube) mit vielem Nachdruck gegen eine Klasse seiner religionsgenössischen Landsleute, welche bereits ein gewisses Mißtrauen gegen die Philosophie hegten. Es gibt manche in unserer Zeit, bemerkt er, welche sich ein wenig in Wissenschaften umgetan haben, aber nicht imstande sind beide Lichter, das Licht des Glaubens in der Rechten und das Licht der Erkenntnis in der linken Hand zu halten. Da nun bei solchen das Licht der Erforschung das Licht des Glaubens ausgelöscht hat, so glaubt die Menge, daß die Philosophie überhaupt schädlich sei, und zieht sich davon zurück. Im Judentume

aber sei die Erkenntnis Pflicht, darum dürfe man ihr nicht den Rücken kehren.

Das Ziel aller philosophischen Theorie sei die praktische Verwirklichung der sittlichen Zwecke für kleine und große Kreise; diese lehre eben das Judentum auch. Diesen richtigen Kerngedanken hat keiner seiner Vorgänger so scharf und klar ausgesprochen wie Abraham Ibn-Daud. Die Sittlichkeit erziele gewisse Tugenden, ein gesundes Familienleben und eine gute, auf dieser Tugend beruhende Staatsverfassung. Demnach lassen sich sämtliche religiöse Pflichten des Judentums in fünf Klassen zusammenfassen. Eine Klasse präge wahrhafte Gotteserkenntnis, geläuterten Glauben an einen Gott und Liebe zu demselben ein. Eine zweite Klasse halte namentlich auf strenge Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit — das Haupt aller Tugenden — Versöhnlichkeit, Neidlosigkeit und Feindesliebe, die ihre Wurzel in der Demut haben. Das Verhältnis des Familienhauptes zu Frau, Kindern und Dienerschaft regle eine dritte Klasse von Vorschriften nach den Grundsätzen des Rechts und der Liebe. Eine vierte große Gruppe schreibe das Verhalten des Bürgers zum Staate und zum Mitbürger vor; sie dringe auf Nächstenliebe, Gerechtigkeit im Verkehr, Sorge für Schwache und Leidende. Es gebe endlich noch eine fünfte Klasse von Gesetzen, deren letzter Grund nicht leicht einleuchtet, wie die Opfer. und Speisegesetze (die Ritualien). Diese fünf Gruppen von Pflichten seien einander ungleich an Wichtigkeit, so daß die Glaubenslehre die allerhöchste, die Ritualien die niedrigste Stufe einnehmen, daher wurden diese auch von den Propheten öfters zurückgesetzt. Von einem anderen Grundprinzip ausgehend, gelangte Ibn-Daud zu einem anderen Resultate als sein Gesinnungsverwandter Jehuda Halevii Während nach diesem die rein rituellen Vorschriften das Grundwesen des Judentums ausmachen, um die prophetische Natur lebendig zu erhalten, haben sie nach jenem eine nur untergeordnete Bedeutung. Abraham Ibn-Daud war auch ein gewissenhafter Geschichtsschreiber, und seine geschichtlichen Nachrichten haben mehr Dienste geleistet als seine philosophischen Arbeiten. Der neuausbrechende Kampf mit den Karäern Spaniens veranlaßte ihn, sich in der Geschichte umzusehen und sie als Kampfesmittel zu gebrauchen. Dieselben hatten nämlich nach dem Tode des Kaisers Alfonso und dem wahrscheinlich darauf erfolgten Sturze seines Günstlings Jehuda Ibn-Esra wieder ihr Haupt erhoben und wieder Streitschriften erlassen. Darauf unternahm Ibn-Daud, geschichtlich nachzuweisen, wie das rabbinische Judentum auf einer ununterbrochenen Kette von Überlieferungen beruhe, die von Mose anfängt und bis zu seiner Zeit hinabreicht. Zu diesem Zwecke stellte er die Reihenfolge der geschichtlichen Träger der talmudischen, gaonäischen und rabbinischen Zeit chronologisch zusammen (1161).

Er nannte dieses hebräisch geschriebene Werk „Die Reihenfolge der Überlieferung“. Von bedeutendem Wert sind besonders seine Nachrichten von der Blütezeit der spanischen Gemeinden an, wozu er Quellen benutzte oder selbständige, geschichtliche Forschungen anstellte. Seine Angaben sind kurz, aber äußerst zuverlässig und lassen viel zwischen den Zeilen lesen. Sein hebräischer Stil ist fließend und nicht ohne poetische Färbung.

Viel kenntnisreicher, umfassender und tiefer war Abraham Ben-Meïr Ibn-Esra aus Toledo (geb. um 1088, gest. 1167), ein Mann von merkwürdigen Geistesgaben, der das Größte wie das Kleinste in der Wissenschaft mit gleicher Meisterschaft umspannte, lebendig, geistreich, voll sprudelnden Witzes, aber ohne Gemütswärme. Seine Belesenheit in allen Zweigen der göttlichen und menschlichen Wissenschaften war erstaunlich. Er war aber keine abgerundete, in sich gefestigte Persönlichkeit, sondern widerspruchsvoll und mit einer großen Beigabe von Leichtsinn behaftet; bald bekämpfte er das Karäertum, bald machte er ihm Zugeständnisse. Seine Polemik ist schonungslos, und es kam ihm weniger auf Ermittlung der Wahrheit, als darauf an, dem Gegner etwas zu versetzen. Er war ein Geist der Verneinung und bildet den vollsten Gegensatz zu Jehuda Halevi, mit dem er nahe verwandt gewesen sein soll. Ibn-Esra (so wird er schlechthin genannt) vereinigte in sich unausgeglichene Gegensätze. Sein heller Blick, sein scharfer, zersetzender Verstand, seine kühne Forschung vertrugen sich mit strengem Autoritätsglauben, der wiederum bei ihm in so herben Fanatismus ausartete, daß er die freien Forscher verketzerte. Sein nüchterner Sinn, der jeder Erscheinung auf den Grund sah, hinderte ihn nicht, eine Geheimlehre aufzustellen, welche die Dinge in Halbdunkel hüllt. Voller Vertrauen auf Gott, dem er ruhig sein Geschick anheimstellte, gab er sich dennoch dem Glauben an die Einwirkung der Gestirne auf das menschliche Leben hin, denen sich nach seiner Ansicht niemand entziehen könne. So war Ibn-Esra zugleich unerbittlicher Kritiker und Buchstabenknecht, Vernünftler und Mystiker, innig religiös und Astrolog. Diese Grundsätze waren nicht etwa auf die verschiedenen Lebensstufen verteilt, sondern beherrschten sein ganzes Leben. In seiner Jugend tändelte er mit der Muse und sang Loblieder auf hochstehende Personen.

Ibn-Esra, der die mannigfachen Kunstformen der arabischen und neuhebräischen Poesie zu handhaben verstand, war darum doch kein Dichter. Seine poetischen Erzeugnisse sind künstlich, gelehrt, trocken, gemütlos. Es sind in Versen ausgesprochene Gedanken, Lehren der Weisheit oder rügende Ermahnungen, nicht der Erguß der im Gemüte wogenden Fülle religiöser Empfindungen, die in inbrünstigen Gebeten hervorbricht. Nur wo es auf Witz und zugespitzte Epigramme ankam,

in Rätseln und Stachelgedichten war er unübertrefflich. Sein prosaisch hebräischer Stil ist musterhaft, man kann sogar behaupten, daß er ihn geschaffen hat. Er hält sich fern von Überladung und Wortgeklingel.

Wenn Ibn-Esra in der Poesie keine hohe Stufe einnimmt, so behauptet er den ersten Rang als gründlicher und taktvoller Erklärer der heiligen Schrift, die er stets an der Hand richtigen grammatischen Verständnisses behandelte. Er war zum Ausleger wie geschaffen. An den Versen der heiligen Schrift konnte er seine mannigfachen Kenntnisse und Gedanken anbringen, ohne genötigt zu sein, sie in logischen Zusammenhang zu bringen. Denn sein unruhiger, flüchtiger Geist war nicht dazu geeignet, etwas Ganzes und Systematisches zu schaffen. Ibn-Esras Erklärung zum Pentateuch ist eine Art Enzyklopädie nach Inhalt und Form. Die Sprache ist lebendig, fließend, witzig, die Auslegung tief eindringend. Sein reiches Wissen, seine Belesenheit und Erfahrung hatten ihn befähigt, das Buch der Bücher dem Verständnisse näher zu bringen und den Nebelschleier zu zerreißen, den das Halbwissen und das Vorurteil darüber gedeckt hatten.

Er erhob sich siegesgewiß über seine Vorgänger und erfüllte die Aufgabe, die er sich gestellt, den schlichten Sinn des Textes durchsichtig zu machen. Ibn-Esra war mit seinem Pentateuchkommentar der Fahnenträger einer nüchternen, lichtvollen, wissenschaftlichen Auffassung der Bibel und bildet den Führer einer Minderzahl von erleuchteten Geistern, die sich gegen die Verdunklung agadischer Auslegung stemmten. Er bildet einen scharfen Gegensatz gegen Raschi. Denn obwohl er jede freie, von der Masora abweichende Auffassung verketzerte, so klammerte sich doch die Aufklärung an ihn, als an ihre Autorität, und der Unglaube selbst berief sich auf ihn, als auf einen Gewährsmann. In der Tat gab Ibn-Esra Veranlassung genug dazu, ihn zu den Chiwi Albalchi, den Jizchaki und anderen zu zählen, welche das hohe Alter des Pentateuchs in Frage stellten. In dunkeln, rätselhaften Wendungen gab er zu verstehen, daß manche Verse in der Thora von späterer Hand hinzugefügt seien. Nur weiß man nicht recht, ob es ihm mit dem Unglauben oder mit der Gläubigkeit Ernst war.

Drückende Lebensverhältnisse in dem durch beständige Kriege verarmten Toledo bewogen Ibn-Esra auszuwandern. In seiner epigrammatischen Weise machte er sich selbst über sein Mißgeschick, das ihn zum Notleiden verdammte, lustig: „Ich bemühe mich, reich zu werden, aber die Sterne sind mir feindlich. Machte ich mit Leichentüchern Geschäfte, würde niemand sterben; hätte ich Kerzen als Ware, so würde die Sonne bis zu meiner Todesstunde nicht untergehen." Da er in der Heimat keine Unterstützung fand, so verließ er sie und ging auf Reisen. Sein Sohn Isaak, bereits erwachsen, war sein Begleiter. Er sah Afrika, Ägypten, Palästina, verkehrte in Tiberias mit

den Weisen, die sich des Besitzes sorgfältig abgeschriebener Thora-Exemplare rühmten. Nirgends Ruhe findend, reiste er weiter nach Babylonien, war auch in Bagdad, wo wieder ein Exilsfürst mit Bewilligung des Kalifen eine gewisse Oberherrlichkeit über sämtliche orientalische Gemeinden inne hatte. Auf diesen weiten Reisen beobachtete Ibn-Esra viel und scharf und bereicherte seinen Geist.

Es ist nicht recht begreiflich, warum er vom Morgenlande heimkehrte, ohne seine Heimat wiederzusehen. Vielleicht vertrieb ihn von dort der Gram um seinen Sohn, der Mohammedaner geworden und in Bagdad zurückgeblieben war. Erst in Rom fand Ibn-Esra die lang vermißte Ruhe (1140). Sein Erscheinen in Italien machte Epoche in der Kulturentwicklung der italienischen Juden. Obgleich eine gewisse Freiheit genießend, so daß die römische Gemeinde keinerlei Abgaben unterworfen war, waren die Juden Italiens doch auf niedriger Bildungsstufe stehen geblieben. Den Talmud verstanden sie nur in hergebrachter Weise. Von richtigem Verständnis der Schrift hatten sie keine Ahnung, die neuhebräische Poesie bestand für sie nur in elender Reimerei. Allem Aberglauben des Mittelalters war ihr dumpfer Sinn geöffnet. Wie sehr stach gegen sie der spanische Reisende mit seinem Kunstgeschmack, seinem gesunden Sinne und seiner philosophischen Bildung ab! Der Zeitpunkt seiner Ankunft in Rom war günstig für die Erweckung einer höheren Kultur. Gerade um diese Zeit trat ein kühner Geistlicher, Arnold von Brescia, mit der Behauptung auf, die Päpste regierten nicht im Sinne des Evangeliums, es gezieme ihnen keine weltliche Herrschaft, sie sollten wahrhafte Knechte der Demut sein. Ein gewisser Forschergeist, verbunden mit dem Streben nach Freiheit, erwachte in der Residenz des Papstes. Das Volk lauschte auf die begeisterten Worte des jungen Reformators, kündigte den Papst den Gehorsam auf und erklärte sich zur Republik (1139—1143). In diese Zeit fällt Ibn-Esras Aufenthalt in Rom. Jünglinge und Männer scharten sich um ihn, um den vielgereisten, kenntnisreichen spanischen Weisen zu hören, und er wußte sie durch seine kurze, lebendige, treffende, geistvolle Sprache zu fesseln.

Dennoch weilte er in Rom nicht lange, sondern wanderte ruhelos in Italien umher, hielt sich in Salerno, Lucca, Mantua auf und verfaßte mit erstaunlicher Fertigkeit und Raschheit Schriften verschiedenen Inhalts, die er meist seinen Gönnern, oder sozusagen seinen Brodherren widmete.

Von Italien begab er sich nach Südfrankreich, welches wegen seines Zusammenhanges mit Katalonien mehr teil an der spanisch-jüdischen Kultur hatte, als Nordfrankreich, Italien und Deutschland. Die Provence bildete in der jüdischen Geschichte die Grenzscheide zweier Richtungen, der streng talmudischen und der wissens- und

kunstliebenden. Die jüdischen Provenzalen nahmen an beiden Richtungen Anteil, brachten es aber in beiden nicht zur Meisterschaft, sondern blieben stets Bewunderer und Nachahmer. Ibn-Esra brachte in diesen Kreis ein anregendes Element. Er ließ sich zuerst in der alten Gemeinde Beziers (Bedars) nieder, die mehrere Gelehrte in ihrer Mitte zählte. Sie behandelten den Weltwanderer mit großer Auszeichnung, Fromme und Gebildete ohne Unterschied. Den aufgeklärten Sinn, welcher in dieser Stadt später herrschend war, hat Ibn-Esra geweckt. Seine Wanderlust führte ihn noch im siebzigsten Lebensjahre nach dem nebelreichen London, wohl von einem reichen Gönner eingeladen, der ihn mit Liebe umgab. Hier verfaßte er eine Art Religionsphilosophie, aber auch eine andere, wunderliche Schrift, die wegen ihrer Einleitung interessant ist. Er kleidete seine Gedanken in einen Traum ein, den er in einer Nacht gehabt haben will. Eine Traumerscheinung habe ihm ein Sendschreiben vom personifizierten Sabbat überbracht, worin dieser sich über ihn beklagt, daß sein Jünger in sein Haus eine verdächtige Schrift gebracht hätten, worin auseinandergesetzt ist, daß der biblische Tag mit dem Morgen beginne, und daß folglich die Nacht von Freitag auf Sonnabend keine Weihe habe Die Erscheinung habe ihn darauf aufgefordert, den Sabbat, wie er allgemein gefeiert wird, zu verteidigen. Beim Erwachen in der Nacht habe er die ihm zugebrachten, verdächtigen Bibelkommentarien beim Mondschein gelesen und in der Tat gefunden, daß darin behauptet wurde, der Tag beginne nicht mit dem Abend, sondern mit dem Morgen. Diese ketzerische Lehre, die übrigens von keinem Geringeren als Raschis Enkel, Samuel Ben-Meïr (Raschbam), aufgestellt wurde, brachte Ibn-Esra in Harnisch; er fühlte sich gedrungen, sie mit allen Waffen zu bekämpfen, „damit Israel nicht in die Irre geführt werde." In frommer Entrüstung schreibt er „die Hand dessen, der so etwas niedergeschrieben, müsse verdorren und sein Auge verdunkeln." Es klingt drollig, wie der halbe Ketzer den frommen Talmudisten verdammte. Obwohl es Ibn-Esra in London an nichts fehlte, so verließ er es doch nach kurzem Aufenthalte und suchte wieder Südfrankreich auf. Bewunderungswürdig an ihm ist die Geistesfrische, die bis an sein Lebensende geblieben ist, seine letzten Erzeugnisse tragen denselben Stempel der Lebendigkeit, Sicherheit und jugendlicher Kraft wie die ersten.

Das jüdische Frankreich hatte damals eine reichbegabte Persönlichkeit, welche nicht nur die Hauptrichtung der französischen Schule in sich konzentrierte und dadurch für viele Jahrhunderte Gesetzgeber wurde, sondern auch von dem Geiste der jüdisch-spanischen Schule berührt war. Jakob Tam aus Ramerü (geb. um 1100, gest. 1171), welcher von den Kreuzfahrern dem Tode nahe gebracht worden

war, war die bedeutendste Erscheinung, welche aus Raschis Schule hervorgegangen ist. Der jüngste der drei gelehrten Enkel des großen Lehrers von Troyes, konnte Tam nichts von seinem Großvater lernen, den er nur mit Kindesaugen kannte. Er erlangte indes eine solche Tüchtigkeit in der Talmudkunde, daß er seine Zeitgenossen und selbst seine älteren Brüder Isaak und Samuel überstrahlte. Die weitläufigen Gänge und verschlungenen Wege des talmudischen Labyrinths lagen ihm offen, und er beherrschte das ganze Gebiet mit seltener Meisterschaft. Er verband Klarheit des Geistes mit Verstandesschärfe und war der Hauptbegründer der Toßafistenschule. Keiner seiner Vorgänger offenbarte eine solche Gründlichkeit und überraschend zergliedernden Scharfsinn in einem so hohen Grade auf dem Gebiete des Talmud. Obwohl Privatmann und ein Geschäft betreibend, galt er doch als der angesehendste Rabbiner seiner Zeit, dessen Ruf bis nach Spanien und Italien drang. Er war auch so sehr beschäftigt, daß er zuweilen der Last erlag. In der schrecklichen Zeit, als die Fanatiker des zweiten Kreuzzuges, ihm beinahe das Leben raubten, seine ganze Habe plünderten und ihm nichts weiter als das nackte Leben und seine Bibliothek ließen, verfaßte er seinen Kommentar zum Talmud. Er war ein fester, von Religiosität und Sittlichkeit durchdrungener Charakter, an dem nur ein Makel haftete, daß er Zinsen von Juden nahm, wie er denn überhaupt die strengen talmudischen Zinsgesetze teilweise beseitigte.

Die Fülle von gelehrten Rabbinen in Nordfrankreich und Deutschland und die von allen erkannte Autorität Tams brachte eine Erscheinung zutage, welche in der nachtalmudischen Geschichte zum ersten Male vorkam. Unter dem Vorsitze des Meisters von Ramerü versammelte sich die erste rabbinische Synode, um allgemeingültige, zeitgemäße Beschlüsse zu fassen. Wahrscheinlich dienten die Konzilien, welche die flüchtigen Päpste Paschal, Innocenz II., Calixtus und Alexander III. in Frankreich zusammenberiefen, den Rabbinen zur Anregung. Freilich waren die rabbinischen Synoden nicht mit jener Parade umgeben, welche sie zur Schaubühne machte, wo die Eitelkeit und der Ehrgeiz Nahrung fanden. An irgend einem bedeutenden Meßplatze, der von vielen Juden besucht zu werden pflegte, in Troyes, Rheims, kamen die Teilnehmer zusammen, ohne Prunk und ohne Zeremoniell, aber auch ohne Hintergedanken und politische Intrigen. Die rabbinischen Synodalbeschlüsse betrafen religiöse, sittliche und gemeindliche Punkte, streiften auch an das Zivilrechtliche, da die Juden damals noch eigene Gerichtsbarkeit hatten.

Höchstwahrscheinlich ist von einer solchen Rabbinersynode, im frischen Andenken an die Verfolgung des zweiten Kreuzzuges, ein Beschluß erlassen worden, daß kein Jude Kruzifixe, Kirchengeräte,

Meßgewänder, kirchliche Ornamente und Gebetbücher kaufen soll, weil es Gefahren für sämtliche Juden heraufbeschwören könnte. — Auf einer zahlreichen Synode, an welcher sich 150 Rabbinen von Troyes, Auxerre, Rheims, Paris, Sens, Drome, Lyon, Carpentras, von der Normandie, von Aquitanien, Anjou, Poitou und Lothringen, beteiligt haben, und an deren Spitze die Brüder Samuel und Tam standen, wurden Beschlüsse gefaßt, daß kein Jude seinen Glaubensgenossen vor das Landesgericht laden soll, es müßte denn sein, daß beide Parteien damit einverstanden seien, oder daß die schuldige Partei sich weigere, sich vor das jüdische Gericht zu stellen. Niemand soll sich von den weltlichen Behörden ein Vorsteher- oder Prevôtamt erwirken oder erschleichen, sondern die Vorsteherwahl für die religiösen und gemeindlichen Angelegenheiten soll frei durch die Majorität der Gemeindeglieder vorgenommen werden. Gegen die Übertreter dieser oder anderer Synodalbeschlüsse wurde ein schwerer Bann ausgesprochen, daß kein Jude mit ihnen verkehren und nicht einmal Almosen von ihm annehmen dürfe. Auch wurde auf dieser Synode der Bann gegen Angeber und Verräter erneuert. — Noch andere Beschlüsse wurden auf dem Wege von Synodalversammlungen eingeführt und erhielten für die französische und deutsche Judenheit Gesetzeskraft. So wurde unter anderem beschlossen, daß Gerschoms Verordnung zur Beschränkung der Vielweiberei nur von hundert Rabbinen aus drei verschiedenen Ländern, wie Francien, Normandie und Anjou, aus wichtigen Motiven aufgehoben werden könne. Die Rabbinen übten diese synodale Gewalt nicht wie die katholischen Kirchenfürsten gegen das Volk, sondern im Sinne des Volkes und zum Besten der Gemeinden. Daher brauchten ihre Beschlüsse nicht wie die der Konzilien öfters erneuert zu werden.

In hohem Alter erlebte Tam eine blutige Judenverfolgung in seiner Nähe, in Blois, die nicht bloß denkwürdig wegen der Grausamkeit ist, mit der die Märtyrer behandelt wurden, sondern auch wegen der damals zuerst auftauchenden, lügenhaften Behauptung, daß die Juden an Ostern Christenblut brauchten. Eine niedrige Intrige war es, die den Scheiterhaufen für Unschuldige entzündete.

In Blois, wo ungefähr vierzig Juden wohnten, ritt ein Jude in der Dunkelstunde zur Loire, um sein Pferd zu baden, und traf mit einem christlichen Reitersknecht zusammen, dessen Pferd sich bäumte und nicht zum Wasser gebracht werden konnte. Der Knecht, der den judenfeindlichen Charakter seines Herrn, des Stadthauptmannes, kannte, brachte diesem ein Märchen als Stoff zu einer Anklage zu. Er behauptete, gesehen zu haben, wie der jüdische Reiter einen gemordeten Christenknaben ins Wasser geworfen habe. Der Hauptmann, welcher eine bei seinem Herrn, dem Grafen Theobald von Chartres,

viel vermögende jüdische Frau Pulcelina haßte, nahm die Gelegenheit wahr, Rache an seiner Feindin zu nehmen. Er wiederholte vor diesem die Lüge von der Ermordung eines Christenknaben und die Anklage lautete, die Juden hätten ihn zur Passahfeier gekreuzigt und in die Loire geworfen. Der Graf Theobald ließ hierauf sämtliche Juden gefesselt in den Kerker werfen. Frei blieb nur Pulcelina, zu welcher Theobald eine besondere Neigung hatte. Im Vertrauen darauf hatte sie ihre leidenden Religionsgenossen beruhigt, daß sie den Grafen zu ihren Gunsten umstimmen und ihnen Hilfe bringen würde. Bald aber erfuhren die eingekerkerten Juden, daß auf menschliche Hilfe nicht zu bauen ist. Pulcelina hatte nämlich gerade wegen der Zuneigung des Grafen zu ihr eine erbitterte Feindin an dessen Frau, der Gräfin Isabeau. Diese arbeitete zum Verderben der Juden. Sie ließ Pulcelina überwachen, um ihren Zutritt zum Grafen zu verhindern. Noch einen Hoffnungsstrahl hatten die Juden in der Habsucht des Grafen. Er hatte sie nämlich fragen lassen, welche Summe sie ihm für die Entbindung von der Blutanklage bieten würden. Darauf berieten sie mit den ihnen befreundeten Christen, und diese meinten, daß 100 Pfund bar und 180 Pfund ausstehende Schulden, vielleicht der ganze Reichtum der kleinen Gemeinde, wohl genügen dürften. Da mischte sich ein Geistlicher in den Prozeß und redete dem Grafen ins Gewissen, die Sache nicht leicht zu nehmen, falls die Anklage gegen sie begründet erscheine. Aber wie sollte man hinter die Wahrheit kommen, da die ganze Anklage nur auf der Aussage des Reiterknechtes beruhte? Das Mittelalter wußte Auskunft für solche Zweifelfälle. Es wendete die Wasserprobe an. Der Knecht wurde in einem mit Wasser gefüllten Kahn in den Fluß gebracht, und da er nicht unterging, so war der Graf und die ganze christliche Bevölkerung fest überzeugt, daß dessen Aussage auf Wahrheit beruhe. Graf Theobald gab darauf den Befehl, sämtliche Juden der Gemeinde Blois mit dem Feuertode zu bestrafen. Als sie in einen Holzturm gebracht und ringsum Scheiterhaufen angezündet werden sollten, forderte der Geistliche sie auf, sich zum Christentume zu bekennen, dann würden sie am Leben bleiben. Da sie aber standhaft im Glauben blieben, wurden sie zuerst gemartert und dann zum Scheiterhaufen geschleppt. Vierunddreißig Männer und siebzehn Frauen starben im Feuer unter Absingen des Gebetes, welches das Bekenntnis des einzigen Gottes zum Inhalt hat (20. Sivan 1171). Auch Pulcelina erlitt den Tod bei dieser Gelegenheit. Nur wenige Juden gingen damals aus Todesfurcht zum Christentume über. Die Christen aber, auf die Wasserprobe bauend, waren fest überzeugt, die Juden hätten mit Recht den Feuertod verdient, und die Chronik berichtet in trockenem Stil, Theobald Graf von Chartres ließ mehrere Juden von Blois ver-

brennen, weil sie zu ihrer Passahfeier einen christlichen Knaben gekreuzigt und dann in einem Sack in die Loire geworfen. Tam erhob den Todestag der Märtyrer von Blois zu einem strengen Fast- und Trauertage. Dieser Fasttag zur Erinnerung an die Märtyrer von Blois verewigt zugleich den ersten Ausbruch des bodenlosen Lügenwahns von dem Blutgebrauch der Juden an ihrem Ostern, dem im Verlaufe eines halben Jahrtausend Hekatomben von Opfern erlegen sind. — Mit R. Tam schließt die Reihe der schöpferischen Pfleger der französischen Schule, wie mit Ibn-Esra die Ursprünglichkeit der spanischen Schule ab. Es trat eine Persönlichkeit auf, welche beide Richtungen in vollendetem Maße in sich versöhnte, Mose Maimuni, mit welchem sich ein einschneidender Wendepunkt in der jüdischen Geschichte anbahnte.

Fünftes Kapitel.
Rückblick im Maimunischen Zeitalter.
(1171 bis 1205.)

Ehe die finstern Wolken sich von allen Seiten über dem Hause Jakob zusammenziehen, seinen Horizont verdüstern, um ihm auch nicht eine Spanne blauen Himmels zu lassen; ehe sich die verderbenschwangeren Elemente auf das Haupt der Gemeinde Israel niederschmetternd entladen; ehe das böse Prinzip im Namen der Gottheit Fürsten und Völker, Freie und Knechte, Groß und Klein gegen die schwachen Söhne Judas hetzt und allen die Waffen des Mordes und die Stacheln des Hohnes gegen sie in die Hand drückt, um das kleine Häuflein zu vertilgen und im Kot zu schleifen; ehe das hochmütige Papsttum auf dem Throne Gottes als Richter über die Lebendigen und die Toten das Zeichen der Brandmarkung an die Kleider jüdischer Männer und jüdischer Frauen heftet, um sie dem Fußtritte und dem Gespötte preiszugeben; ehe der Wahn Folterwerkzeuge für die Unschuldigsten der Menschen bereitet, um ihnen Verbrechen anzudichten, über welche die Angeklagten mehr schauderten als die Ankläger, um ihre Glieder zu verrenken und ihre Leiber zu verstümmeln; ehe die Lügen von Kindermord durch Juden, von Brunnenvergiftung durch Juden, von Verzauberung durch Juden allüberall überhandnehmen, um den Harmlosesten mit Abscheu gegen sie zu erfüllen; ehe die tausendfachen Qualen das Blut aus ihrem Herzen, das Mark aus ihren Gebeinen, den Geist aus ihrem Gehirn heraustreiben, sie zu Schwächlingen machen und ihren Himmelsflug zu einem niederen Kriechen herabbringen; kurz ehe das gesteigerte Höllenleben für die Juden eintritt, welches mit dem Papste Innocenz III. beginnt und mit Ferdinand dem Katholischen von Spanien seinen Höhepunkt erreicht, ist es belehrend, einen Blick auf

die über den damals bekannten Erdkreis zerstreuten jüdischen Gemeinden zu werfen, auf ihre Lage in den verschiedenen Ländern zu achten, um zu sehen, was sie damals noch besessen haben, und was ihnen der religiöse Wahn später geraubt hat. Die im Namen von zwei Religionen gegen sie gepredigte Lieblosigkeit hatte bis dahin noch nicht vermocht, sie überall zu Auswürflingen zu stempeln. Hier waren sie allerdings schon als eine fluchwürdige Nation gehaßt, aber dort galten sie noch als geachtete Bürger und Menschen. In dem einen Lande waren sie bereits Kammerknechte, aber in einem anderen vertrauten ihnen noch Fürsten und Städte wichtige Ämter an; an einem Orte waren sie zu Leibeigenen erniedrigt, an anderen führten sie noch immer das Schwert und kämpften für ihre Unabhängigkeit.

Der Kopfzahl nach waren die Juden Asiens bedeutender als die europäischen; der Gehalt der Köpfe machte aber die letzteren überlegener, so daß Europa als Hauptsitz des Judentums angesehen werden muß. Hier war das Selbstbewußtsein geweckt, hier suchten die jüdischen Denker die Lösung des Rätsels, was das Judentum innerhalb der übrigen Religionen und Völker bedeute, und welche Aufgabe dem einzelnen in der Gesamtheit zufalle. Das jüdische Spanien genoß noch immer den Vorrang, weil hier das Bewußtsein am meisten gekräftigt war. Juden wohnten in sämtlichen fünf christlichen Königreichen, die sich auf dieser gesegneten aber politisch zersplitterten Halbinsel ausgebildet hatten, in Kastilien, Leon, Aragonien, Portugal und Navarra. Nur das südliche Spanien, das mohammedanische Andalusien, sah seit der Eroberung durch die unduldsamen Almohaden keine Juden, wenigstens keine offen auftretenden. Die ehemaligen Sitze der jüdischen Gelehrsamkeit, Cordova, Sevilla, Granada, Lucena waren verödet; an deren Stelle war Toledo, Hauptstadt Kastiliens und des ganzen Landes, getreten. Die Toledaner Gemeinde wurde seit dieser Zeit tonangebend; sie zählte mehr als 12 000 Gemeindemitglieder. Wie die Stadt überhaupt an Prachtgebäuden prangte, so besaß sie auch mehrere großartig angelegte Synagogen, „mit deren Schönheit sich keine andere vergleichen ließ“. Es gab unter den toledanischen Juden nicht bloß viele wohlhabende und gebildete, sondern auch tapfere Männer, die mit den Waffen umzugehen wußten. Jüdische Jünglinge verlegten sich auf die Fechtkunst, um als Ritter aufzutreten. Unter Alfonso VIII., genannt der Edle (1166—1214), wurden begabte Juden zum Staatsdienste verwendet und trugen ihrerseits zur Größe des liebgewordenen Vaterlandes bei. Angesehen war Joseph Ben-Salomo Ibn-Schoschan, „der Fürst“ genannt. Gelehrt, fromm, reich und wohltätig, genoß Ibn-Schoschan die Huld des Königs und war wahrscheinlich in Staatsgeschäften tätig. „Die Gunst war ihm zugewendet, das

Wohlwollen ihm zugekehrt von seiten des Königs und der Großen."

Hochgeehrt am Hofe Alfonsos war auch Abraham Ibn-Alfachar, „gekrönt mit edlen Eigenschaften und hochherzigen Taten. Er war hehr an Wort und Tat, eine Zierde des Königs, ein Ruhm der Fürsten." Meister in der arabischen Sprache, schrieb Ibn-Alfachar gewählte Prosa und dichtete wohlklingende Verse, deren hoher Wert einen arabischen Schriftsteller bewog, sie zu sammeln; darunter auch ein Lobgedicht auf König Alfonso.

Noch lebte damals der alte Geschichtsschreiber und Religionsphilosoph Abraham Ibn-Daud und war eine Zierde der Gemeinde Toledo. Erst im Jahre 1180 fiel er als Märtyrer in einem Volksauflaufe gegen die Juden, dessen Ursprung und Tragweite nicht recht bekannt sind. Möglich, daß gerade die allzugroße Judenfreundlichkeit des Königs Alfonso einen Krawall gegen dieselben hervorgerufen hat. Dieser Fürst, welcher mit einer englischen Prinzessin verheiratet war, hatte nämlich ein offenes Liebesverhältnis mit einem schönen jüdischen Mädchen Rahel, das von ihrer Schönheit den Namen Formosa führte. Das Verhältnis dauerte sieben Jahre. Plötzlich überfielen Verschworene einst die schöne Jüdin auf ihrer reichgeschmückten Estrade, töteten sie im Beisein des Königs und mit ihr ihre Freunde. Bei dieser Gelegenheit mag auch ein Auflauf gegen die Juden stattgefunden haben, in welchem Abraham Ibn-Daud umkam.

Die Juden Toledos standen Alfonso in seinem Kriege gegen die Mauren kräftig bei. Als er sein zahlreiches Heer sammelte, um die Übermacht der Almohaden, welche unter Jakob Almanßur von neuem in das Herz des christlichen Spaniens vordringen wollten, zu brechen, schossen die Juden dem verarmten Könige ihre Reichtümer für die Kosten der Ausrüstung vor. Und als die Schlacht bei Alarcos (19. Juli 1195) unglücklich für ihn ausfiel, die Blüte der christlichen Ritterschaft auf dem Wahlplatze blieb, die Almohaden das schöne Kastilien weit und breit verheerten, und Alfonso genötigt war, sich in seine Hauptstadt einzuschließen, kämpften die Juden in Wetteifer mit den übrigen Einwohnern, um das Anstürmen des Feindes zurückzuschlagen; sie trugen dazu bei, daß sich der Feind zurückziehen mußte.

In Aragonien, zu welchem seit Ramon Berenguer IV. auch Katalonien gehörte, lebten die Juden ebenfalls in glücklichen Verhältnissen und durften die Schwingen des Geistes entfalten. Alfonso II. (1162—1196), ein Beförderer und Pfleger der provenzalischen Poesie, war den Männern des Wortes und Gedankens hold, und als solche galten in dieser Zeit meistens die Juden. Die Stadt Barcelona galt als Mittelort des nördlichen Spanien wegen ihrer günstigen Lage am Meere und ihrer Verkehrsblüte. Sie ward vom Dichter Charisi als „die Gemeinde der Fürsten und Hochgestellten"

pomphaft gerühmt. An ihrer Spitze stand Scheschet Benveniste, ein philosophisch gebildeter Arzt, ein talmudkundiger Dichter. Gewandt in der arabischen Sprache wurde er von dem Könige von Aragonien zu diplomatischen Geschäften verwendet, erlangte Ehren und Reichtümer und verdankte diese günstige Stellung wie Samuel Ibn-Nagrela zuerst seiner Feder. Gleich diesem jüdischen Fürsten unterstützte Scheschet Benveniste die Männer der Wissenschaft und der Talmudgelehrsamkeit. Die Dichter priesen seine edle Gesinnung und seine Freigebigkeit über die Maßen. — Ihm zunächst an Ansehen stand in Barcelona Samuel Ibn-Chasdaï Halevi (blühte 1165 bis 1216), „die Quelle der Weisheit und das Meer der Gedanken," wie ihn der Dichter Charisi übertreibend schildert. Er hatte fünf gelehrte Söhne, unter denen Abraham Ibn-Chasdaï, der als Dichter eines moralischen Romans „der Prinz und der Derwisch" und als Übersetzer philosophischer Schriften in der Literaturgeschichte einen Namen hat.

Die Gemeinde Tudelas, einer kleinen Stadt am Ebro, welche der Zankapfel zwischen den Königen von Aragonien und Navarra war, hatte sich ihre Gleichberechtigung mit den Christen und Mohammedanern des Ortes zweimal durch mutiges Auftreten ertrotzt, und sie besaß zu ihrer Sicherheit ein eigenes Kastell. Sie erzeugte einen gelehrten Reisenden, Benjamin Ben-Jona von Tudela, dem die jüdische Geschichte und auch die allgemeine Völkergeschichte interessante und wahrheitsgetreue Nachrichten verdankt. Er durchwanderte (1165—1173) einen großen Teil von Südeuropa und einen Teil von Asien und Afrika als Kaufmann oder als neugieriger Frommer, um die Spuren der messianischen Erlösung aufzusuchen, beobachtete in jedem Lande und in jeder Stadt die Eigentümlichkeiten, interessierte sich für alles und schrieb seine Beobachtungen in einer Reisebeschreibung nieder, die in fast alle modernen Sprachen übersetzt wurde. — Die kleine Gemeinde Gerona am Terflusse in Katalonien war der Geburtsort mehrerer geistvoller Männer mit dem Beinamen Gerundi, welche ihre Stadt berühmt gemacht haben. Es war eine streng religiöse Gemeinde, die sich von philosophischem Einflusse fern hielt und den Talmud über alles schätzte. Hier wurde Serachja Halevi Gerundi geboren, der, ein scharfer kritischer Kopf, auch an den ersten talmudischen Größen Flecken fand und sie aufdeckte. R. Serachja war seiner Zeit in der Auffassung des Talmuds um vieles voraus; daher wurden seine Leistungen von den zeitgenössischen Fachmännern angefochten, welche sich an Autoritäten anzulehnen pflegten.

In dem Landstrich jenseits der Pyrenäen, in Languedoc und in der Provence, hatten die Juden gerade gegen Ende des zwölften Jahrhunderts glückliche Tage. Das südliche Frankreich hatte einen

nordspanischen Charakter an Sinn und Sitten, und seine Geteiltheit unter verschiedenen Herren verlieh ihm eine Mannigfaltigkeit, welche der Kulturblüte günstig war. Es gehörte zum Teil der französischen Krone und zum Teil dem deutschen Reiche als Lehnsland an, dann dem König von Aragonien, als Grafen der Provence, ferner dem Grafen von Toulouse und St. Gilles und endlich verschiedenen Vasallherren, Grafen, Vizegrafen und Freiherren, welche letztere fast sämtlich einer freieren Lebensrichtung huldigten, die damals blühende, provenzalische Poesie liebten und keine überfrommen Diener der Kirche waren. Neben dem Adel hatte sich ein freier, wohlhabender Bürgerstand herausgearbeitet, welcher seine Unabhängigkeit wie seinen Augapfel bewahrte. Die innere Beziehung der Bewohner zu den Moslemin und den Juden hatte die abendländischen Vorurteile gegen die Orientalen vielfach abgeschwächt. Dieselbe Geistesfreiheit der Provenzalen, welche die Geistlichkeit verspottete, die Laster des römischen Hofes geißelte und die Sekte der Albigenser erzeugte, öffnete auch ihr Herz für das Judentum und dessen Träger. Unter den provenzalischen Freidenkern, welche die starre, katholische Kirche allerdings als Ketzer brandmarkte, gab es so manche, die es heimlich und offen bekannten, „das Gesetz der Juden ist besser als das der Christen." Große und kleine Herren Südfrankreichs stellten ohne Vorurteile jüdische Beamte an und vertrauten ihnen das höchste Amt der Landvogtei an, mit welchem die polizeiliche und richterliche Gewalt in Abwesenheit des Landesherrn verbunden war. Die Juden dieses von der Natur gesegneten Landstriches fühlten sich daher auch gehoben, trugen ihren Kopf hoch, nahmen an den Interessen des Landes lebendigen Anteil und huldigten Geistesbestrebungen mit unermüdlichem Eifer. Wie unter den Christen dieser Gegend Neuerungen Eingang fanden, so ruhten die südfranzösischen Juden nicht auf dem Gegebenen aus, sondern suchten es mit den Gedanken zu erfassen und vor dem Richterstuhle der Vernunft zu prüfen. Die jüdischen Provenzalen waren aber nur treue Jünger fremder Meister; sie eigneten sich deren Leistungen an, behaupteten sie standhaft, aber keiner unter ihnen war Pfadfinder. Sie waren daher öfter nur die Handlanger der Wissenschaft, Übersetzer und Vertreiber fremder Geisteserzeugnisse. Die jüdischen Tugenden waren unter ihnen in hohem Grade heimisch, ihre Häuser waren gastfrei jedem Fremden geöffnet. Die Reichen ließen Kindern armer Eltern höheren Unterricht erteilen und verabreichten ihnen Bücher, welche damals hohe Preise kosteten. Die Gemeinden hielten untereinander fest zusammen. Drohte irgend einer Gemeinde Gefahr, so waren die andern gleich bereit, ihr beizustehen und sie von ihr abzuwenden. Ihre durchgängige Wohlhabenheit beruhte auf Ackerbau und dem Welthandel, welcher damals von den Hafenstädten

aus mit Spanien, Italien, England, Ägypten und dem Orient betrieben wurde und in höchster Blüte stand.

Die Hauptgemeinde des südlichen Frankreichs war Narbonne; sie zählte damals dreihundert Mitglieder. An ihrer Spitze stand unter der Regierung der klugen und männlichen Fürstin Ermengarde Kalonymos b. Todros aus einer alten Familie, deren Urahn, R. Machir, unter Karl dem Großen eingewandert sein soll und obere hoheitliche Würde über die Gemeindeglieder bekleidete. Kalonymos besaß viele Ländereien, die ihm so sicher verbrieft waren, daß sie ihm niemand streitig machen durfte. An der Spitze des alten Lehrhauses stand der als Autorität anerkannte Abraham b. Isaak, mit dem Titel Oberrichter (gest. Herbst 1178). Er war ein Mann von streng-talmudischer Richtung, den die Bildung kaum angehaucht hatte. Aber auch seine talmudische Gelehrsamkeit war mehr umfangreich als tief; seine Jünger R. Serachja Gerundi und Abraham Ben-David aus Posquières überflügelten ihn noch bei seinem Leben.

In Narbonne lebten um diese Zeit die Kimchiden, deren Leistungen zwar nicht ihrem Ruhme entsprechen, die indes unmittelbar für die Provence und mittelbar für die Nachwelt mehr gewirkt haben, als große Meister. Der Stammvater Joseph Ben-Isaak Kimchi (blühte 1150—70) war vermutlich wegen der Religionsverfolgung der Almohaden aus Südspanien nach Narbonne eingewandert. Er verstand das Arabische und übersetzte Bachjas moralphilosophisches Werk ins Hebräische, schrieb eine Erklärung zur heiligen Schrift und dichtete viele Liturgien. Er hat die jüdische Kultur Spaniens in Südfrankreich heimisch gemacht und Ibn-Esras flüchtige Tätigkeit hier dauernd ergänzt. Man schreibt ihm auch ein polemisches Werk gegen das Christentum zu, das einen Dialog zwischen einem „Gläubigen" und einem christlichen Gegner darstellt. Mag dieses Werk nun echt oder unecht sein, so gehört es jedenfalls dieser Zeit und diesem Lande an und wirft ein günstiges Licht auf den Stand der Sittlichkeit unter den Juden im Gegensatze zu dem der christlichen Bevölkerung. Der Gläubige behauptet, die wahre Religion bewahrheite sich an dem sittlichen Verhalten ihrer Bekenner. Nun fänden sich unter den Juden keine Mörder, keine Ehebrecher, keine Räuber, während christliche Wegelagerer nicht selten die Schwachen berauben, hängen und blenden. Die jüdischen Kinder werden in Zucht und Gottesfurcht erzogen, es darf ihnen kein gemeines Wort entfahren. Die jüdischen Mädchen sitzen züchtig in ihrem Heim, während die christlichen sich über die Züchtigkeit hinwegsetzen. Ein Jude beobachtet gegen den andern brüderlich Gastfreundschaft, löst die Gefangenen aus, kleidet die Nackten und speist die Hungrigen. Alle diese Tugenden der Juden gibt der christliche Gegner als allgemein bekannt zu und

tadelt nur an den Juden, daß sie von den Christen hohe Zinsen nehmen. Diesen Vorwurf mildert der jüdische Sprecher damit, daß auch Christen Wucher treiben und selbst mit Glaubensgenossen, während die jüdischen Reichen ihren Stammgenossen ohne Zinsen leihen.

In die Fußstapfen ihres Vaters traten seine zwei Söhne, Mose und David Kimchi. Der erste (blühte 1170—96) war noch mittelmäßiger als sein Vater, und diesen Charakter der Unbedeutendheit tragen seine Arbeiten. Der jüngere Bruder, David Kimchi (geb. 1160, starb um 1235), wurde zwar der Lehrer der hebräischen Sprache für die Juden und Christen Europas, aber wenn man seinen Arbeiten irgend einen Wert beilegen will, so muß man vergessen, daß vor ihm die großen Meister, Ibn-G'anach und Ebn-Esra, gelebt haben; mit diesen hält er keinen Vergleich aus. David Kimchi hat überhaupt keinen neuen Gesichtspunkt aufgestellt. Es kann ihm höchstens zu einigem Verdienste angerechnet werden, daß er das Verständnis der hebräischen Sprache erleichtert und daß er eine schwache Erinnerung an eine einfache, nüchterne, sinngemäße Schriftauslegung gegenüber der ausschweifenden und afterphilosophischen Auslegungsweise im jüdischen Kreise erhalten hat.

Die alte Gemeinde in Beziers, welche Ibn-Esra so ehrenvoll aufgenommen, hatte in dieser Zeit noch mehr als Narbonne eine glückliche Lage unter ihrem Beherrscher, dem Vizegrafen Raymond Trencavel und seinem Sohne Roger. Juden und Christen dieser Stadt huldigten einem freisinnigen Geiste. Viele Bürger waren Albigenser und kündigten dem Papste und der katholischen Kirche den Gehorsam auf. Dennoch bestand der alte Brauch fort, daß der Bischof am Palmsonntag die Pfarrkinder gegen die Juden als Gottesmörder hetzte, und daß diese, mit Steinen bewaffnet, die jüdischen Häuser überfielen. Da nun aber die Juden, welche in einem eignen, von Mauern umgebenen Quartier wohnten, jedesmal vorbereitet waren und sich zur Wehr setzten, so gab es jedes Jahr blutige Köpfe. Die Gemeindevorsteher arbeiteten nun daran, diesen die christliche Religion mehr als das Judentum schändenden Brauch aufzuheben, und gewannen den Vizegrafen dafür. Es wurde ein Vertrag abgeschlossen, daß der Geistliche, der das Volk gegen die Juden aufhetzen würde, mit dem Bann belegt sein sollte. Die Juden verpflichteten sich dafür, jedes Jahr am Palmsonntag vier Pfund Silber zu leisten. Der Vizegraf Roger, der die Albigenser begünstigte, hatte auch jüdische Landvögte Moses de Cavarite und Nathan. Durch Begünstigung der Ketzer und Juden lud er aber den Zorn der Geistlichkeit und des Papstes auf sich und hatte dadurch ein tragisches Ende.

Eine bedeutende provenzalische Gemeinde war in der blühenden Handelsstadt Montpellier, welche die Hauptstadt des südlichen

Frankreich war; sie zählte sehr reiche Gemeindeglieder, deren Wohltätigkeit sehr gerühmt wurde. Gleich der von Beziers hatten sie Vorliebe für die Wissenschaft, welche die dort bestehende medizinische Akademie und die darin herrschende Lehrfreiheit wohl gefördert hat. Die Herren dieser Stadt waren aber keineswegs so judenfreundlich, wie die von Beziers.

Die jetzt winzige Stadt Lünel, unweit Montpellier, war damals unter den Herrn de Gaucelin eine bedeutende Stadt, und die jüdische Gemeinde von etwa dreihundert Mitgliedern galt neben Narbonne als Vorort für die jüdische Provence. Ihr talmudisches Lehrhaus, das mit dem in Narbonne wetteiferte, sah zahlreiche Jünger aus der Fremde, welche, wenn sie bedürftig waren, von der Gemeinde mit allem versorgt wurden. An der Spitze der Gemeinde stand ein Mann, der von den Zeitgenossen außerordentlich gepriesen wurde. Meschullam b. Jakob (gest. 1170), talmudisch gelehrt und reich, galt er als die letzte Instanz in allen Fragen der Wissenschaft und des Rechtes. Sein Lob zu erwerben, war ein Stachel für die Schriftsteller. „Seine Seele hing an der Lehre seines Gottes, die Weisheit war sein Erbe. Er erleuchtete unser Dunkel und zeigte uns den rechten Weg," so und noch schwärmerischer schildert ihn ein unabhängiger Zeitgenosse. Meschullam regte gelehrte Männer verschiedener Fächer an, dieses und jenes zu bearbeiten, namentlich arabische Werke jüdischer Verfasser ins Hebräische zu übertragen. Er hatte fünf gelehrte Söhne, welche im Kleinen die zwei Richtungen bezeichneten, die in der nächsten Zeit miteinander in harten Kampf geraten sollten. Der eine derselben, Ahron (blühte 1170—1210), gleich den übrigen talmudisch geschult, hatte eine besondere Vorliebe für die denkmäßige Auffassung des Judentums, andere zwei dagegen, Jakob und Ascher, huldigten jener Lehre, welche das Licht der Vernunft scheut. Jakob führte ein büßermäßiges Leben, trank keinen Wein und erhielt davon den Namen „Nasiräer". Eine fast noch strengere Lebensweise führte der andere.

Im ganzen war indessen die wissenschaftliche Richtung in der Gemeinde Lünel vorherrschend. Sie war von zwei Männern vertreten, welche einen guten Klang in der jüdischen Literaturgeschichte haben, von dem Stammvater der Tibboniden Jehuda und von Jonathan aus Lünel. Der letztere (Ben-David Kohen) war eine bedeutende talmudische Autorität. Er liebte nichtsdestoweniger die Wissenschaft und war einer der ersten, der dafür in die Schranken trat, ihr im Judentum das Bürgerrecht zu behaupten. — Jehuda Ben-Saul Ibn-Tibbon (geb. um 1120, gest. um 1190) stammte aus Granada und war wegen der Judenverfolgung der Almohaden nach Südfrankreich ausgewandert. In Lünel betrieb

er die Arzneikunde und war ein so beliebter Heilkünstler, daß er von Fürsten, Rittern und Bischöfen gesucht und übers Meer geholt wurde. Das Arabische verstand er gründlich, und die hebräische Sprache pflegte er mit Schwärmerei. Die Gelehrsamkeit hatte ihn aber zum Pedanten erzogen, er maß jeden Schritt ab und überlegte tiefsinnig, ob er ihn setzen oder unterlassen sollte. Er gab sehr viel auf eine zierliche Schrift und auf dergleichen Äußerlichkeiten mehr. Juda Ibn-Tibbon war daher zum Übersetzer wie geschaffen. Auf Anregung des Meschullam von Lünel, mit dem er in freundschaftlicher Beziehung stand, und anderer Freunde übersetzte er nacheinander aus dem Arabischen ins Hebräische Bachjas „Herzenspflichten", Ibn-G'ebirols Sittenlehre und Perlenschnüre, Jehuda Halevis religionsphilosophisches Werk Kozari, Ibn-G'anachs bedeutendes grammatisches und lexikalisches Werk und endlich Saadias Religionsphilosophie. Seine Übersetzungen zeigen aber seinen ganzen pedantischen Charakter; sie sind wortgetreu, aber schwerfällig, sie binden sich sklavisch an das arabische Original und tun der hebräischen Sprache Gewalt an.

Sein Sohn Samuel, (geb. um 1160, gest. um 1230), war dem Charakter nach das Gegenstück seines Vaters, begabter als dieser, aber leichtsinnig, verschwenderisch und von träger Lässigkeit. Sein Vater hatte die peinlichste Sorgfalt auf seine Erziehung verwendet. So erlernte Samuel Ibn-Tibbon die Arzneikunde, die arabische Sprache, den Talmud und die übrigen dazu gehörigen Wissensfächer. Weil ihn sein Vater aber immer bevormunden und ihm seine pedantische Natur aufzwingen wollte, schlug der Sohn die Ermahnungen und Belehrungen desselben in den Wind, machte waghalsige Geschäfte, statt der Heilkunde zu obliegen, und verlor sein Geld. Während der Vater ihn aber halb und halb für einen verlorenen Sohn hielt, bildete sich dieser im Stillen aus und übertraf ihn in der Übersetzungskunst und im Verständnisse philosophischer Materien. Er übertrug auch philosophische Werke arabischer Autoren.

Unweit Lünel in Posquières bestand damals eine kleine Gemeinde von nur vierzig Mitgliedern. In ihr wurde einer der bedeutendsten Talmudkenner geboren, Abraham Ben-David (geb. um 1125, gest. 1198). Unter großen Lehrern gebildet und sehr reich, unterhielt er ein eigenes Lehrhaus, das viele Jünger aus der Nähe und Ferne anzog. Er sorgte für die Ausbildung seiner Jünger im Talmud und für ihre leiblichen Bedürfnisse. Von den Wissenschaften hatte er keine Ahnung und ebensowenig von einer höheren Auffassung des Judentums; er rühmte sich noch seiner Unwissenheit in solchen Dingen und war glücklich, in den Räumen des Talmuds heimisch zu sein. Wie sein Mitschüler Serachja Gerundi besaß er kritischen Scharfsinn, wendete ihn zur Bekämpfung anderer Meister im Talmud an,

ging aber über die Grenze gelehrter Streitigkeiten hinaus und gebraucht wider seine Gegner unhöfliche, verletzende Ausdrücke. Abraham Ben-David legte — vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen — das erste Keimkorn zu einer neuen Mystik, welche Verirrungen und Unheil angerichtet hat.

Bourg de St. Gilles, die zweite Hauptstadt des Herzogs Raymond V. von Toulouse, hatte eine Gemeinde von hundert Mitgliedern. Diese, sowie die anderen Gemeinden des Grafen Raymond, den die Troubadours den guten Herzog nannten, lebten in glücklichen Verhältnissen unter diesem aufgeklärten Fürsten. Fast noch mehr als sein Vater begünstigte Raymond VI. von Toulouse die Juden und beförderte sie zu Ämtern (1195—1222). Dafür und für andere Verbrechen ähnlicher Art wurde er vom Papste Innocenz III. und der Geistlichkeit bis aufs Blut verfolgt und mußte zuletzt feierlich schwören, die jüdischen Beamten abzusetzen und überhaupt die Juden nicht zu begünstigen.

Für die Juden Nordfrankreichs, die teils unter dem Könige, teils unter mehr oder weniger abhängigen Baronen standen, bildete der Beginn der letzten zwei Jahrzehnte des zwölften Jahrhunderts die Grenzscheide zwischen Glück und Unglück. Solange der judenfreundliche König Ludwig VII. lebte, behielten sie ihre günstige Lage und durften nicht von den böswilligen Geistlichen angefochten werden. Selbst den Beschluß des lateranischen Konzils, daß die Juden kein christliches Gesinde und keine christlichen Ammen halten dürfen, wollte Ludwig nicht ausführen. Auf Antrag der Juden ließ er den Papst befragen, ob von diesem Beschlusse nicht abgesehen werden dürfe, und ob den Juden nicht zu gestatten sei, neue Synagogen zu bauen. Er machte trotz der päpstlichen Entscheidung so wenig Ernst mit diesem kanonischen Gesetze, daß noch sein Sohn Philipp August, dem er kränklichkeitshalber die Krone übertrug (1179), sich nicht daran binden mochte. Und als der Erzbischof von Sens auf die Ausführung drang und noch andere übergreifende Bestimmungen der Kirche dem Königtum gegenüber geltend machen wollte, schickte ihn der junge König in die Verbannung. Nach und nach gewannen aber nicht andere Einflüsse, aber andere Rücksichten die Oberhand auf das nicht sehr edle Gemüt des fünfundzwanzigjährigen Philipp August und er änderte seinen Sinn gegen die Juden.

Obwohl Landesherr von ganz Frankreich und auch Lehnsherr des mächtigen Königs von England, war der damalige König von Frankreich arm an eigenen Ländereien. Der kleine Landstrich Francien (Isle de France) mit einigen Enklaven hier und dort war sein einziges Erbe. Philipp Augusts Bestrebung war daher darauf gerichtet, die Armut der französischen Krone mit Ländereien zu bereichern und die

Scheinlehnsherrschaft über die Barone in eine wirkliche Macht zu verwandeln.

Dazu brauchte er vor allem Geld und Truppen. Die Reichtümer der französischen Juden schienen ihm eine ergiebige Quelle dafür zu sein, und er sann auf Mittel, sie ihnen zu nehmen. Lange zu sinnen brauchte er eigentlich nicht, er brauchte nur den Vorurteilen gegen sie sein Ohr zu leihen, um das Recht zu haben, sie auszuplündern und zu bedrücken. Obwohl die Juden Frankreichs nicht einzig und allein Zinsgeschäfte machten, und obwohl nur wenige in der Lage waren, dergleichen Geschäfte zu treiben, so machte sie Philipp August doch sämtlich für die Bereicherung dieser wenigen und die Verarmung leichtsinniger Schuldenmacher verantwortlich. Und obwohl er selbst nicht recht an den Lügenwahn glaubte, daß die Juden zu ihrer Osterzeit Christenkinder schlachteten, so tat er doch, als wenn sie eingefleischte Mörder wären, um einen schicklichen Vorwand zu Erpressungen und Räubereien zu haben. Noch ehe der alte König, sein Vater, die Augen schloß, ließ Philipp August sämtliche Juden seines Gebietes am Sabbat, während sie in den Synagogen dem Gottesdienste oblagen, ohne irgend eine bestimmte Anklage, ergreifen und in den Kerker werfen (19. Januar 1180). Er hatte von vornherein darauf gerechnet, daß die Juden viel, viel Lösegeld für ihre Befreiung bieten würden. Nachdem sie fünfzehnhundert Mark Silbers zusammengebracht hatten, wurden sie wieder auf freien Fuß gesetzt. Diese Erpressung war indes nur ein Vorspiel. Ehe das Jahr 1180 abgelaufen war, erklärte er die Schuldforderungen der Juden an Christen für null und nichtig, ließ sich aber von den christlichen Schuldnern den fünften Teil der Schulden für den Fiskus zahlen. Ein Einsiedler von Vincennes ermutigte ihn dazu, daß es ein gottgefälliges Werk sei, die Juden ihrer Reichtümer zu berauben. Philipp August begnügte sich noch immer nicht damit, daß er die reichen Juden zu Bettlern gemacht hatte, sondern erließ kurz darauf ein Edikt, daß sämtliche Juden seines Gebietes zwischen April und dem Johannistage (1181) dasselbe zu verlassen haben. Es war ihnen nur gestattet, ihre beweglichen Güter zu veräußern; dagegen sollten ihre Äcker, Weinberge, Scheuern, Weinpressen dem Könige verfallen, was eine schöne Einnahme abgegeben haben muß. Die verlassenen Synagogen wurden in Kirchen umgewandelt.

Wie unwahr es ist, daß die Juden in Frankreich wegen ihres Wuchers, ihrer Kinderschlächterei und anderer Verbrechen bei der Bevölkerung verhaßt waren, beweist nichts bündiger, als der Umstand, daß Grafen, Barone und Bischöfe sich veranlaßt fühlten, den Sinn des Königs zu ändern und das Edikt zur Vertreibung der Juden aufheben zu lassen. Aber vergebens. So blieb denn den Juden von Paris und der Umgegend, die seit vielen Jahrhunderten dort ihre

Heimat hatten, nichts anderes übrig, als zum Wanderstabe zu greifen. Den Zumutungen, sich taufen zu lassen und dafür ihre Güter und ihre Heimat zu behalten, setzten sie ihr Einheitsbekenntnis entgegen. Nur wenige gingen zum Christentum über.

Glücklicherweise für die Juden war, wie schon angegeben, das eigentliche Gebiet des Königs nicht sehr groß, und die Vasallen waren noch unabhängig genug, sich nicht den Befehl zur Ausweisung der jüdischen Bekenner aus ihrem Gebiet aufzwingen zu lassen. So durften diese nicht nur in dem größten Teile Frankreichs wohnen bleiben, sondern auch die unter Philipp August Ausgewiesenen sich unter ihnen niederlassen. Das talmudische Lehrhaus von Paris ging ein, aber die in der Champagne blieben bestehen, in welchen die Toßafistenschule fortblühen konnte.

Einige Jahre später machte Philipp August Märtyrer. Wegen eines geringen Vorfalls wurden den Juden der Gemeinde Bray die Wahl zwischen Tod und Taufe gestellt. Sie waren aber nicht einen Augenblick zweifelhaft, was sie vorziehen sollte. Die Mitglieder ermutigten einander, lieber durch die Bruderhand als durch Henkershand zu sterben. Nahe an Hundert ließ Philipp August lebendig verbrennen und verschonte nur die Kinder unter dreizehn Jahren. Wenige Tage später reiste der König mit blutbefleckten Händen als ein Geweihter zum Kreuzzuge nach Syrien. Der sogenannte heilige Krieg hat ihn wenig gebessert.

Alle Bemühungen, dem wahrhaften Helden Saladin Jerusalem mit dem dazu gehörigen Gebiete zu entreißen, waren bisher erfolglos geblieben. Richard Löwenherz selbst war bei aller Ritterlichkeit genötigt, einen für die Christen schimpflichen Frieden einzugehen, und erlangte nur die Begünstigung, daß christliche Pilger allenfalls die Grabeskirche in Jerusalem besuchen dürften. So mußte von neuem ein Kreuzzug gepredigt werden, den wiederum die Juden zunächst schmerzlich empfanden. Der Papst Innocenz III., der rücksichtsloseste aller Kirchenfürsten, nahm die Sache mit Feuereifer in die Hand. Er beauftragte einen Prediger, Fulko von Neuilly, welcher bis dahin ein leichtsinniger Vogel und ein arger Sünder gewesen war, in Städten und Dörfern den Kreuzzug zu predigen, und dieser, ein zweiter Rudolph, gebrauchte Judenplünderung als bequemes Mittel, Scharen für die Kreuzesfahnen zu werben. Er predigte, daß die christlichen Schuldner ihrer Verpflichtungen gegen ihre jüdischen Gläubiger ledig sein sollten, wenn sie das Kreuz nähmen. Viele Barone des nördlichen Frankreichs wurden begeistert für den neuen Kreuzzug oder stellten sich begeistert, und da einmal ihr Judenhaß entflammt war, vertrieben sie die Juden, welche durch den Verlust ihrer Schuldforderungen verarmt waren, von denen also nichts mehr zu ziehen war,

aus ihrem Gebiete. Wider alles Erwarten nahm Philipp August, die ausgewiesenen Juden in seinem Staat auf und gestattete auch den früher von ihm selbst Verbannten wieder in ihre Heimatstätte zurückzukehren (Juli 1198). Dieser inkonsequente Schritt des sonst konsequenten und strengen Königs machte seiner Zeit viel Aufsehen.

Die Juden des nördlichen Frankreichs wurden aber vom Könige und den Baronen als Geldschwämme betrachtet, die sie auspreßten und sie sahen es gern, wenn jene sich wieder mit dem Schweiß ihrer christlichen Untertanen füllten. Sie verloren aber seit Philipp August eines ihrer kostbaren Menschenrechte, die Freizügigkeit. Während sie früher wie die Ritter sich nach Belieben hier oder da niederlassen durften, wurden sie seit dieser Zeit wie Leibeigene an den Geburtsort gefesselt. Wanderten sie aus, so zog der Landesherr ihre Güter ein. Auch ihr Eigentumsrecht wurde ihnen genommen. „Das Vermögen der Juden gehört dem Baron", das war der leitende Gedanke in der vorfranzösischen Gesetzgebung. Die Juden wurden immer mehr als rententragende Leibeigene behandelt, die nach dem Verhältnis ihrer Ergiebigkeit und Tragfähigkeit höher oder niedriger veräußert werden konnten. Ein Edelmann verkaufte der Herzogin von Champagne seinen ganzen Besitz „an Sachen und Juden".

In England und in den französischen Landstrichen, die damals zu England gehörten, lebten die Juden eine lange Zeit in ungestörter, glücklicher Ruhe unter dem von der Geistlichkeit angefeindeten Heinrich II. Sie bewohnten die großen Städte, und in London waren manche von ihnen zu solchen Reichtümern gelangt, daß ihre Häuser sich wie königliche Paläste ausnahmen. Der Aufruf zum ersten und zweiten Kreuzzug fand keinen Wiederhall unter den nüchternen Inselbewohnern, und darum hatten die Juden Englands keine Märtyrer in jener Zeit. Manche Engländer faßten schon damals eine solche Vorliebe für das Judentum, daß sie sich in dessen Bund aufnehmen ließen. — Es gab eine Gemeinde, welche aus lauter Proselyten bestand.

Ihre Rabbinen bezogen die Juden Englands aus Frankreich, das damals mit diesem Lande in engem Zusammenhange stand. In London lehrte Jakob aus Orleans, ein Jünger R. Tams, der unter den Toßafisten einen klangvollen Namen hat. Der ritterliche Sohn Heinrichs, Richard Löwenherz, war ebenso von Verfolgungssucht entfernt, und die jüdischen Gemeinden Englands hätten sich unter ihm ruhig entwickeln können, wenn nicht der durch Thomas von Becket auch hier angefachte Fanatismus auch sie in den Bannkreis gezogen hätte. An Richards Krönungstage (3. Sept. 1189) brach der erste Sturm gegen sie los, der damit endete, daß sie nach einem Jahrhunderte vollständig aus dem glücklichen Inselreich ausgewiesen wurden.

Als Richard von der Krönung in der Kirche nach seinem Palaste heimgekehrt war, kam unter anderen Huldigenden auch eine jüdische Deputation der reichsten und angesehensten Männer sämtlicher Gemeinden Englands in den Saal, um ihre Geschenke zu überreichen. Bei ihrem Anblicke bemerkte Balduin, Erzbischof von Canterbury, mit finsterer Miene, daß von den Juden keine Geschenke angenommen werden dürfen, und sie selbst aus dem Saale entfernt werden mögen. Richard, der keine Ahnung hatte, welche böse Folgen das Ausschließen der Juden nach sich ziehen würde, ging arglos auf die Weisung des Erzbischofs ein. Die Palastdiener, welche die Juden aus dem Palaste wiesen, glaubten sich aber dadurch angewiesen, sie zu mißhandeln.

Das gaffende Volk griff ebenfalls zu, verfolgte die jüdischen Deputierten mit Faustschlägen, mit Steinen und Knitteln. Bald verbreitete sich in allen Teilen Londons das falsche Gerücht, der König wünsche die Ermordung der Juden, und alsbald rottete sich der Pöbel und das kreuzzüglerische Gesindel zusammen, um sich an den Besitztümern der Juden zu bereichern. Da diese sich aber in ihre festen Häuser eingeschlossen hatten, so machten die Raubbanden einen Angriff darauf und legten Feuer an. Die Nacht war indes eingebrochen und bedeckte mit ihrem Schatten das gräßliche Gemetzel unter den Juden. Vergebens sandte der neugekrönte König einen seiner Hofleute, dem Aufruhr zu steuern. Er konnte zuerst nicht zu Worte kommen und wurde noch dazu von den Wütenden verhöhnt. So kamen viele Juden um, andere töteten sich selbst, weil ihnen zugemutet wurde, die Taufe zu nehmen, darunter auch der Toßafist Jakob aus Orleans. Die meisten jüdischen Häuser wurden verbrannt und die Synagogen zerstört. Der Brand, der deswegen angelegt war, um die Schuldforderungen der Juden an Christen zu vernichten, griff um sich und verheerte einen Teil der Stadt. Zum Christentum ging nur ein einziger Jude über, der reiche Benedikt aus York, welcher mit seinem Mitdeputierten Joceus, aus dem Palast verjagt, in eine Kirche geschleppt wurde und zum Scheine sich die Taufe gefallen ließ. — Als Richard aber des anderen Tages den wahren Sachverhalt erfuhr, ließ er die am meisten Schuldigen hinrichten. Er war so sehr für die Juden seines Reiches bedacht, daß er, besorgend, die Verfolgung in London könnte in England und in seinen französischen Besitzungen Nachahmung finden, die Unverletzlichkeit der Juden verkünden ließ und Boten nach der Normandie und Poitou schickte, daß etwaige Judenkrawalle sofort verhindert werden sollten. Er gestattete noch dazu Benedikt aus York zum Judentum zurückzukehren, als er seine gewaltsame Taufe erfuhr und von ihm das Geständnis hörte, er sei im Herzen Jude geblieben und wolle als solcher sterben. Der fanatische Erzbischof von Canterbury, der bei der Unterredung zugegen war und um seine Meinung gefragt

wurde, antwortete: „Will er nicht ein Sohn Gottes sein, so sei er ein Sohn des Teufels."

Sowie Richard über den Kanal setzte, um gemeinschaftlich mit Philipp August einen neuen Kreuzzug anzutreten, wiederholten sich überall im Lande die Szenen von London. So wurden die Juden in der blühenden Handelsstadt Lynn und in Norwich in ihren Häusern überfallen und ermordet. — Am meisten tragisch war das Los der Juden von York, weil unter ihnen zwei Männer waren, welche fürstliche Reichtümer besaßen, sich Prachtpaläste erbaut und darum den Neid der Christen auf sich gezogen hatten. Es waren die genannten Joceus und Benediktus, welche bei der Krönung Richards so arg mißhandelt worden waren. Der letztere, nach der Zwangstaufe wieder zum Judentum zurückgekehrt, war den Wunden erlegen, welche ihn in London beigebracht worden waren. Kreuzzügler, welche sich bereichern wollten, Bürger, welche mißgünstig auf die Wohlhabenheit der Juden blickten, Edelleute, welche deren Schuldner waren, Geistliche, welche von blutdürstigem Fanatismus verzehrt waren, alle diese Klassen verschworen sich zum Verderben der Juden von York. Die Burg, in welche eine Burgwart des Königs sie aufgenommen und geschützt hatte, wurde belagert. Ein Mönch in weißem Gewande feuerte die Stürmenden zur Fortsetzung des Werkes mit Wort und Tat an. Er hielt eigens einen feierlichen Gottesdienst, las die Messe, nahm die Hostie, um sich der höheren Hilfe zur Besiegung des schwachen, jüdischen Häufleins in der Burg zu vergewissern.

Diesem waren indessen die Lebensmittel ausgegangen, und es sah dem sicheren Tode entgegen. In der Beratung der Männer, was nun zu tun sei, riet ein Gesetzeskundiger, welcher aus Frankreich herübergekommen war, Jom-Tob aus Joigny, sich selbst zu entleiben. Viele waren damit einverstanden; die Feigen aber wollten sich nicht selbst die Möglichkeit der Rettung abschneiden. Indessen traf der heldenmütige Rabbiner Anstalt zur Ausführung der Selbstopferung. Alle Kostbarkeiten wurden verbrannt, Feuer an die Türen gelegt, und die Männer setzten das tötliche Messer mit zelotischem Mute an den Hals ihrer Lieben. Joceus, als Gemeindeführer, tötete seine geliebte Frau Anna zuerst, und ihm wurde auch die Ehre zuteil, von dem Rabbinen geopfert zu werden. Und so kamen die meisten um, einer durch die Hand des anderen, gerade um dieselbe Zeit, als die letzten Zeloten nach der Tempelzerstörung sich in der Festung Masada auf dieselbe Weise den Tod gaben, um nicht in die Hände der Römer zu fallen. Nicht ein einziger Jude von der Yorker Gemeinde blieb übrig. Im ganzen kamen etwa 500 um.

Tags darauf, am Palmsonntag (18. März), wurden siebenundfünfzig Juden von den Kreuzzüglern in St. Edmund hin-

geschlachtet. Und überall, wo es Juden in England gab, fielen jüdische Märtyrer, soweit sie nicht von den Bürgern geschützt wurden. Die Gemeinde von lauter jüdischen Proselyten, zwanzig Familien, erlitt ebenfalls den Märtyrertod. Der König Richard war über alle diese Grausamkeiten an den Juden höchst erzürnt und beauftragte seinen Kanzler, Untersuchung anzustellen und die Schuldigen zu bestrafen. Aber die Kreuzzügler hatten sich aus dem Staube gemacht, die schuldigen Bürger und Edelleute waren nach Schottland entflohen. Aber auch der Hilfe edler Bürger wurden sie beraubt, als Richards Bruder zur Regierung gelangte, jener König Johann ohne Land, der durch seine Gewissenlosigkeit England zum Vasallenlande des päpstlichen Stuhles erniedrigt hat. Wenn er gegen alle Welt rücksichtslos verfuhr, so durften sich die Juden gewiß nichts Gutes von ihm versehen.

Etwas besser daran als die Juden Frankreichs und Englands waren die des damals weit ausgedehnten deutschen Reiches. Die deutschen Völker, von Natur religiöser als die Franzosen und andere Romanen, machten ihnen zwar öfter das Leben zur Höllenqual, aber da Kaiser und Fürsten ihnen zur Seite standen, konnte der religiöse Wahn gegen sie nicht durchgreifend wüten. Durch den Beistand, den ihnen Heinrich IV. im ersten und Konrad III. im zweiten Kreuzzuge, so viel in ihrer Macht stand, leisteten, bildete sich eine Meinung, daß der deutsche Kaiser Schutzherr der Juden sei, daß, wer sich an ihnen vergreife, gewissermaßen eine Verletzung der Majestät begehe.

So sehr aber auch die Juden Deutschlands Kammerknechte waren, so waren sie doch im zwölften Jahrhundert nicht aller persönlichen Rechte beraubt. Sie durften noch die Waffen führen, den Zweikampf annehmen. Als Worms belagert wurde, kämpften die Juden gleich den Christen, und die Rabbinen erlaubten am Sabbat die Waffen zur Verteidigung zu gebrauchen. Sie hatten meistens eigene Gerichtsbarkeit und brauchten nicht vor einem fremden Richter zu erscheinen. Hin und wieder nahmen einige von ihnen eine höhere Stellung ein. Der tapfere Herzog Leopold von Österreich, der wegen der Gefangennehmung des Königs Richard von England geschichtlich berühmt wurde, hatte einen jüdischen Finanzverwalter Salomo, der trotz des kanonischen Gesetzes christliche Dienerschaft halten durfte. In Schlesien besaßen Juden noch einige Dörfer in der Nähe von Breslau mit den dazu gehörigen Leibeigenen. Aber je mehr das Verbot, christliche Dienstboten zu halten, durchdrang, desto mehr mußten die Juden ihren Landbesitz nach und nach veräußern, sich in die Städte zurückziehen und dort sich auf Handel und Geldgeschäfte verlegen. Die teufliche Erfindung,

daß die Juden Christenblut brauchten, fand auch in Deutschland und hier noch mehr als anderswo Glauben, und wo immer ein christlicher Leichnam gefunden wurde, legten Volk und Fürsten ihnen den Mord zur Last. In den Landfrieden, den der Kaiser Friedrich Barbarossa vor seinem Zug nach dem Morgenlande anordnete, waren zwar auch die Juden eingeschlossen. Den Geistlichen und Mönchen hatte er ans Herz gelegt, das Volk nicht gegen die Juden zu hetzen. Dies schützte sie aber wenig; Gräueltaten an Juden kamen unter ihm und seinen Nachfolgern häufig genug vor. Bald hier, bald da brach der Fanatismus gegen sie los von der Rheingegend bis Wien.

Es klingt kaum glaublich, daß das gegen Juden nicht sehr liebevolle Deutschland in dieser Zeit einen jüdischen Dichter in der Landessprache, einen jüdischen Minnesänger, erzeugt hat, der in schönen Weisen zu singen, Reim, Versmaß und Strophenbau zu behandeln verstand und soviel Anerkennung fand, daß er in den Dichterkreis ebenbürtig aufgenommen wurde. Süßkind (Suezkint) von Trimberg (einem Städtchen an der fränkischen Saale) hatte sich die Sangweise Walthers von der Vogelweide und Wolframs von Eschenbach angeeignet.

Obwohl Italien eine geraume Zeit durch eine unglückliche Ehe mit Deutschland verbunden war, so weiß die Geschichte aus dieser Zeit, mit Ausnahme eines einzigen Falles, nichts von Verfolgungen der Juden in diesem Lande zu erzählen. Der kluge Papst Alexander III. war ihnen gewogen und hatte einen gewandten jüdischen Finanzverwalter an Jechiel Ben-Abraham aus der Familie dei Mansi, einem Neffen jenes Nathan, der als Verfasser des talmudischen Lexikons einen wohlklingenden Namen hat. Bei dem Einzuge dieses Papstes in Rom nach seiner mehrjährigen Verbannung wegen eines Gegenpapstes zogen ihm auch die Juden mit der Thorarolle und mit Fahnen entgegen, und die Jahrbücher verfehlten nicht, solche dem Papste von seiten der Juden erwiesene Auszeichnung zu vermerken. Sie waren geehrt und hatten keinerlei Abgaben, keine Judensteuer, zu leisten. Alexanders günstige Gesinnung für die Juden zeigte sich besonders in den Beschlüssen des großen Konzils in der Laterankirche (1179), bei welchem mehr als 300 Kirchenfürsten anwesend waren. Mehrere judenfeindliche Prälaten gedachten bei dieser Gelegenheit gehässige Gesetze gegen das Haus Jakob durchzusetzen. Die Juden, welche Kunde von dem feindseligen Geiste hatten, lebten in banger Besorgnis, und in vielen Gemeinden wurde ein dreitägiges Fasten und Beten angeordnet, damit der Himmel die Bosheit der Menschen vereitele. Was im Innern der großartigen Kirchenversammlung vorging, hat

das Ohr der Geschichte nicht vernommen. Aber die endgültigen Beschlüsse legen Zeugnis ab, daß der milde Sinn der Duldung den Sieg über die Verfolgungssucht davon getragen hat. Verboten wurde den Juden auf diesem Konzil lediglich christliche Dienstboten zu halten, oder eigentlich nur ein altes Kirchenverbot erneuert. Dagegen wurde besonders hervorgehoben, daß sie nicht mit Gewalt zur Taufe geschleppt, nicht ohne richterliches Urteil angegriffen, nicht beraubt und nicht in ihren religiösen Feierlichkeiten gestört werden dürften.

In Süditalien, im Neapolitanischen und auf der Insel Sizilien unter der Normannenherrschaft, waren die Juden noch weniger beschränkt. Roger II. und Wilhelm II. bestätigten ihnen ausdrücklich das Privilegium, daß sie, ebenso wie die Griechen und Sarazenen, nur nach ihren Gesetzen gerichtet werden dürfen. Wenn man damals von Brundisium über das adriatische Meer setzte, landete man im byzantinischen Reiche. Hier gab es mehrere und bevölkerte jüdische Gemeinden, namentlich im eigentlichen Griechenland in Thessalien, Mazedonien und Thrazien und auch auf einigen Inseln. Die bedeutendsten Gemeinden im griechisch-byzantinischen Reiche waren die von Theben und Konstantinopel, in beiden beinahe 2000 Familien, die letztere hatte noch außerdem 500 Karäer. Die Thebaner Juden waren die geschicktesten Seiden- und Purpurfabrikanten von ganz Griechenland.

Wenn das byzantinische Reich in seiner Blütezeit unter Justinian und Alexius die Juden verachtete und demütigte, so war es in seiner Schwäche und Hinfälligkeit, als es in den letzten Zügen röchelte, nicht milder gegen sie gestimmt. Der Grundsatz, welcher in das Gesetzbuch aufgenommen wurde, die Juden und Ketzer sollen zu keinem Amte zugelassen, sondern aufs äußerste verachtet werden, ist unter allen wechselnden Gesetzen dieses launenhaftesten aller Reiche am meisten streng und konsequent ausgeführt worden. Die reichen und armen, die guten und schlechten Juden wurden von den Griechen gleicherweise aufs Tiefste gehaßt. Kein Jude durfte auf einem Rosse, das Zeichen des freien Mannes, reiten; nur ausnahmsweise gestattete es der Kaiser Emanuel seinem Leibarzte, Salomo dem Ägypter. Der erste beste Grieche durfte sich herausnehmen, Juden öffentlich zu mißhandeln, oder gar sie als Sklaven zu behandeln; das Gesetz schützte sie nicht. Das von jeher geldgierige Byzanz legte ihnen die drückendsten Steuern auf. Sie erduldeten diese beschimpfende Behandlung mit Märtyrergleichmut, waren darum nichtsdestoweniger mildtätig gegen Arme und reich an Tugenden. Aber der Geistespflege konnten die griechischen Juden nicht obliegen.

In Kleinasien, Syrien und Palästina hätte die jüdische Einwohnerzahl einen statistischen Maßstab abgeben können für das Verhältnis der Duldung im Christentum und Islam. So weit das Kreuz in diesen Gegenden herrschte, gab es wenige und gering bevölkerte jüdische Gemeinden, wo aber der Islam gebot, gab es viele und zahlreich bevölkerte Gemeinden. In ganz Palästina, das in christlichen Händen war, wohnten kaum mehr als 1000 Familien. Die größten Gemeinden von 300 Mitgliedern waren damals in Toron de los Caballeros, in Jerusalem und in Askalon, in den wichtigsten Städten Judäas wohnten dagegen nur zu je 200 Juden. Die jüdischen Bewohner Jerusalems trieben meist Färberei.

Sähe man lediglich auf die Menge und äußerliche Geltung und nicht auf die Geisteskraft, so müßte man den asiatischen Landstrich an den Zwillingsflüssen Euphrat und Tigris als Hauptsitz des Judentums ansehen. Hier gab es noch immer Gemeinden, die zu Tausenden zählten. Die ehemaligen, akademischen Städte Nahardea, Sura, Pumbadita waren zwar verschwunden, an ihrer Stelle hatten sich aber die Gemeinden von Bagdad und Moßul (Neu-Ninive genannt) zu tonangebenden für ganz Asien erhoben. Die Bagdader Gemeinde zählte 1000 jüdische Familien mit vier Synagogen und lebte in unangefochtener Ruhe.

Der Kalif Mohammed Almuktafi (1136—1160) hatte einen angesehenen und reichen Juden Salomo liebgewonnen, räumte ihm wieder die Würde des Exilarchats ein und ernannte ihn zum Fürsten über sämtliche Juden des Kalifats. Der Exilsfürst durfte sich wieder mit fürstlichem Gepränge umgeben, auf einem Rosse reiten, seidene Stickereien und einen Ehrenturban tragen, von einer Ehrenwache sich begleiten lassen und ein offizielles Insiegel führen. Erschien er öffentlich oder begab er sich zur Audienz, so ging ein Herold vor ihm her mit dem Rufe: „Machet Platz für unsern Herrn, den Sohn Davids". Jeder Jude von Persien bis Indien und Tibet war verpflichtet, ihm eine Kopfsteuer zu zahlen; außerdem hatte er Einnahmen von Marktplätzen und Waren. Einen Teil davon mußte der Exilsfürst allerdings dem Kalifen abliefern. So erhob sich das Exilarchat wieder zum Glanze der Bostanaïschen Zeit. — Auch ein bedeutendes Lehrhaus für das Talmudstudium entstand wieder in Bagdad, dessen Vorsteher sich wieder den Titel Gaon beilegte.

Die Gemeinde von Moßul war noch bedeutender, als die in Bagdad. Sie zählte beinahe siebentausend Familien. Diese Stadt wurde durch den Helden Zenki, den Vater des großen Nureddin — beide der Schrecken der Christen — zur Hauptstadt

erhoben. Die Juden im Lande Adher-Baigan (Aserbeidsan, unweit des Kaspisees) führten Waffen, standen mit den dort hausenden, fanatischen Assassinen in freundschaftlichem Verkehr, waren jedermanns Feind, der nicht zu ihren Glaubens- und Bundesgenossen gehörte, stiegen öfter in die Niederung hinab, um Beute zu machen, waren selbst für Angriffe unzugänglich und lebten in naturwüchsiger Wildheit, ohne Kenntnis ihrer Religionsquellen. Die Rabbinen, welche ihnen der Exilarch zusandte, nahmen sie an und richteten sich nach deren Aussprüchen. Da trat mit einem Male unter ihnen ein ehrgeiziger und gewandter Mann auf (um 1160), welcher die Kriegstüchtigkeit, den Mut und die Unwissenheit dieser Juden ausbeuten wollte zu einem Zwecke, der nicht mehr bekannt ist. Dieser Mann, namens David Alruchi (oder Ibn-Alruchi), hat zu seiner Zeit viel von sich reden gemacht und gab in neuerer Zeit einer poetischen Feder Stoff zu einem anmutigen Romane (unter den Namen Alroy).

Ein unabhängiger, kriegerischer jüdischer Stamm wohnte auch östlich von Tabaristan in der Landschaft Chorasan auf dem Hochgebirge bei Nischabur. Dieser Stamm zählte viele Tausende Familien und wurde von einem jüdischen Fürsten namens Joseph Amarkala Halevi regiert. Diese Juden um Nischabur hielten sich für Abkömmlinge der Stämme Dan, Zebulon, Ascher und Naphtali. Sie trieben Viehzucht in den Tälern und Bergabhängen, waren gute Bogenschützen und standen in Bündnis und friedlichem Verkehr mit den türkischen Horden der Ghusen. Verbreitet waren Juden in dieser Zeit bis Chiwa, wo eine Gemeinde von 8000 Familien wohnte, und bis Samarkand, welches 50 000 Juden zählte. Von den Gemeinden in Indien berichtet der Reisende dieser Zeit nur, daß er daselbst Juden von schwarzer Hautfarbe gefunden habe. Manche indischen Gemeinden kannten vom Judentum weiter nichts als die Sabbatfeier und die Beschneidung, welche sie aus Gewohnheit beobachteten. Auf der Insel Kandy (Ceylon) soll es in dieser Zeit 23 000 Juden gegeben haben. Sie waren dort allen übrigen Einwohnern gleichgestellt. Der König dieser Insel hatte sechzehn Wesire, vier von seiner eigenen Nation und eben so viele von Juden, Mohammedanern und Christen. In Aden, dem Schlüsselhafen zum arabischen und indischen Meere, war eine zahlreiche jüdische Gemeinde, welche unabhängig lebte, eigene Burgen hatte, Kriege mit den Christen von Nubien führte und mit Ägypten und Persien in Verbindung stand.

In Arabien gab es wieder jüdische Gemeinden, obwohl sie der erste Kalife daraus verbannt hatte. Freilich durften sie nicht

in den den Mohammedanern heiligen Städten Mekka und Medina wohnen, und es mag sie auch nichts dahin gelockt haben, denn diese Städte waren in dem halben Jahrtausend seit Mohammed ganz unbedeutend geworden. Jüdische Gemeinden bestanden in dem fruchtbaren und handelsreichen Jemen. Die jemensischen Juden galten als wohltätig; „ihre Hand ist jedem Wanderer entgegengestreckt, ihr Haus ist für Fremde weit geöffnet, bei ihnen findet jeder Müde Ruhe.“ Zahlreicher noch waren die Juden in Nordarabien, die wiederum, wie vor Mohammed, unabhängige, kriegerische Stämme bildeten, Burgen besaßen, teils Ackerbau und Viehzucht trieben und teils in Karawanen auszogen, um Waren zu transportieren oder nach Beduinenart Wanderer zu überfallen. Eine Hauptgruppe wohnte in Taima und hatte einen eigenen jüdischen Fürsten namens Chanan, der sich königlich-davidischer Abkunft rühmte. Sie hatten in ihrer Mitte Büßer, welche von den Karäern das düstere Wesen entlehnt hatten, keinen Wein und kein Fleisch zu genießen, überhaupt die ganze Woche, mit Ausnahme der Sabbate und der Feiertage, zu fasten, in Höhlen oder schlechten Häusern zu wohnen, sich schwarz zu kleiden und sich „Trauernde um Zion“ zu nennen. Die Grund- und Viehbesitzer verabreichten diesen Frommen und Talmudbeflissenen den Zehnten von ihrem jährlichen Ertrage. Eine zweite Gruppe der arabischen Juden wohnte in der Gegend von Talmas und hatte ebenfalls einen Fürsten namens Salomo, Bruder des Chanan von Taima. Dieser wohnte in der alten Hauptstadt Sanaa (Tana), wo er ein eigenes, festes Schloß hatte. Auch unter ihnen gab es Büßer, welche vierzig Tage im Jahre fasteten, um die Erlösung aus der Zerstreuung herbeizuführen. Eine dritte Gruppe bewohnte die Landschaft Chaibar, etwa 50 000, und diese waren am meisten kriegerisch, hatten aber auch Talmudkundige in ihrer Mitte. Die Sage war auch damals noch verbreitet, daß die chabarensischen Juden Reste der ehemaligen israelitischer Stämme Gad, Reuben und Halbmanasse seien. Auch die halbarabischen Städte Wasit, Bassra und Kufa hatten zahlreiche jüdische Gemeinden. Die erste 10 000, die zweite 2000 und die dritte 7000.

Sowie ein großer Teil von Asien vom Mittelmeere bis zum Indus und Arabien dem abbassidischen Kalifen von Bagdad huldigte, so standen auch die Juden dieser Länderstrecken unter dem Exilsfürsten von Bagdad. Der zweite Exilarch, welcher wieder mit Glanz umgeben war, hieß Daniel, Sohn des Salomo, der bei den Kalifen Almustangid und Almustadhi ebenso angesehen war, wie sein Vater bei Almuktafi. Unter Daniel erhob sich das talmudische Lehrhaus von Bagdad zu einer Höhe, welche an die

alten Zeiten der Gaonen erinnerte. Es verdankte seinen Aufschwung einem Manne, welcher am Ausgang des zwölften Jahrhunderts von sich reden machte. Samuel, Sohn des Ali Halevi von Bagdad besaß tiefe Kenntnis des Talmuds; aber da er mit den Fortschritten des Talmudstudiums, wie es in den Schulen Spaniens und Frankreichs betrieben wurde, unbekannt war, so blieb er am Buchstaben kleben und konnte sich nicht zu einer höheren Auffassung erheben. Er hatte zwar auch einen Anflug von philosophischer Bildung, stand aber damit um drei Jahrhunderte zurück. In seinem beschränkten Gesichtskreise war er nichtsdestoweniger auf sein Wissen sehr eingebildet, überhaupt hochmütig und ehrgeizig. Zweitausend Jünger wohnten seinen talmudischen Vorträgen bei. Auf einer Art Thron, gekleidet in Gold und Stickereien, saß Samuel Bar-Ali beim Vortrage und sprach nicht selbst zu seinen Zuhörern, sondern zu einem Dolmetsch, der das Vernommene erläuterte. Er war zugleich Oberrichter, und jeden Montag saß er zu Gerichte, umgeben von neun Männern, die eine untergeordnete Stellung zu ihm einnahmen.

Als der Exilsfürst Daniel starb, setzte sich Samuel Bar-Ali tatsächlich in den Besitz höherer Befugnisse, ernannte selbständig Rabbinen und Richter und zog die Abgaben der Gemeinden an sich. Reisende erhielten durch seinen Namen Schutz und Zutritt zu allen Sehenswürdigkeiten. Er wußte seine Würde durch kräftige Mittel zu behaupten. Sechzig Sklaven waren stets seines Winkes gewärtig, um demjenigen die Bastonade zu geben, der ihnen von ihrem Herrn bezeichnet wurde. Samuel Bar-Ali beherrschte also damals die jüdisch-asiatischen Gemeinden von Damaskus bis Indien und vom Kaspisee bis Arabien.

Unter diesem Schulhaupte kamen Boten von einem heidnischen Volke, von den kaukasischen Bergen (Tartaren?), welche jüdische Religionslehrer für ihr Land wünschten, die das Volk im Judentum unterrichten sollten, da sieben Fürsten desselben die Annahme des jüdischen Bekenntnisses beschlossen hatten (um 1180—85). Der Reisende R. Petachja aus Regensburg, welcher diese Nachrichten überlieferte und ein glaubwürdiger Zeuge war, sah die kaukasischen Gesandten mit eigenen Augen. Arme Gesetzeskundige von Babylonien entschlossen sich, zu dem Proselytenvolke in weiter Ferne sich zu begeben und es in Bibel und Talmud zu unterrichten.

Der Stand des Judentums in Asien war aber damals sehr, sehr niedrig. Ohne höhere Kenntnis, ohne Bewußtsein, erfüllten die dortigen Juden die religiösen Satzungen und Pflichten auf ganz äußerliche, mechanische Weise. Wie die Mohammedaner

Ägyptens unter der Dynastie der Fatimiden getrennt waren von denen des abbassidischen Kalifats in Asien, so standen auch die jüdisch-ägyptischen Gemeinden in keinem Zusammenhange mit den asiatischen. Sie hatten ein eigenes vom Kalifen anerkanntes Oberhaupt, das geistliche und richterliche Funktionen übte, den Titel Nagid (arabisch Reïs) führte und gewissermaßen der ägyptische Exilarch war. Der Nagid hatte die Befugnis Rabbinen und Vorsänger zu ernennen oder zu bestätigen, über Vergehen und Verbrechen Geldstrafen, Geißelhiebe und Kerkerstrafen zu verhängen. Er bezog laufenden Gehalt von den Gemeinden und Abgaben vom Ausstellen gerichtlicher Urkunden. In dieser Zeit bekleidete diese Würde R. Nathanael, mit dem arabischen Namen Hibat-Allah Ibn-Algami, welcher Leibarzt des letzten fatimidischen Kalifen von Ägypten, Aladhid und später Saladins war. Ibn-Algami war ein Mann von bedeutenden Kenntnissen. Er sprach das Arabische mit besonderer Gewandtheit und schrieb mehrere medizinische Abhandlungen. Dieser kenntnisreiche Mann leitete zugleich das Lehrhaus in der ägyptischen Hauptstadt. Die Hauptgemeinde in Kairo bestand aus 2000 jüdischen Familien und darunter sehr Wohlhabende. Hier bestand auch eine karäische Gemeinde, welche noch zahlreicher gewesen sein soll, als die rabbanitische. Auch sie hatte ein eigenes Oberhaupt mit richterlicher und religiöser Machtvollkommenheit und mit dem Titel Fürst (Naßi, Reïs).

Die zweite Hauptgemeinde war in Alexandrien, welche 3000 Familien zählte. Der Kulturzustand der ägyptischen Juden in dieser Zeit war nicht glänzender als der ihrer asiatischen Brüder. Das niedere Volk war in den eigenen Religionsquellen so unwissend, daß es von den benachbarten Karäern Bräuche annahm. Und gerade aus diesem Lande der Unwissenheit ging für den jüdischen Stamm ein Mann aus, welcher berufen war, ein geläutertes Judentum zu verkünden, und dem Wahnglauben unerbittlichen Krieg zu erklären. Ägypten wurde durch Mose, Sohn Maimuns, der Mittelpunkt der Judenheit. Er wurde für die Judenheit eine Art Erlöser, allerdings ohne Vergleich mit Mose, dem Sohne Amrams.

Sechstes Kapitel.

Maimunis Zeitalter.

(1171 bis 1205.)

In dem letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts schien das Judentum seinen einigenden Schwerpunkt eingebüßt zu haben und

einer umsichgreifenden Zerfahrenheit zu verfallen. Das südliche Spanien war durch die Unduldsamkeit der Almohaden ohne jüdische Gemeinden und sah höchstens Juden mit der Maske des moslemitischen Bekenntnisses. Die Gemeinde der neuen Hauptstadt des christlichen Spaniens, Toledo, sowie die der nordspanischen Mittelorte, hatten es noch nicht dahin gebracht, weitgebietenden Einfluß zu üben. Die Gemeinden Südfrankreichs waren noch im Stande der Jungferschaft, die nordfranzösischen zu einseitig im Talmud vertieft und von Sorgen für das, was der Morgen bringen wird, gebeugt. Die deutschen Juden waren angehende Kammerknechte des deutsch-römischen Reiches, die der übrigen europäischen Länder zählten garnicht mit. Das wiederhergestellte Exilarchat, das Kind der Laune eines Kalifen, hatte in Asien selbst nicht feste Wurzeln genug, um auf die höher gestimmten Juden Europas einwirken zu können. So gab es nirgends einen Mittelpunkt, in dem sich die weithin Zerstreuten hätten sammeln können. In dieser Zeit der beginnenden Zerfahrenheit trat Mose Maimuni auf und wurde, er ganz allein, Träger der Einheit des Judentums, Sammelpunkt für die Gemeinden in Osten und Westen, endgültig entscheidende Autorität, ohne mit einer offiziellen Würde bekleidet zu sein. Er war geistiger König der Judenheit, dem sich die bedeutendsten Führer der Gemeinden freudig unterordneten. So denkwürdig erschien schon den Zeitgenossen alles an dieser großen Persönlichkeit, daß sogar Tag und Stunde seiner Geburt aufgezeichnet wurden.

Mose Ben Maimun (mit dem langen arabischen Namen Abu-Amran Musa Maimun Obaid Allah) wurde geboren (30. März 1135) in Cordova. Die Jugendgeschichte des Mannes, der die Zukunft des Judentums auf seinen starken Schultern tragen sollte, war dazu geeignet, ihn zum festen Charakter zu stählen. Sein Vater Maimun war ebenso wie seine Ahnen in acht Geschlechtern aufwärts bis auf den Stammvater Obadia talmudisch gelehrt und Mitglied des Rabbinatskollegiums von Cordova. Maimun hatte dabei auch Interesse an den Wissenschaften, verstand Mathematik und Astronomie und verfaßte Schriften darüber, sowie über talmudische Punkte. Er war es, der dem Sohne schwärmerische Liebe für das Wissen einprägte und dessen Sinn für ein ideales Leben erweckte. Kaum hatte dieser Sohn das dreizehnte Jahr überschritten, so brach das große Unglück über die Gemeinde von Cordova herein, als diese Stadt von den Almohaden erobert wurde (1148) und Juden und Christen die Wahl zwischen Annahme des Islams, Auswanderung oder Tod hatten. Mit dem größten Teil der Cordovaner Gemeinde wanderten Maimun und seine

Familie aus. In der Hafenstadt Almeria sollen sie sich niedergelassen haben, aber drei Jahre später geriet auch diese Stadt in die Gewalt der Almohaden, deren fanatischer Sultan Abdelmumen gewiß nicht verfehlt hat, den Juden Religionszwang aufzulegen. So mußte die Familie Maimun mehrere Jahre hindurch ein Wanderleben ohne bleibende Stätte führen. Unter solchen Umständen reifte Mose Maimuni zum Jüngling heran. Durch Lehre und Umgang eignete er sich einen Schatz von gediegenen Kenntnissen an und bildete seinen Geist aus, die Erscheinungen in der sichtbaren und unsichtbaren Welt zu durchdringen, überall nach Licht und Klarheit zu ringen und das Dunkle, Geheimnisvolle und Mystische von sich zu weisen. Er war ein durchaus logischer und systematischer Kopf, der das Größte und Kleinste zu gruppieren und zu ordnen verstand und ein abgesagter Feind der Unordnung und des chaotischen Durcheinander. Man darf ihn nach dieser Seite hin mit Fug und Recht den jüdischen Aristoteles nennen, und es lag in seiner geistigen Natur, die größte Bewunderung für den Philosophen von Stagira zu hegen. Aristoteles hatte viele Verehrer unter den Juden und Mohammedanern — christliche Denker konnten damals noch nicht seine Geisteshöhe erklimmen. Aber keiner vor Maimuni hatte sich so sehr in dessen philosophische Weltanschauung vertieft und hineingelebt, daß er sie als sein geistiges Eigentum stets gegenwärtig in sich trug und darum auch die Schwächen, die sie hin und wieder zeigt, tiefer erkannte.

Doch nicht das umfangreiche und tiefe Wissen allein war es, welches Maimunis Eigentümlichkeit ausmachte, sondern seine Gesinnungstüchtigkeit. Er war ein vollendeter Weiser in der schönsten und verehrungswürdigen Bedeutung. Geregeltes Wissen, besonnenes Wollen, reife Überzeugung und kräftiges Tun waren in ihm harmonisch zusammengeschmolzen. Er war von der tiefsten geläutertsten Religiösität, von gewissenhafter Sittlichkeit und von philosophischer Weisheit durchdrungen, oder vielmehr die drei Elemente waren in ihm zu vollendeter Versöhnung gekommen. Wenn er nach der wissenschaftlichen Seite auf der Höhe der Zeit stand und nach der sittlichen und religiösen Seite nur wenige seinesgleichen hatte, so überragte er seine Zeit durch seinen scharf ausgeprägten Charakter. Sein Äußeres entsprach seinem Innern. Maimuni war von einem tiefen Ernste, der das Leben nicht als eine günstige Gelegenheit zu Genüssen betrachtete, sondern als eine schwere Aufgabe, edel zu wirken und die Wahrheit zu betätigen, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes ist. Das Gemeine, das Erlogene, das Scheinwesen war ihm in tiefster Seele verhaßt und durfte nicht in seine

Nähe kommen. Er hatte auch darum kein Interesse an der Poesie, weil sie, nach der damaligen Anschauung, „daß das Beste daran das Erlogene sei“, auf Erfindung und Unwahrheit beruhte. Er hielt die Beschäftigung damit für eine müßiggängerische Tötung der Zeit, wollte selbst bei Hochzeiten keine Verse geduldet wissen, die nicht religiöser Natur sind, und machte keinen Unterschied, ob sie in der hebräischen oder einer profanen Sprache gedichtet sind. Maimuni hat niemals getändelt, nicht einmal in seiner Jugend, gleich Jehuda Halevi, und am allerwenigsten sein Leben lang, wie Abraham Ibn-Esra. Bei dieser Strenge gegen sich selbst war er von liebenswürdiger Milde in Beurteilung und Behandlung anderer. Nie ist ihm ein hartes Wort gegen seine heftigen, lebenden Gegner und Widersacher entfahren, wie es Ibn-Esra gegen Harmlose und Heimgegangene in satirischer Bissigkeit gebrauchte. Nur über falsche Ansichten und Theorien goß er die Lauge seines Spottes aus, für die Träger derselben aber, selbst wo sie ihm Verlegenheit bereiteten, hatte er nur Nachsicht und Entschuldigung. Bescheidenheit und Demut waren ihm, wie jeder gottbegnadeten Natur, in hohem Grade eigen.

Alle diese seltenen Eigenschaften des Geistes und des Herzens waren von einer außerordentlichen Willenskraft getragen, das, was in ihm als Überzeugung und Gesinnung lebte, zu verwirklichen. Nicht Ungemach, nicht körperliche Leiden, nicht Verkennung konnten Maimuni von dem Ziele abbringen, das er seiner Tätigkeit gesteckt. Dieses Ziel war nichts weniger, als das Judentum, das ganze Judentum, das biblische und das talmudische, die Ritualien wie den Lehrinhalt (Dogma) in einem solchen Lichte zu zeigen, daß andere Religionsgenossen und selbst Weltweise von der Wahrheit desselben überzeugt sein müßten. In der Jugend schwebte ihm dieses Ideal ahnend in der Seele vor und reifte mit ihm zum Manne. In einem Alter, in dem die meisten Menschen noch kaum ihre Lehrjahre vollendet haben, begann Maimuni, die Mischna selbständig in einem eignen Lichte zu erklären — eine riesige Arbeit, wozu ihm kein Vorbild voranleuchtete. Er arbeitete daran unter steten Wanderungen und mit Ungemach kämpfend. Was mag die Familie Maimun bewogen haben, von Spanien sich gerade nach Fez zu begeben, wo die Juden gezwungen waren, den Islam zu bekennen? Mußte sie doch ebenfalls die Maske tragen.

Maimun, der Vater, fand hier betrübende Zustände unter seinen Glaubens- und Leidensgenossen. Der Religionszwang, welcher bereits über ein Jahrzehnt dauerte, hatte die afrikanischen Gemeinden in ihrem Bekenntnisse schwankend gemacht. Stets zum Scheine die aufgezwungene Religion üben, und doch im Innern

der angeerbten mit ganzer Seele treu bleiben, vermögen nur starke Geister. Die gedankenlose Menge gewöhnte sich allmählich an das aufgenötigte Bekenntnis, machte mit dem Scheine Ernst, war nahe daran, der Überzeugung Raum zu geben, daß Gott selbst durch Mohammed die Offenbarung auf Sinai aufgehoben und eine neue in Mekka gegeben habe. Dieses Sichselbstaufgeben und überhandnehmende Verzweifeln erfüllte Maimun, den Vater, mit Schmerz, und er wollte, soviel er vermochte, der Erstorbenheit entgegenwirken, und das Judentum in den Herzen der jüdischen Scheinmohammedaner befestigen. Er verfaßte zu diesem Zwecke ein Ermahnungsschreiben (1160). Auch der Sohn hatte bald Gelegenheit, zum ersten Male auf den Kampfplatz zu treten, seinen Leidensgenossen Mut zuzusprechen und eine eigene Richtung vorzuzeichnen. Ein jüdischer Schriftsteller von übertriebener Frömmigkeit hatte nämlich behauptet, daß die jüdischen Scheinmohammedaner nach dem jüdischen Gesetze durchweg als Abtrünnige und Götzendiener zu behandeln seien. Wer Mohammeds Prophetenberuf öffentlich anerkannt hat, selbst wenn er heimlich sämtliche Pflichten des Judentums gewissenhaft erfülle, sei als Nichtjude anzusehen und gehöre zu denen, deren Zeugnis vor einem jüdischen Gerichte, namentlich in Ehesachen keine Gültigkeit habe. Der Eiferer behauptete endlich, jeder wahrhafte Jude sei gehalten, sein und seiner Kinder Leben preiszugeben, um sich nicht, sei es noch so äußerlich, dem islamitischen Bekenntnisse anzugliedern. Wer das nicht täte, hätte das Judentum abgeschworen.

Diese Schrift des Eiferers scheint eine große Aufregung unter den heimlichen Juden in Afrika hervorgebracht zu haben. Die Gewissenhaften fühlten sich von einer Sündenlast erdrückt, die Menge wurde noch mehr schwankend, ob sie nicht lieber vollständig zum Islam übergehen sollte, wenn ihr Verhalten doch als ein Abfall vom Judentum gelte.

Mose Maimuni, welcher das ganze Gewicht der Beschuldigung gegen sich und seine Leidensgenossen fühlte und für die üblen Folgen besorgt war, sah sich veranlaßt, eine Gegenschrift abzufassen, welche das Verfahren der Scheinmohammedaner rechtfertigen sollte. Es war sein erster Schritt in die Öffentlichkeit, und diese Erstlingsarbeit trägt schon den Stempel seines hellen, den Gegenstand nach allen Seiten hin beherrschenden Geistes. Er ging in dieser Verteidigungsschrift, die er für jedermann leserlich in arabischer Sprache verfaßte, wie der Eiferer, gegen den sie gerichtet war, vom talmudischen Standpunkte aus, bewies aber aus angezogenen Belegen das gerade Gegenteil.

Er führte zuerst den Beweis, daß teilweises Übertreten der

Pflichten des Judentums noch immer nicht Abfall von demselben sei. Die götzendienerischen Israeliten in der Zeit der Propheten seien stets als Glieder des Gottesvolkes betrachtet worden. „Wir aber", so fährt Maimuni fort, „wir huldigen mit unserm Tun keineswegs dem Götzendienste, sondern sprechen nur eine leere Formel nach, von der die Mohammedaner selbst wissen, daß wir es nicht ernst damit meinen, sondern nur den fanatischen Herrscher täuschen wollen." Dann geht er tiefer auf die Sache ein. Allerdings schreibe der Talmud vor, daß jeder Jude wegen dreierlei Kapitalsünden, die ihm aufgezwungen würden, den Märtyrertod erleiden solle, besonders wegen Götzendienst. Noch mehr, jeder Jude soll, um den Namen seines Gottes zu heiligen, für jedes Gesetz den Tod erleiden, und das sei das höchste Verdienst in den Augen der jüdischen Religion. Allein wer nun einmal nicht die Standhaftigkeit des Märtyrers besitzt, der unterliege durch das Unterlassen noch keinerlei Strafen von seiten des Gesetzes, werde auch, vom talmudischen Gesichtspunkte aus, keineswegs als Gesetzesübertreter und als unglaubwürdig angesehen. Denn dem Zwange gegenüber habe die Thora jede Verpflichtung aufgehoben. Selbst wenn jemand zwangsweise tatsächlich einen Götzen anbetet, unterliege er dadurch keineswegs der über Götzendienst verhängten Strafe. Dann sei noch zu unterscheiden, ob eine Übertretung durch Tat oder durch ein bloßes Wort geschehe. Die mohammedanischen Behörden verlangen von den Juden keineswegs eine Verleugnung des Judentums, sondern bloß das Aussprechen des Bekenntnisses mit den Lippen, daß Mohammed ein Prophet gewesen, im Übrigen haben sie nicht viel dagegen, wenn die Juden nach ihren eigenen Vorschriften lebten. Ein solcher Zwang sei eigentlich beispiellos. Allerdings, wer sich als Märtyrer opfere, um Mohammed nicht als Gottesgesandten anzuerkennen, habe ein hohes Verdienst. Wenn aber jemand die Frage stellte, ob er sein Leben deswegen preisgeben sollte, so müsse man ihm gewissenhaft nach der Vorschrift des Talmuds mit Nein antworten. — Diese Maimunische Gegenschrift, die eigentlich eine Schutzschrift für sein und der Seinigen Verhalten war (verfaßt um 1160—64), zeigt im Keime seine selbständige Auffassung des Judentums.

Mose Maimuni scheint eifrig bemüht gewesen zu sein, die jüdischen Scheinmohammedaner im Judentum zu erhalten, ihre Lauheit zu bekämpfen und ihnen ans Herz zu legen, ihre heuchlerische Lage zu verändern. Deswegen geriet er in Lebensgefahr und wäre dem Tode verfallen, wenn nicht ein mohammedanischer Theologe und Dichter, Abul-Arab Ibn-Moischa, für

ihn ein gutes Wort eingelegt und ihn gerettet hätte. — Das Gefühl der Unsicherheit, verbunden mit Gewissensbissen, bewog die Familie Maimuni, Fez zu verlassen, um zunächst nach Palästina auszuwandern.

Nach einem Aufenthalte in Akko (damals St. Jean d'Acre genannt) reiste die Familie unter Gefahren nach Jerusalem, um an der ehemaligen Tempelstätte zu beten, und von da nach Ägypten, welches damals durch die Ajubiden den Ansatz machte, Mittelpunkt des Islams zu werden. Einige Monate nach der Ankunft in Ägypten starb das Familienhaupt (anfangs 1166). So hochgeachtet waren bereits Vater und Sohn, daß dem letzteren aus Afrika und dem christlichen Spanien Trostbriefe von befreundeten Personen zugesandt wurden.

In Alt-Kairo (Fastat), wo sich die Familie Maimuni niedergelassen hatte, lebte sie in stillem Kreise, sie betrieb einen Juwelenhandel, für den der jüngere Bruder David Geschäftsführer war und Reisen bis nach Indien machte, Mose dagegen den Wissenschaften oblag. Aus diesem zurückgezogenen Leben rissen ihn harte Schicksalsschläge, die einen minder starken Geist entmutigt hätte. Sein Bruder David ging im Indischen Meer unter und mit ihm nicht nur beider Vermögen, sondern auch die Gelder, die sie zum Geschäftsbetrieb von anderen in Händen hatten. Dieser Unglücksfall warf ihn aufs Siechbett und erfüllte ihn mit Trübsinn.

Sein unbedingtes Gottvertrauen, seine schwärmerische Liebe zu den Wissenschaften und endlich die Sorge für die Seinigen und die hinterlassene Witwe und Tochter seines Bruders richteten seinen Mut wieder auf und bewogen ihn, ins tätige Leben einzugreifen. Maimuni scheint seit dieser Zeit die Heilkunde ausgeübt und sich dadurch Existenzmittel verschafft zu haben. Doch hatte er anfangs keine einträgliche Kundschaft, weil er noch unbekannt war.

Sein ganzer Sinn war aber auf die Vollendung der umfassenden Arbeit gerichtet, mit welcher er sich von seinem dreiundzwanzigsten Jahre an auf Wanderungen, unter mohammedanischer Vermummung, auf der Seereise, trotz vielfacher Widerwärtigkeiten beschäftigt hatte, mit der sinngemäßen Auslegung der Mischna, ohne Klügelei und Spitzfindigkeit. Er vollendete dieses sein Meisterwerk (1168) in arabischer Sprache unter dem Titel S i r a ĝ (die Beleuchtung). Der Zweck dieser Arbeit war, den Stoff der mündlichen Überlieferung, welcher durch die weitläufigen Diskussionen und durch die nicht immer sachgemäßen Erklärungen der Vorgänger so sehr verdunkelt war, zu klären und zu vereinfachen

und den Leser durch kurze, aber tief eindringende Wort- und Sacherklärung zu orientieren. Es ist die erste wissenschaftliche Behandlung des Talmud, die nur ein so klarer und methodischer Denker wie Maimuni anbahnen konnte, weil der spröde Stoff einer systematischen Ordnung geradezu zu widerstreben scheint. Den wissenschaftlichen Charakter zeigen besonders die lichtvollen Einleitungen, welche der Kommentar enthält.

Mit besonderer Vorliebe behandelt Maimuni solche Punkte der Mischna, welche einen wissenschaftlichen Anstrich haben, wozu er Lehrsätze aus der Mathematik, Astronomie, Physik, Anatomie, Morallehre und Philosophie heranziehen konnte. Hier war er in seinem Elemente. Bei solchen Punkten konnte er zeigen, daß die Weisen der Mischna, die Träger der Überlieferung, den Wissenschaften nicht fremd waren. Namentlich galt es ihm nachzuweisen, daß die Mischna eine kernige Sittenlehre und einen tieferen philosophischen Gottesbegriff enthalte. Er setzte darin die Natur der Überlieferung auseinander, daß nämlich nicht alles, was in der Mischna enthalten ist, Tradition sei. Denn eine traditionelle Lehre müsse unbedingt sein und dürfe nicht dem Zweifel und der Schwankung unterliegen. Unversehens und unbewußt hat sich Maimuni dabei mit dem Talmud in Widerspruch gesetzt und dessen festen Grund gelockert. Eine wahre Fundgrube war für Maimuni der Mischnaabschnitt, welcher die Kernsprüche der Väter (Abot) wie Perlen an einer Schnur aneinander reiht. An diese konnte er den ganzen Reichtum seiner Gedankenwelt anknüpfen.

Wichtig war nun für die Folgezeit, daß Maimuni aus seiner unbewußten Selbsttäuschung heraus zum ersten Male unternahm, eine Glaubenslehre des Judentums zu entwickeln. Da das Judentum nach seiner Ansicht nichts weiter als geoffenbarte Philosophie sei, so müsse es ebenso die Ansichten und Denkweise der Menschen, wie das sittliche und religiöse Verhalten regeln, ja noch mehr das eine als das andere, da die Sittlichkeit an sich keinen Wert habe und nur Frucht der richtigen Erkenntnis sei. Er nahm also als sicher und unzweifelhaft an, daß das Judentum nicht bloß das Tun bestimme, sondern auch das höhere Denken regle, gewisse Gedanken als unverbrüchliche Wahrheit aufstelle, welche der Sohn des Judentums gläubig hinnehmen müsse. Solcher Glaubenslehren oder Glaubensartikel stellte Maimuni dreizehn auf: Der Glaube an das Dasein Gottes, an seine unteilbare Einheit, an seine Unkörperlichkeit und Unveränderlichkeit, an seine Ewigkeit und Vorweltlichkeit, an seine Verehrungswürdig-

keit, an die prophetische Erweckung auserwählter Menschen, an die höchste, mit andern unvergleichbare Prophetie Moses, an die Göttlichkeit der Thora und an ihre Unveränderlichkeit, an Gottes Vorsehung, an seine gerechte Belohnung und Bestrafung, an die einstige Erscheinung des Messias, und endlich an die einstige Auferstehung. Obwohl diese Glaubensartikel auf Erforschung beruhen, also nicht blind aufgenommen zu werden brauchen, so gelte doch nach Maimunis Ansicht nur der als wahrer Israelite oder Jude, welcher sie sämtlich als wahr anerkenne; derjenige aber, der einen derselben leugne, sei als Ketzer zu betrachten, gehöre nicht mehr zur Gemeinschaft des Judentums und habe keinen Anteil an der jenseitigen Seligkeit.

So hat Maimuni einerseits das jüdische Bekenntnis zur Höhe vernünftigen Bewußtseins erhoben und anderseits der freien Gedankenentwicklung Schranken gesetzt. Bis dahin galt nur das religiöse Tun als Merkmal jüdischen Lebens. Maimuni rief aber dem freien Denken ein gebieterisches „Halt“ zu, bezeichnete die Grenzscheide zwischen Gläubigkeit und Ketzerei nicht auf dem festen Grund der religiösen Praxis, sondern auf dem lockern Boden der religiösen Theorie und führte damit das ätherische Element des Gedankens in den Bannkreis erstarrter Formeln.

So bedeutend auch die Leistung Maimunis im Mischnakommentar ist, so viel Wissen, Geistesschärfe und systematische Ordnung er auch darin gezeigt hat, so machte sie ihm doch keineswegs einen dem Verdienste entsprechenden Ruf. Diesen machten ihm erst seine Jünger, denen er in demselben Sinne Vorlesungen hielt, und die in ihm die verkörperte Weisheit verehrten. Einer seiner frühesten Jünger, Salomon Kohen, den eine Reise nach Südarabien (Jemen) geführt hat, war des Lobes voll von ihm und machte die dortigen Gemeinden aufmerksam, daß sie in der Zeit der Not in Maimuni Trost und Halt finden würden.

Es waren nämlich in Ägypten weitgreifende Veränderungen eingetreten, welche für die Juden dieses Reiches und der angrenzenden Länder eine günstige Wendung ihrer Lage herbeiführten. Der letzte fatimidische Kalife Alhadid starb oder wurde beseitigt, und der große Saladin, das Muster königlichen Edelmuts und hoher Ritterlichkeit in jener barbarischen Zeit, gelangte (September 1171) zur Alleinherrschaft über Ägypten und einen Teil von Palästina und Syrien; selbst die Euphratländer und das Kalifat von Bagdad gehorchten seinem Herrscherworte. Sein Reich wurde ein sicheres Asyl für die verfolgten Juden.

Anfangs entfesselten indes der Sturz des fatimidischen Kali-

sats und die Unterwerfung des dazu gehörigen Länderkomplexes unter den abbassidischen oder sunnitischen Kalifen von Bagdad einen gärenden Fanatismus; diesen empfanden auch die jüdischen Gemeinden in Jemen. Dort hatten sich nämlich schiitische Parteigänger der Herrschaft bemächtigt und zwangen den Juden das Bekenntnis des Islams durch Androhung schwerer Leiden auf. Auch hier, wie in Afrika und Südspanien, nahmen die Juden nur zum Schein und ganz äußerlich die mohammedanische Religion an (um 1172). Allein da unter ihnen arge Unwissenheit herrschte, so war zu befürchten, daß die gedankenlose Menge aus dem Scheine Ernst machen und von dem Judentume ganz abfallen würde. Diese Befürchtung lag um so näher, als ein jüdischer Apostel den Gemeinden predigte, Mohammed sei in der Thora angedeutet, und der Islam sei eine neue, göttlich beurkundete Offenbarung, welche das Judentum ablösen sollte. Dazu kam noch, daß gerade zur selben Zeit in Jemen ein Schwärmer auftrat, der sich als messianischer Vorläufer ankündigte, die eingetretenen Leiden als Vorzeichen des bald zu erwartenden messianischen Reiches angesehen wissen wollte, und die Juden aufforderte, sich bereit zu halten und ihr Hab und Gut mit den Armen zu teilen. Diese Schwärmerei, an welche sich mancher als an ein Notseil klammerte, drohte das schwerste Geschick über die Juden Jemens heraufzubeschwören. Da wandte sich der angesehenste Gelehrte unter ihnen, Jakob Alfajumi, um Rat und Trost an Maimuni, von dem er durch dessen Jünger Kunde erhalten hatte, schilderte ihm die Leiden und Befürchtungen und bat ihn um Bescheid.

Darauf sandte Maimuni ein Trostschreiben in arabischer Sprache an die Gemeinden von Jemen, berechnet für jedermann. Er suchte darin die Leidenden zur Höhe des gläubigen Bewußtseins zu erheben, von welcher aus das Leiden um des Glaubens willen seinen stechenden Schmerz verliert und das Düster als notwendig zum Anbruch des Lichtes erscheint. Er sprach sich darin über das Verhältnis des Judentums zum Christentum und zum Islam mit einer Schärfe und Bestimmtheit aus, welche seine innigste Überzeugung widerspiegeln. Es sei allerdings betrübend, bemerkte der Weise von Kairo, daß an zwei entgegengesetzten Punkten grausige Verfolgungen über die Juden hereingebrochen sind. Indessen kämen sie nicht unerwartet, denn die Propheten hätten sie ganz bestimmt vorher verkündet. „Überhaupt weil Gott uns Söhne Israels durch seine Gnade besonders ausgezeichnet und uns zu Trägern der wahren Religion, der wahren Erkenntnis gemacht hat, hassen uns die Völker, nicht um unsrer selbst, sondern um des Göttlichen willen, das in unsrer Mitte lebt, gewissermaßen um den göttlichen

Plan zu vereiteln." Seit der sinaitischen Gesetzesoffenbarung sei keine Zeit vorübergegangen, in der das Judentum und dessen Bekenner nicht Verfolgungen ausgesetzt gewesen wären. Die Völker mit ihrem Hasse seien aber unter drei verschiedenen Gestalten dagegen aufgetreten. Entweder plump mit dem Schwerte, wie Amalek, Sanherib, Nebukadnezar, Titus und Hadrianus, um das Volk, als Träger der Wahrheit, einfach von der Erde zu vertilgen, oder mit der Lügenkunst sophistischer Überredung, Perser, Griechen und Römer, um die Lehre des Judentums als falsch darzustellen, oder endlich mit der Maske der Offenheit, das Christentum und der Islam, gewissermaßen im Gewande des Judentums, um es mit geschickter Taschenspielerkunst verschwinden zu machen. Das dem Judentume feindselige Prinzip habe nämlich endlich erkannt, daß es weder die Träger der Gotteslehre zu vernichten, noch diese aus deren Herzen zu reißen imstande gewesen, und es sei auf den Gedanken gekommen, sie durch eine schlaue List zu beseitigen. Es gebe vor, auch eine Offenbarung empfangen zu haben, erkenne zwar die sinaitische als zu ihrer Zeit berechtigt an, spreche ihr aber die fernere Gültigkeit ab. Dieses feindselige, auf Verbannung des Göttlichen von der Erde ausgehende Prinzip, suche einen Balg für ein göttliches Kind unterzuschieben, um das Judentum zu fälschen. Die neue Offenbarung von Nazaret und Mekka verhalte sich aber zum Judentum wie ein noch so kunstfertig ausgeführtes Menschenbild zu einem vollkräftigen Menschenwesen. Nur Kinder und Toren können ein Bildnis für ein wirkliches Wesen halten. All dieses, die dreigestaltige bittere Feindschaft der Völker der Erde gegen Israel und seine göttliche Lehre, hätten die Propheten vorausgeschaut und zugleich den Sieg des Judentums über die Afterreligionen geweissagt.

„Und nun, ihr Brüder," so redete Maimuni in diesem Trostschreiben die Gemeinden von Jemen an, „erwäget diese Wahrheiten und lasset euch nicht von dem Übermaß der Leiden entmutigen. Es dient nur dazu, um euch zu prüfen und um zu zeigen, daß nur die Nachkommen Jakobs, die Enkel derer, welche am Sinaï, die Lehre empfangen haben, im Besitze der wahren Religion sind." —

Dieser, mit vieler Wärme geschriebene Trostbrief hat auf die südarabischen Juden einen so günstigen Eindruck gemacht, daß sie im Glauben erstarkten und lebendigen Anteil an allen Vorgängen der Gesamtjudenheit nahmen. Maimuni fand später Gelegenheit, als er zu hohem Ansehen gelangt war, den politischen Druck und die fanatische Verfolgung aufhören zu machen. Dafür hingen auch die Gemeinden von Jemen ihm mit schwärmerischer Liebe und

Verehrung an. Sie schalteten seinen Namen in das tägliche Gebet ein, eine Ehrenbezeigung, die nur den ehemaligen Exilsfürsten in ihrem Glanze zuteil wurde.

Erst nach und nach wurde Maimunis Größe erkannt und anerkannt. Im Jahre 1175 galt er bereits als entscheidende rabbinische Autorität, und es wurden an ihn religiös-gesetzliche Anfragen gerichtet, was immer als Zeichen allgemeiner Anerkennung gelten kann. Vermöge seiner tiefen Talmudkenntnisse, seines Charakters und seines Rufes scheint Maimuni in demselben Jahre offiziell als Rabbiner von Kairo anerkannt gewesen zu sein. Dieses Amt als Rabbiner betrachtete er als ein heiliges Priestertum und verwaltete es mit Gewissenhaftigkeit und Umsicht. Wo er Mißbräuche gewahrte, stellte er sich mit aller Entschiedenheit vor den Riß. Obwohl Maimuni darauf drang, karäische Bräuche, welche sich in den rabbanitischen Kreis eingeschlichen hatten, zu beseitigen, so war er doch von überaus milder Duldsamkeit gegen die Anhänger Anans. Auf eine Anfrage, wie sich Rabbaniten gegen Karäer verhalten sollten, erwiderte er, daß, so lange diese sich in den Schranken des Anstandes halten und auf den Talmud und seine Bekenner nicht schmähen, man ihnen achtungsvoll begegnen, sich ihnen mit Freundlichkeit, Demut und Friedfertigkeit nähern, sie in ihren Häusern besuchen, ihre Leichen begraben, ihre Trauernden trösten und ihre Kinder in den Abrahamsbund aufnehmen sollte. Schreibt doch der Talmud freundliches Begegnen gegen Heiden und Götzendiener vor, umsomehr gegen solche, welche vom Samen Jakobs abstammen und einen einzigen Gott bekennen. — Kraft seines rabbinischen Amtes sorgte Maimuni auch für Anstand in den Synagogen und entfernte auch hier mißbräuchliche Gewohnheiten.

Inmitten seiner angestrengten Thätigkeit für Gemeindeangelegenheiten, in der ärztlichen Praxis und im anhaltenden Studium philosophischer und naturwissenschaftlicher Fächer vollendete Maimuni sein zweites großartiges Werk (1180), das in der jüdischen Welt epochemachend geworden ist, den Religionskodex, ein neues Religionsgesetzbuch, Mischna-Thora genannt. Wenn, wie er selbst angiebt, er zehn Jahre hintereinander anhaltend daran gearbeitet hat, so steht die Zeit in keinem Verhältnis zur Größe der Leistung. Man kann den Uneingeweihten keine Vorstellung von der bewunderungswürdigen Anlage dieses großartigen Werkes beibringen, wie er da die entlegensten Einzelheiten aus dem unübersehbaren Schacht des Talmud zusammengetragen und an Ort und Stelle untergebracht, das Gediegene aus den Schlacken herausgearbeitet, das Talmudische wieder an das Biblische angeknüpft, das Besondere mit dem Allgemeinen verbunden und das scheinbar

Zusammenhanglose zu einem organischen Ganzen, zu einem Kunstwerke zusammengesetzt hat. Wenn der Talmud einem labyrinthischen Bau gleicht, in dem man sich nur mit einem Ariadnefaden zurechtfinden kann, so hat Maimuni daraus eine wohlgeordnete Anlage geschaffen, mit Flügelgebäuden, Hallen, Gemächern, Kammern und Kämmerchen, in denen sich auch ein Fremder ohne Führer orientieren und einen Überblick über alles im Talmud Enthaltene gewinnen kann.

Neben den formellen Vorzügen und dem unvergleichlichen, abrundenden Kunstbau hat dieses Werk inhaltlich eine entschiedene Bedeutung für den Entwickelungsgang der jüdischen Geschichte. Alle die verschiedenen Richtungen, welche Maimunis Vorgänger auf dem Boden des Judentums einseitig ausgebildet haben, hat er darin zu schönster Harmonie vereinigt. Nichts ist darin bevorzugt und nichts zurückgesetzt. Das Philosophische, das Sittliche, das Ritualgesetzliche und, sozusagen, die gemütliche Seite des Judentums, die sich in der Hoffnung auf die messianische Erlösungszeit ausspricht, alles ist in diesem Werke gleichmäßig gewürdigt und zur Vollberechtigung erhoben. Er machte damit den vollen Abschluß mit all den Bestrebungen, welche seit Saadia, der das Judentum gedanklich zu erfassen versuchte, zu Worte gekommen waren. Er führte für die gewaltige Geistesarbeit von mehr als drei Jahrhunderten den nötigen Ruhepunkt herbei.

Man kann fast sagen, daß Maimuni einen neuen Talmud geschaffen hat. Es sind zwar die alten Elemente, man kennt ihren Fundort, ihr Vorkommen, ihr ursprüngliches Gefüge, aber unter seiner Behandlung, Gruppierung und Verarbeitung nimmt sich alles ganz anders aus. Der Rost ist entfernt, das entstellende Beiwerk beseitigt, alles erscheint umgegossen, geglättet, frisch und neu. Die Mischna, der Grundbau des Talmud, beginnt mit der Gesetzesfrage: „Zu welcher Stunde darf man den Abschnitt Schemâ abends lesen?“ und schließt mit der Diskussion, wann dieses oder jenes levitisch unrein wird. Maimuni dagegen beginnt seinen talmudischen Kodex: „Der Hauptgrund und die Säule aller Weisheit ist, zu erkennen, daß es ein Urwesen giebt, welches alle Kreatur ins Dasein gerufen hat,“ und schließt mit den Worten: „die Erde wird einst voller Erkenntnis werden, wie das Wasser den Meeresgrund bedeckt.“ Es weht in diesem Werke der Geist vollendeter Weisheit, ruhiger Frömmigkeit und tiefer Sittlichkeit. Maimuni hat die Philosophie in den Religionskodex aufgenommen, ihr dort das ebenbürtige Bürgerrecht eingeräumt und sozusagen Aristoteles neben den Lehrern des Talmuds Platz angewiesen. Ein großer Teil des ersten Buches seines Werkes (Madda) ist philosophisch gehalten.

Der Zweck seiner Arbeit war die Kenntnis des ganzen Judentums, des biblischen und talmudischen (das ihm in eins zusammenfloß) zu vereinfachen. Er wollte die Weitläufigkeit und Dunkelheit, welche durch die Sprachform des Talmuds das Studium desselben so sehr erschweren, vermindern, das Chaos lichten, Ordnung in das Zusammengewürfelte bringen. Der Rabbiner, welcher Vorkommnisse des täglichen Lebens in religiösen und richterlichen Angelegenheiten zu entscheiden hat, der Fromme, welcher seiner religiösen Pflicht, das Gesetz zu kennen, genügen will, der Wißbegierige, welcher sich Talmudkenntnis aneignen möchte, soll sich nicht mehr durch Dornengestrüppe hindurchzuwinden brauchen, sondern neben der heiligen Schrift sich aus dem Kodex Mischna-Thora allseitige Belehrung holen können. Er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß sein Werk den Talmud, wenn nicht beseitigen, so doch entbehrlich machen sollte. Er verfaßte es deswegen in der leichtverständlichen neuhebräischen Sprache, um es für jedermann zugänglich zu machen und auf diese Weise die Gesetzeskunde und überhaupt die Kenntnis des Judentums zu verbreiten.

Bei seiner Denkweise, alle Einzelheiten auf faßliche Gründe zurückzuführen und auf Notbehelfe nichts zu geben, mußte Maimuni hier und da bei der Feststellung der Ergebnisse von der talmudischen Art abweichen und einen eigenen Weg einschlagen. Namentlich ging er in einem schneidenden Punkte über den Talmud hinaus. Da er das gesetzliche Judentum in allen seinen Teilen auseinandersetzen und das Verhältnis des Talmudischen zum Biblischen deutlich auseinandertreten lassen wollte, so mußte er den Begriff dessen, was biblisch sei, scharf bestimmen. Diese Scheidung machte er in einer eigenen Schrift als Ergänzung zu seinem Werke. Hier wie in seinem Kodex sprach er den Grundsatz aus, daß nicht alles, was der Talmud aus Schriftversen vermittelst der Deutungsregeln oder sonst wie als biblisch ausgiebt, als solches zu betrachten sei, denn nur was ohne Meinungsverschiedenheit hingestellt wird, dürfe als solches gelten.

Obwohl Maimunis Theorie, konsequent durchgeführt, geeignet ist, das talmudische Judentum zu lockern, so stand es ihm in der Praxis so hoch, daß er nichts Höheres darüber kannte. Die talmudischen Weisen waren für ihn maßgebende Autoritäten, die nur eine Stufe niedriger als die Propheten gestanden hätten; sie waren für ihn Ideale, deren Beispiel zu einem tugendhaften, religiös-vollkommenen Leben führen könne.

Maimuni hat allerdings durch seinen Religionskodex dem rabbinischen Judentum einen festen Halt gegeben. Auf der anderen Seite hat er es aber auch in feste Bande geschlagen. Vieles, was

im Talmud selbst noch flüssig und deutbar ist, hat er zu einem unangreifbaren Gesetze erstarren lassen. Wie er in das Judentum Glaubensartikel eingeführt hat, welche mit dem Denken das Denken beschränken sollten, ebenso hat er mit seinem kodifizierenden Abschließen der Gesetze dem Judentum die Bewegung geraubt. Ohne Rücksicht auf die Zeitlage, in welcher die talmudischen Bestimmungen entstanden sind, stellte er sie als für alle Zeiten und auch unter veränderten Umständen verbindlich hin. Maimuni war darin viel strenger als die Toßafistenschule, welche .einem allzuscharfen talmudischen Gesetze die Spitze abbrachen, indem sie in tief eingehender Ergründung desselben herausbrachten, es sei gar nicht für anders geartete Zeiten anwendbar. Hätte Maimunis Kodex die Alleinherrschaft behauptet, wie es anfangs den Anschein hatte, und den Talmud aus dem Kreise der Lehrhäuser, der Religionsbehörden und der jüdischen Gerichtshöfe verdrängt, so wäre das talmudische Judentum ungeachtet des Gedankenstoffes und der wissenschaftlichen Behandlung einem Versteinerungsprozeß verfallen.

Maimunis Religionskodex des Judentums warf einen mächtigen Gärungsstoff in die jüdische Welt; er wirkte nicht wie ein Buch, sondern wie eine folgenschwangere Tat, aufregend, umgestaltend. Kaum war das Werk veröffentlicht, so wurde es von Kopisten vervielfältigt und verbreitet in Arabien, Palästina, dem Morgenlande einerseits, in Afrika, Spanien, Südfrankreich und Italien anderseits. Zehn Jahre später konnte der Verfasser ohne Ruhmredigkeit sagen, es sei bis ans Ende der bewohnten Erde gedrungen. Es wurde nicht bloß gelesen, sondern zum Grundbuche der jüdischen Religion erhoben, wie eine neue Bibel oder ein neuer Talmud. Ein Zeitgenosse gibt den Eindruck und die Wirkung wieder, welche Maimunis Werk in Spanien hervorgebracht hat: „Ehe das Werk nach Spanien gelangte, war die Beschäftigung mit dem Talmud für die jüdischen Bewohner Spaniens so sehr schwierig, daß sie auf den Ausspruch des Rabbiners angewiesen waren, denn sie wußten sich nicht zurechtzufinden, das Ergebnis aus der weitläufigen Diskussion festzustellen. Sobald sie aber Maimunis Werk kennen lernten, das ihnen wegen der faßlichen Sprache zugänglich war, und sie die lichtvolle Ordnung in demselben bewunderten, gingen ihnen die Augen für die hohe Bedeutung desselben auf. Ihr Geist vertiefte sich darein, Jung und Alt sammelten sich, um sich den Inhalt anzueignen. Es giebt jetzt viele Kundige des Gesetzes, die bei einem Rechtsstreite sich ein selbständiges Urteil zu bilden und die Entscheidung des Richters zu kontrollieren imstande sind.“ Und wie in Spanien, so war es überall, selbst im Morgenlande, wo das Talmudstudium eifriger betrieben wurde. Die Ver-

ehrung für den großen Meister wuchs von Tag zu Tage, namentlich als man allmählich erfuhr, daß sein Privatleben dem Ideale entsprach, das er von einem jüdischen Weisen entworfen hat. Man spendete ihm die überschwänglichsten Lobeserhebungen. „Der Einzige des Zeitalters", „das Panier der Rabbiner", „der Erleuchter der Augen Israels", waren noch bescheidene Titel. Maimunis Name erklang von Spanien bis Indien und von dem Quellande des Euphrat und Tigris bis Südarabien, und verdunkelte alle zeitgenössischen Berühmtheiten. Die gelehrtesten Männer ordneten sich seinem Urteile unter und erbaten sich von ihm in demutsvollen Äußerungen Belehrung, er galt als höchste Autorität für die jüdische Gesamtheit, die in ihm ihren würdigsten Vertreter verehrte.

An kleinlichen Gegnern, die ihm seine alle überragende Größe mißgönnten, hat es ihm auch nicht gefehlt. Jene winzigen Rabbinerlein, welche, äußerlich mit dem Talmud vertraut, im Besitze aller Weisheit zu sein glaubten, waren durch Maimunis Werk unangenehm aus ihrem Traum geweckt. In Kairo selbst würdigten einige Stocktalmudisten sein Werk keines Einblickes, damit es nicht hieße, sie hätten etwas daraus gelernt. Andere meinten, nur das Lehrhaus zu Bagdad sei die wahre Lehrstätte für Talmudkenntnis; wer nicht an dieser Quelle geschöpft, könne nicht als gründlich Eingeweihter angesehen werden. Solche Kleingeister bildeten sich ein, es hinge nur von ihnen ab, ein gleiches oder noch besseres Werk über sämtliche Gesetze des Judentums zu verfassen. Das Haupt dieser kleinlichen Gegnerschaft war jener Samuel Ben-Ali in Bagdad, der auf seinem reich ausstaffierten Gaonthrone und stets umgeben von seinen Sklaven, keinen neben sich, geschweige denn über sich anerkennen mochte. Maimuni setzte dem geheimen Krieg gegen ihn von dieser Seite die Verachtung eines Weisen entgegen. Er hatte aber auch ehrliche Gegner an solchen, welche fühlten, daß seine Auffassung des talmudischen Judentums nicht Fleisch von ihrem Fleische sei, daher in seinem Werke Ketzerei witterten und Gefährdung der Alltagsreligion erblickten. Worin aber die dem Judentum fremden und unangemessenen Elemente lagen, das verstanden nur die Gebildetern.

Erst nach mehr denn zwanzigjährigem Aufenthalte in Ägypten erlangte Maimuni eine bedeutende ärztliche Praxis am Hofe Saladins, während er bis dahin nur geringe Kundschaft hatte. Er wurde zwar nicht Saladins Leibarzt, weil dieser wegen seiner fortwährenden Kriege mit den Anhängern Nureddins und den Christen seine Hauptstadt lange nicht besuchen konnte. Aber die Gunst, welche ihm der edle Wesir des edlen Sultans, der kluge und wissensfördernde A l f a d h e l zuwandte, von dem ein Zeitgenosse sagte:

„er war ganz Kopf und Herz", galt ebensoviel, wie die Auszeichnung von seiten des Herrschers. Alfadhel ließ Maimuni in das Verzeichnis der Ärzte aufnehmen, setzte ihm einen Jahrgehalt aus und überhäufte ihn überhaupt mit Gunstbezeugungen. Von seinem Beispiel angeregt, wendeten ihm auch die Großen des Landes, welche in Kairo lebten, ihre Kundschaft zu, so daß Maimunis Zeit so sehr besetzt war, daß er die Studien vernachlässigen mußte.

Er genoß auch als arzneikundiger Schriftsteller einen ausgebreiteten Ruf. Der berühmte mohammedanische Arzt und Theologe Abdellatif von Bagdad, welcher in hoher Gunst bei Saladin stand, besuchte eigens Kairo, um drei berühmte Männer daselbst kennen zu lernen, darunter Musa Ibn-Maimuni. Der Dichter und Kadhi Alsaid Ibn-Sina Almulk besang Maimunis Größe als Arzt in schwärmerischen Versen. Sein Ruf war so groß, daß ihn der englische König Richard Löwenherz, die Seele des dritten Kreuzzuges, zu seinem Leibarzte ernennen wollte. Maimuni schlug aber diesen Antrag aus.

Sein Gönner, der Oberrichter und Wesir Alfadhel sprach ihn von einer schweren Anklage los, die ihm unter einem minder milden mohammedanischen oder christlichen Richter die Todesstrafe zugezogen hätte. Derselbe Abul-Arab Ibn-Moïscha, welcher früher Maimunis Retter in Fez war, trat als Ankläger gegen ihn auf, daß Maimuni sich eine Zeitlang zum Islam bekannt hatte und folglich als Abtrünniger zu bestrafen sei. Alfadhel, vor dessen Tribunal die Anklage erhoben war, urteilte gerecht, daß ein aufgezwungenes Bekenntnis keine Gültigkeit haben und keine Folgen nach sich ziehen könne (um 1187). Maimuni wurde noch dazu von dem Wesir zum Oberhaupte sämtlicher ägyptischen Gemeinden (Nagid) ernannt, und diese Würde vererbte sich in seiner Familie von Vater auf Sohn und Enkel bis ins vierzehnte Jahrhundert. Seine hervorragende Stellung benutzte er für seine Glaubensgenossen, um die ihnen irgendwo zugefügte Unbill von ihnen abzuwenden. Durch seine Veranlassung wurde die Verfolgung von den Gemeinden Jemens aufgehoben. Als Saladin Jerusalem den Händen der Christen, welche es beinahe ein Jahrhundert besessen, wieder entrissen hatten (Oktober 1187), gestattete er den Juden, sich in der Stadt ihrer Väter niederzulassen. Und von allen Seiten strömten wieder die sehnsüchtigen Söhne zu der trauernden und verlassenen Mutter. Maimuni bemühte sich endlich, seinen Bekenntnisgenossen den Vorzug vor den Karäern im Staate geben zu lassen und diese aus ihrer günstigen Stellung bei Hofe nach und nach zu verdrängen, so daß manche von ihnen zum Rabbanitentum zurückkehrten, was ihm zu seiner Zeit als hohes Verdienst angerechnet wurde.

Je höher Maimuni in den Augen seiner Zeitgenossen stieg, je mehr seine außergewöhnliche Persönlichkeit anerkannt wurde, und je lauter sein Ruhm erscholl, desto mehr fühlte sich das dünkelhafte Schulhaupt von Bagdad in seinem Ansehen verletzt. Samuel Ibn-Ali nahm daher jede Gelegenheit wahr, Maimunis Verdienst zu verkleinern. Heimlich flüsterten er und seine Freunde untereinander, daß Maimuni durchaus kein strengfrommer Jude und kein aufrichtiger Anhänger des Talmuds sei, und verbreiteten unter der Hand allerlei lügenhafte Verleumdungen über ihn. Als nun gar die Saat, welche Maimuni ausgestreut hatte, anfing frühzeitige Früchte zu tragen, benutzten Samuel Ben-Ali und seine Genossen diese Erscheinungen, um den Urheber in den Augen der Mitwelt herabzusetzen.

In Damaskus und Jemen traten Religionslehrer auf, welche aus Maimunis Schriften folgerichtige Schlüsse zogen, die er selbst nicht folgern mochte. Da er die Unsterblichkeit der Seele in dem reingeistigen Zustand einer jenseitigen Welt stark betont und wiederholentlich hervorgehoben, die Auferstehung der Leiber dagegen nur nebenbei hingestellt hatte, so folgerten diese seine Jünger, daß es ihm mit der Auferstehung nicht völliger Ernst sei und lehrten geradezu, mit dem Tode verfalle der Leib der Auflösung und dem Untergange, und nur die Seele schwinge sich zum reinen Äther empor. Allerdings verstieß diese freie Ansicht gegen ausdrückliche Aussprüche im Talmud und erregte darum Ärgernis, daß er nicht talmudisch gläubig sei, und daß dessen Kodex nicht das Ansehen verdiene, das er genoß. Von einer anderen Seite, von Haleb aus, wirkte ein beschränkter Stocktalmudist, Mar-Zacharia, der sich durch Maimunis Jünger verdunkelt sah, ebenfalls feindselig gegen Meister und Schüler. Da aber der Weise von Fostat überall warme und hingebende Anhänger hatte, so waren Samuel Ben-Ali und sein Genosse von Haleb genötigt, vorsichtig aufzutreten. Sie fädelten ein niedliches Ränkespiel gegen ihn ein, in das sie auch einen der damaligen zwei Exilarchen hineinzogen. Maimuni setzte dieser Intrige verachtende Gleichgültigkeit und Ruhe entgegen, was seine Gegner vollends entwaffnete.

Ungeachtet seiner Reibungen mit der Partei des Samuel Ben-Ali und seiner angestrengten Tätigkeit als Arzt, die ihm kaum Zeit zum Studium ließ, vollendete er sein religionsphilosophisches Werk „Führer der Irrenden“ (Moréh Nebuchim, um 1190), das nicht bloß für das Judentum, sondern auch für die Geschichte der Philosophie im Mittelalter überhaupt von außerordentlicher Bedeutung wurde. Es bildet den Höhepunkt des maimunischen Geistes und die Rechtfertigung seiner innigsten Überzeugungen.

Die äußere Einkleidung dieses epochemachenden Werkes ist zwar so angelegt, als wenn der Verfasser für seinen Lieblingsjünger Joseph Almoghrebi aus Fez einzelne Abhandlungen über wichtige Punkte, welche diesen innerlich beunruhigten und quälten, zum Niederschlagen seiner Zweifel ausgearbeitet hätte, allein es wurde von dem Bedürfnis diktiert, sich selbst die philosophische Weltanschauung und den Platz, den das Judentum darin einnimmt, klar zu machen.

Maimuni war einerseits von der Wahrheit der aristotelischen Philosophie, wie sie der mohammedanische Philosoph Ibn-Sina und andere erweitert hatten, fest überzeugt. Anderseits war ihm das Judentum nicht minder unerschütterliche Wahrheit. Beide schienen ihm denselben Ausgangspunkt und ein gemeinsames Ziel zu haben. Diese Philosophie erkennt als Spitze aller Wesenheiten einen einheitlichen Gott als Weltbeweger an. Das Judentum lehrt ebenfalls mit scharfer Betonung die Einheit Gottes, und verabscheut nichts gründlicher als Vielgötterei. Die Metaphysik kennt kein höheres Ziel des Menschen, als sich zur höchsten Erkenntnis emporzuarbeiten. Auch das Judentum, selbst das talmudische, stellt Erkennen und Wissen, Gotteserkenntnis, an die Spitze seiner Vorschriften. Sind also die Wahrheit, welche der menschliche Geist in seiner Vollkraft aus sich selbst erzeugte, und die Offenbarung, welche die Gottheit am Sinai dem israelitischen Volke eröffnet hat, einander im Anfang und Ende gleich, so müssen die einzelnen Teile derselben ebenfalls einander entsprechen und sich zueinander wie eine und dieselbe Wahrheit, nur auf verschiedenem Wege gewonnen, verhalten. Das Judentum könne um so weniger mit der Philosophie im Widerspruch stehen, als beide Ausflüsse des göttlichen Geistes seien. Die Wahrheit, welche Gott offenbart hat, müsse auch mit derjenigen übereinstimmen, welche in der menschlichen Vernunft, als einer von der Gottheit stammenden Gabe, liegt, und ebenso müssen alle Wahrheiten, welche das höhere Denken zutage fördern kann, in der Offenbarung, d. h. in dem Judentum vorhanden sein.

Maimuni legte Aristoteles' Weltanschauung seiner Philosophie zugrunde, von der Abstufung der Wesenheit, von der Bewegung der reinen Sphären in Sehnsucht nach Gott und von dem dadurch entstehenden Kreislauf unter dem Monde. Eigen ist ihm die Gedankenentwickelung über die den Menschen näher angehenden Punkte, die er daran anknüpft. Da Gott, die Vollkommenheit und Allgüte, Urheber des Weltalls ist, so kann dieses nicht anders, als gut und zweckentsprechend gestaltet sein. Die Übel, welche sich innerhalb der niederen Welt finden, dürfen nicht als Gottes Schöpfung an-

gesehen werden, sondern lediglich als Abwesenheit des Guten und Vollkommenen, wenn der schwerfällige Stoff nicht imstande ist, des Guten und Göttlichen teilhaftig zu werden. Gott habe keineswegs das Böse geschaffen, sondern dieses entstehe aus der Natur des groben Stoffes, welcher mangelhaft beanlagt sein müsse und als solcher das Gute und den Segen nur mangelhaft annehmen und behalten könne.

Diese Übel sollen eben überwunden werden. In die Seele des Menschen, welcher allen aus grobem Stoff und höherer Form zusammengesetzten Wesen überlegen ist, habe Gott nämlich die Anlage und den Trieb zur Erkenntnis gesenkt. Folgt sie diesem Triebe, so kommt ihr die eigens dazu geschaffene allwaltende göttliche Vernunft entgegen, um ihr die Quelle des göttlichen Geistes zu öffnen, auf daß sie den Zusammenhang der Welt und Gottes Einwirkung auf dieselbe zu erkennen und ein zweckentsprechendes Leben zu führen imstande sei. Der Mensch vermöge sich demnach zur höheren Engelsstufe zu erheben und die Schranken seines stofflichen Leibes zu überwinden. Durch diesen Aufschwung zum höheren Gedankeninhalt und zur Sittenreinheit erwerbe sich der Mensch selbst den Geist, er mache sich selbst zu einem überirdischen Wesen, er erringe sich die Unsterblichkeit des Geistes und werde mit dem allwaltenden Weltgeiste geeint. Die Möglichkeit, die höchste Stufe zu erringen, ist dem Menschen mit seiner Willensfreiheit geschenkt.

Ebenso wie die Unsterblichkeit vermöge sich der Mensch durch seine Seelentätigkeit die besondere göttliche Vorsehung zu erwerben und gewissermaßen zu erringen. Denn Gottes Fürsorge erstrecke sich nur auf das Bleibende und Dauernde auch in der niederen Welt der vier Elemente, auf die Erhaltung der Gattungen, die vermöge ihrer Form und Zweckmäßigkeit geistiger Natur sind. Erhebt sich nun der Mensch zur Geistesstufe, wird er Herr des Stofflichen, so kann ihm das fürsorgliche Auge Gottes nicht fehlen. Und wie der Mensch sich den höchsten Lohn in der Erringung eines unsterblichen Geistes durch sittliche und tätige Gedankenarbeit erwerben könne, ebenso ziehe er sich die höchste Strafe selbst zu, wenn sein Geisteslicht durch ein sündhaftes Leben erstickt wird und in Stofflichen erlischt.

Der Mensch vermöge aber noch mehr zu erwerben, er sei imstande, durch ein ideales Leben die prophetische Anlage in sich auszubilden, wenn er seinen Geist in stetigen Denken und Tun Gott zuwende. Freilich gehört besonders zur Erlangung der Prophetie einerseits die Ausbildung und Spannung der Phantasie von seiten des Menschen und von seiten Gottes die Ausgießung seines Geistes. Da nun eine lebhafte, vorwaltende Phantasie das Haupt-

erfordernis für die Prophetie ist, so könne sie sich lediglich in einem traumähnlichen Zustande entfalten, wenn die störende Sinnentätigkeit abgespannt ist, und der Geist frei wird, sich den Einwirkungen von oben ganz zu überlassen. Die Prophezeiung der Propheten sei stets in einer Art Traum erfolgt. Sämtliche Erzählungen, welche die heilige Schrift von dem Tun und dem Gebaren der Propheten während ihres verzückten Zustandes mitteilt, dürften aber nicht als wirkliche Tatsachen, sondern nur als innere Seelenvorgänge, als Gesicht und Schau der Phantasie, aufgefaßt werden. Es gebe auch verschiedene Stufen in der Prophetie, je nach der größeren oder geringeren Tüchtigkeit, die dazu erforderlich ist. Dadurch hören viele Wundererzählungen in der Bibel auf, übernatürlich und auffallend zu erscheinen, sowie auch die Redeweise der Propheten dadurch erklärlich ist. Es sei zwar nicht gegen die Möglichkeit, Wunder anzunehmen. Derselbe Schöpfer, der die Naturgesetze geordnet, könne sie auch teilweise wieder aufheben, allein nur zeitweilig, so daß die Ordnung gleich wieder zurückkehrt, wie das Nilwasser nur auf kurze Zeit in Blut verwandelt wurde, das Meer sich lediglich auf einige Stunden für die Israeliten spaltete. Immerhin sei die Zahl der Wunder in der Bibel zu beschränken. Wunder seien überhaupt nicht die Mittel, um die Aussagen der Propheten zu bestätigen, diese müssen sich vielmehr durch den Inhalt ihrer Prophezeiung und durch das Eintreffen ihrer Verkündigungen betätigen. Wunder tuns nicht.

Der vollkommenste aller Propheten war jener Gottesmann mit strahlendem Antlitze, welcher der Welt eine tiefeingreifende Lehre gebracht hat. Moses Prophetie sei in vier wesentlichen Punkten von der der späteren Propheten verschieden gewesen. Diese prophetische Vollkommenheit habe Mose nur deswegen besessen, weil er sich durch Aufschwung seines Geistes von den Banden der Sinnlichkeit, von der Begehrung, selbst von der Phantasie frei gemacht und sich zum Grade eines Engels oder eines reinen Geistes emporgerungen habe. Alle Hüllen, welche das Auge des menschlichen Geistes umschleiern und seinen Blick trüben, habe er zerrissen und sei bis zum Urquell der Wahrheit vorgedrungen. Er habe eine Stufe, wie noch nie ein Sterblicher erreicht. Darum habe er vermocht auch mit dem freien Auge eines reinen Geistes die Gottheit und ihren Willen zu erkennen. Ohne Vermittelung und in durchsichtiger Klarheit sei ihm von dem höchsten Wesen die Wahrheit zugestrahlt worden, ohne Wort und Rede. Das, was er auf solcher Höhe erschaute, habe er seinem Volke als eine Lehre, als eine Offenbarung übermittelt. Diese der Gottheit unmittelbar entstrahlte Wahrheit sei eben die Thora. Diese von Gott ent-

stammte Offenbarungslehre steht einzig da, wie der Mittler, durch den sie den Menschen zugeführt wurde, einzig in seiner Art war. Als eine göttliche Lehre sei sie vollkommen, daher könne es keine nach ihr geben, die ihre Gültigkeit aufhübe und sie ersetzte, wie es auch früher keine derartige gegeben.

Ebenso wie in ihrem Ursprunge zeige sich die Göttlichkeit der Thora auch in ihrem Inhalte. Sie enthalte nicht bloß Gesetze und Vorschriften, sondern auch Lehrmeinungen (Dogmen) über die für die Menschen wichtigsten Fragen, und diese Zwiefachheit des Inhalts sei eben ein Merkmal, sie teils von anderen Gesetzgebungen und teils von anderen Religionen zu unterscheiden. Noch mehr. Die Gesetze der Thora erzielen sämtlich einen höheren Zweck, sodaß an ihnen nichts überflüssig, nichts gleichgültig, nichts willkürlich erscheine. Man könne daher die Aufgabe der von Mose gebrachten Offenbarung dahin zusammenfassen, daß sie die Befriedigung der Seele und das leibliche Wohl befördern wolle, das eine durch Einprägung richtiger Ansichten über Gott und seine Weltregierung, das andere durch Betätigung der Tugend und Sittlichkeit.

Maimunis Gedankenarbeit, das Judentum zur Höhe der Zeitphilosophie zu erheben, war von ausgedehntester Tragweite. Für die Denker seiner Zeit war Maimunis Religionsphilosophie in der Tat eine „Führerin der Irrenden". Denn da diese in demselben Gedankenkreise sich bewegten, einerseits aristotelisch dachten, anderseits jüdisch fühlten, aber zwischen ihrem Denken und Fühlen eine tiefe Kluft gewahrten, so konnte ihnen nichts willkommener sein, als die Brücke zu finden, welche von dem einen zum anderen führt. Vieles, was ihnen in Bibel und Talmud anstößig oder doch mindestens nichtssagend erschien, erhielt durch die maimunische Auffassungsweise eine höhere Bedeutung, einen tieferen Sinn und schmiegte sich ihrem Denken an. Für die Nachwelt wirkte das philosophische Werk überhaupt anregend und gedankenerzeugend. Das Judentum erschien den jüdischen Denkern in maimunischer Beleuchtung nicht mehr als etwas Fremdes, der Vergangenheit Angehörendes, Abgestorbenes, als ein bloßes mechanisches Tun, sondern als ihr eignes, ihrem Bewußtsein entsprechend, gegenwärtig und gedanklich lebend und belebend. Die jüdischen Denker aller Zeiten nach Maimuni haben darum stets an Maimunis „Führer" angeknüpft, haben aus dieser Quelle befruchtende Ideen geschöpft und haben selbst aus ihm gelernt, über seinen Standpunkt hinauszugehen und ihn zu bekämpfen. Und da die Denker am Ende doch stets die Führer, Tonangeber und Bildner bleiben so kann man mit Recht sagen, daß das Judentum seine

Verjüngung den Gedanken Maimunis zu verdanken hat. Er beherrschte so ausschließlich die Männer von Geist, daß sein Werk die vorangegangenen Arbeiten von Saadia bis auf Ibn-Daud und noch mehr Jehuda Halevis eine geraume Zeit verdrängte.

Aber auch über den jüdischen Kreis hinaus wirkte Maimunis arabisch geschriebenes philosophisches Werk anregend. Denn obwohl er es lediglich für denkende Juden verfaßte und denen, welche es benutzen wollten, eindringlich eingeschärft hatte, es lediglich mit hebräischen Schriftzeichen zu kopieren, damit es nicht in die Hände böswilliger Mohammedaner gerate und Gehässigkeit gegen die Juden hervorrufe, und obwohl er sogar seinen Lieblingsjünger ermahnte, die ihm zugesandten Hefte sorgsam zu bewahren, damit nicht von Mohammedanern und schlechten Juden Mißbrauch damit getrieben werde, so wurde es doch noch bei Maimunis Leben den Arabern zugänglich gemacht. Ein Mohammedaner schrieb eine eingehende Erklärung zu den von Maimuni aufgestellten Voraussetzungen, um das Dasein Gottes zu beweisen. Die Hauptbegründer der christlich-scholastischen Philosophie benutzten nicht nur Maimunis religionsphilosophisches Werk, sondern lernten erst daraus, sich in dem Widerstreit zwischen Glauben und Philosophie zurecht zu finden.

Die Schwäche des Maimunischen Systems ist, daß es, in der aristotelischen Zeitphilosophie befangen, fremde, ja unverträgliche Elemente in das Judentum hineingetragen, daß es statt des Gottes der Offenbarung, welcher voller Teilnahme auf das Menschengeschlecht, das israelitische Volk und jeden Einzelnen blickt, ein metaphysisches Wesen gesetzt hat, welches in kalter Erhabenheit und Abgeschlossenheit sich um seine Geschöpfe nicht kümmern darf, wenn sein Dasein nicht in Gedankendunst zerfließen soll. Kaum vermochte er diesem metaphysischen Gotte eine volle Persönlichkeit und nur in eingeschränktem Sinne einen freien Willen beizulegen. So sehr ihm auch das Judentum ans Herz gewachsen war, mußte es doch in seinem System zu kurz kommen. Weil er die Offenbarung der Thora nicht in vollster Bedeutung als Mitteilung der Gottheit an sein Volk nehmen durfte, mußte er den größten Propheten zu einem Halbgott über den menschlichen Kreis hinaus erheben. Das Ideal eines vollkommenen Menschen und Frommen, wie Maimuni es aufstellt, ist nur für sehr wenige, nur für geübte Denker erreichbar, indem lediglich solche sich erst dazu durch den langen Stufengang niederer und höherer Erkenntnisse, die nicht jedermanns Sache sind, zu erheben vermögen. Ein bloß sittlicher und religiöser Wandel, wie lauter auch immer, genüge

nicht, weil Gott nur im Geiste mit höchster philosophischer Anschauung angebetet werden könne. Demgemäß vermögen nur sehr wenige die Unsterblichkeit und die jenseitige Seligkeit zu erreichen und der göttlichen Vorsehung gewürdigt zu sein. Es würde also nach der maimunischen Theorie nur wenige, sehr wenige Auserwählte geben. Endlich mußte Maimuni auch die Schriftverse, um sie mit den Ergebnissen des philosophischen Bewußtseins in Einklang zu setzen, gewaltsam umdeuten und ihnen einen anderen Sinn unterlegen. Die denkenden Zeitgenossen Maimunis und selbst sein Lieblingsschüler Josef Moghrebi fühlten es, daß seine Theorie nicht ganz mit dem Judentume stimme. Diese Wahrnehmung machte sich besonders an dem Glaubenspunkte der Auferstehung bemerkbar. Maimuni hatte ihn zwar mit aufgenommen, aber nur so nebenbei; er fand in seinem Gedankenkreise keinen Anhalt dafür. Von mehreren Seiten wurde ihm seine Wortkargheit über die Auferstehung vorgehalten.

Maimuni sah sich daher veranlaßt, eine Verteidigungsschrift zu verfassen, eine Abhandlung über die Auferstehung des Leibes (1191). Darin setzte er auseinander, daß er selbst zwar daran glaubte, daß er sie aber zu den Wundern rechne, deren Möglichkeit mit der Annahme einer zeitlichen Schöpfung gegeben sei. Er beklagte sich darin, daß er mißverstanden sei; überhaupt ist diese Schrift in einem gereizten Tone geschrieben, welche von der Ruhe seiner früheren Werke merklich absticht. Er war verdrießlich, daß er sich vor „Toren und Weibern" rechtfertigen mußte.

Unter den gelehrten Mohammedanern machte Maimunis „Führer" viel Aufsehen, wurde aber teils wegen seiner hingeworfenen Angriffe auf den Islam und auf die damals herrschende platte, aber rechtgläubige Philosophie und teils wegen seiner freien Ansichten hart von ihnen getadelt. Abdellatif, derselbe Vertreter der rechtgläubigen Richtung in der morgenländisch-islamitischen Welt, welcher nach Ägypten gekommen war, um Maimuni kennen zu lernen (wohl anfangs 1192), sprach zwar mit Anerkennung von ihm, fällte aber ein Verdammungsurteil über dessen Werk. Er äußerte sich über ihn: „Mose, der Sohn Maimunis, besuchte mich, nnd ich lernte in ihm einen Mann von sehr hohem Verdienste kennen, aber ich fand ihn von dem Streben beherrscht, den ersten Rang einzunehmen und mächtigen Personen zu gefallen. Er hat neben medizinischen Werken auch ein philosophisches Buch für die Juden geschrieben, das ich gelesen habe. Ich halte es für ein schlechtes Buch, das geeignet ist, die Grundlehren der Religionen zu untergraben, gerade durch die Mittel, welche bestimmt scheinen, sie zu befestigen."

Nirgends fanden Maimunis Ideen einen fruchtbareren Boden und wurden gieriger aufgenommen, als in den jüdischen Gemeinden Südfrankreichs, wo Wohlstand, freistädtische Verfassung und die albigensische Gärung gegen das starre Kirchentum den Forschergeist geweckt, und wo Ibn-Esra, die Tibboniden und Kimchiden Samen einer jüdischen Kultur ausgestreut hatten. Je weniger die geweckten Männer Südfrankreichs imstande waren, aus sich heraus das Judentum mit den Ergebnissen einer wissenschaftlichen Richtung auszugleichen, desto mehr vertieften sie sich in die Schriften des Weisen, welcher strenge Religiosität mit freier Forschung auf eine so überzeugende Weise zu versöhnen wußte, und dessen Werke Besonnenheit, Klarheit, Durchdachtheit und Tiefe offenbarten. Nicht bloß Laien, sondern auch tiefe Talmudkenner, Jonathan Kohen von Lünel, begeisterten sich für Maimuni, lauschten auf jedes seiner Worte und huldigten ihm wie einer außergewöhnlichen Erscheinung. „Seit dem Tode der letzten Talmudisten war nicht ein solcher Mann in Israel." „Gott erweckte ihn zur Belebung seines Volkes, weil dieses immer mehr erschlaffte." Das war das Urteil der provenzalisch-jüdischen Denker für ihn. Der Dichter Charisi schickte Maimuni schwärmerische Verse zu, worin er unter andern von ihm sang:

„Ein Engel Gottes bist du,
Bist in Gottes Bild geschaffen,
Trägst auch menschliche Züge du."

Einige Gemeinden und angesehene Männer der Provence wendeten sich an ihn mit wissenschaftlichen Anfragen, darunter die Gelehrten Lünels und an ihrer Spitze Jonathan Kohen und baten ihn zugleich, ihnen den „Führer" zuzusenden, von dessen Rufe sie vernommen hatten. Dieses überaus schmeichelhafte Sendschreiben aus Lünel konnte Maimuni erst nach mehreren Jahren beantworten. Eine schwere Krankheit hatte ihn nämlich ein ganzes Jahr an das Siechbett gefesselt, er fühlte sich davon, sowie vom zunehmenden Alter und von der anstrengenden ärztlichen Tätigkeit geschwächt. Auch waren nach dem Ableben des großen Saladin Streitigkeiten zwischen dessen ehrgeizigen Söhnen und seinem Bruder Aladil ausgebrochen, welche Unruhen und Bürgerkriege in Ägypten zur Folge hatten.

Von diesen Unruhen konnte Maimuni als eine dem Hofe nahestehende Persönlichkeit nicht unberührt bleiben, und sie ließen lange in ihm keine freundliche Stimmung aufkommen. Endlich aber wurde Saladins ältester Sohn nach dem Tode des jüngeren Herrscher von Ägypten (1200), und Maimuni war sein

Leibarzt. Da dieser, Alafdal, früher ausschweifend gelebt hatte, so wurde er von Trübsinn und Todesfurcht befallen und ließ Maimuni auffordern, für ihn eine kurzgefaßte Anleitung für eine gesundheitsfördernde Lebensweise zu verfassen. Unter den Gesundheitsregeln, die Maimuni infolgedessen für denselben zusammenstellte, ließ er auch die Bemerkung einfließen, daß zur Erhaltung eines kräftigen Körpers auch Kräftigung der Seele durch Sittlichkeit und philosophische Betrachtung erforderlich sei, daß übermäßiger Wein- und Liebesgenuß die Lebenskraft aufzehre. Er wagte einem launenhaften Fürsten zu sagen, was damals kein Hofmann sich herausnehmen durfte. Er wollte seinem Berufe als Seelenarzt nicht untreu werden.

Maimuni hatte noch die Genugtuung, daß der Hauptvertreter der jüdisch-provenzalischen Kultur, Samuel-Ibn-Tibbon, ihm mitteilte, er ginge damit um, den „Führer" aus dem Arabischen ins Hebräische zu übertragen, und zugleich andeutete, er sehne sich, den größten Mann der Judenheit von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Er war damit dem innigen Wunsche Maimunis entgegengekommen; denn er hatte sich schon früher mit dem Plane herumgetragen, seine arabisch geschriebenen Werke ins Hebräische zu übersetzen. Als Maimuni der Gemeinde von Lünel ein Antwortschreiben zugehen ließ, nahm er die Gelegenheit wahr, sie und überhaupt die jüdischen Provenzalen zu ermahnen, sich die wissenschaftliche Behandlung des Talmud angelegen sein zu lassen. „Ihr, Gemeindemitglieder von Lünel und der Städte in der Nähe, seid die Einzigen, welche die Fahne des Propheten Mose hochtragen. Ihr oblieget dem Talmudstudium und pfleget auch die Weisheit. Aber im Morgenlande sind die Juden für geistiges Streben tot. In ganz Syrien ist nur Haleb, in welchem sich einige mit der Thora und der Weisheit beschäftigen, aber es liegt ihnen auch nicht sehr am Herzen. In Irak gibt es nur zwei oder drei Trauben (Männer von Einsicht); in Jemen und dem übrigen Arabien wissen sie wenig vom Talmud und kennen nur die agadische Auslegung und nun erst in Maghreb! Ihr wisset, wie es da mit den Juden steht (daß sie zum Schein den Islam bekennen müssen). So bleibt nur ihr allein übrig, eine starke Stütze für die Lehre zu sein. Seid also stark und mutig und steht dafür ein." Maimuni ahnte, daß das von der Wissenschaft durchleuchtete Judentum seine Hauptvertretung in der Provence haben werde. An dem großen Manne und an seinen Schriften richteten sich in der Tat die Provenzalen auf.

Als Maimuni sein letztes Sendschreiben an die Gemeinde von Lünel erließ, fühlte er schon die Abnahme seiner Lebenskräfte. Er

verschied auch aus Schwäche im Alter von siebzig Jahren (20. Tebet = 13. Dezember 1204), von vielen Gemeinden in den damals bekannten Erdteilen betrauert. In Fostat begingen Juden und Mohammedaner drei Tage öffentliche Trauer und in Jerusalem veranstaltete die Gemeinde eine außerordentliche Leichenfeier um ihn. Ein allgemeines Fasten wurde angeordnet. Seine Hülle wurde nach Tiberias gebracht. Die Sage erzählt, Beduinen hätten die Führer des Sarges unterwegs angefallen, vermochten aber nicht den Sarg von der Stelle zu bewegen, und hätten sich schließlich den Juden angeschlossen, um ihm das Geleite bis zur Grabesstätte zu geben. Maimuni hinterließ nur einen Sohn, Abulmeni Abraham, welcher seine Stellung als Leibarzt und seine Würde als Haupt (Nagid) der ägyptischen Gemeinden erbte. Seine Nachkommen, die sich bis ins fünfzehnte Jahrhundert behaupteten, zeichneten sich durch Frömmigkeit und Talmudkunde aus. Auf sein Grab setzte ein Unbekannter eine fast vergötternde, kurze Inschrift:

„Hier liegt ein Mensch und doch kein Mensch;
Warst du ein Mensch, so haben Himmelswesen
Deine Mutter beschattet."

Später wurden diese Zeilen verwischt und dafür die Worte gesetzt:

„Hier liegt Mose Maimun, der gebannte Ketzer."

Diese zwei Inschriften veranschaulichen den schroffen Gegensatz, der nach Maimunis Tod zum Ausbruch kam und die Judenheit in zwei Lager spaltete.

Siebentes Kapitel.

Die Spaltung und der Judenfleck.

(1205 bis 1236.)

Wenn Maimuni, der gedankenreichste Rabbiner und der tiefreligiöse Philosoph, die Mittagshöhe in der mittelalterlich jüdischen Geschichte bildet, so fingen mit seinem Tode alsbald die Schatten sich zu neigen an. Seine Hinterlassenschaft an anregenden Gedanken erzeugte eine tiefgreifende Entzweiung in der Judenheit. Die Kirche mit ihrer immer mehr überhandnehmenden Anmaßung mischte sich in die Parteiung der Judenheit ein und wendete gegen die ihr lästige Synagoge bald verführerische Lockmittel, bald abschreckende Brandmarkung, bald geheimes Gift, bald loderndes Feuer an. Maimunis Tod und die Allgewalt des Papsttums waren zwei Unglücksfälle für die Judenheit, die sie nach und nach von der Höhe in die tiefste Niedrigkeit versetzten.

Maimunis Hinscheiden ließ eine Lücke und einen Stillstand in dem Aufstreben der Juden eintreten. Ihm hatten sich die Gemeinden in Ost und West freiwillig untergeordnet. Er hatte für alle Verlegenheit klugen Rat; nach seinem Heimgange dagegen stand die Judenheit ohne Führer und das Judentum ohne Autorität da. Wohl erbte sein Sohn, Abulmeni Abraham Maimuni (geb. 1185, st. 1254), wie seine Stellung, so auch seinen Charakter; aber sein Geist und seine Tatkraft waren nicht auf ihn übergegangen. Er war Leibarzt des Sultans Alkamel, eines Bruders Saladins, und stand zugleich mit dem arabischen Arzt und Literaturgeschichtsschreiber Ibn-Abi Obsaibija dem Hospital von Kairo vor. Er war ebenfalls talmudkundig, wehrte die Angriffe auf die Gelehrsamkeit seines Vaters mit talmudischen Waffen ab und erließ rabbinische Gutachten. Er war auch philosophisch gebildet und verfaßte in diesem Sinne ein Werk zur Versöhnung der Agada mit dem philosophischen Zeitbewußtsein. Allein sein Wissen war mehr angelerntes Geisteseigentum als ursprüngliche Gedanken. Er folgte mit sklavischer Treue den Fußtapfen seines großen Vaters und eignete sich seine Denkweise gewissermaßen mit Aufgeben des Selbstdenkens an. Abraham Maimuni genoß zwar Hochachtung in der Nähe und Ferne, aber einflußgewinnende und maßgebende Autorität war er keineswegs.

Ebensowenig wie in Afrika und Asien gab es nach Maimunis Tod in Europa Männer von Anziehungskraft. Wohl zählte die jüdische Provence und das jüdische Spanien in den christlichen Landesteilen gelehrte Männer, aber keine die Zeit beherrschenden Charaktere. Es fand sich damals, als schlimme Zeiten eintraten, kein Mann, der sich vor den Riß hätte stellen können, um ein gewichtiges Wort zur rechten Stunde zu sprechen und den schwankenden Gemütern den rechten Weg vorzuzeichnen. Wäre ein Mann von Maimunis Geist und Charakter sein Nachfolger geworden, so hätte weder die Zwiespältigkeit zwischen Denkgläubigen und Buchstabengläubigen so tiefe Zerstörungen anrichten, noch die verderbliche Mystik die Gemüter in ihren Bannkreis ziehen können.

Zu dieser Verwaistheit des Judentums im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts trat hinzu die Feindseligkeit eines Übermächtigen gegen dasselbe. Der Papst Innocenz III. (1198 bis 1216) von dem die tyrannische Gewalt der römischen Kirche über Fürsten und Völker, die Knechtung und Verdummung der Geister, die Verfolgung der freien Forscher, die Einführung der Inquisition, die Scheiterhaufen gegen Ketzer, d. h. gegen solche, welche

an der Unfehlbarkeit des römischen Bischofs zu zweifeln sich unterfingen, stammen, dieser Papst war auch ein erbitterter Feind der Juden und des Judentums und hat ihnen tiefere Wunden geschlagen, als sämtliche vorangegangene Widersacher. Dem mächtigen Kirchenfürsten im Vatikan, der Kronen und Länder verteilte und durch seine Armee von päpstlichen Legaten, Dominikaner- und Franziskanermönchen mit ihrer blutdürstigen Frömmigkeit ganz Europa vom Atlantischen Meere bis Konstantinopel und vom Mittelmeere bis zur Eisregion knechtete, ihm war das Häuflein Juden ein Dorn im Auge, weil es mit seinem klaren Verstande, geläutertem Glauben, seiner sittlichen Kraft und überlegenen Bildung ein stiller Protest gegen die römische Anmaßung war. Im Anfang seiner Regierung schien Innocenz, gleich seinen Vorgängern, die Juden zwar nicht gerade begünstigen, aber doch vor Unbill beschützen zu wollen. Da Ansammlungen zu neuen Kreuzzügen gegen das seit Saladins Tod geschwächte Sultanat von Ägypten, welches im Besitz der heiligen Stadt war, wieder an der Tagesordnung waren, und die Kreuzzügler durch erhaltenen Sündenerlaß sprechen durften: „Wir dürfen Verbrechen begehen, weil wir durch den Empfang des Kreuzes sündenfrei sind, ja noch die Seelen der Sünder aus dem Fegefeuer erlösen können,“ so waren Judenhetzen wieder an der Tagesordnung, wie auch gewaltsame Taufen, Plünderungen, Meuchelmorde. Die Juden wandten sich daher an Innocenz, der Gewalttätigkeit der Kreuzritter zu steuern. Gnädig bewilligte er ihnen (Sept. 1199), was auch der anständige Führer einer organisierten Bande nicht versagen würde. Die Juden sollen nicht mit Gewalt zur Taufe geschleppt, nicht ohne richterliche Erkenntnis beraubt, verletzt oder getötet, in ihren Festzeiten nicht durch Peitschen oder Steinwürfe aufgestört werden, und endlich sollten ihre Begräbnisplätze respektiert, ihre Leichname nicht ausgegraben und geschändet werden. So entartet war die Christenheit geworden, daß solche Gesetze, eine solche „Konstitution“, für die Juden erst erlassen werden mußten, und so verblendet waren ihre Führer, daß das Oberhaupt der Kirche diese Bestimmungen nicht aus dem einfachen Gefühl der Billigkeit und Menschlichkeit traf, sondern aus der verkehrten Anschauung heraus, die Juden dürften nicht ausgerottet, sondern müßten erhalten werden, damit sich an ihnen einst das Wunder ihrer allgemeinen Bekehrung zu Jesus erfüllen könnte!

Innocenz überwachte aber mit eifersüchtigem Auge die Fürsten, daß sie den Juden ja nichts mehr als das nackte Leben gönnen sollten. Dem französischen König Philipp August, dem

Erzfeind der Juden, der sie gequält, geplündert, aus seinem Lande gejagt, gehetzt, und nur aus Trotz und Geldverlegenheit sie wieder zurückgerufen hatte, machte der Papst (1205) Judenfreundlichkeit zum Vorwurfe! Es verletze sein Auge, schrieb er an denselben, daß manche Fürsten die Söhne der Kreuziger den Miterben des gekreuzigten Christus vorzögen, als wenn der Sohn von der Sklavin Erbe des Sohnes von der Freien sein könnte. Es sei ihm zu Ohren gekommen, daß in Frankreich die Juden durch Wucher die Güter der Kirche und die Besitzungen der Christen an sich gezogen, daß sie gegen den Beschluß des Laterankonzils unter Alexander III. christliche Diener und Ammen in ihren Häusern hielten, daß ferner Christen nicht als Zeugen gegen Juden zugelassen werden, daß die Gemeinde von Sens eine neue Synagoge erbaut hätte, welche höher als die Kirche der Nachbarschaft angelegt sei, und in welcher nicht, wie vor der Vertreibung, leise, sondern so laut gebetet würde, daß dadurch der kirchliche Gottesdienst gestört sei. Innocenz tadelte endlich den König von Frankreich, daß er den Juden zu viel Freiheit lasse, und daß sie sich herausnehmen dürften, in der Osterwoche auf den Straßen und in den Dörfern zu erscheinen, die Gläubigen vom Glauben abtrünnig zu machen. Er wiederholte mit Entrüstung die teuflische Verleumdung, daß die Juden heimlich Meuchelmord an Christen begingen. Gegen die öffentliche, täglich sich wiederholende Judenschlächterei hatte das Oberhaupt der Kirche kein so scharfes Wort. Er ermahnte darauf Philipp August, wahren Christeneifer zur Unterdrückung der Juden zu bewähren, und vergaß dabei nicht zu erinnern, die Ketzer in seinem Lande zu vertilgen. Juden und Ketzer ließen dem geistlichen Beherrscher Europas keine Ruhe. — In demselben Jahre (Mai 1205) schrieb Innocenz auch einen scharfen Hirtenbrief an den König von Kastilien, Alfonso den Edlen, weil dieser, ein Gönner der Juden, nicht zugeben mochte, daß die Geistlichen mohammedanische Sklaven der Juden mit Gewalt durch die Taufe ihnen entziehen, von den Feldern der Juden und Mohammedaner den Zehnten eintreiben sollten. Er drohte dem stolzen spanischen König mit der kirchlichen Zensur, wenn er fortfahren sollte, die Synagoge gedeihen und die Kirche schmälern zu lassen. Innocenz bestand darauf, daß die Juden von den Ländereien, die sie von Christen erwarben, den Zehnten an die Geistlichkeit leisten sollten, damit diese, deren Macht auf Geld beruhte, keine Einbuße erleide (Mai 1207). Sein Zwangsmittel gegen die Juden, um seinen Verfügungen Nachdruck zu geben, war der indirekte Bann. Da er über sie die Exkommunikation nicht verhängen durfte, so bedrohte er diejenigen Christen

mit dem Bann, welche mit Juden irgend einen Verkehr unterhielten und überhaupt die, die sich seiner apostolischen Willkür nicht fügen mochten.

Ein Drohbrief, den Innocenz an den judenfreundlichen Grafen von Nevers erließ (Januar 1208), offenbart noch mehr als seine bisherigen Verfügungen seinen tiefen Ingrimm gegen den jüdischen Stamm. Weil dieser Graf den Juden das Leben nicht sauer machte, schrieb der Papst an ihn, die Juden sollten wie der Brudermörder Kain flüchtig und unstät auf Erden wandeln, und ihre Gesichter müßten mit Schmach bedeckt sein. Sie dürften von christlichen Fürsten nicht beschützt, sondern müßten im Gegenteil zur Knechtschaft verurteilt werden. Es sei daher schändlich, daß christliche Fürsten Juden in ihre Städte und Dörfer aufnehmen, und sie als Wucherer benutzten, um durch sie von den Christen Geld zu erpressen. Sie (die Fürsten) nähmen die christlichen Schuldner der Juden in Haft, ließen die Juden christliche Burgen und Dörfer pfänden, und — was eben das Übel ist — die Kirche büße dadurch ihren Zehnten ein. Es sei ein Skandal, daß Christen den Juden ihr Vieh zum Schlachten, ihre Trauben zum Keltern geben, damit diese vorweg davon das nach ihren Religionsgesetzen Bereitete für sich nehmen könnten, um das Übrige den Christen zu überlassen. Eine noch größere Sünde sei es, daß der von Juden auf diese Weise bereitete Wein zum Sakrament des Abendmahls für die Kirche gebraucht werde. Werden die Christen von den Geistlichen wegen ihrer Begünstigung der Juden in den Bann getan und ihr Land mit dem Interdikt belegt, so lachen sich die Juden ins Fäustchen, daß ihretwegen die kirchlichen Harfen an die Weiden gehängt werden, und die Geistlichen während des Bannes um ihre Einnahmen kommen. Er war der erste Papst, der unmenschliche Härte gegen die Juden kehrte. Alles an ihnen erregte seinen Ingrimm gegen sie; er gönnte ihnen kaum Luft und Licht, und nur eine trügerische Hoffnung hielt ihn zurück, einen Vernichtungskrieg gegen sie wie gegen die Albigenser zu predigen.

Innocenz war sich wohl bewußt, warum er Juden und Judentum gründlich verabscheute. Er haßte in ihnen diejenigen, welche indirekt gegen die Versumpfung des Christentums wühlten, auf welche das Papsttum seine Macht gegründet hatte. An der Entrüstung der wahrhaft gottesfürchtigen und sittlichen Christen gegen die Kirchenobern, gegen deren Anmaßung, unzüchtige Lebensweise und unersättliche Habgier hatten nämlich auch Juden ihren Teil. Die als Ketzer gebrandmarkten A l b i g e n s e r in Südfrankreich, welche am entschiedensten gegen das Papsttum auftraten, hatten

zum Teil ihre Opposition vom Verkehr mit gebildeten Juden oder aus jüdischen Schriften geholt. Es gab unter den Albigensern eine Sekte, welche es geradezu aussprach: „Das Gesetz der Juden ist vorzüglicher als das Gesetz der Christen.“ Innocenz Augenmerk war daher ebenso wie auf die Albigenser, so auch auf die Juden Südfrankreichs gerichtet, um ihren Einfluß auf die Gemüter der Christen zu hemmen. Der Graf Raymund VI. von Toulouse und St. Gilles, von den Troubadours und Sängern der Zeit „der gute Raymund“ genannt, welcher als Begünstiger der Albigenser galt und daher unbarmherzig gequält wurde, war auch beim Papste als Freund der Juden verrufen. Innocenz zählte daher in dem Sündenregister, das er ihm vorhielt, auch das Verbrechen auf, daß er in seinem Staate jüdische Beamte hielte und Juden überhaupt begünstigte. In dem bluttriefenden Kreuzzug, den der Papst gegen ihn und die Albigenser eröffnet hatte, litten daher die südfranzösischen Gemeinden mit. Sobald Raymund gedemütigt war und sich gefallen lassen mußte, von dem päpstlichen Legaten Milo nackt an einem Stricke mit Geißelhieben in die Kirche geschleppt zu werden, mußte er unter anderem bekennen, daß er das Verbrechen begangen habe, Juden öffentliche Ämter anzuvertrauen. Darauf befahl ihm der Legat, bei Strafe des Verlustes seiner Würde, unter anderem reumütig zu beschwören, daß er sämtliche jüdische Beamten in seinem Lande entfernen werde. Der unglückliche Fürst, dem die Schwertesspitze auf die Brust gesetzt wurde, mußte diese Erklärung öfter wiederholen (Juni 1209). Dreizehn Barone, die mit Raymund in Verbindung gestanden und als Gönner der Albigenser galten, wurden ebenfalls von Milo gezwungen, durch einen Eid zu versichern, daß sie ihre jüdischen Beamten absetzen und ferner kein Amt an solche vergeben würden.

Inzwischen sammelte sich ein fanatisches Kreuzheer, von dem Papste und dem blutdürstigen Mönch Arnold von Citeaux aufgestachelt und von dem ehrgeizigen, ländersüchtigen Grafen Simon von Montfort angeführt, gegen die Albigenser und zog gegen den Vizegrafen Raymund Roger und dessen Hauptstadt Beziers. Auch dieser war als heimlicher Begünstiger der albigensischen Ketzer und als Gönner der Juden dem Papst und seinen Legaten doppelt verhaßt. Das schöne Beziers wurde erstürmt und ein Blutbad unter den Bewohnern im Namen Gottes angerichtet. „Wir schonten“, so berichtet der Blutmensch Arnold an den Papst, „wir schonten keinen Stand, kein Geschlecht, kein Alter, fast 20000 Menschen sind durch die Schärfe des Schwertes umgekommen. Nach dem großen Gemetzel wurde die Stadt ge-

plündert und verbrannt, und die göttliche Rache wütete darin auf eine wunderbare Weise.“ Selbst rechtgläubige Katholiken wurden nicht verschont, und auf die Frage der Kreuzfahrer, wie sie die Rechtgläubigen von den Ketzern unterscheiden sollten, antwortete Arnold: „Schlagt nur zu, Gott wird die Seinigen schon herauserkennen.“ Die blühende und gebildete jüdische Gemeinde von Beziers durfte unter diesen Umständen noch weniger auf Schonung hoffen. Zweihundert Juden kamen infolgedessen um, und viele von ihnen gerieten in Gefangenschaft. Das Jahr des Albigenser Kreuzzuges bezeichneten die Juden auch ihrerseits als „Trauerjahr“.

Durch den diplomatischen Sieg über Raymund von Toulouse und den militärischen Sieg über Roger Raymund von Beziers hatte die unduldsame Kirche nicht nur in Südfrankreich, sondern überall die Oberhand gewonnen. Das Unterfangen der freien Geister, sich ein eigenes Urteil über Religion, die heilige Schrift und die Stellung der Geistlichen zu bilden, war blutig bestraft worden. Der Papst durfte jetzt, wie es in der damaligen Kirchensprache hieß, das geistliche und das weltliche Schwert schwingen. Die Träger vernünftiger Gedanken wurden totgeschlagen; das Denken wurde als Frevel gestempelt. Die Jünger des Religionsphilosophen Amalarich von Bena, welche behaupteten, Rom sei das lasterhafte Babel, und der Papst sei der Antichrist, er weile auf dem „Ölberg, d. h. in der Saftigkeit der Macht“, die Einsichtsvollen, welche erklärten, für die Heiligen Altäre bauen, die Gebeine der Märtyrer verehren, sei Götzendienst, diese wurden als Gotteslästerer in Paris verbrannt. Philosophische Schriften, welche von Spanien nach Frankreich gebracht wurden, und die christliche Theologie hätten befruchten können, unter andern auch die im Auftrag eines Erzbischofs übersetzte Religionsphilosophie des jüdischen Denkers Salomon G'ebirol, wurden von der Pariser Synode verpönt und zu lesen verboten (1209). Das kaum anbrechende Licht unter den Völkern Europas wurde von den Vertretern der Kirche ausgelöscht. Die Juden Südfrankreichs und Spaniens waren noch die einzigen Priester der höheren Wissenschaft.

Aber die Kirche gönnte ihnen diese Gehobenheit nicht; sie arbeitete mit allen Kräften daran, sie zu demütigen. Das Konzil zu Avignon (September 1209), präsidiert von dem päpstlichen Gesandten Milo, bestimmte, daß alle Barone und freien Städte einen Eid ablegen sollten, Juden keinerlei Amt anzuvertrauen und keinen christlichen Dienstboten in jüdischen Häusern zu lassen. Ein Kanon dieses Konzils verbot den Juden nicht nur am Sonntag und an den christlichen Feiertagen öffentlich zu arbeiten, sondern

auch an christlichen Fasten Fleisch zu genießen. — Überall fühlten die Juden die schwere Hand des Papsttums, die sich ungehindert ausstrecken konnte, sie in den Staub zu drücken.

In England hatten die Juden zu dieser Zeit dreifache Feinde. Einerseits den lasterhaften, gewissenlosen König Johann ohne Land, welcher kein Mittel scheute, ihnen Geld abzupressen, anderseits die ihm feindlichen Barone, welche in ihnen den Reichtum des Königs erbickten und ihn ihm mißgönnten, und endlich den Kardinal Stephan Langton, vom Papst als Erzbischof von Canterbury aufgezwungen, der den verfolgungssüchtigen Geist der Kirche nach England verpflanzte.

Diese niederbeugende Gehässigkeit von allen Seiten, verbunden mit der Sehnsucht nach dem heiligen Lande, welche der Dichter Jehuda Halevi angeregt hatte, bewog mehr als dreihundert Rabbinen Frankreichs und Englands, nach Jerusalem auszuwandern (1211). Die namhaftesten unter ihnen waren Jonathan Kohen aus Lünel, der zu Maimunis Verehrern gehört hatte, und Simson Ben-Abraham, ein Gegner der maimunischen Geistesrichtung. Von dem Sultan Aladil, Saladins tüchtigem Bruder, ehrenvoll aufgenommen und mit Privilegien versehen, erbauten die französischen und englischen Auswanderer in Jerusalem Bet- und Lehrhäuser und verpflanzten die scharfsinnige, toßafistische Lehrweise nach dem Morgenlande. Hier durften noch Hervorragende mit dem Titel „Exilsfürsten“ eine Scheinwürde über die Gemeinden behaupten; Kalifen und Sultane, die Träger der geistlichen und die Träger der weltlichen Gewalt, gönnten sie ihnen — wenigstens für Geld. In Europa dagegen war selbst ihr Leben jeden Tag durch den aufgestachelten Fanatismus bedroht.

Der almohadische Fürst der Gläubigen, Mohammed Alnasir vom nordwestlichen Afrika, hatte die ganze verfügbare Mannschaft zu einem heiligen Kriege gegen die überhandnehmende Macht der Christen im mohammedanischen Spanien zu den Waffen gerufen und mindestens eine halbe Million Krieger über das Meer nach Andalusien geführt. Die christlichen Könige Spaniens, von der nahen Gefahr aufgeschreckt, stellten die Feindseligkeiten gegeneinander ein, um dem übermächtigen Feinde mit vereinten Kräften Widerstand zu leisten. Da sie sich aber doch nicht stark genug fühlten, den Kampf mit den Mohammedanern aufzunehmen, wendete sich Alfonso der Edle, König von Kastilien, an den Papst Innocenz, einen allgemeinen Kreuzzug gegen den Halbmond zu erlassen, und der Papst willfahrte diesem Wunsche sehr gern. So zogen denn viele europäische Krieger über die Pyrenäen, darunter auch der blutdürstige Zisterziensermönch Arnold mit seiner Schar,

welche sich durch Unmenschlichkeit aller Art an Albingensern und Juden in Südfrankreich die Seligkeit gesichert hatte. Die „Ultramontanen“, wie sie im Gegensatz zu den spanischen Kriegern genannt wurden, deren Ingrimm gegen alles, was nicht päpstlich-katholisch war, bis zur Raserei gesteigert war, nahmen Anstoß an den verhältnismäßig glücklichen Verhältnissen der Juden in der spanischen Hauptstadt, an ihrem Reichtum, ihrer Freiheit und ihrer Bedeutung bei Hofe. Diese fremden Kreuzzügler, von Arnolds Glaubenswut erfüllt, überfielen daher die Juden Toledos plötzlich und töteten mehrere von ihnen (Juni 1212), und es wäre allen sehr schlimm ergangen, wenn der edle Alfonso sich nicht ihrer angenommen, und wenn die christlichen Ritter und Bürger von Toledo, von Ehrgefühl geleitet, die Angriffe der Fanatiker nicht abgewehrt hätten.

Die Kirche aber sorgte dafür, daß auch die spanischen Könige und Völker zum Judenhaß erzogen wurden. Eine Kunde versetzte sämtliche Juden und die Christenheit in die größte Bestürzung. Innocenz III. hatte durch Hirtenbriefe die Vertreter der Kirche zu einem allgemeinen (ökumenischen) Konzil nach Rom zusammenberufen, auf welchem die Kreuzzüge gegen die Mohammedaner im heiligen Lande und auf der pyrenäischen Halbinsel, sowie gegen die südfranzösischen Ketzer beraten und die Reformation der Kirche, d. h. die Erweiterung ihrer Gewalt gegenüber den Staaten, durchgeführt werden sollten. Die südfranzösischen Gemeinden, welche zuerst Kunde davon hatten, daß auf diesem Konzil auch gegen die Juden ein harter Schlag geführt werden sollte, waren aufs tiefste davon erschüttert. Don Zag Benveniste, Leibarzt des Königs von Aragonien, lud daher jüdische Deputierte nach der Stadt Bourg de St. Gilles ein, um einflußreiche und gewandte Männer zu erwählen, welche sich nach Rom begeben und die bösen Ratschläge gegen die Juden vereiteln sollten. Ihr Bemühen aber ist fruchtlos geblieben. Das Laterankonzil, welches das christliche Europa in die schmählichen Bande geistiger Knechtschaft geschlagen und es in die Stumpfheit der Barbarei zurückgeworfen hat, schlug auch dem Judentum tiefe Wunden. In dem Gewimmel der riesigen Welthändel vergaßen der Papst und die Väter des Konzils die Juden nicht. Von den siebzig kanonischen Beschlüssen desselben sind vier den Juden gewidmet.

Ein Kanon bestimmte, daß die christlichen Fürsten die Juden streng überwachen sollten, daß sie nicht zu hohe Zinsen von ihren christlichen Schuldnern nähmen. Indessen kann man diese Beschränkung — obwohl christliche Geistliche wie Laien den Wucher der Juden begünstigten und ausbeuteten, und obwohl christliche

Gesellschaften, wie die Lombarden und Caorsini (auch Ultramontane genannt) ebenfalls Wucher trieben, einigermaßen gerechtfertigt finden, da die Kirche den finanziellen Bedürfnissen der Zeit keine Rechnung trug und sich streng an den Buchstaben der Bibel hielt. Auch dazu hatte das Konzil zu seiner Zeit einiges Recht, den getauften Juden zu verbieten, jüdische Riten beizubehalten, da die Kirche die Gewissensfreiheit nicht anerkennen durfte, ohne sich selbst aufzugeben. Wenn die Anklage richtig war, daß einige Juden damals die christlichen Prozessionen zur Osterzeit verspotteten, so waren die Vertreter der Kirche in ihrem Rechte, ihnen zu verbieten, an diesem Tage sich öffentlich zu zeigen, obwohl ein billigdenkender Gesetzgeber wegen einiger ungezogenen Wichte nicht die Freiheit einer ganzen Genossenschaft beschränken würde. Schon mehr Ungerechtigkeit lag in dem kanonischen Beschluß, daß die Juden nicht nur von ihren Häusern und liegenden Gründen den Zehnten zu leisten, sondern auch, daß sämtliche jüdischen Familienväter sechs Denar jährlich zum Osterfeste an die Kirche zu zahlen haben. Aber ganz im Geiste des Albigenserverfolgers Innocenz wurde das kanonische Gesetz erneuert, daß kein christlicher Fürst einem Juden irgend ein Amt anvertrauen dürfe.

Den Gipfelpunkt der Erniedrigung der Juden enthielt aber der Beschluß des Konzils, daß die Juden in allen christlichen Ländern zu jeder Zeit eine von den Christen unterscheidende Tracht anlegen sollten. Als Grund wurde angegeben, daß in manchen Gegenden wo Juden (und Mohammedaner) die Landestracht trugen, frevelhafte Mischehen zwischen diesen und den Bekennern des Christentums vorkämen. Sophistisch wurde das Gesetz noch dadurch beschönigt, daß Mose den Juden eine unterscheidliche Kleidung befohlen habe. Darum sollten vom zwölften Lebensjahre an jüdische Jünglinge an ihren Hüten und jüdische Frauen an ihren Schleiern ein durch eine besondere Farbe kenntliches Abzeichen tragen. Der Judenflecken ist eine Erfindung des Papstes Innocenz und des vierten allgemeinen römischen Konzils.

Eine Erfindung kann man es eigentlich nicht nennen, denn der Papst hatte dieses brandmarkende Zeichen von den fanatischen mohammedanischen Herrschern entlehnt. Der almohadische Fürst der Gläubigen von Afrika und Südspanien, Abu-Jussuf Jakub Almanßur, hatte den Juden seiner Lande, welche den Islam zwangsweise angenommen hatten, anbefohlen, eine entstellende Tracht anzulegen, schwere Kleider mit langen Ärmeln, und statt der Turbane grobe Schleier von der häßlichsten Form. „Wüßte ich", sprach dieser Fanatiker folgerichtig, „daß die bekehrten Juden den Islam mit aufrichtigem Herzen angenommen haben, würde ich ihnen gestatten, sich mit den Muselmännern durch Ehebündnisse zu vermischen. Wäre ich

überzeugt, daß sie Ungläubige geblieben sind, so würde ich die Männer über die Klinge springen lassen, ihre Kinder zu Sklaven machen und ihre Güter einziehen. Aber ich schwanke in diesem Punkte; darum sollen sie durch eine häßliche Tracht abgesondert erscheinen.“ Diese barbarische Behandlung der Juden hat nun der Papst Innocenz nachgeahmt. Ihre tiefste Entehrung in Europa während sechs Jahrhunderten datiert vom 30. November 1215.

Fortan beschäftigten sich Provinzialkonzilien, Ständeversammlungen und fürstliche Kabinette neben der Ausschließung der Juden von allen Ehren und Ämtern mit dem Judenzeichen, um dessen Farbe, Form, Länge und Breite mit pedantischer Gründlichkeit zu bestimmen. Viereckig oder rund, von safrangelber oder anderer Farbe an dem Hute oder an dem Oberkleide getragen, war das Judenzeichen eine Aufforderung für die Gassenbuben, die Träger zu verhöhnen und mit Kot zu bewerfen, war es ein Wink für den verdummten Pöbel, über sie herzufallen, sie zu mißhandeln oder gar zu töten, war es selbst für die höheren Stände eine Gelegenheit, sie als Auswürflinge zu brandschatzen oder des Landes zu verweisen. Noch schlimmer als diese Entehrung nach außen war die Wirkung des Abzeichens auf die Juden selbst. Sie gewöhnten sich nach und nach an ihre demütige Stellung und verloren das Selbstgefühl und die Selbstachtung. Sie vernachlässigten ihr äußeres Auftreten, da sie doch einmal eine verachtete ehrlose Kaste sein sollten. Sie verwahrlosten nach und nach ihre Sprache, da sie doch zu gebildeten Kreisen keinen Zutritt erlangen und untereinander sich auch durch Kauderwelsch verständlich machen konnten. Sie büßten damit Schönheitssinn und Geschmack ein. Sie verloren männliche Haltung und Mut, so daß sie ein Bube in Angst setzen konnte. Die Strafandrohung des Propheten Jesaia zum Hause Jakob: „Du wirst erniedrigt von der Erde sprechen und aus dem Staube wird dein Wort lispeln,“ ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Das tiefe Wehe des Mittelalters begann für die Juden recht eigentlich erst mit dem Papste Innocenz III., gegen welches alle ihre vorangegangenen Leiden, seitdem das Christentum zur Weltmacht gelangte, nur wie unschuldige Neckereien erscheinen.

Freilich fügten sich die Juden nicht so leicht darein, den ihnen aufgezwungenen Schandflecken zu tragen; namentlich mochten die Gemeinden Spaniens und Südfrankreichs, bis dahin an eine Ehrenstellung gewöhnt, nicht ohne Kampf zur Niedrigkeit herabsteigen. Noch hatten befähigte Juden Einfluß auf die Höfe von Toledo und Saragossa, sei es als Gesandte an fremden Höfen, sei es als Schatzmeister (Almoxarifen) für die königlichen Einnahmen oder als Leibärzte. Solche setzten alle Hebel in Bewegung, um den Beschluß, das schändende Abzeichen zu tragen, nicht in Wirksamkeit treten zu lassen. Sie

erlangten in der Tat von Innocenz milderem Nachfolger Honorius III. so viel, daß die Bischöfe und päpstliche Legaten hier und da ein Auge zudrücken möchten. In Aragonien erlangten sie die Befreiung davon durch den Eifer des jüdischen Leibarztes bei dem damaligen weitgebietenden König Jakob I., namens Zag Benveniste. Dieser hatte nämlich dem Könige so viel Dienste geleistet, daß er mit Zustimmung der Bischöfe des Landes ihn dem Papste eindringlich empfahl und für ihn eine Anerkennung von seiten des päpstlichen Stuhles bewilligt wünschte. Honorius sandte, auffallend genug, diesem Isaak Benveniste ein Diplom zu, daß er in Anerkennung seiner Verdienste, „weil derselbe sich vom Wucher fernhalte und den Katholiken eifrig beistehe, auf keine Weise gekränkt werden solle." Seinetwegen sollen auch die Juden zum Tragen der Abzeichen nicht gezwungen werden (1220).

Indessen so freundlich sich auch Honorius in diesem Punkte stellte war auch er weit entfernt, eine Ehrenstellung der Juden gutzuheißen, In einem Handschreiben desselben Jahres ermahnte er den König, daß er den Juden ja nicht einen Gesandtschaftsposten an einem mohammedanischen Hof anvertrauen möge. Denn es sei nicht wahrscheinlich, „daß diejenigen, welche den christlichen Glauben verabscheuten, sich den Bekennern desselben treu erweisen würden." In diesem Sinne schrieb der Papst auch an die spanischen Kirchenfürsten, daß sie die Könige von Aragonien, Kastilien, Leon und Navarra beeinflussen möchten, die Juden durchaus nicht zu diplomatischen Sendungen zu verwenden und das so ärgerliche und gefahrvolle Beispiel für die Christenheit abzustellen. Wie wenig kannte der Papst die unerschütterliche Treue der Juden gegen ihre Landesherren und ihre Liebe zum Geburtslande! Weit entfernt, das ihnen geschenkte Vertrauen zu mißbrauchen, wandten die jüdischen Botschafter an fremden Höfen allen Eifer zum Vorteil ihrer Gebieter an. Allein es war einmal seit Innocenz III. Grundsatz der Kirche, die Juden zu entehren und zu demütigen. Obwohl Honorius das Tragen des Judenfleckens den Juden Aragoniens erlassen hatte, bestand er doch darauf, daß die von England nicht davon befreit werden sollten (1221).

Hier herrschte nach dem Tode des wahnsinnigen Tyrannen Johann ohne Land während der Minderjährigkeit seines Sohnes Heinrich III. der von Innocenz eingesetzte Erzbischof von Canterbury, der berüchtigte Stephan Langton. Auf dem Konzil zu Oxford wurden die strengsten kanonischen Gesetze zur Demütigung der Juden eingeschärft. Eine Reihe von Beschränkungen wurden den englischen Juden als Strafe aufgelegt, weil sie sich Ungeheuerliches hätten zu schulden kommen lassen. Worin aber ihr Verbrechen bestand, wird nicht angedeutet. Ist ihnen vielleicht der Vorfall zur

Last gelegt worden, daß in England in demselben Jahre ein Diakonus zum Judentume übergetreten war? Er wurde selbstverständlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Kirche kannte damals kein wirksameres Mittel, den Widerspruch gegen ihre Lehren zu widerlegen, als das lodernde Feuer.

Trotz der vielfachen Anstrengung der gebildeten Juden von Einfluß, das Schandmal des Judenzeichens von sich abzuwenden, gewann dennoch die päpstliche Unduldsamkeit allmählich die Oberhand und das Edikt des Laterankonzils von 1215 immer mehr Eingang. Selbst der Kaiser Friedrich II., der geistvolle und aufgeklärte Fürst, dessen Rechtgläubigkeit mehr als verdächtig war, mußte zuletzt dem Papsttum darin zu willen sein, das Judenabzeichen in seinen Erblanden Neapel und Sizilien durch ein Gesetz einzuführen, obwohl er jüdische Gelehrte an seinen Hof zog und ihnen den Auftrag erteilte, philosophische Schriften aus dem Arabischen ins Lateinische zu übertragen. Eins schloß das andere nicht aus.

In Südfrankreich, wo infolge der Albigenserkriege die Geistlichkeit fast noch verfolgungssüchtiger gegen Andersgläubige geworden war als in den übrigen Ländern der Christenheit, fanden die Edikte Innocenz' III. zur Entehrung und Demütigung der Juden nur allzu eifervolle Verteidiger. Selbst die längst vergessenen Schikane aus der schlammigen Zeit der Merovingerkönige wurden gegen sie wieder aufgefrischt, die Juden sollten sich zur Osterzeit nicht auf den Straßen blicken lassen und überhaupt in diesen Tagen ihre Häuser gar nicht verlassen.

Als die Albigenserkriege zu Ende waren, begannen die Greuel einer blinden, rachsüchtigen, blutdürstigen Reaktion. Die Predigermönche, die Jünger Domingos, verherrlichten das Christentum durch Folterqualen und Scheiterhaufen. Wer auch nur im Besitze einer Bibel in romanischer (provenzalischer) Sprache war, verfiel dem Ketzergerichte der Dominikaner. Ihre Genossen, die Franziskaner oder Minoritenmönche, arbeiteten ihnen in die Hand. Es dauerte nicht lange, so streckten diese Würgengel in Mönchskutten ihre Griffe auch nach den Söhnen Jakobs aus, als wenn sie die Ketzerei der Albigenser angeregt hätten.

Vier Männer traten zu gleicher Zeit auf den Schauplatz der Geschichte, welche mit dem verfolgungssüchtigen, unmenschlichen Christentume bitteren Ernst machten, um das Leben der Juden in verschiedenen Ländern zu einer unerträglichen Höllenqual zu gestalten. Es waren der Papst G r e g o r IX., der Todfeind des Kaisers Friedrich II., der die Fackel der Zwietracht in das deutsche Land schleuderte und dessen Einheit und Größe vernichtete. Der König L u d w i g IX. von Frankreich, der sich den Namen „der Heilige“ erworben hat und,

von Einfalt des Herzens und Beschränktheit des Kopfes, zu den Ketzerverfolgungen bereitwilligst die Hand bot und die Juden so gründlich haßte, daß er sie nicht ansehen mochte. Ihm ebenbürtig war sein Zeitgenosse Ferdinand III. von Kastilien, ebenfalls von der Kirche als Heiliger anerkannt, weil er die Ketzer mit eigener Hand verbrannte. Endlich der Dominikanergeneral Raymund de Penjaforte (Peñaforte), der wütendste Ketzerverfolger, der alle Mühe anwandte, Juden und Mohammedaner zum Christentum zu bekehren und in diesem Sinne auf die Könige von Aragonien einzuwirken. Solchen verfolgungssüchtigen, unbarmherzigen, mit allen Machtmitteln versehenen Feinden waren die Juden preisgegeben.

Die engherzige Gesinnung der Kirche gegen die Juden wirkte wegen der ausgedehnten Macht des Papsttums seit Innocenz selbst gegen die an den Ufern der unteren Donau und der Theiß wohnenden Juden. In Ungarn waren sie sehr früh angesiedelt und aus dem byzantinischen und chazarischen Reiche dahin eingewandert. Da es unter den herrschenden Magyaren auch viele Heiden und Mohammedaner gab, so mußten die Könige gegen dieselben duldsam sein; ohnehin war ihr christliches Bekenntnis nur oberflächlich. In Ungarn hatten die Juden daher von jeher die Münzpacht des Landes und mit den Mohammedanern zusammen auch die Salz- und Steuerpacht des Staates; sie verwalteten überhaupt königliche Ämter. Auch Mischehen zwischen Juden und Christen kamen vor, da die Kirche noch nicht festen Fuß in diesem Lande gefaßt hatte. Diese Ehrenstellung der Juden in einem, wenn auch nur halb christlichen Lande konnte das Papsttum nicht dulden, es war ihm ein Dorn im Auge. Als daher der König Andreas, welcher, mit den Magnaten des Landes im Streit, ein Freiheitsdiplom (Charta) zu erlassen gezwungen war, sich an den Papst Gregor IX. wandte, drang dieser zunächst darauf, Juden und Mohammedanern die öffentlichen Ämter zu entziehen. Andreas hatte sich anfangs dem päpstlichen Willen gefügt, aber nicht Ernst damit gemacht, weil er die jüdischen Beamten und Pächter nicht entbehren konnte. Deswegen, sowie wegen anderer Beschwerden verhängte auf Befehl des Papstes der Erzbischof von Gran den Bann über den König und seine Anhänger. Quälereien aller Art ausgesetzt, mußte endlich Andreas nachgeben und ebenso wie Raymund von Toulouse feierlich versprechen (1233), Juden und Sarazenen nicht mehr zu Ämtern zuzulassen, nicht christliche Leibeigene in deren Besitz zu dulden, die Mischehen nicht zu gestatten und endlich die Juden zu zwingen, ein Abzeichen zu tragen. Denselben Eid, Andersgläubige zu demütigen, mußten auf Geheiß des päpstlichen Legaten auch der Kronprinz Bela, der König von Slavonien, sämtliche Magnaten und Würdenträger des Reiches leisten.

Wie selten ein Übel allein kommt, so trat jetzt zu der Entehrung und Demütigung der Juden von außen eine Spaltung und Schwächung im Innern hinzu. Merkwürdigerweise knüpfte sich die Entzweiung an Maimuni, an den Mann, dessen Bestreben während seines ganzen Lebens dahin ging, die Einheit und Geschlossenheit der Judenheit und des Judentums anzubahnen. Allein indem er den Lehrinhalt des Judentums philosophisch zu durchleuchten unternahm, hatte er Lehrsätze aufgestellt, welche keineswegs mit der Bibel und noch viel weniger mit dem Talmud in Übereinstimmung stehen. Die Stocktalmudisten mochten daher von der philosophischen Erforschung des Judentums gar nichts wissen, betrachteten jede Beschäftigung mit Wissensfächern, selbst zur Hebung des Judentums angewendet, als eine Sünde, und wendeten richtig oder mißverständlich den talmudischen Spruch darauf an: „Haltet eure Kinder vom Nachdenken fern“. Auch denkende Männer bedauerten es, daß Maimuni in seinem Bestreben, die Religion mit der Zeitphilosophie zu versöhnen, die erstere der letzteren untergeordnet und die Herrin über die Gemüter zur Sklavin gemacht habe. Wunder erkannte Maimunis Lehrsystem nicht durchweg an, suchte sie vielmehr möglichst auf natürliche Vorgänge zurückzuführen, und die Verse, welche dafür sprechen, vernünftig oder vernünftelnd zu deuten. — Die Prophetie und das unmittelbare Verkehren mit der Gottheit ließ Maimuni nicht gelten, sondern erklärte sie als seelische Vorgänge, als Wirkungen einer erregten Phantasie oder als Traumerscheinungen. Seine Unsterblichkeitslehre stand nicht minder im Widerspruche mit dem Glauben des talmudischen Judentums. Sie leugnet das Dasein eines Paradieses und einer Hölle und läßt die geläuterten Seelen in den Urgeist eingehen und aufgehen. Seine Auffassungsweise vieler Ritualgesetze erregte besonders Widerspruch, weil dieselbe dadurch ihren dauernden Wert verlieren und nur zeitweise Bedeutung haben. Und nun erst die Art und Weise, wie sich Maimuni über die Agada, einen Bestandteil des Talmuds, aussprach, daß er sie entweder umdeutete oder, wo sie ihm zu derb erschien, wegwerfend behandelte! Das war in den Augen der Stocktalmudisten eine zu arge Ketzerei.

Es bildete sich also neben schwärmerischen Verehrern Maimunis, welche seine Weisheit wie eine neue Offenbarung hinnahmen, eine Partei von Gegnern, die seine Schriften anfochteten, namentlich „den Führer der Schwankenden“ und den ersten Teil seines Religionskodex bekämpfte, weil darin philosophische Lehrsätze vorkommen. Die Rabbinen und überhaupt die Vertreter der jüdischen Gemeinden in Europa und Asien zerfielen daher in Maimunisten und Gegner Maimunis (Antimaimunisten). Die letzteren, als Zeitgenossen noch voll von dem imposanten Eindruck, den Maimunis Persönlichkeit und Wirksamkeit hervorgebracht hatten, ließen zwar ihm selbst und

seiner Frömmigkeit alle Gerechtigkeit widerfahren, verurteilten aber seine Ansichten und die sie enthaltenden Schriften.

Noch während Maimunis Leben hatte der Widerspruch gegen seine philosophischen Lehren begonnen, nur trat er leise und schüchtern auf und konnte vor dem Enthusiasmus seiner Bewunderer nicht recht zu Worte kommen. Ein junger, gelehrter Mann, Meïr Ben-Todros Halevi Abulafia (gest. 1244) aus Toledo hatte frühzeitig seine religiösen Bedenken gegen dessen Theorie in einem Sendschreiben an die Weisen „Lünels" kundgegeben, das für die Öffentlichkeit bestimmt war. Er war ein Eiferer und gleich den Dominikanern Ketzerriecher. Allein er hatte damit wenig Eindruck gemacht. Statt Anhänger zu finden, wurde Meïr Abulafia von dem wissenschaftlich und talmudisch gebildeten Ahron Ben-Meschullam aus Lünel, einem begeisterten Anhänger Maimunis, derb abgefertigt, und wie es scheint, im Namen eines gleichgesinnten Kreises. Nur die nordfranzösischen Talmudisten welche in jedem Buchstaben des Talmuds die lauterste Wahrheit erblickten und nichts daran gedeutelt wissen mochten und an ihrer Spitze Simson von Sens, ein scharfsinniger Toßafist, aber von wissensfeindlicher Unduldsamkeit, stimmten dem Verketzerer Meïr Abulafia aus voller Seele zu. Ein Epigramm aus der Feder des hochangesehenen Arztes Schescht Benveniste aus Barcelona charakterisiert den Dunkelmann Abulafia mit wenigen Worten:

Freunde, ihr fragt, warum des Dunkelmanns Name
„Strahlend" (Meïr) klingt, da er das Licht doch haßt?
Nennen doch auch die Weisen die Nacht „Licht";
So wills der Sprache Doppelsinn.

Auch ein anderer Dichter schnellte die Pfeile des Witzes in einer Satire gegen Abulafia ab, deren Spitzen aber unübersetzbar sind. Die Maimunisten, im Besitze von Kenntnissen und Sprachgewandtheit waren ihren Gegnern bei weitem überlegen, konnten die Lichtfeinde dem Gespötte preisgeben und die Lacher auf ihre Seite ziehen.

In Südfrankreich und Spanien hatten die maimunischen Ideen besonders eingeschlagen und beherrschten die Männer des Wissens und die meisten in den Gemeinden tonangebenden Persönlichkeiten; sie sahen von jetzt an Bibel und Talmud nur in maimunischer Beleuchtung. Die Frommen suchten den Widerspruch zwischen dem talmudischen Judentum und dem maimunischen System, wenn sie ihn überhaupt gewahrten, so viel als möglich durch die Deutungsmethode zu lösen. Die minder Gläubigen nahmen seinen Gedankengang gerade als Stütze für ihre Lauheit in der Beobachtung der Religionsgesetze, sprachen sich freier über Ritualgesetze, Bibel und Talmud aus, setzten sich selbst praktisch über manches hinweg, und waren im Zuge, sich ein

eigenes, vernunftgemäßes Judentum zuzustutzen. Unter den jüdischen spanischen Gemeinden ging die Lauheit gegen das Gesetz so weit, daß manche Mischehen mit Christinnen und Mohammedanerinnen eingingen. Diese Erscheinung betrachteten die Stockfrommen, welche im Talmud lebten und webten, als eine giftige Frucht der philosophischen Aussaat und prophezeiten den Untergang des Judentums, wenn die maimunischen Ansichten überhand nehmen sollten. Trotzdem wagte außer Meïr Abulafia eine Zeitlang niemand dagegen aufzutreten.

Es wurde daher als ein höchst kühner Schritt angesehen, als ein Rabbiner der naiv-gläubigen Richtung den Maimunisten offen und rücksichtslos den Krieg erklärte. Es war Salomo Ben-Abraham aus Montpellier, ein frommer, ehrlicher, rabbinisch gelehrter Mann, aber von engem Gesichtskreise, dessen Welt einzig und allein der Talmud war. Er und seine Genossen dachten sich die Gottheit nach der agadischen Redeweise mit Augen, Ohren und anderen menschlichen Organen versehen, sitzend im Himmel auf einem erhabenen Throne, umgeben von Dunkelheit und Wolken. Paradies und Hölle malten sie sich mit agadischen Farben aus, die Frommen würden im himmlischen Eden Fleisch vom Leviathan und uralten Wein genießen, und die Gottlosen, die Ketzer, die Gesetzesübertreter würden in Geenna gegeißelt, geplagt und im höllischen Feuer verbrannt werden. Das Vorhandensein von bösen Geistern ließen sich die Rabbinen dieses Schlages durchaus nicht nehmen; es war für sie gewissermaßen ein Glaubensartikel, da die talmudische Agada sie als existierend anerkennt.

Mit einer so plumpen Anschauungsweise mußte Salomo aus Montpellier fast jedes Wort in den maimunischen Schriften unjüdisch und ketzerisch finden. Er durfte nicht dazu schweigen, er sah in der Duldung der maimunischen Ideen die Auflösung des Judentums und er begab sich in den Kampf gegen sie, deren Vertreter und Verfechter. Aber mit welchen Waffen? Das Mittelalter kannte kein wirksameres Mittel, verderblich scheinende Gedanken zu vernichten als den Bann. Er wollte diejenigen, die über Religion anders als der gedankenlose Troß dachten, durch Ausschließung aus dem Verkehr mit Glaubensgenossen zwingen, ihre Ideen in sich zu vergraben oder sie gar selbst als grobe Irrtümer zu verabscheuen. Um dieselbe Zeit hatte der Papst Gregor IX. die Pariser Universität, der Trägerin des freien philosophischen Geistes bis zum Auftreten der Dominikaner und Franziskaner, bedeutet, sich bei den Vorlesungen streng an den Kanon des Laterankonzils zu halten und die auf demselben verpönten philosophischen Schriften bei Vermeidung des Bannes nicht zu gebrauchen. Dieser Vorgang mag Salomo von Montpellier bewogen haben, auch jüdischerseits eine Gedankenzensur einzuführen und die maimunische

Ketzerei durch den Bann zu unterdrücken. Aber allein gegen die zahlreichen und die öffentliche Meinung beherrschenden Maimunisten aufzutreten, hätte die Wirkung verfehlt. Salomo suchte nach Verbündeten, fand aber in Südfrankreich keinen einzigen Rabbinen, der sich an der Brandmarkung der maimunistischen Richtung beteiligen wollte. Nur zwei seiner Jünger standen ihm zur Seite. Jona Ben-Abraham Gerundi aus Gerona, ein Eiferer, wie sein Lehrer und wie Meïr Abulafia, und David Ben-Saul. Diese drei sprachen den Bann aus (anfangs 1232) über alle diejenigen, welche Maimunis Schriften, namentlich die philosophischen Kapitel lesen, über diejenigen, welche sich mit irgend einer Wissenschaft, außer Bibel und Talmud, befassen, über diejenigen, welche den schlichten Wortsinn der Schrift umdeuten und überhaupt über alle, welche sie anders auslegen sollten, als es Raschi getan. Der Rabbiner von Montpellier dachte von Anfang an daran, im Notfalle den weltlichen Arm der christlichen Obrigkeit zur Unterdrückung des freien Geistes zu Hilfe zu rufen. Vor der Hand suchte er aber Parteigenossen unter den nordfranzösischen Rabbinen. Diese, sämtlich der scharfsinnigen, aber einseitigen Toßafistenschule angehörig und im Talmud ergraut, traten meistens dem Banne bei und nahmen Partei gegen die Maimunisten. Dieser Bann, diese Achtung der Wissenschaft, diese Verunglimpfung Maimunis entzündeten aber den heftigsten Zorn seiner Verehrer. Er war ihnen ein Schlag ins Angesicht, ein unerhörter Gewaltstreich. Die drei Hauptgemeinden der Provence, Lünel, Beziers und Narbonne, in denen die Maimunisten das Wort führten, erhoben sich gegen diese Anmaßung der Dunkelmänner, legten ihrerseits Salomo und seine zwei Jünger in den Bann und beeilten sich, an die übrigen Gemeinden der Provence Sendschreiben zu richten, sich ihnen zur Ehrenrettung des großen Mose anzuschließen. In Montpellier selbst spaltete sich die Gemeinde in zwei Parteien; während die unwissende Menge zu ihrem Rabbinen hielt, kündigten ihm die Gebildeten den Gehorsam auf, es kam selbst zu Tätlichkeiten untereinander. Die Flamme der Zwietracht schlug immer heller auf und verbreitete sich über die Gemeinden der Provence, Kataloniens, Aragoniens und Kastiliens. Der Streit wurde auf beiden Seiten mit gleicher Leidenschaftlichkeit und nicht durchweg mit edlen Waffen geführt. Das Schlimmste war, daß beide Parteien in ihrem Rechte waren; beide konnten sich auf alte, geachtete Autoritäten berufen, die eine, daß Bibel und Talmud gläubig ohne Grübelei und Deutelei hingenommen werden müsse, die andere, daß die Vernunft auch in religiösen Dingen ein Wort mitzusprechen habe.

Zwei Männer waren bei diesem leidenschaftlichen Streit beteiligt, deren Namen einen guten Klang haben, der ergraute David Kimchi

und der junge Mose Nachmani. Der erstere, bereits ein Greis und auf der Höhe seines Ruhmes als hebräischer Sprachforscher und Bibelerklärer, gehörte zu den schwärmerischen Verehrern Maimunis und zu den Verteidigern der freien Forschung. Er war dadurch den Dunkelmännern verdächtig, und die nordfranzösischen Rabbinen haben ihn besonders in den Bann getan, weil er die Ezechielische Vision vom Thronwagen Gottes in maimunischem Sinne, sozusagen, philosophisch ausgelegt, und weil er behauptet hatte, in der messianischen Zeit werden die talmudischen Kontroversen keine Bedeutung haben, d. h. daß der Talmud überhaupt keinen dauernden Wert beanspruchen dürfe. Kimchi trat daher um so entschiedener für Maimuni auf, als er zugleich für seine eigene Sache einzutreten hatte. Alt und schwach, wie er war, scheute er nicht eine Reise nach Spanien zu unternehmen, um die dortigen Gemeinden persönlich zum Anschluß an die Provenzalen und gegen Salomo von Montpellier zu bewegen. Die zweite tonangebende Persönlichkeit in diesem Streite war der junge Bonastrüc de Porta oder Mose Nachmani, wie er im jüdischen Kreise genannt wird (geb. um 1195, gest. um 1370). Er war ein scharfgezeichneter, ausgeprägter Charakter mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen. Voll sittlich lauterer Gesinnung und gewissenhafter Religiosität, milden Sinnes und scharfen Verstandes, war er doch vom Autoritätsglauben durch und durch beherrscht. Die „Weisheit der Alten" schien ihm unübertroffen und unübertrefflich, an deren Aussprüchen, wie sie unzweideutig vorliegen, nicht gemäkelt werden dürfe. „Wer sich in die Lehre der Alten vertieft, der trinkt alten Wein," das war Nachmanis feste Überzeugung. Nicht bloß die heilige Schrift in ihrem ganzen Umfange und nicht bloß der Talmud in seiner ganzen Ausdehnung, sondern auch die Gaonen und ihre unmittelbaren Jünger waren für Nachmani mustergültige, unfehlbare Autoritäten. Innerhalb des talmudisch-rabbinischen Kreises hatte er richtige Urteile und hellen Sinn, aber über diesen Kreis konnte er nicht hinaus und sich überhaupt nicht auf einen freien Standpunkt erheben. — Nachmani (wie er kurz genannt wurde) war Arzt, hatte also ein wenig Naturkunde getrieben, war auch sonst gebildet und mit der philosophischen Literatur vertraut. Nichtsdestoweniger war der Talmud für ihn alles in allem, in dessen Licht er die Welt, die Ereignisse der Vergangenheit und die Gestaltung der Zukunft betrachtete. Er hatte nur wenig Berührungspunkte mit Maimuni. Wären sie Zeitgenossen gewesen, so hätten sie vielleicht eben wegen dieser Verschiedenheit einander angezogen. War für Maimuni das Judentum ein Kultus des Gedankens, so war es für Nachmani eine Religion des Gefühls. Für jenen gab es im Judentum kein Geheimnis, das nicht durch das Denken erschlossen und aufgehellt werden könnte, für diesen war gerade die Geheimlehre

das Allerheiligste des Judentums, von dem sich das profane Denken fernhalten müsse. Der Gegensatz ihrer verschiedenen Denkweise charakterisiert sich am vollsten in ihrem gegenseitigen Verhalten zum Dämonenglauben. Für Maimuni ist es nicht bloß Aberglaube, sondern geradezu Heidentum, bösen Geistern Macht zuzuschreiben. Nachmani dagegen hielt fest daran und räumte den Dämonen einen weiten Platz in seiner Weltanschauung ein.

So sehr aber auch Nachmani die Zeitphilosophie als Gegensatz gegen die Offenbarung des Judentums bekämpfte und Aristoteles als Oberhaupt der Irrlehrer verdammte, so war er doch dem blinden Glauben und der Absperrung gegen jede vernünftige Auffassung in religiösen Dingen abhold. Darin unterschied er sich wieder von den nordfranzösischen Rabbinen, deren streng talmudischer Richtung er sonst folgte. Vermöge seines hellen Geistes und seiner Bildung konnte Nachmani nicht mit ihnen durch Dick und Dünn gehen. Aber in diesem Punkte kam er mit sich selbst in Widerspruch. Die anstößigen, vermenschlichenden Aussprüche von Gott im Talmud buchstäblich zu glauben, dagegen sträubte sich sein philosophisch angehauchter Sinn, und sie zu verwerfen, dagegen lehnte sich wieder sein Autoritätsglaube auf, da sie doch einen Bestandteil des von ihm so hoch verehrten Talmuds bildeten. Aber wie denn? Wenn nicht buchstäblich zu glauben, so müssen sie gedeutet werden. Das hieße aber wieder der maimunischen Richtung Zugeständnisse machen. Da kam ihm eine neue Geheimlehre, die sich eben als uralte göttliche Überlieferung, als Kabbala eingeschlichen hatte, so recht zu statten, seine Verlegenheit in betreff der anstößigen Agadas zu beruhigen. Vermöge dieser mystischen Theosophie hatte das, was auf den ersten Blick in der buchstäblichen Fassung lästerlich und mindestens sinnlos und kindisch erscheint, für ihn einen tiefen, geheimnisvollen, überschwänglichen Sinn. So warf er sich dieser kabbalischen Afterlehre in die Arme und wurde nicht bloß ihr Parteigänger, sondern auch ihre Stütze.

Zur Zeit als der Bann gegen die maimunischen philosophischen Schriften ausgesprochen wurde, war Nachmani zwar noch jung, genoß aber schon eines so hohen Ansehens, daß selbst der stolze Meïr Abulafia ihm Anerkennung zollte. Er konnte also mit seiner Stimme als Rabbiner der Gemeinde von Gerona die eine oder die andere Partei unterstützen. Er entschied sich für seinen Freund Salomo und seinen Vetter Jona. Sobald er erfuhr, daß dieser von den Gemeinden der Provence gebannt wurde, auch ohne daß ihm der ganze Hergang der Sache bekannt war, beeilte er sich an die Gemeinden Aragoniens, Navarras und Kastiliens ein Sendschreiben zu richten des Inhalts, sich nicht von den „scheinheiligen, falschen“ Maimunisten gegen Salomo hinreißen zu lassen.

Nachmani bedauerte zwar, daß die Einheit des Judentums, welche seit undenklichen Zeiten in allen Ländern der Zerstreuung bestand, durch den ausgebrochenen Streit einer tiefgehenden Spaltung zu weichen drohe, und empfahl darum Besonnenheit und ruhiges Erwägen. Aber er selbst hielt nicht den unparteiischen Standpunkt ein, sondern neigte sich mehr nach der Seite der wissensfeindlichen Partei. „Wenn die französischen Lehrer, an deren Quelle wir uns laben, das Sonnenlicht am hellen Tage verdunkeln und den Mond verdecken, so dürfe man ihnen nicht widersprechen." Aber die meisten Gemeinden Spaniens ließen sich nicht ins Dunkel führen. Die Hauptgemeinde Aragoniens, Saragossa mit ihrem Führer, dem Leibarzt und Günstling des Königs Jayme, Bachiel Ibn-Alkonstantini an der Spitze, sprach sich entschieden für Maimuni aus und bestätigte den Bann gegen Salomo und seine zwei Genossen, bis sie von ihrer Verkehrtheit lassen würden. Bachiel, sein Bruder Salomo und noch zehn angesehene Männer und Führer richteten (Ab = August 1232) ein Sendschreiben an die Gemeinden Aragoniens, sich ihnen anzuschließen, gegen diejenigen, „welche es gewagt haben, gegen Maimunis Größe aufzutreten, der uns aus den Fluten der Unwissenheit, des Irrtums und der Torheit gerettet hat." Es sei eine religiöse Pflicht des Judentums, sich allgemeine Kenntnisse anzueignen. „Und nun treten drei Verderber und Volksverführer auf, schwächen den Ruf des großen Maimuni, wollen die Gemeinden ins Dunkel führen und verbieten das Lesen seiner philosophischen Schriften und das Erlernen von Wissensfächern überhaupt." Bachiel, als der einflußreichste Mann Aragoniens, forderte seinerseits in einem Begleitschreiben die Gemeinden auf, gegen diejenigen entschieden aufzutreten, welche nicht an Gott und Maimuni glauben. — Infolgedessen stimmten die vier großen Gemeinden Aragoniens Huesca, Monzon, Calatajud und Lerida mit der Saragossaner Gemeinde überein. Die Augen der Maimunisten und ihrer Gegner waren aber auf die Gemeinde Toledo gerichtet, welche die größte, reichste, angesehenste und gebildetste in Spanien war. Ihre Entscheidung war imstande, das Zünglein an der Wage nach der einen oder andern Seite neigen zu machen. Hier führte die Hauptstimme Jehuda b. Joseph aus der hochangesehenen Familie Ibn-Alfachar, der vermutlich Leibarzt des Königs Ferdinand III. war, das Wort. Dieser hatte anfangs Schweigen beobachtet. Dafür hatte der eifervolle Meïr Abulafia Halevi, der alte Gegner der maimunischen Richtung, seine Stimme laut erhoben. Er beantwortete das Sendschreiben Nachmanis und der Gemeinde Gerona, sie mögen darüber beruhigt sein, daß er und seine Freunde den „Gesetzverächtern der Provence" etwa ihr Ohr leihen werden. Zwar gebe es in der Toledaner Gemeinde nicht

wenige, welche sich in Maimuni und seine philosophischen Schriften verliebt haben. Ihren Sinn zu ändern vermöge er keineswegs. Sollten diese sich aber gegen Salomo von Montpellier aussprechen, so werde er sich von ihnen vollständig lossagen und keine Gemeinschaft mit ihnen pflegen. Denn er halte Salomos Auftreten für eine verdienstvolle Tat.

Neben diesem schwergepanzerten Kriege der zwei Parteien mit weitläufigen Sendschreiben und gegenseitigen Bannstrahlen ging ein leichtes Plänkeln einher mit spitzigen Spottgedichten. Gegen Maimunis „Führer" und seine Anhänger drückte ein Gegner folgendes Stachellied ab:

„Schweig, verstumme, Blindenführer, unerhört sind deine Lehren!
Sündhaft ist's, die Schrift in Dichtung, Sehergab' in Traum zu kehren."

Darauf entgegnete ein Maimunist:

„Schweig' und verschließe du selber den Mund, das Tor der Torheit!
Unzugänglich bleibt deinem Verständnis so Dichtung wie Wahrheit."

Die Maimunisten waren übrigens viel rühriger, als ihre Gegner; sie gaben sich alle Mühe, einerseits die nordfranzösischen Rabbinen von Salomo abzuziehen, anderseits die Hauptgemeinde Spaniens auf ihre Seite zu bringen. Es gelang ihnen auch, die ersteren, wenn auch nicht für die maimunische Richtung zu gewinnen, so doch sie zu bestimmen, den Kampf gegen sie aufzugeben. Über diese Sinnesänderung war Nachmani sehr ungehalten, und da ihm die zunehmende Spaltung tief zu Herzen ging, er überhaupt manches auf dem Herzen hatte und sich mit einem Vermittlungsvorschlag herumtrug, welcher den Frieden wiederherzustellen geeignet schien, so richtete er ein ausführliches, gutgemeintes, aber schwülstiges Sendschreiben an die französischen Rabbinen und brachte seinen Vermittlungsvorschlag vor. Der Bann gegen den philosophischen Teil von Maimunis Religionskodex soll aufgehoben, dagegen der gegen die Beschäftigung mit dem „Führer" und gegen die Verächter der talmudischen Schriftauslegung verschärft werden. Dieser Bann soll aber nicht einseitig ausgesprochen werden; vielmehr die provenzalischen Rabbinen und sogar Maimunis Sohn Abraham Abulmeni mögen ebenfalls zugezogen werden, ihn zu bekräftigen. Auf diese Weise werde dem Unfrieden und dem Unglauben das Tor verschlossen werden. — Nachmani verkannte aber in seiner Halbheit, daß die zwei angefeindeten Schriften Maimunis aus einem Gusse sind, daß man also nicht das eine verketzern und das andere kanonisieren könne. Er befand sich auch darin im Irrtum, daß er es für möglich hielt, der freien phisosophischen Forschung einen Damm zu setzen. Die zwei Richtungen, gleicherweise berechtigt, mußten einander bekämpfen, und der Streit mußte ausgetragen und konnte nicht

durch einen Vergleich abgeschwächt werden. Ihre Vertreter setzten daher, ohne auf Nachmanis Vorschlag die mindeste Rücksicht zu nehmen, den Kampf fort. Je länger er dauerte, desto mehr entzündete er die Gemüter und zog immer mehr Teilnehmer hinein.

Der greise David Kimchi wollte eine Reise nach Toledo unternehmen, um diese Hauptgemeinde endlich zum Anschluß an den Bann gegen Salomo von Montpellier und seine Anhänger zu bewegen und durch ihr Gewicht die Gegner vollends zu zerschmettern. Er erkrankte indes unterwegs so sehr, daß er die Reise aufgeben mußte, schrieb aber von seinem Siechbette aus mit zitternder Hand an den Hauptvertreter der Toledaner Gemeinde, an Jehuda Ibn-Alfachar, tadelte sein hartnäckiges Schweigen in einer Angelegenheit, welche die französischen und spanischen Gemeinden so tief aufregte, und drang in ihn, die Gemeinde zu bestimmen, gemeinschaftliche Sache mit den Maimunisten zu machen. Da war er aber an den unrechten Mann gekommen. Jehuda Alfachar hatte in seinem Innern entschieden Partei gegen die Maimunisten genommen. Er war ein denkender Kopf von mehr durchdringendem Scharfblick als Nachmani. Ihm lagen die Schwächen der maimunischen Auffassungsweise offen zutage, nur war er auch von dem Wahne befangen, daß man diesen Geist durch Bannflüche bannen könne. Alfachar achtete so sehr den von den französischen Rabbinen ausgegangenen Bannspruch, daß er Kimchi anfangs garnichts erwidern mochte, und als er sich endlich dazu entschloß, behandelte er ihn in seinem Antwortschreiben in so wegwerfender Weise, daß die Maimunisten, die von Toledo aus Unterstützung erwarteten, darüber ganz verblüfft waren.

Indessen zeigte sich doch die Sympathie der angesehenen Persönlichkeiten Alfachar, Nachmani und Meïr Abulafia für Salomo von geringer Wirkung für die Streitsache. Die öffentliche Stimmung in seiner Heimat und in Spanien war gegen ihn eingenommen. Die französischen Rabbinen, auf deren Beistand er am meisten gerechnet hatte, zogen sich immer mehr von einer Streitfrage zurück, deren Tragweite sie erst später erkannten, und die für die Beteiligten gefährlich zu werden drohte. So von allen verlassen und in seiner eigenen Gemeinde aufs Heftigste angefeindet, entschloß sich Salomo zu einem Schritte, der nicht bloß für seine Partei, sondern auch für die Gesamtjudenheit von traurigen Folgen war.

Der Papst Gregor IX., welcher den Rest der albigensischen Ketzer in der Provence mit Stumpf und Stiel vertilgen lassen wollte, setzte gerade in dieser Zeit die permanente Inquisition ein (April 1233) und bestimmte die wütenden Dominikanermönche als Ketzerrichter, weil die Bischöfe, die bis dahin mit der Verfolgung der Albigenser betraut waren, ihm nicht streng genug zu verfahren schienen. In allen größeren

Städten Südfrankreichs, wo es Dominikanerklöster gab, auch in Montpellier, entstanden Blutgerichte, welche Ketzer, oder auch nur der Ketzerei Verdächtigte, ja oft ganz Unschuldige zur ewigen Kerkernacht oder zum Scheiterhaufen verurteilten. Mit diesen Gesellen setzte sich der Rabbiner Salomo, der Parteigänger des Talmud und des nackten Buchstabens in Verbindung; durch die Inquisition wollte er seine Sache durchsetzen. Er und seine Jünger Jona sagten zu den Dominikanern: „Ihr verbrennt eure Ketzer, verfolgt auch unsere. Die meisten Juden der Provence sind von den ketzerischen Schriften Maimunis verführt. Wenn ihr diese öffentlich und feierlich verbrennen lassen werdet, so wird dieser Akt ein Schreckmittel sein, die Juden davon fern zu halten.“ Sie lasen auch den Ketzerrichtern verfängliche Stellen aus Maimunis Schriften vor, worüber die glaubensdummen Mönche einen heiligen Schauder empfunden haben mögen. Die Dominikaner brauchten zu einer solchen Tat nicht zweimal aufgefordert zu werden. Der päpstliche Kardinallegat, von demselben fanatischen Eifer wie Gregor IX. besessen, ging bereitwillig darauf ein. Die Dominikaner mögen befürchtet haben, daß das Feuer der maimunischen Ketzerei auch ihr eigenes Haus in Brand stecken könnte. Denn der „Führer“ war bereits in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter Anregung des Kaisers Friedrich II. teilweise ins Lateinische übertragen worden. So mochte Maimuni mit seiner Religionsphilosophie den Wächtern der katholischen Rechtgläubigkeit mit Recht verdammlich erscheinen. Über Religion **denken** galt ja überhaupt damals in dem offiziellen Christentum ebensoviel wie eine Todsünde begehen. Hätten die Inquisitoren damals schon Gewalt über die Personen der Juden gehabt, so wären die Maimunisten schlecht gefahren; so aber erstreckte sich die Verfolgung nur über Pergamente. Die maimunischen Schriften wurden in Montpellier in den jüdischen Häusern aufgesucht und öffentlich verbrannt. — Die Feinde des Judentums frohlockten, daß auch in seiner Mitte, bis dahin einig und enggeschlossen, Zerwürfnis herrschte, und daß es so seinem Verfalle entgegen ginge.

Diese Vorgänge erregten mit Recht das Entsetzen aller Juden diesseits und jenseits der Pyrenäen. Ein allgemeines Verdammungsurteil erhob sich gegen Salomo und seine Parteigänger. Die Dominikaner zu Richtern zu machen über das, was mit dem Judentum übereinstimmt oder ihm widerspricht, erschien den Juden damals ebensoviel, wie den heidnischen Feind in das Allerheiligste des Tempels einzuführen. Alle Tonangebenden in Spanien und der Provence waren entrüstet über diesen Verrat. Kimchi, welcher bereits auf seiner Rückreise in Burgos war, als ihm diese Nachricht zukam, fragte bei Alfachar an, ob er den Angeber Salomo noch jetzt in Schutz zu nehmen gedenke. Die einsichtsvollen Anhänger desselben, Nachmani und Meïr

Abulafia, schwiegen beschämt. In der öffentlichen Meinung waren jetzt Salomo und die Sache, die er vertrat, gerichtet. Ein Dichter der maimunischen Partei dichtete bei dieser Gelegenheit ein sehr schönes Epigramm:

„Sie haben die köstlichen Bücher verbrannt,
Doch haben den Geist sie damit nicht gebannt.
Ein reinigend Feuer sind ihre Lehren.
Wie sollte die Flamme das Feuer verzehren!
Sie wurden, wie Thisbi, im feurigen Wagen,
Wie Engel in Flammen empor nur getragen."

Den Angebereien in Montpellier durch falsche Zeugen, denen die Anhänger Maimunis ausgesetzt waren, wurde durch unbekannte Vorgänge hinter den Kulissen ein Ende gemacht. Mehr denn zehn von den Parteigängern Salomos, welche der Verleumdung gegen ihre Feinde überführt worden waren, wurden aufs grausamste bestraft. Die Zunge wurde ihnen ausgeschnitten. Nur dürftig aufhellen läßt sich das Dunkel, in das diese trüben Vorfälle gehüllt sind.

Salomos Versuch, den freien Geist der Forschung auf religiösem Gebiete durch Gewaltmittel zu bannen, war gescheitert und hatte ein klägliches Ende genommen. Jona Gerundi selbst, der eifrigste Antimaimunist, bereute seine Teilnahme und gelobte eine Reise zu Maimunis Grab in Tiberias zu machen und dort öffentlich seinen Schatten um Verzeihung wegen der angetanen Verunglimpfung zu bitten. In Barcelona führten die Gemeindevertreter auf Anregung des philosophisch gebildeten und dichterisch begabten Abraham Ben-Chasdaï den Brauch ein, allsabbatlich einen Abschnitt aus dem Maimunischen „Führer" zu lesen und zu erklären. Dieser Brauch wurde den Gemeinden von Kastilien, Aragonien, Leon und Navarra bekannt gegeben.

Die Aufregung in den Gemeinden infolge der Parteiung beschwichtigte ein nordfranzösischer Rabbiner von mildem Charakter und sanfter Religiosität, Mose aus Coucy, im Talmud und an der Toßafistenschule großgezogen, und nichtsdestoweniger voller Hochachtung für Maimuni. Er unternahm es, die Zwietracht zu bannen und den geschwächten Glauben in der Provence und Spanien durch Predigten und eindringliche Ermahnungen wieder zu kräftigen. Ohne Zweifel wurde Mose aus Coucy zu diesem Versuch durch das Beispiel der Predigermönche angeregt, welche den Unglauben an die römische Kirche durch Predigten von Ort zu Ort überwinden wollten und zum Teil überwanden. So machte auch der Rabbiner aus Coucy Rundreisen in den Gemeinden Südfrankreichs und Spaniens (1235) und wurde daher „der Prediger" genannt. Aber welch ein Unterschied zwischen dem Rabbiner und dem katholischen

Predigerorden! Jener trat in Herzenseinfalt auf, ohne ehrgeizige Hintergedanken, mit Milde auf den Lippen und Milde im Herzen. Die Dominikaner dagegen stellten ihre Demut und Armut nur zur Schau, hinter welcher der Hochmutsteufel lauerte; sie schmeichelten in ihren Predigten ihren Gönnern und demütigten ihre Gegner schonungslos. Es gelang auch Mose von Coucy viele Tausende, welche sich über manche Ritualien hinweggesetzt oder sie nie beobachtet hatten, zur Reue und Buße zu bewegen und für die Ausübung derselben zu gewinnen. In Spanien setzte er es durch, daß solche, welche Mischehen mit Christinnen oder Mohammedanerinnen eingegangen waren, dieselben auflösten und sich von den fremden Frauen trennten (1236). Freilich bewirkten nicht bloß seine Predigten, sondern die abergläubische Furcht vor bösen Träumen und außerordentlichen Himmelserscheinungen, von welcher damals Juden und Christen befallen waren, diese plötzliche Bekehrung. Mose aus Coucy predigte indessen nicht bloß für Beobachtung der Ritualien, sondern auch für Einprägung der Redlichkeit und Wahrhaftigkeit im Verkehr mit Christen. Er schärfte in seinen Kanzelreden die Demut ein, die den Söhnen Israels besonders gezieme. Weit entfernt, fanatischen Eifer zu entzünden, redete er lediglich der Friedfertigkeit und Verträglichkeit das Wort. Besänftigend wirkte auch Mose aus Coucy dadurch, daß er die Größe Maimunis öffentlich anerkannte und ihn den Gaonen gleichstellte. Es entwickelten sich aber neue üble Folgen aus diesem Streit über Zulässigkeit oder Verwerflichkeit der freien Forschung innerhalb des Judentums, welche über Jahrhunderte hinaus nachwirkten und noch gegenwärtig nicht getilgt sind.

Maimuni wollte dem Judentum einen einheitlichen Charakter verleihen und er brachte ihm die Entzweiung; er wollte ihm durchsichtige Klarheit und allgemein faßliche Einfachheit erringen und veranlaßte nur dessen Trübung und Verwickelung. So wenig vermag auch der weiseste Sterbliche die Folgen seiner Handlungen zu berechnen. Seine Religionsphilosophie hat die Gemüter entzweit, die Naivgläubigen von den denkenden Juden getrennt und eine Aufregung erzeugt, welche in ihrer Heftigkeit die Grenze der Besonnenheit weit überschritt. Und noch dazu keilte sich in die durch den Streit für und gegen Maimuni entstandene Spaltung eine Afterlehre ein, welche sich, obwohl jung, sehr jung, für eine uralte Weisheit, obwohl unjüdisch, für die echte Lehre Israels und obwohl auf Täuschung beruhend, für die alleinige Wahrheit ausgab. Der Ursprung einer Geheimlehre, welche sich K a b b a l a (Überlieferung) nannte und nennt, fällt mit dem maimunischen und gegenmaimunischen Streit der Zeit nach zusammen, und sie hat

sich erst dadurch ins Dasein gerungen. Die Zwietracht ist die Mutter dieser unheimlichen Geburt, und sie hat daher stets trennend und entzweiend gewirkt. Die Kabbala in ihrem ersten Auftreten ist ein Kind des ersten Viertels des dreizehnten Jahrhunderts. Sie selbst vermag sich kein höheres Alter zu geben. Fragte man die älteren Anhänger dieser Geheimlehre aufs Gewissen: „Von wem habt ihr sie zuerst empfangen?“ so antworteten sie unumwunden: „Von dem blinden R. Isaak oder allenfalls von seinem Vater Abraham b. David aus Posquières“, dem Bekämpfer Maimunis auf talmudischem Gebiete. Sie gestanden auch offenherzig ein, daß die kabbalistische Lehre weder im Pentateuch, noch in den Propheten, noch in den Hagiographen, noch im Talmud vorkomme, sondern auf kaum bemerkbaren Andeutungen beruhe. Von den kabbalistischen Träumereien dieses Urhebers der Kabbala, Isaaks des Blinden (blühte um 1190—1210), sind indes nur Bruchstücke überliefert, aus denen sich nur wenig entnehmen läßt. Was ihm sein erblindetes Auge versagte, soll ihm sein innerer Sinn ersetzt haben. Er nahm die von den jüdischen Denkern so sehr verspottete Seelenwanderung als einen Glaubensartikel an. Seine Jünger erzählen von ihm, er habe an den Menschen zu unterscheiden vermocht, ob sie eine neue, frisch aus den himmlischen Räumen entstammte Seele besessen oder eine alte auf der Wanderung von Leib zu Leib begriffene, die ihre Läuterung noch zu erringen habe. In eine Art zusammenhängendes System brachten zuerst die Kabbala zwei seiner Jünger Asriel und Esra, beide aus Gerona und beide so sehr gleich gesinnt, daß sie öfter miteinander verwechselt wurden; kabbalistische Lehrsätze wie Schriften werden bald dem einen, bald dem anderen zugeschrieben. Dieses Zwillingspaar, vielleicht wirklich Brüderpaar, zählt daher in der Entstehung der Kabbala nur als eine einzige Person.

Die Lebensumstände dieses Paares sind in Dunkel gehüllt und nur von einem derselben (man weiß wiederum nicht, ob von Esra oder Asriel) verlautet, daß er mindestens als Siebziger nur wenige Jahre nach dem Ausbruch der Spaltung starb (1238). Ehrlich waren beide nicht, denn sie haben ein oder mehrere von ihnen verfaßte Machwerke älteren Autoritäten untergeschoben, um ihrer Afterlehre den Stempel des Altertums aufzudrücken. Asriel hat etwas mehr von sich verlauten lassen. Von seiner Jugend an, erzählt er selbst, sei er von Ort zu Ort gewandert, um nach einer geheimen Weisheit zu forschen, welche über Gott und Schöpfung befriedigende Aufschlüsse gebe, bis er sie von Personen, welche im Besitze derselben durch Überlieferung waren, vernommen habe und davon überzeugt worden sei. Er selbst habe in den Gemeinden,

die er auf seiner Wanderung berührte, die kabbalistische Lehre entwickelt, sei aber in Spanien (Sevilla?) von den philosophisch Gebildeten ausgelacht worden.

Einer der ersten Mystiker gestand also ein, daß die Kabbala bei ihrem ersten Ausfluge auf Widerstand stieß, und daß ihr Lehrinhalt durchaus nicht als alt anerkannt wurde. Asriel und Esra ließen sich aber von diesem Widerspruch nicht stören. Asriel versuchte es, auch den philosophisch Gebildeten die Überzeugung von der Wahrheit der Kabbala beizubringen, und ließ sie die Sprache der Logik reden. Allein wie die Geheimlehre aus ihrem Dunkel in die Sonnenhelle tritt, zeigt sie ihre Nacktheit und Häßlichkeit.

So viel ist gewiß, die Kabbala wollte in ihrem Ursprunge einen Gegensatz zu der verflachenden Philosophie der Maimunisten bilden. Daß das Judentum weiter nichts, als die aristotelische Philosophie lehren sollte, war denen ein Gräuel, welche in tiefer Frömmigkeit jedes Wort der Bibel und des Talmuds als eine göttliche Wahrheit ansahen. Nun gibt es einen Weg, sich des philosophischen Nachdenkens über Gott und das Judentum ganz zu entschlagen und alles in naiver Gläubigkeit hinzunehmen. Diesen Weg schlugen die deutschen und nordfranzösischen Rabbinen ein; es war die streng toßafistische Richtung. Aber die südfranzösischen und spanischen Frommen, welche gewissermaßen überall philosophische Luft einatmeten, konnten sich bei dieser Buchstäblichkeit nicht beruhigen. Das Judentum schien ihnen, wenn es nicht von tiefen Gedanken durchweht sein sollte, bedeutungslos. Die religiösen Gesetzbestimmungen, die Ritualien, müßten durchaus einen höheren idealen Sinn haben. So viel hatten selbst die Gegenmaimunisten von Maimuni angenommen, daß die Gesetzesvorschriften des Judentums nicht den willkürlichen Befehlen eines Despoten gleichen können, wie sie der Talmud teilweise bezeichnet, sie müßten vielmehr als göttliche Verordnungen einen gedanklichen Grund haben. Und wie die scheinbar bedeutungslosen biblischen Bestimmungen und die dunklen Schriftverse, ebenso mußten die agadischen Sentenzen des Talmud einen höheren Sinn enthalten, sonst erschienen sie sinnlos. Welchen höheren Sinn hat nun dieses alles? Die Kabbala ist eine Tochter der Verlegenheit; ihr System war ein Ausweg, um aus der Klemme zwischen dem plumpen Buchstabenglauben und der philosophierenden Verflachung herauszukommen. Die Geheimlehre, zuerst von dem Zwillingspaare Esra und Asriel entwickelt, stellt daher eine, man kann nicht sagen neue, aber jedenfalls eigenartige Theosophie auf, die, von einer Unbegreiflichkeit zur anderen fortschreitend, sich zuletzt in die Nebelregion versteigt, wo alles Denken aufhört und selbst die Phantasie ihre Flügel sinken

lassen muß. Sie ging von einem Punkte aus, dem die damaligen Denker unbedingt zustimmten, machte aber daraus kühne Folgerungen, welche ihr Grundprinzip wieder umstießen. Die Einheit verwandelte sich so unter der Hand in eine Vielheit, die Geistigkeit in plumpe Handgreiflichkeit, der geläuterte Glaube in wüsten Aberglauben. Die ursprüngliche Kabbala stellte folgende Lehrsätze auf: Die Gottheit ist erhaben über alles, selbst über Sein und Denken. Man dürfe daher nicht von ihr aussagen, daß sie Sprache oder Tun, und ebensowenig, daß sie Gedanken, Willen und Absicht hätte. Alle diese Eigenschaften, die den Menschen zieren, laufen auf Beschränktheit hinaus, und die Gottheit ist nach jeder Seite hin unbeschränkt, weil vollkommen. Nur dieses einzige Attribut, Unbeschränktheit und Unbegrenztheit, läßt sich von ihr aussagen. Die Kabbala legte daher Gott den Namen „der Unbeschränkte oder Unendliche" (hebr. En-Sof) bei; das war ihre erste Neuerung. In dieser seiner unfaßbaren Allgemeinheit sei Gott oder der En-Sof unerkennbar, verborgen, verhüllt und demnach gewissermaßen nicht seiend. Denn das, was nicht von dem denkenden Geist erkannt und begriffen werden könne, sei für ihn nicht vorhanden. Das allgemeine Sein gleiche daher dem Nichts. Um also ihr Dasein zu bekunden, mußte oder wollte die Gottheit sich offenbar und erkennbar machen; sie mußte wirksam sein und schaffen, damit ihre Existenz in die Erkenntnis trete.

Aber die niedere Welt in ihrer Gedrücktheit und Hinfälligkeit könne der En-Sof nicht hervorgebracht oder geschaffen haben; denn das Unbegrenzte und Vollkommene könne nicht das Begrenzte und Unvollkommene unmittelbar hervorbringen. Die Gottheit dürfe also nicht als unmittelbarer Weltschöpfer angesehen werden; man müsse sich vielmehr den Schöpfungsakt auf eine ganz andere Weise vergegenwärtigen. Der En-Sof habe vermöge seiner unendlichen Lichtfülle eine geistige Substanz, eine Kraft, eine Potenz, oder wie man es sonst nennen will, aus sich ausgestrahlt, die, als direkt von ihm stammend, an seiner Vollkommenheit und Unendlichkeit teilhabe. Anderseits könne diese Ausstrahlung oder Ausströmung dem En-Sof, ihrem Erzeuger, nicht in allen Punkten gleich sein; denn sie ist nicht mehr das Ursprüngliche, sondern ein Abgeleitetes. Die dem En-Sof entströmte Potenz ist daher ihm nicht gleich, sondern nur ähnlich, d. h. sie hat, neben der unbeschränkten auch eine beschränkte Seite. Die Kabbala nennt dieses erste Geisteskind des En-Sof die erste Sephira, wobei sie zugleich an Zahl und an Sphäre gedacht haben mag. Dieser ersten geistigen Potenz entstrahlt wieder eine zweite, und dieser wieder eine dritte, sodaß sich die Gottheit im Ganzen in zehn

geistige Substanzen oder Kräften oder Mittelwesen oder Organen (in dieser Unbestimmtheit sind sie gehalten) offenbart hätte oder in Wirksamkeit getreten wäre. Diese zehn Potenzen nennt die Kabbala die zehn Sephirot.

Diese zehn Substanzen bilden untereinander und mit dem En-Sof eine strenge Einheit und stellen nur verschiedene Seiten (oder Gesichter) eines und desselben Wesens dar, wie etwa das Feuer zugleich Flamme, Licht und Funken erzeugt, die, obwohl dem Auge verschieden erscheinend, doch ein und dasselbe bedeuten. Die zehn Sephirot, die sich voneinander wie die verschiedenen Farben desselben Lichtes unterscheiden, sind als Ausflüsse der Gottheit an sich unselbständig und demnach beschränkt. Nur insofern der En-Sof ihnen Kraftfülle spendet, können sie unendlich wirken. Mit dieser Zehnzahl der Sephirot trieb die Kabbala eine willkürliche Spielerei.

Mittelst derselben vermöge Gott sich sichtbar zu machen oder auch sich zu verkörpern. Wenn es nun in der heiligen Schrift heißt: „Gott sprach, stieg auf die Erde herab, stieg hinauf", so dürfe das nicht, wie die Buchstabenknechte meinen, von der Gottheit selbst oder von dem hocherhabenen En-Sof, sondern muß von den Sephirot verstanden werden. Der Opferduft, der vom Altare aufstieg und zum angenehmen Geruch ward, sei nicht von der Gottheit selbst, sondern von den Mittelwesen eingeatmet oder aufgesogen worden. Auf diese Weise glaubte die Kabbala die Schwierigkeiten überwunden zu haben, welche der Begriff der reinen Geistigkeit Gottes und die biblische Darstellungsweise von Gott, sowie die Vorschriften für Opferwesen und Ritualien darbieten. Die Gottheit ist allerdings unkörperlich wie unendlich, tut nichts Körperliches und wird vom Körperlichen nicht berührt. Aber die Sephirot, da sie neben der unendlichen noch eine endliche, gewissermaßen körperliche Seite haben, können auch körperliche Funktionen üben und mit Körperlichem in Verbindung treten. Wie ihr Grundwesen, so ist auch die Schöpfungstheorie der Kabbala phantastisch. Gott oder der En-Sof habe die sichtbare Welt nicht unmittelbar, sondern lediglich vermittelst der Sephirot geschaffen. Alle Dinge, nicht blos die Gattungen, sondern auch die Einzelwesen in der niederen Welt haben daher ihre Urbilder (Typus) in der höheren, so daß nichts hienieden gleichgültig sei, sondern alles eine höhere Bedeutung habe. Das ganze Weltall gleiche einem ast- und blattreichen Riesenbaum, dessen Wurzeln die Geisteswelt der Sephirot bilde; oder es sei eine enggeschlossene Kette, deren letzter Ring an der oberen Welt hänge, oder ein großes Meer, das aus einer sich ewig ergießenden Quelle sich stets

fülle. Die menschliche Seele sei ganz besonders eine Vollbürgerin der höheren Welt und stehe mit allen Sephirot in unmittelbarer Verbindung. Sie vermöge daher auf dieselben und auf die Gottheit selbst einzuwirken. Vermöge ihres sittlichen und religiösen Verhaltens könne die Seele das höhere Licht, die Segensspende von seiten der Gottheit durch Mittelwesen und Kanäle fördern oder hindern. Durch ihre guten Handlungen bewirke sie die ununterbrochene Gnadenströmung, durch ihre schlechten die Versiegung derselben.

Namentlich sei das Volk Israel dazu berufen, die Gnadenfülle und also die Erhaltung der Welt zu fördern. Dazu habe es die Offenbarung und das Gesetz mit seinen 613 religiösen Bestimmungen erhalten, um durch jede rituale Tätigkeit und Funktion auf die höhere Geisteswelt einzuwirken und sie gewissermaßen zum Spenden zu nötigen. Die Ritualien haben daher eine tiefmystische Bedeutung und einen unvergänglichen Wert; sie bilden die magischen Mittel, das ganze Weltall zu erhalten und ihm Segen zuzuwenden. „Der wahrhaft Fromme bilde den Grund der Welt." Namentlich hätten der Tempel und der Opferkultus eine ganz besonders wichtige Bedeutung gehabt, die Verbindung der niederen Welt mit der höheren lebendig zu erhalten. Der irdische Tempel habe dem himmlischen Tempel (dem Sephirot) entsprochen. Der Priestersegen, der mit den erhobenen zehn Fingern ausgesprochen zu werden pflegte, habe die zehn Sephirot angeregt, ihre Segensspendung auf die niedere Welt zu ergießen. Nach dem Untergang des Tempels sei das Gebet an die Stelle der Opfer getreten, es habe daher eine besonders mystische Wichtigkeit. Die vorgeschriebenen Gebete haben eine unfehlbare Wirkung, wenn der Betende es versteht, sich bei dieser und jener Veranlassung an die betreffende Sephira zu wenden. Denn nur an diese sei das Gebet zu richten, nicht unmittbar an die Gottheit. Das Geheimnis des Gebetes nimmt in der Kabbala eine wichtige Stelle ein. Jedes Wort, ja jede Silbe in den Gebetformeln, jede Bewegung beim Gebet, jedes dabei angewendete rituale Symbol deutet die Kabbala beziehungsvoll auf Vorgänge in der höheren Welt. Die mystische Erläuterung der Religionsgesetze des Judentums ließen sich die Kabbalisten besonders angelegen sein. Es war der Schwerpunkt ihrer Theorie. Sie konnten damit den Maimunisten entgegentreten. Während diese vom philosophischen Gesichtspunkte aus manche Bestimmung des Judentums für bedeutungslos erklärten, hoben die Mystiker von ihrem Gesichtspunkte aus gerade deren Wichtigkeit und hohe Bedeutung hervor. Sie galten daher als die Erhalter des Judentums.

Die Vergeltungslehre und die Untersuchung über den Zustand der Seele nach dem irdischen Dasein waren auch durch Maimuni zu sehr als wichtiger Bestandteil des Judentums betont worden, als daß die Kabbala sie nicht auch in den Kreis ihrer Theorie hätte ziehen sollen. Sie stellte aber eine eigene Ansicht darüber auf, die sie natürlich ebenfalls als uralt ausgab, die aber ihre Jugend und Entlehnung aus einem anderen Kreise nicht verleugnen kann. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Seelen in der Geisterwelt von jeher vorerschaffen seien, lehrte die Kabbala, daß sämtliche Seelen dazu bestimmt seien, die irdische Laufbahn anzutreten, sich in Körper zu versenken und mit ihnen eine Zeitspanne verbunden zu bleiben. Die Aufgabe der Seele sei nun, in ihrem Erdenwallen gewissermaßen eine Probe abzulegen, ob sie sich trotz der Verbindung mit dem Leibe von den irdischen Schlacken werde rein erhalten können. Vermag sie das, so steige sie geläutert nach dem Tode zum Geisterreich auf und habe Anteil an der Welt der Sephirot. Befleckt sie sich dagegen mit dem Irdischen, so müsse sie noch einmal und wiederholentlich (höchstens aber nur dreimal) in das Leibesleben zurückwandern, bis sie durch wiederholte Prüfungen sich lauter emporschwingen könne. Auf die Seelenwanderung gründete die Kabbala die Vergeltungslehre. Die Leiden, welche auch den Frommen hienieden scheinbar unverschuldet treffen, dienen lediglich dazu, die Seele zu läutern. Man dürfe also Gottes Gerechtigkeit nicht anklagen, wenn es dem Frommen schlecht, dem Gottlosen hienieden gut gehe. Da nun die meisten Seelen sich in ihrem irdischen Dasein ins Sinnliche verlieren, ihren himmlischen Ursprung vergessen und also öfteren Wanderungen durch neue Körper unterworfen sind, so gelangen meistens alte Seelen, d. h. solche, die schon früher auf die Erde hinabgestiegen waren, ins Dasein, und nur selten komme eine neue Seele zur Welt. Durch die Sündhaftigkeit der Menschen, welche zur Folge hat, daß dieselben Seelen immer wieder in Körper eingehen, wird die große Erlösung aufgehalten. Denn die neuen Seelen können nicht ins Dasein gelangen, weil die Welt fast durchgehends von alten bevölkert sei. Und die große Gnadenzeit, die geistige Vollendung der Welt, könne nicht eher eintreten, bis sämtliche vorgeschaffene Seelen irdisch geboren sind. Auch die Seele des Messias, die wie andere in der Geisterwelt der Sephirot in ihrer Vorexistenz verharrt, könne nicht eher erscheinen, bis sämtliche Seelen in das Körperleben eingegangen seien. Sie werde die letzte der Seelen sein, und der Messias werde also erst am Ende der Tage erscheinen. Dann aber werde das große Jubiläum eintreten, wenn sämtliche Seelen gereinigt

und geläutert von der Erde zum Himmel zurückgekehrt sein würden. Die Förderung und Beschleunigung dieser Gnadenzeit der großen Seelenerlösung hänge also von dem religiösen Verhalten ab. Welche Wichtigkeit erhielten nun dadurch die Adepten der Kabbala! Nicht bloß für Israel, sondern für die ganze Weltordnung haben sie einzustehen, indem sie durch ihr Tun und Lassen die Geburt der Messiasseele, als letzte aus dem Seelenbehältnis, befördern können!

Die Kabbala konnte sich rühmen, weit tiefer als die Religionsphilosophie Maimunis das Geheimnis des Judentums erschlossen, seinen Zusammenhang mit der höheren Welt und der zukünftigen Gestaltung der Dinge nachgewiesen zu haben. Welch weiten Spielraum hatte sie nun gar für Deutungen! Sie ließ an Verdrehungen der heiligen Schrift die alexandrinischen Allegoristen, die Agadisten, die Kirchenväter und die jüdischen und christlichen Religionsphilosophen weit, weit hinter sich zurück. Asriel liebäugelte wenigstens mit der Philosophie und wollte die Kabbala den Denkern annehmbar machen. Ein anderer Kabbalist dieser Zeit aber, Jakob Ben-Scheschet Gerundi aus Gerona (um 1243 oder 46), stellte geradezu seine Geheimlehre der Aufklärung der Philosophen entgegen. Er verschmähte jede Unterhandlung mit ihnen und hatte nicht genug Schmähungen für die philosophischen Ketzer und Gesetzesverächter.

Als wenn die Kabbala kein gutes Gewissen gehabt hätte, sich als uralt auszugeben, da sich doch von ihren Phantastereien im älterem Schrifttum keine Spur findet, beging sie eine Fälschung. Sie setzte eine mystische Schrift in alter Gewandung in Umlauf und schob sie einer talmudischen Autorität, Nechunja Ben-Hakana, unter. Dieses Lügenwerk legte sich einen pomphaften Titel bei und nannte sich „Glanz“ (Bahir); ihm gebührte aber weit eher der Name „Dunkelheit“. Der Verfasser desselben war das kabbalistische Bruderpaar. So schlau ist dieser Wechselbalg eingeschmuggelt worden, daß selbst besonnene Rabbiner ihn als einen echten, uralten Sproß verehrten und seinen Lügenworten Glauben schenkten. Vergebens hat ein hochgeachteter Mann Meïr Ben-Simon von Narbonne diese Fälschung entlarvt, vergebens mit Zustimmung des durch Frömmigkeit und talmudisches Wissen ausgezeichneten Rabbiners, Meschullam Ben-Mose von Beziers, die Gemeinden gewarnt, sich von diesem Lügenwerke, wie von der „Schriftenflut“ des gerundensischen Brüderpaares täuschen zu lassen, sie vielmehr zu vernichten, da sie Ketzerei enthielten. Die kabbalistische Lügenschrift wurde von den Kabbalisten gehegt, hat sich behauptet und diente späteren kabba-

listischen Taschenspielern als Bewährung, während der sie brandmarkende Steckbrief von Meïr Ben-Simon in Vergessenheit geriet. Gerona, die Vaterstadt Esras, Asriels, des Jakob Ben-Scheschet und Nachmanis, war das erste warme Nest für die Kabbala, ehe sie recht flügge wurde.

Diese so stolz auftretende geheime Weisheit beruhte auf nichts anderem als auf Täuschung, im besten Falle auf Selbsttäuschung ihrer Urheber. Ihre Theorie ist nicht alt, wofür sie sich ausgab, sondern sehr jung, oder wenn alt, so doch nicht aus dem jüdischen Altertum, sondern aus der Zeit der Abenddämmerung der griechischen Philosophie. Die Kabbala ist ein Zerrbild, welches die jüdischen und die philosophischen Ideen in gleicher Weise verunstaltet. — Die Bemühungen Asriels und Esras für die Geheimlehre hätten vielleicht geringen Erfolg gehabt, wenn sich nicht Nachmani zu ihrer Fahne geschart hätte. Auch er glaubte an das hohe Alter des kabbalistischen Buches Bahir und fand darin die Bestätigung der Mystiker von Gerona. Auf den ersten Blick ist es zwar schwer zu begreifen, wie dieser klare, haarscharfe Denker, welcher auf dem talmudischen Gebiete über jede Dunkelheit Licht zu verbreiten vermochte, den Verirrungen der Kabbala folgen und ihr Anhänger werden konnte. Aber weil Maimunis philosophische Auffassungsweise wegen ihrer Nüchternheit seinen Geist abstieß, sagte ihm die Kabbala zu, weil sein Wunder- und Autoritätsglaube dadurch Nahrung und Bestätigung fand.

Da er als frommer Rabbiner und tiefer Talmudkundiger die Wahrheit der Kabbala anerkannt hat, so war ihr Ansehen gesichert. Wo Nachmani unbedingt glaubte, scheuten sich Minderbegabte zu zweifeln. Ein Dichter, En-Vidas Dafiera, ein Gegner der Maimunisten, stellte daher ihn, sowie Esra und Asriel, als Gewährsmänner für die Wahrheit der Geheimlehre auf.

„Uns ist Nachmanis Sohn eine feste Burg —
Esra und Asriel haben uns ohne Täuschung belehrt,
Sie sind meine Priester, sie erleuchten meinen Altar,
Sie meine Sterne, die nicht verdunkeln —
Sie wissen Gottes „Maßausdehnung“ zu rechtfertigen,
Nur halten sie aus Furcht vor den Ketzern mit ihren Worten zurück“.

So wurde Nachmani eine Hauptstütze der Kabbala mehr noch dadurch, daß er wie hingeworfen von ihr sprach und mehr davon verhüllte, als aufdeckte.

Es entstanden also in kaum vier Jahrzehnten nach Maimunis Tod drei Parteien, und das war der Anfang der rückläufigen zur Verkümmerung führenden Bewegung. Es trat eine Sonderung

ein zwischen den philosophisch Gebildeten, den Stocktalmudisten und den Kabbalisten. Die ersteren, welche Maimuni zu ihrem Führer nahmen, legten sich das Judentum vernunftgemäß zurecht, blieben entweder bei seinen Annahmen stehen oder zogen noch kühnere Folgerungen aus seinen Vordersätzen, die ihm entgangen waren, oder die er unberührt lassen wollte, und brachen halb und halb mit dem Talmud. Die strengen Talmudisten wollten von philosophischen Erörterungen garnichts wissen; sie waren jeder Wissenschaft und allem Forschen auf religiösem Boden abhold und legten sich die Agadas in nackter Buchstäblichkeit zurecht; auch der Kabbala gingen sie aus dem Wege. Endlich waren die Kabbalisten ebensosehr gegen die talmudistischen Buchstäbler, wie gegen die maimunistischen Aufgeklärten eingenommen. Doch verhielten sie sich, weil ihre Zahl anfangs klein war und ihnen die mit dem Judentum widerstreitenden Folgerungen aus ihrer Lehre noch nicht zum Bewußtsein gekommen waren, freundlich zu den Stocktalmudisten. Hatten doch beide gemeinsame Feinde zu bekämpfen. Die Kabbalisten richteten daher anfangs ihre Spitzen lediglich gegen die Maimunisten. Ehe aber das Jahrhundert abgelaufen war, waren auch die Kabbalisten und die Stockfrommen miteinander entzweit, und beide Parteien begannen einander so heftig anzufeinden, wie beide ihre gemeinsamen Gegner, die Philosophen.

Die Folgen, welche einerseits aus der vom Papsttum ausgegangenen Entehrung der Juden und anderseits aus der Spaltung im Innern entsprangen, machten sich bald fühlbar und brachten unerfreuliche Erscheinungen zu Tage. Die Harmlosigkeit, der frohe Sinn, die Freudigkeit des Schaffens, welche, verbunden mit geistiger Rührigkeit, so schöne Blüten getrieben hatte, waren auf lange Zeit dahin. Ein trüber Ernst stellte sich dafür selbst bei den spanischen und provenzalischen Juden ein und hielt den Aufschwung des Geistes wie mit Bleigewichten nieder. Die lustigen Sänger verschwanden mit einem Male, als wenn der eisige Hauch der trüben Gegenwart ihr warmes Blut plötzlich zum Gefrieren gebracht hätte. Wie sollte der Jude mit dem Schandlappen auf der Brust fröhliche Weisen singen! Die neuhebräische Poesie, welche seit drei Jahrhunderten so holde Dichtungen zutage gefördert hatte, starb ab oder trieb nur noch welke Blätter. Die Satiren und Epigramme, welche die Maimunisten und Antimaimunisten einander zuschleuderten, waren die letzten Erzeugnisse der neuhebräisch-spanischen Muse. Aber auch diese lachen und kichern nicht mehr, sondern raisonnieren und diskutieren. Sie gleichen nicht, wie die Epigramme aus der Blüte-

zeit, kosenden jungen Mädchen, sondern zänkischen, alten Weibern. Sie zeigen ein gefaltetes, vergrämtes Gesicht. Die letzten Dichter fühlten selbst, daß die Springkraft der neuhebräischen Poesie erschöpft war und zehrten nur noch von Erinnerungen an die goldene Zeit.

Die letzten Vertreter der neuhebräischen Dichtung, welche aus der maimunischen Epoche hinüberreichten, waren nächst Jehuda Alcharisi, dem leichtfertigen Übersetzer, dem warmen Parteigänger für Maimuni, Josef Ben-Sabara und Jehuda Ben-Sabbatai. Alle drei schufen, wie auf gemeinsame Verabredung, die satirische Romanform, in welcher Verwandlungen den Rahmen und eine überströmende Rhetorik den Inhalt bilden. In ihren Dichtungen liegt mehr gesuchter Witz als anmutende Kunst. Wie Alcharisi (1190—1240) in seinem Roman Tachkemoni unter den Vermummungen des Keniten Heber und in dessen Wechselgesprächen mit dem Dichter Vielerlei, Scherzhaftes und Ernstes in gereimter Prosa abwechselnd mit Versen vorbringt und kleine Episoden einflicht, ganz ebenso verfuhr der Dichter Josef Ben-Sabara (wahrscheinlich Arzt in Barcelona) in seinem Roman die „Ergötzlichkeiten“ (Schaschuim). Der dritte Dichter dieser Gattung, Jehuda Ben-Isaak Ben-Sabbatai, ebenfalls aus Barcelona, wird zwar von Alcharisi selbst unter die besten Kunstgenossen gezählt, aber seine Leistungen bestätigen das Urteil keineswegs. Sein Dialog zwischen der Weisheit und dem Reichtum ist arm an poetischen Wendungen. Nicht viel besser ist sein satirischer Roman, „der Weiberfeind“.

Der Verfall der neuhebräischen Poesie trat rasch ein. Nach dem Heimgang dieser dichterischen Nachzügler wurde sie immer mehr verwaist, und es verging ein Jahrhundert, bis wieder ein würdiger Nachfolger erstand. Da die poetische Zeugungskraft erschöpft war, so verlegten sich diejenigen, welche die Sprache zu behandeln und Reime leidlich zusammenzufügen verstanden, auf Nachahmung früherer Erzeugnisse. Abraham Ben-Chasdaï, der eifrige Parteigänger Maimunis aus Barcelona, überarbeitete in hebräischer Fassung eine moralische Unterredung zwischen einem weltlich Gesinnten und einem Büßer aus dem Arabischen unter dem Titel: „der Prinz und der Nasiräer“.

Ein armer Bücherabschreiber, Berachia Ben-Natronaï Nakdan, (blühte um 1230—45) aus Südfrankreich, suchte wieder die bei den alten Hebräern beliebte Fabeldichtung hervor. Er war aber nicht imstande, eigene dramatische Tiergespräche zu

erfinden, sondern bearbeitete meistens die Erzeugnisse älterer Fabeldichter in neuhebräischer Sprache. Unter seinen hundertundsieben Fuchsfabeln sind nur einige aus eigener Erfindung gedichtet. Berachia wollte damit seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorhalten, denen „welche der Wahrheit den Rücken kehrten und der Lüge den goldenen Zepter reichten." Pflanzen und Tiere sollten die Verkehrtheit und Verderbtheit der Menschen veranschaulichen.

Ein anderer Fabeldichter Isaak Ibn-Sahula aus Nordspanien, wo unter den Juden selbst in den christlichen Königreichen die arabische Poesie beliebt war, dichtete (1244) „Fabeln des Altertums" (Maschal ha-Kadmoni), um den Beweis zu führen, daß die hebräische Muse der arabischen nicht nachstehe. Aber seine Fabeleien beweisen noch mehr ihre Altersschwäche. Sie ergehen sich in Redeschwulst und in breitgetretenem Moralisieren. Sahulas Dichtung hat wohl schwerlich die Kunstverständigen überzeugen können, daß die hebräische Poesie noch immer einen Wettlauf mit der arabischen nehmen könnte. Ob die poetischen Leistungen jüdischer Dichter in arabischer Sprache gediegener waren? Die Araber rühmten die Liebeslieder des Dichters Abu-Ischak Ibrahim Ibn-Sahal aus Sevilla (um 1211—1250) über die Maßen und sagten von ihnen aus, daß sie rührend und schmelzend klängen. Dieser hatte wahrscheinlich unter den Almohaden in Südspanien zum Schein die Maske des Islams vorgenommen. —

Mehr noch als die Dichtkunst sanken die Wissensfächer in der nachmaimunischen Zeit. Wie konnte eine gesunde Schriftauslegung gedeihen, wo Philosophen und Kabbalisten um die Wette es darauf anlegten, den Sinn der heiligen Schrift zu verzerren, um ihrer Theorie eine scheinbar biblische Stütze zu geben? Die glänzenden Leistungen der Vorzeit gerieten in Vergessenheit. David Kimchi war der letzte Vertreter der einfachen Bibelforscher und Grammatiker für eine geraume Zeit. Nachmani beschäftigte sich wohl mit der Schrifterklärung und zeigte richtiges Sprachgefühl, allein sie war ihm nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Widerlegung gegnerischer Ansichten. So entblätterte nach und nach der schöne Kranz von jüdischen Wissenschaften, den die jüdisch-spanischen Denker und Forscher der Vorzeit gewunden hatten.

Achtes Kapitel.

Religionsdisputationen und Scheiterhaufen für den Talmud.

(1240—1270.)

Während der Spaltung im Innern zwischen den Denkgläubigen und den Kabbalisten ging die vom Papsttum ausgestreute Giftsaat wucherisch auf. Judenverfolgungen, welche bis zu dieser Zeit nur vereinzelt vorkamen, häuften sich von jetzt an, verbreiteten sich von Ort zu Ort wie eine ansteckende Seuche und wurden von Jahr zu Jahr blutiger. Es ist wahr, Innocenz III. beabsichtigte keineswegs den Tod der Juden, sondern nur ihre Demütigung. Er wollte sie bloß herabdrücken, damit die ganze Wucht des Gesellschaftsgebäudes im Mittelalter, Fürsten, höherer und niederer Adel, die Geistlichkeit aller Grade, Bürger, Bauern, auf ihnen laste und sie zu Jammergestalten zusammenpresse. Aber dem niederen Volke, das froh war, eine Menschenklasse noch tief unter sich zu sehen, an der es seinen plumpen Witz und seine ungeschlachten Fäuste üben konnte, genügte die Entwürdigung der Juden keineswegs. Die von der Kirche und der Gesellschaft Gebrandmarkten galten dem verdummten Volke als Auswürflinge, die man ohne Gewissensbisse wie räudige Hunde totschlagen dürfe. Allerlei Verbrechen wurden den Juden angedichtet und fanden Glauben. Hetzereien gegen Juden wegen Kindesmordes wiederholten sich von Zeit zu Zeit bald hier bald dort mit einer solchen Selbstgewißheit, daß selbst gutgesinnte Christen irre wurden und dem Lügengewebe Glauben schenkten. Zwischen Lauda und Bischofsheim (im Badischen) wurde die Leiche eines Christen gefunden. Wer war der Mörder gewesen? Natürlich Juden. Auf diese durch Nichts erwiesene Anschuldigung hin wurden in diesen beiden Städten jüdische Männer, Frauen und Kinder ohne Prozeß vom Pöbel und der Geistlichkeit überfallen und getötet. Dann erst machte man acht gelehrten und frommen Männern den Prozeß wegen Meuchelmordes an einem Christen (2. und 3. Januar 1235); sie wurden gefoltert und wahrscheinlich infolge ihres durch die Tortur erpreßten Geständnisses hingerichtet. Die Plünderung jüdischer Häuser war die stete Begleiterin solcher Metzeleien. Die Juden der Nachbarschaft wandten sich hierauf flehend an den Papst Gregor IX., und ersuchten ihn, ihnen ein Privilegium zu erteilen, welches sie vor der Willkür des mordsüchtigen Pöbels und wahnbetörter Richter schützen sollte. Er erließ demzufolge eine Bulle an die Christenheit (3. Mai 1235), welche die halbgünstige Konstitution des Papstes Innocenz III. wiederholte und bestätigte.

Einige meinten, der Statthalter Christi habe sich durch eine bedeutende Geldsumme von seiten der Juden zur Erteilung der Bulle gewinnen lassen; so wenig Rechtsgefühl war damals vorhanden. Indessen gleichviel, ob aus freien Stücken oder aus Habgier erteilt, diese päpstliche Bulle blieb wie viele frühere zugunsten der Juden ohne Wirkung. Der Geist der Unduldsamkeit, der in den Schulen gelehrt und auf den Kanzeln von den Dominikanern gepredigt wurde, ging in das Blut über, und die edelsten Naturen konnten sich nicht frei davon halten. Was frommte es den Juden, daß sie verhältnismäßig die zahlreichsten Pfleger der Wissenschaft stellten und diese, sei es durch Übersetzungen und Erklärungen fremdsprachlicher belehrender Schriften, sei es durch eigene Bearbeitungen, namentlich in der Arzneikunde, erst den Christen zugänglich machten, was frommte es ihnen, daß sie sowie die Handelsplätze mit Waren, so den Büchermarkt mit Geisteserzeugnissen versahen? Die Christen wußten ihnen keinen Dank dafür oder schlugen ihnen zum Lohne die Schädel ein.

Als ein lautsprechendes Zeugnis von dem Verhalten des Mittelalters in betreff der Juden kann das Benehmen des größten und gebildetsten deutsch-römischen Kaisers gegen sie angeführt werden. Friedrich II., der letzte Hohenstaufenkaiser, war der genialste und vorurteilsfreieste Monarch in diesem Jahrhundert. Mehr Sizilianer als Deutscher liebte er die Wissenschaft und unterstützte die Pfleger derselben mit fürstlicher Freigebigkeit. Bei der Gründung der Universität in Neapel ließ er sich angelegen sein, philosophische und astronomische Schriften aus dem Arabischen übersetzen zu lassen, und bediente sich dazu auch kundiger Juden. Der Kaiser stand in einem Briefwechsel mit einem jungen jüdischen Gelehrten Jehuda Ben-Salomo Kohen Ibn-Malka aus Toledo. Sein Wissen imponierte dem Kaiser Friedrich so sehr, daß er ihm wissenschaftliche Fragen vorlegte, sich an dessen Antworten erfreute und ihn wahrscheinlich bewog, nach Italien auszuwandern. Einen anderen jüdischen Gelehrten, Jakob Anatoli, ließ der Kaiser aus der Provence nach Neapel kommen und setzte ihm einen Jahrgehalt aus, damit er in Muse der Verdolmetschung arabischer Werke wissenschaftlichen Inhalts obliegen sollte. Es war der Schwiegersohn des fruchtbaren Übersetzers, aber unfruchtbaren Schriftstellers Samuel Ibn-Tibbon, den die Maimunisten gesegnet und die Stocktalmudisten verwünscht haben. Wahrscheinlich auf des Kaisers Anregung übersetzte Anatoli oder ein anderer seiner jüdischen Hofgelehrten Maimunis philosophisches Werk, „der Führer", mit Hülfe eines christ-

lichen Gelehrten ins Lateinische, und der Kaiser pflegte es zu lesen und sich darin zu vertiefen.

Man sollte nun erwarten, daß der Kaiser Friedrich eine günstige Stimmung für die Juden hätte hegen sollen. War er doch nicht allzu gläubig gegen die Glaubenslehren des Christentums. Wenn auch nur ein Teil von den Anklagen begründet war, welche die Zeitgenossen gegen seine Rechtgläubigkeit erhoben, so war er von der Wahrheit des Christentums keineswegs überzeugt. Der Papst Gregor IX., allerdings sein Todfeind, warf ihm geradezu vor, er habe geäußert, die Welt sei von drei großen Betrügern, Mose, Jesus und Mohammed, getäuscht worden, von denen zwei rühmlich gestorben, der dritte aber am Kreuze geendet habe. An dem Unglauben der Juden konnte er also nicht allzusehr Anstoß genommen haben. Und dennoch war der Kaiser Friedrich fast nicht minder judenfeindlich als sein Gegenfüßler, der stockkirchliche Ludwig der Heilige von Frankreich. Ein Todfeind des Papsttums, das seinen Unternehmungen auf allen Wegen hinderlich war, führte er doch in seinen Staaten den kanonischen Beschluß durch, die Juden von öffentlichen Ämtern auszuschließen. In seiner Hauptstadt Palermo wies er die Juden in ein Ghetto, eine Unduldsamkeit, mit welcher er die der Päpste damaliger Zeit übertraf. — In Österreich wurden die Juden damals unter den Babenbergischen Landesfürsten zu Ämtern zugelassen. Der Erzherzog F r i e d r i c h I. der Streitbare genannt, erkannte den Wert der Juden als Förderer des Reichtums, ließ seine Finanzen von jüdischen Beamten verwalten und erteilte ihnen Ehrentitel. Zwei Brüder L e b l i n und N e k e l o nannten sich offiziell Kammergrafen des Herzogs von Österreich. Dieser erteilte (1244) den Juden seines Landes ein Reichsstatut, welches von Gerechtigkeitsliebe und Menschlichkeit eingegeben ist und Muster für solche Fürsten wurde, welche die Juden vor Unbilden und Mißhandlungen schützen wollten. Es wollte zunächst die jüdischen Bewohner vor Totschlag und Verwundung sicherstellen. Der Christ, der einen Juden tötet, sollte dem Tode und bei Verwundung eines solchen einer hohen Geldstrafe verfallen oder seine Hand verlieren, ebenso wie ein Christ, der an eine Jüdin Hand legte. Schwere Anklagen gegen Personen oder Eigentum eines Juden sollten nicht durch christliche Zeugen allein entschieden werden, wenn nicht ein jüdischer Mitzeuge das Vergehen bestätigt. Ein Christ, der ein jüdisches Kind entführte (zur gewaltsamen Taufe), sei wie ein Dieb zu bestrafen. Das Statut Friedrichs des Streitbaren bewilligte auch den Juden eigene Gerichtsbarkeit, so daß den Landesrichtern keine Gewalt über sie zuständе. Die Bethäuser und Begräbnisplätze der Juden sollten auch von Christen geachtet werden, und schwere

Strafen wurden gegen Angriffe darauf verhängt. Das Statut gewährte ferner allen Juden freien Durchzug und Handel durchs Land, auch das Vorrecht Geldgeschäfte für Unterpfand zu betreiben. Der Wucher wurde zwar beschränkt, aber doch hoch genug zugelassen. Das Pfandrecht jüdischer Gläubiger schützte dieses Statut mit besonderer Sorgfalt, als wenn es für die Juden und den Herzog das Allerwichtigste gewesen wäre. Der Erzherzog Friedrich bemerkte dabei, daß er den Juden diese Rechte einräume, damit auch sie „seiner Gnade und seines Wohlwollens teilhaftig werden sollten". Dieses Statut kam auch den Juden anderer Länder zu statten, denn schon in zwei Jahrzehnten wurde es für Ungarn, Böhmen, Großpolen, Meißen und Thüringen und später auch für Schlesien eingeführt.

Ein kleiner Herzog gab das Beispiel, die Juden durch Gesetze gegen Willkür zu schützen. Der mächtige Kaiser Friedrich II. dagegen verübelte Friedrich dem Streitbaren seine Judenfreundlichkeit und erließ ein Gesetz, er, der aus der Kirche ausgestoßen war, daß die Juden Österreichs von allen Ämtern ferngehalten werden mögen, damit sie, welche zur ewigen Knechtschaft verdammt seien, nicht durch ihre Amtsgewalt die Christen unterdrücken. Mit besonderer Befriedigung betonte er den Satz, daß die Juden, wo sie sich immer befinden mögen, Kammerknechte des Kaisers seien. Er hielt sich so streng an die kanonischen Gesetze des Laterankonzils gegen sie, daß er eifriger als die spanischen Könige das Tragen besonderer Abzeichen für sie in seinen Erblanden einschärfte. Diese bedrückte er überhaupt durch hohe Steuern. Er erlaubte zwar denen, welche wegen des Fanatismus der Almohaden von Afrika nach Sizilien ausgewandert waren, sich daselbst niederzulassen, aber während er anderen Ansiedlern zehnjährige Steuerfreiheit bewilligte, belastete er die jüdischen Ankömmlinge sogleich mit Besteuerungen und beschränkte sie auf Ackerbau. Kurz, er behandelte die Juden wie eine verachtete Menschenklasse. Die drei Mächte der Christenheit, die Fürsten, die Kirche und das Volk vereinigten sich fortan, das schwächste der Völker zu verderben.

Bei einem neuen Kreuzzug überfielen die angesammelten heiligen Krieger die jüdischen Gemeinden in Anjou, Poitou, in den Städten Bordeaux, Angoulème und anderen, um sie zur Annahme der Taufe zu zwingen. Da aber die Juden standhaft blieben, so verfuhren die Kreuzzügler mit unerhörter Grausamkeit gegen sie, zertraten viele von ihnen unter Rosses Hufen, schonten weder Kinder noch Schwangere, ließen ihre Leichen unbegraben liegen, zerstörten heilige Schriften, verbrannten die Häuser der Juden und bemächtigten sich deren Habe. Mehr als dreitausend kamen bei dieser Gelegen-

heit um (Sommer 1236) und mehr als fünfhundert gingen zum Christentum über. Wiederum beklagten sich die übriggebliebenen Juden über die erlittene Grausamkeit beim Papste. Dieser richtete ein Sendschreiben an die Kirchenfürsten und auch an den König Ludwig IX. von Frankreich (September 1236). Er beklagte darin die Vorfälle und deutete an, daß die Kirche weder die Vertilgung der Juden, noch ihre gewaltsame Taufe wünsche. Was vermochten aber solche gelegentliche Ermahnungsschreiben gegen den von der Kirche gehegten Abscheu gegen die Juden! Der sonst edle und gutmütige König Ludwig der Heilige war von diesem Abscheu so sehr beherrscht, daß er keinen Juden ansehen mochte. Er begünstigte die Bekehrung der Juden auf jede Weise und ließ die Kinder der bekehrten Väter dem Herzen der dem Judentume treu gebliebenen Mütter entreißen. Die Juden hatten nur ein einziges Mittel, um die gegen sie aufgestachelte Wut zu beschwichtigen — das Geld. Damit gewannen die von England den König Heinrich III., daß er in seinen Ländern durch Herolde bekannt machen ließ, daß niemand den Juden etwas zu leid tun sollte. Aber dieses Mittel war ein zweischneidiges Schwert, das sich gegen diejenigen kehrte, denen es zugute kommen sollte. Um viele Gelder zu erschwingen, waren die Juden genötigt, übermäßigen Zins zu nehmen, auch wohl zu übervorteilen. Dadurch zogen sie sich aber den Haß der Bevölkerung zu und setzten sich wiederum Mißhandlungen aus. Die öfteren Klagen über ihren Wucher veranlaßten Ludwig IX. ihn zu beschränken und öfter einen Teil der Schulden zu kassieren. Als aber derselbe König Ernst machte, dem Wucher zu steuern, behaupteten die zur Beratung berufenen Barone, daß die Bauern und Kaufleute der Anleihe von Juden nicht entbehren könnten, und es sei besser jüdische Wucherer zu dulden als christliche, welche die christlichen Schuldner mit noch drückenderen Wucherzinsen quälten.

Bei allen diesen vielfachen Quälereien, Gehässigkeiten und Verfolgungen gab es noch einen Winkel, wo die Juden in gehobener Stimmung sich frei fühlten und die Leiden vergessen konnten. Das Lehrhaus, wo sich Alt und Jung zum Talmudstudium versammelte, war eine Friedensstätte für sie. In der Vertiefung in den Gedankenstoff vergaßen die Talmudbeflissenen die Außenwelt mit ihrem giftigen Hasse, mit ihren hämischen Gesetzen, mit ihren Quälereien. Hier waren sie Königssöhne, die Majestät des Gedankens umstrahlte ihre Stirn, die Freudigkeit geistiger Tätigkeit verklärte ihre Züge. Eine Schwierigkeit im Talmud zu lösen, eine Dunkelheit aufzuhellen, etwas Neues, was den Vorgängern entgangen war, zu finden, machte ihre Seligkeit aus. Nicht Amt und Würden

erwarteten sie für ihre Gedankenanstrengung, keinen greifbaren Lohn erhielten sie für ihre Nachtwachen. Sie wollten nur ihren Wissensdrang befriedigen, ihrer religiösen Pflicht genügen und allenfalls sich der himmlischen Belohnung vergewissern. Das allerwichtigste Geschäft für alle war das Lernen, und die Blüte aller Gelehrsamkeit war der Talmud. Sobald das Kind nur lallen konnte, wurde es am Wochenfeste des Morgens zuerst mit verhülltem Gesichte, damit sein Auge nicht das Unheilige treffen sollte, aus dem Hause in die Synagoge oder in die „Schule“ geführt. Dort wurde ihm das hebräische Alphabet in gerader und umgekehrter Ordnung und passende Verse vorgesprochen. Der Tag, an dem das Kind der Lehre zugeführt wurde, war ein freudiger Augenblick für die Eltern und die ganze Gemeinde. War ein Kind nicht ganz stumpf, so wurde es von der Bibel zum Talmud angeleitet. Der geachteteste Stand war der der Talmudbeflissenen. Diese verzehrende Beschäftigung mit dem Talmud war allerdings einseitig, aber sie hatte etwas Ideales. In dieses innere Heiligtum der Juden hatte bisher die feindliche Hand nicht eingegriffen. Die weltliche Macht kümmerte sich nicht darum, die Geistlichkeit hatte keine Gewalt über die innere Angelegenheit der Juden, hier prallte ihr Bannstrahl wirkungslos ab.

Dieser innere Frieden der Juden sollte aber ebenfalls gestört, auch aus dem Gnadenasyl sollten sie vertrieben werden. Die Anregung dazu ging von einem getauften Juden aus, welcher Weltliche und Geistliche gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen aufreizte. Ein Talmudkundiger namens Donin (oder Dunin) aus la Rochelle in Nordfrankreich hatte seine Zweifel an dem Talmud und der mündlichen Lehre überhaupt ausgesprochen. Dafür wurde er von den französischen Rabbinen in den Bann gelegt. Ohne Anhalt in jüdischen und christlichen Kreisen, entschloß er sich die Taufe zu empfangen und nahm den Namen Nikolaus an. Von Haß gegen die Rabbinen und den Talmud erfüllt, gedachte der Apostat sich an beiden zu rächen. Er hetzte, wahrscheinlich von Geistlichen dazu aufgestachelt, den großen Haufen gegen die Juden und ihre Schriften und veranlaßte die blutige Verfolgung in Anjou und Poitou durch die Kreuzzügler. Sein Rachegefühl war aber davon nicht befriedigt. Er begab sich zum Papst Gregor IX. und trat als Ankläger gegen den Talmud auf, daß dieser das Wort der heiligen Schrift verdrehe, unwürdige Vorstellungen von Gott enthalte, nichtsdestoweniger von den Rabbinen noch höher geachtet sei als die heilige Schrift und endlich voll Schmähungen gegen den Stifter der christlichen Religion und gegen dessen Mutter sei. Nikolaus Donin bewies dem Papste, daß der Talmud allein die

Juden in ihrer Halsstarrigkeit gegen die Annahme des Christentums bestärke, ohne denselben würden sie ihren Unglauben fahren lassen.

Schwer und grausam rächte sich das Übermaß der Verehrung der Talmudsammler für die älteren Gesetzeslehrer. Ohne den weisen Spruch Abtalions zu bedenken: „Ihr Weisen seid vorsichtig mit euren Worten", hatten sie jede Äußerung, jedes vertrauliche Gespräch, jedes Scherzwort, einem der Tanaïten oder Amoräer entfahren, verewigen wollen und dem Talmud einverleibt, weil sie unter sich zu sein glaubten, und die Außenwelt nichts davon erfahren werde. Und nun wurde die Sünde der Väter an den Enkeln heimgesucht. Der Talmud wurde wegen solcher unbedacht gefallener Aussprüche auf die Anklagebank geschleppt, und die ganze Judenheit, die den Talmud zur Richtschnur ihres Lebens überkommen hatte, als Mitschuldige angeklagt, zum ersten Male von Donin-Nikolaus, aber im Verlaufe der Jahrhunderte immer häufiger und erbitterter. Der Apostat hatte aus dem Talmud Auszüge gemacht und fünfunddreißig Artikel als Anklagepunkte aufgestellt, von denen einige beweisen sollten, daß der Talmud grobe Irrtümer und Torheiten, andere daß er Lästerungen gegen Gott enthalte, noch andere wieder mehr Unehrlichkeit und Betrügereien gegen Christen lehre und endlich einige, welche Jesus, seine Mutter und die Kirche verlästern. Gegen die gehässigen Ausfälle gehalten, welche die Sammler der Evangelien, die Kirchenväter bis auf Hieronymus und Augustinus herab gegen die Juden vorgebracht und sie dadurch verächtlich und verhaßt gemacht haben, gegen diese gehalten, erscheinen zwar die wenigen Stellen im Talmud von Jesus wie harmlose Neckereien. Aber die Kirche war im Kampfe mit der Synagoge Siegerin geblieben und war empfindlich gegen jede respektwidrige Äußerung. Nikolaus Donin hatte aber bei der Anklage des Talmuds die Wahrheit geradezu verdreht. Es sei den Juden gestattet, ihrer Beteuerung durch Eidesleistung sich zu entschlagen; es war dies eine erlogene Behauptung.

Für den Papst Gregor, dem der Apostat diese Anklagepunkte mündlich und schriftlich auseinander gesetzt hatte, war die Schuld des Talmuds oder der Juden so gut wie erwiesen. Er erließ sofort Handschreiben an die Kirchenfürsten von Frankreich, England, Kastilien, Aragonien und Portugal, setzte die von Nikolaus erhobenen Anklagepunkte auseinander und befahl ihnen, am ersten Sonnabend der Fastenzeit des Morgens, wenn die Juden zum Frühgottesdienst in ihren Synagogen versammelt sein würden, sämtliche Talmudexemplare zu konfiszieren und sie den Domini-

kanern und Franziskanern zu übergeben. Die Könige dieser Länder forderte er auf, die Geistlichen dabei mit dem weltlichen Arm zu unterstützen. Die Provinzialen der beiden Mönchsorden, welche die Inquisition über Bücher und Überzeugungen hatten, ermahnte der Papst, den Inhalt der talmudischen Schriften untersuchen zu lassen, und, wenn sich Nikolaus Donins Anklagen bestätigen sollten, die Talmudexemplare öffentlich zu verbrennen (Juni 1239). Er übergab Nikolaus ein besonderes Schreiben an den Bischof von Paris mit dem Bedeuten, in Frankreich, dem Hauptsitze der Talmudgelehrsamkeit, der Urheimat der Toßafisten, mit Entschiedenheit gegen den Talmud aufzutreten.

In Spanien und England wurden die Befehle Gregors garnicht beachtet. Nur in Frankreich, wo der von Geistlichen beherrschte und verdummte Ludwig IX. als mündig gewordener König scheinbar zu regieren anfing, wurde mit der Konfiszierung der Talmudexemplare Ernst gemacht. Die Juden wurden unter Androhung von Strafe gezwungen, die Bücher herauszugeben. Dann wurde dem Talmud der Prozeß gemacht. Dazu veranstaltete der König eine Disputation zwischen Donin und vier Rabbinen, um die Anklagepunkte zu widerlegen oder einzuräumen. Die vier Rabbinen, welche dazu berufen waren, als Anwälte für den Talmud zu fungieren, waren Jechiel (Vivo) aus Paris, Mose aus Coucy, welcher von seiner Missionsreise in Spanien zurückgekehrt war, Jehuda Ben-David aus Melun und R. Samuel Ben-Salomo aus Château Thierry. Jechiel wurde zum Sprecher erwählt, weil er mehr redegewandt war als seine Genossen. Die Disputation fand in lateinischer Sprache am königlichen Hofe statt (25. Juni 1240) in Gegenwart mehrerer Bischöfe, vieler Dominikaner und im Beisein der klugen Königin-Mutter Blanche.

Anfangs wollte R. Jechiel garnicht Rede stehen. Er berief sich auf die Konstitution der Päpste, daß den Juden in ihren inneren Angelegenheiten Unabhängigkeit zugesichert sei. Er bemerkte, daß der Talmud ihr Lebenselement sei, für den sämtliche Juden zu sterben bereit seien. Die Königin beruhigte ihn aber, daß ihrem Leben keine Gefahr drohe, sie werde sie schützen, nur möge er auf alle an ihn gerichteten Fragen antworten. Als Donin verlangte, daß R. Jechiel einen Eid ablegen sollte, nach bestem Wissen und Gewissen zu antworten, und nicht durch Deuteleien und Ausflüchte der Wahrheit aus dem Wege zu gehen, bemerkte dieser, daß er in seinem Leben noch nicht geschworen habe, und daß er den Namen Gottes nicht unnötig anrufen wolle. Darauf befreite ihn die Königin vom Eide. Die Disputation, die nun vor sich

ging, drehte sich um die beiden Punkte, ob anstößige Stellen gegen die Gottheit und das sittliche Gefühl im Talmud vorkommen, und ob der Talmud Schmähungen gegen Jesus enthalte. In betreff des letzten Punktes gab Jechiel von Paris zu, daß allerdings im Talmud Gehässiges von einem Jesus, dem Sohne Pantheras, erzählt wird, daß dieses sich aber nicht auf Jesus von Nazareth beziehe, sondern auf einen Namensverwandten, der lange vorher gelebt habe. Es war keine Ausflucht seinerseits, sondern die Sage im Talmud von Jesus mit einem anachronistischen Zuge hatte ihn irregeführt. Jechiel machte unter anderem geltend, daß der Kirchenvater Hieronymus und andere Kirchenlehrer, welche den Talmud gekannt hätten, nicht behauptet haben, er enthalte Feindseligkeiten gegen das Christentum. Erst diesem Apostaten sei diese falsche Anklage vorbehalten geblieben, weil er Bosheit und Rachegefühl gegen die ehemaligen Glaubensgenossen atme.

Zwei Tage dauerte das Verhör mit Jechiel von Paris, während dessen die Gemeinde mit Fasten und Gebet ihren Gott anflehte, die Gefahr von ihrem Haupte abzuwenden. Am dritten Tage wurde Juda aus Melun vernommen, ohne vorher mit Jechiel verkehren zu können, da er in Gewahrsam gebracht war. In der Hauptsache stimmte dieser mit dessen Aussage überein, daß die ehrenrührigen Stellen im Talmud von Jesus sich nicht auf den von den Christen verehrten Messias bezögen. Die zwei anderen Rabbinen wurden nicht weiter verhört. Es scheint, daß sich ein einflußreicher Prälat für die Juden verwendet und durchgesetzt hat, daß die konfiszierten Exemplare den Eigentümern ganz oder teilweise zurückerstattet wurden. Unglücklicherweise starb dieser plötzlich. Die fanatischen Mönche sahen in diesem Vorfall eine Strafe des Himmels wegen seiner Judenbegünstigung oder redeten es dem beschränkten König ein. Darauf wurden auf Befehl des Königs von neuem Talmudexemplare und verwandte Schriften aufgesucht, vierundzwanzig Wagen voll davon auf einem Platz in Paris zusammengebracht und den Flammen übergeben (1242). Zwei junge Männer, ein Provenzale und ein Deutscher, Abraham Bedaresi und Meïr aus Rothenburg, dichteten ein Klagelied auf diesen ersten Brand des Talmuds. Der Schmerz der Juden war so groß, als wenn ihnen damit das Herz herausgerissen worden wäre. Die Frommen pflegten alljährlich den Tag des Brandes mit Fasten zu begehen.

Eine einzige gute Wirkung hatte der Scheiterhaufen für den Talmud; er entwaffnete nämlich zum Teil die Gegner der Maimunisten und beschwichtigte für den Augenblick die heftigen Leiden-

schaften der feindlichen Parteien im Innern. Als dem Papste Innocenz IV. verraten wurde, daß die Juden sich doch heimlich der von der Kirche gebrandmarkten Schriften bedienten, hatte er, der mächtige Fürst, nichts Angelegentlicheres zu tun, als den König von Frankreich zu ermahnen, mit Strenge die Exemplare aufsuchen zu lassen. Wiederholentlich wurde in Frankreich der Scheiterhaufen für den Talmud angezündet.

So wechselten beschränkende Gesetze mit Verfolgungen der Juden ab und wiederholten sich jahraus jahrein, bald hier bald dort, meistens jedoch in Deutschland. Als die Mongolen und Tartaren, die wilden Krieger G'inkis-Chans, Einfälle in Europa machten, Rußland und Polen verheerten und sich bis zu den deutschen Grenzen wälzten, klagte man die Juden an, daß sie diesen Feinden der Christenheit heimlich Unterstützung gewährten. Statt Anklagen gegen den Kaiser Friedrich II. und den Papst zu erheben, welche wegen ihres hartnäckigen Haders das Vordringen der wilden Eroberer mit ansahen, schleuderte der Volkswahn auf Nichts gegründete Anschuldigungen gegen die Juden Deutschlands. Es waren allerdings auch jüdische Krieger unter den Mongolen, die unabhängigen Stämme vom Lande Chorasan, oder, wie die Sage ging, Reste der Zehnstämme, welche in den kaspischen Gebirgen eingeschlossen waren. Wußten die deutschen Juden von ihren Stammgenossen unter den mongolischen Horden? Es hieß, die Juden hätten den Mongolen, unter dem Vorwande ihnen vergiftete Speisen zu liefern, Waffen aller Art in verschlossenen Fässern zustellen wollen. Daraufhin sind viele Juden in Deuschland zur strengen Strafe gezogen worden.

Als hätten die Vertreter der Kirche den Juden noch nicht genug genommen, gingen sie darauf aus, ihnen noch die letzte einflußreiche Stellung in der christlichen Gesellschaft zu entreißen. Die Arzneikunde wurde meistens von Juden ausgeübt; fast jeder Fürst und Große hatte seinen jüdischen Leibarzt, der mehr oder weniger Einfluß auf das Gemüt desjenigen hatte, dessen Leib seiner Behandlung anvertraut war. Darum mochten eben die Vertreter der Kirche diesen Einfluß der Juden auf die Machthaber nicht dulden. Die Kirchenversammlung zu Beziers faßte zuerst diesen Punkt ins Auge, die Juden von der Ausübung der Arzneikunde an Christen auszuschließen (1246). Diese Beschränkung wurde auf einem anderen südfranzösischen Konzil wiederholt. Die Juden hatten die Arzneiwissenschaft in Südfrankreich in Flor gebracht. Die Tibboniden, Großvater, Sohn und Enkel, waren Lehrer der christlichen Ärzte, und nun sollte der dritte Tibbonide, M o s e (blühte in Montpellier um 1250—1265), der Übersetzer

philosophischer und medizinischer Schriften, seine Kunst für christliche Kunden einstellen!

Indessen wenn die Kirche auch die Seelen der Gläubigen gefangen und umnebelt hielt, deren Leib blieb stets ein Rebell gegen sie und ihre Satzungen. Dieses kanonische Gesetz konnte daher nicht durchdringen. In der Krankheit suchte auch der stockfrömmste Christ den geschickten jüdischen Arzt auf. Als der Bruder des fanatischen Königs Ludwig IX., Graf von Poitou und Toulouse, an einem Augenübel litt, mußte er die Hilfe eines geschickten jüdischen Augenarztes, Abraham von Aragonien, fast erbetteln. In Montpellier, wo eine berühmte medizinische Hochschule bestand, wurden jüdische Ärzte lange zur Prüfung, Praxis und gar zur Lehrkanzel zugelassen.

Trostlos war die Lage der Juden in England in derselben Zeit unter dem lange regierenden König Heinrich III. (1216 bis 1272), obwohl er an Hartherzigkeit nicht seinem Vater, dem tyrannischen Schwächling Johann ohne Land, glich. Er gestattete zwar die Ansiedelung neuer jüdischer Zuzügler in seinen Erblanden und steuerte der Unduldsamkeit der Geistlichkeit gegen die Juden. Er ernannte einen Großrabbiner für sämtliche Gemeinden mit einer bedeutenden Machtbefugnis über sie. Aber dieser war eigentlich königlicher Fiskal für die Einkünfte des Königs von ihnen. Um seine Kasse immer zu füllen, welche sein Leichtsinn, seine Verschwendung und die Ausbeutung von seiten der päpstlichen Legaten stets leerten, legte er den Juden unter verschiedenen Vorwänden unerschwingliche Steuerlasten auf. Heinrich berief gar ein jüdisches Parlament mit der Aufgabe, eine bedeutende Summe für ihn aufzubringen. Was sollten die Juden dagegen einwenden? Das Parlament wählte schließlich Vertrauensmänner, welche die Summen auf die Gemeinden verteilen und sie einziehen sollten. Die Sammler wurden verantwortlich gemacht und mit Kerkerstrafe für ihre Personen, für ihre Weiber und Kinder bedroht, die aufgelegte Summe einzutreiben. Als Heinrich die Juden genug ausgesogen hatte, und ein Schamgefühl ihn hinderte, ihnen wieder Gelder zu erpressen, so verpfändete er sie seinem Bruder Richard, der noch weniger Rücksicht kannte.

Dazu kam noch die Geistlichkeit mit ihren kanonischen Schindereien. Sie setzte es beim König, der ihr Spielball war, durch, daß die Juden kein neues Bethaus erbauen, in ihren Synagogen nicht laut beten, ganz besonders das Judenzeichen an ihren Kleidern tragen sollten und anderes mehr. Das Leben wurde ihnen durch diese doppelte, weltliche und geistliche Tyrannei so unerträglich, daß ihr Oberrabbiner Elias mit anderen Kol-

legen im Namen der Gemeinden zweimal erklärte, sie könnten den ihnen stets zugemuteten Leistungen nicht genügen, der König möge daher ihnen gestatten auszuwandern. Wie traurig auch für sie die Auswanderung von Haus und Hof sei, so zögen sie es doch dem elenden Zustande vor, in dem sie sich befänden. Es half ihnen nichts. Die Juden mußten wider ihren Willen in England bleiben, mußten den letzten Pfennig hergeben und mußten wuchern, um den stets ausgesogenen Schwamm wieder zu füllen. Eine erhaltene Urkunde gibt eine Vorstellung von den Gelderpressungen, welche Heinrich III. den Juden auflegte. In sieben Jahren hatten sie 422 000 Pfund Sterling aufbringen müssen. Ein einziger Jude Ahron von York hatte dem König in sieben Jahren 30 000 Mark Silbers und außerdem der Königin 200 Mark Goldes leisten müssen.

Oberflächlich betrachtet und verglichen mit der Lage ihrer Brüder in England, Frankreich und Deutschland, lebten die Juden in Spanien in dieser Zeit wie in einem Paradiese. In Kastilien regierte damals ein König, den schon die Zeitgenossen den Weisen nannten, Alfonso X. (1452—84), der in der Tat die Wissenschaft liebte und förderte und nach dem Ruhme seiner mohammedanischen Vorgänger Abderrahman III. und Alhakem geizte. Wiewohl sein Vater, Ferdinand der Heilige — was immer so viel sagen will als der Unduldsame — den Juden nicht besonders hold war, so schien sein Sohn, der überhaupt mit ihm nicht stimmte, eine andere Richtung einschlagen zu wollen. Bei dem Kriegszuge gegen Sevilla, den er noch als Kronprinz leitete, waren auch jüdische Krieger unter seinem Heere. Bei der Einnahme dieser Stadt und bei der Verteilung der Ländereien an die Kämpfer, bedachte er auch die Juden. Er wies ihnen Äcker zu, die ihnen in einem eigenen jüdischen Dorfe (Aldea de los Judios) ganz allein gehören sollten. Den Juden von Sevilla, die seiner Eroberung wahrscheinlich Vorschub leisteten, weil sie unter den Almohaden als Scheinmohammedaner ein trübseliges Dasein hatten führen müssen, räumte er drei Moscheen ein, die sie in Synagogen verwandelten. Ein großer Stadtteil, durch eine Mauer von der übrigen Stadt getrennt, gehörte ihnen.

Aus Dankbarkeit überreichte die Gemeinde von Sevilla dem Sieger einen kostbaren, künstlich gearbeiteten Schlüssel mit einer hebräischen und spanischen Inschrift: „Der König der Könige öffnet, der König des Landes wird einziehen“. Als Alfonso zur Regierung gelangte, vertraute er Juden wichtige Ämter an. Ein gebildeter und talmudkundiger Mann Don Meïr de Malea wurde sein Schatzmeister unter dem Titel: „Almoxarif“. Er muß

dieses Amt so gewissenhaft verwaltet haben, daß es auf seinen Sohn Don Zag (Isaak) überging. Es blieb eine ganz geraume Zeit stehende Sitte in Kastilien, Juden das Schatzmeisteramt anzuvertrauen, weil sie das Finanzwesen gut und besser als die Haudegen von spanischen Rittern verstanden. Auch andere Juden hatten Zutritt zu Alfonsos Hofe. Er hatte einen jüdischen Leibarzt, Don Juda Ben-Mose Kohen, der zugleich sein Astronom und Astrolog war. Christliche des Arabischen kundige Gelehrte, obwohl von Arabern umgeben, gab es damals wenig in Spanien, Juden mußten auch hier wie überall die Vermittler abgeben, um wissenschaftliche Schriften zugänglich zu machen. Aus dem Arabischen übersetzten jüdische Gelehrte solche ins Kastilianische, und Kleriker, wenn sie ihr Latein nicht vergessen hatten, übersetzten dieses in die Kirchensprache. Der König nannte einen Synagogenvorbeter von Toledo „seinen Weisen". Es war dies Don Zag (Isaak) Ibn Said (Sid) einer der bedeutendsten Astronomen seiner Zeit. Diesen Vorbeter Don Zag beauftragte Alfonso, astronomische Tafeln anzulegen, welche des Königs Namen berühmter machten als seine Kriegstaten und seine staatsmännische Weisheit. Bis zu den astronomischen Entdeckungen der neuen Zeit bedienten sich die Fachmänner der „alfonsinischen Tafeln", welche gebührend die Zagschen oder Saidschen heißen sollten. Es gab auch einen anderen jüdischen Naturforscher an Alfonsos Hofe, Samuel Halevi (Abulasia Alawi?), dessen Namen sich an eine kunstreiche Wasseruhr knüpft, die er im Auftrage des Königs anfertigte. Die Verwendung von Juden an Alfonsos Hof war natürlich den Vertretern der Kirche in der Seele zuwider, und der Papst Nikolaus III. stellte ihn in einem langen Sündenregister zur Rede, daß viele Übel dadurch erwachsen, daß Juden vielfach Christen vorgezogen werden.

Indessen so sehr auch Alfonso kenntnisreiche Juden an seinen Hof zog und ihre Talente sozusagen ausbeutete, so war die Lage der Juden Kastiliens unter seiner Regierung keineswegs so günstig, als man auf den ersten Blick erwarten sollte. Denn auch er war von den Vorurteilen der Zeit gegen sie nicht frei, der Geist des Judenhasses, von Innocenz III. angefacht, hatte auch ihn befangen gemacht. Den Kirchenfürsten zuliebe oder auch aus eigenem Sinn beschränkte er die Juden auf dem Wege der Gesetzgebung vielfach und wies sie in eine niedrige Stellung. Wenn es zweifelhaft ist, ob die Übersetzung der westgotischen Gesetzsammlung von ihm oder seinem Vater ins Kastilianische veranlaßt wurde, — eine Sammlung, aus welcher die Spanier ihren unvertilgbaren Judenhaß gesogen haben — wenn seine Schuld daran auch zweifelhaft ist, so

ist es doch gewiß, daß Alfonso in einer von ihm selbst ausgegangenen Gesetzgebung die Juden zu erniedrigen trachtete.

Er hat nämlich einen weitläufigen Kodex für sämtliche Völker seines Reiches in kastilianischer Sprache anlegen lassen (1257—66), worin auch von den Juden gehandelt wird, ja, ein ganzer Titel in dieser Gesetzgebung beschäftigt sich mit ihnen. Es heißt darin: „Obwohl die Juden Christus verleugnen, werden sie in allen christlichen Ländern doch deswegen geduldet, damit sie allen in Erinnerung rufen, daß sie von demjenigen Stamm sind, der Jesus gekreuzigt hat." Früher, heißt es weiter, war der jüdische Stamm geehrt und das Volk Gottes genannt, aber seit ihrer Untat an Jesus habe es diesen Vorzug verwirkt, und kein Jude soll irgend eine Ehre oder ein öffentliches Amt in Spanien haben. Alle Beschränkungen, welche die Tücke der Byzantiner und der spanischen Westgoten gegen die Juden ausgeklügelt hatte, nahm Alfonso in seine Gesetzsammlung auf. Neu ist nur der Paragraph, Juden und Jüdinnen sollten besondere Abzeichen an der Kopfbedeckung tragen; wer ohne ein solches betroffen würde, sollte eine Geldstrafe büßen oder, wenn er arm ist, zehn Geißelhiebe öffentlich empfangen. Juden und Christen sollten weder zusammen speisen, noch zusammen baden. Er nahm auch die Beschränkung mit auf, daß die Juden am Charfreitag sich nicht öffentlich zeigen dürfen. Der weise Alfonso schenkte der lügenhaften Fabel Glauben, daß die Juden alljährlich am Charfreitag ein Christenkind kreuzigten, und bestimmte durch ein Gesetz, wer auch nur eine Wachsfigur an diesem Tage kreuzigte, sollte dem Tode verfallen.

Vergebens hat der Papst Innocenz IV. die Lügenhaftigkeit dieser Beschuldigung anerkannt und für die Unschuld der Juden gezeugt. Wo die päpstliche Stimme zugunsten der Juden sprach, glaubte man ihrer Unfehlbarkeit nicht, nicht einmal ein ziemlich unterrichteter König, der mit Juden verkehrte. Kaum sollte man es glauben, daß der König, welcher einen jüdischen Leibarzt hatte, ein Gesetz erlassen haben sollte, daß ein Christ kein Heilmittel, das von der Hand eines Juden bereitet wurde, einnehmen dürfte. Es war noch .viel, daß Alfonsos Gesetzgebung den Juden einräumte, daß ihre Synagogen nicht geschändet, daß sie selbst nicht mit Gewalt zur Taufe geschleppt, nicht an ihren Feiertagen vor Gericht gezogen werden dürften, und daß sie nur einen einfachen Eid auf die Thora ohne jene erniedrigende Zeremonie, wie etwa in Deutschland, zu leisten haben sollten.

Alfonsos Judengesetze hatten zwar für den Augenblick keine praktische Bedeutung; denn sein Kodex erlangte erst viel später Gesetzeskraft. Er selbst übertrat die von ihm aufgestellten Gesetze,

indem er Juden Ämter anvertraute. Nichtsdestoweniger war seine siebenteilige Gesetzsammlung von der traurigsten Wirkung für die spanischen Juden, indem sie dieselben mit dem kirchlich kanonischen Maßstabe maß und dazu beitrug, deren Paradies allmählich in eine Hölle zu verwandeln. Die alfonsinischen Gesetze bestanden in dem spanischen Amerika bis in die neueste Zeit zu Recht bestehend, während seine astronomischen Tafeln vergessen sind.

Das Königreich Aragonien behandelte seine Juden noch viel schlimmer. Zwei Einflüsse machten sich hier geltend, um ihre Stellung zu verschlimmern. Der lang regierende König Jayme (Jakob I.) hatte Besitzungen in Südfrankreich und kam mit dem stockfrommen König Ludwig dem Heiligen und dessen Räten öfter zusammen. Von diesen entlehnte er die Behandlung der Juden. Außerdem hatte dieser König viel geliebt und viel gesündigt, brauchte daher stets seinen Beichtvater und war von ihm abhängig, und wenn er ihm auch nicht immer zu willen handelte, inbetreff der Juden und Mohammedaner machte er ihm gern Zugeständnisse. Das Augenmerk des Dominikaners de Peñaforte war, wie bereits angegeben, auf Bekehrung der Juden und Mohammedaner gerichtet. In den von Dominikanern geleiteten höheren Schulen ließ er auch Hebräisch und Arabisch unterrichten, damit die Predigermönche an diesen Sprachen ein Mittel hätten, Bekehrungen wirksam zu unternehmen.

Ein Jünger dieses Ordens Pablo Christiani, ein getaufter Jude, ein Gesinnungsgenosse von Nikolaus Donin, war der erste Missionsprediger zur Bekehrung der Juden. In Südfrankreich und anderwärts reiste er umher, forderte Juden und in Gerona den angesehensten Rabbiner Nachmani zur Disputation auf und wollte ihnen beweisen, daß Jesu Messianität und Göttlichkeit in Bibel und Talmud bestätigt sei. Da seine Mission aber von geringem oder gar keinem Erfolge gekrönt war, so fiel de Peñaforte auf den Gedanken, ein öffentliches Religionsgespräch im königlichen Hofe über Judentum und Christentum zwischen Pablo Christiani und Nachmani zu veranstalten, in dem Wahne, wenn dieser bekehrt würde, so könne es nicht fehlen, daß sämtliche Gemeinden zum Christentum übertreten würden. Der Magister Astrüc de Porta (Nachmani), als der angesehenste und gebildetste Rabbiner und mehrere andere gelehrte Juden erhielten darauf vom König Jayme ein Einladungsschreiben, sich in Barcelona zu einer feierlichen Disputation einzufinden (1263). Dieser Rabbiner von Gerona, widerwillig zur Disputation herangezogen, tat es mit Würde und vertrat das Judentum vor einem christlichen König ebenso ehrenhaft, wie zwölf Jahrhunderte vorher Philo aus Alexandrien vor

einem heidnischen Kaiser. Nachmani erklärte von vornherein, daß er sich nur unter der Bedingung vollständiger Redefreiheit zum Disput herbeilassen werde, um vor seinem Gegner nicht zurückzustehen. Der König bewilligte diese Bedingung. Als de Peñaforte dabei bemerkte, er möge nur diese Freiheit nicht zu Lästerungen auf das Christentum mißbrauchen, erwiderte er mit Würde, auch er kenne die Regeln des Anstandes.

Vier Tage dauerte diese Disputation von Barcelona (vom 20. Juli an) im Palaste des Königs und im Beisein des ganzen Hofes, vieler hoher Geistlichen, Ritter und Männer des Volkes. Auch viele Juden mußten als Zuhörer erscheinen. Nachmani steckte gleich von vornherein das Feld des Streites genau ab. Die Differenzpunkte zwischen Judentum und Christentum seien so zahlreich, meinte er, daß es geraten sei, lediglich die wesentlichsten ins Auge zu fassen. Es sei nun zuerst zu erörtern, ob der Messias bereits erschienen sei oder nicht; dann ob der Messias nach den biblischen Worten als Gott oder als ein von Eltern geborener Mensch zu betrachten sei, und endlich ob die Juden oder die Christen den rechten Glauben haben. Mit diesem Vorschlag zeigten sich der König und sämtliche Beteiligten einverstanden. Eigentümlich ist es, daß, während Nikolaus Donin den Talmud angeklagt hatte, er enthalte Schmähungen auf Jesus und die Christen, behauptete Pablo Christiani das Entgegengesetzte, der Talmud erkenne Jesu Messianität an, was für Nachmani sehr leicht zu widerlegen war. Pablos Hauptbeweis beruhte auf agadischen Stellen, deren Beweiskraft Nachmani von vornherein dadurch erschütterte, daß er geradezu erklärte, er halte diese nicht für echte Tradition, es seien lediglich verhallende Äußerungen von Predigten. Der Dominikaner legte nun dem Rabbiner ein solches Geständnis als Ketzerei aus, als wollte er besser zu beurteilen wissen, was im Judentum Rechtgläubigkeit und was Unglaube sei. Sein jüdischer Gegner ließ sich aber dadurch nicht irre machen und rechtfertigte seinen Ausspruch. Ein anderes kühn hingeworfenes Wort Nachmanis, daß der christliche König ihm werter sei als der Messias, rechtfertigte er durch folgende Bemerkung: Es sei für ihn wie für die Juden überhaupt mehr Verdienst, wenn sie unter einem christlichen Herrscher, im Exile, unter Demütigungen und Schmähungen das Gesetz des Judentums erfüllten, als wenn sie es unter einem mächtigen jüdischen Könige in Wohlstand und in Freiheit täten. Denn der Messias sei nur als König von Fleisch und Blut zu betrachten. — Einen schlagenden Einwurf gegen Jesu Messianität, der schon von älteren Polemikern geltend gemacht wurde, ließ Nachmani nicht unberücksichtigt. Sämtliche Propheten verkündeten, daß zur Messiaszeit

eine sittliche Gehobenheit unter den Menschen allgemein herrschen, und daß namentlich Krieg und Blutvergießen aufhören werden. Aber seit Jesu Erscheinen sei die Welt erst recht von Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit voll geworden. Die Christen seien unter allen Völkern am meisten kriegerisch gesinnt. Und sich an den König wendend, bemerkte Nachmani: „Es dürfte dir, o König, und deinen Rittern schwer fallen, das Kriegshandwerk aufzugeben, wie es das Eintreten der messianischen Zeit erfordert!"

Da sich Nachmani in den ersten drei Tagen mit Freimut, wenn auch würdevoll, über das Christentum geäußert hatte, so bat ihn die Barceloner Judenschaft, das Disputieren einzustellen, weil sie Verfolgung von seiten der Dominikaner fürchteten. Auch Ritter und die christliche Bürgerschaft von Barcelona interessierten sich für die Juden und wollten die Aufreizung gemieden wissen. Nachmani teilte diese Tatsache dem Könige mit, aber da dieser auf der Fortsetzung der Disputation bestand, so wurde das geistige Turnier fortgesetzt. Nachmani ging zuletzt siegreich hervor, denn Pablo war dessen schlagfertiger Widerlegung nicht gewachsen. Der König bemerkte am Ende in einer Privataudienz gegen Nachmani, er habe noch nie eine so ungerechte Sache so geistvoll verteidigen gehört. Die Dominikaner suchten aber zu verbreiten, Pablo Christiani habe seinen Gegner so sehr in die Enge getrieben, daß er tief beschämt, heimlich entflohen sei. Nachmani hatte sich aber noch mehrere Tage in Barcelona aufgehalten, weil er hier und da davon sprechen hörte, daß der König und die Dominikaner am darauffolgenden Sonnabend die Synagoge besuchen wollten. In der Tat erschienen sie auch, und de Peñaforte nahm in der Synagoge das Disputieren wieder auf. Er verdeutlichte die Dreieinigkeit durch den Wein, welcher zugleich Farbe, Geschmack und Geruch habe und doch eine Einheit sei. Solche und andere hinkende Gleichnisse konnte Nachmani leicht widerlegen. Vor seiner Abreise wurde er noch einmal vom König zu einer Audienz zugelassen und freundlich verabschiedet Er erhielt von ihm ein Ehrengeschenk.

So harmlos waren aber die Folgen dieser Barceloner Disputation keineswegs. Da de Peñaforte auf Judenbekehrungen versessen war, erwirkte er vom König für seinen Schützling Pablo Christiani einen Schutzbrief (August 1263) für weitere Missionsreisen. Was in Barcelona mit einem Gegner wie Nachmani mißlang, das könnte vielleicht anderswo mit minder fähigen Gegnern gelingen. Die Gemeinden Aragoniens und der dazu gehörenden Landstriche in Südfrankreich wurden aufs Strengste angewiesen, auf die Aufforderung des Pablo Christiani mit ihm zu disputieren, sei es in den Synagogen oder sonst wo sich einzufinden, ihn ruhig

anzuhören, ihm demütig auf seine Fragen zu antworten, und ihm die Bücher zu liefern, die er für seine Beweisführung bedürfe. Die Kosten sollten die Juden bestreiten. Siegend oder besiegt waren sie Plackereien ausgesetzt.

Da nun Pablo Christiani, trotz des königlichen Schutzes wohl keine gute Aufnahme bei seinen ehemaligen Glaubensgenossen fand, trat er in die Fußtapfen des Nikolaus Donin, den Talmud anzuschwärzen, daß er feindliche Stellen gegen Jesus und Maria enthalte. Darauf erließ Papst Clemens IV. eine Bulle, daß auch in Spanien und überall die Talmudexemplare konfisziert und, wenn lästerlich befunden, verbrannt werden sollten. Der Überbringer der talmudfeindlichen Bulle war der Apostat Pablo Christiani selbst. Daraufhin erließ der König Jayme einen Befehl, daß der Talmud untersucht und die schmähenden Aussprüche daraus gestrichen werden sollten. Die Zensurkommission war zusammengesetzt aus dem Bischof von Barcelona, de Peñaforte und noch drei anderen Dominikanern. Die Kommission bezeichnete die Stellen, welche im Talmud gestrichen werden sollten. Das war die erste Zensur der Dominikaner gegen den Talmud in Spanien. Sie fiel jedenfalls in Aragonien milder als in Frankreich aus, wo der ganze Talmud zum Scheiterhaufen verdammt wurde. Der Grund dieser verhältnismäßigen Milde war, daß eines der Mitglieder, der gelehrte Dominikaner Raymund Martin, welcher später zwei judenfeindliche Schriften verfaßte, überzeugt war, manche Stellen im Talmud legten Zeugnis von der Wahrheit des Christentums ab; darum dürfe der Talmud nicht ganz vernichtet werden.

Damit waren aber die nachteiligen Wirkungen der Disputation von Barcelona nicht zu Ende; sie trafen Nachmani persönlich. Gegenüber den missionarischen Wühlereien des Pablo Christiani und der entstellenden Ruhmredigkeit der Dominikaner von dem Siege, den sie bei der am Hofe gehaltenen Disputation errungen haben wollten, hielt es Nachmani für seine Pflicht, seinerseits für seine Glaubensgenossen eine treue, wahrheitsgemäße Darstellung der Vorgänge in Barcelona in hebräischer Sprache zu veröffentlichen.

Er tat nicht heimlich damit, sondern übergab dem Bischof von Gerona eine Abschrift davon, und da dieser nichts dagegen hatte, so wurden Abschriften davon in verschiedene Länder, wo Juden wohnten, versendet. Selbstverständlich hat er dadurch den Haß des Ordens auf sich geladen. Pablo Christiani las daraus die gröblichsten Lästerungen gegen das Christentum heraus, machte seinem Vorgesetzten, dem fanatischen Dominikaner de Peñaforte, Anzeige davon, und dieser im Vereine mit einem Ordensgenossen machte

ein Kapitalverbrechen daraus und erhob beim Könige eine förmliche Anklage gegen Verfasser und Schrift. Don Jayme mußte auf die Klage eingehen; allein als traute er einem aus Dominikanern zusammengesetzten Gericht nicht, berief er eine außerordentliche Kommission, lud Nachmani ein, sich zu verteidigen und ließ die Verhandlung in seiner Gegenwart aufnehmen. Nachmani war in einer sehr unangenehmen Lage, aber seine Wahrhaftigkeit verleugnete sich nicht. Er gestand zu, daß er in seiner Schrift manches gegen das Christentum vorgebracht habe, aber nicht mehr und nichts anderes, als was er in der Disputation in Gegenwart des Königs geltend gemacht hatte, und dazu habe er sich von diesem und von Peñaforte die Freiheit ausgebeten und auch ausdrücklich erhalten. Er dürfe also nicht für schriftliche Äußerungen verantwortlich gemacht und angeschuldigt werden, die in seiner mündlichen Verteidigung unbeanstandet geblieben waren.

Der König und die Kommission erkannten die Richtigkeit seiner Rechtfertigung an, indes, um den Dominikanerorden oder de Peñaforte nicht zu reizen, wurde Nachmani doch zu zweijährigem Exile aus seinem Geburtslande und seine Schrift zum Scheiterhaufen verurteilt. Die Dominikaner waren aber mit diesem verhältnismäßig milden Urteilsspruche keineswegs zufrieden, sie hatten eine härtere Strafe erwartet. Wie es scheint, beabsichtigten sie, Nachmani vor ihr eigenes Tribunal vorzuladen und ihm eine exemplarische Züchtigung zu erteilen. Diesem Ansinnen widersetzte sich der König und übergab ihm vielmehr eine Art Freibrief des Inhaltes, daß er in dieser Angelegenheit lediglich in Gegenwart des Königs angeklagt werden dürfe (April 1265). Die Dominikaner waren selbstverständlich wütend über die Milde des Königs und den scheinbaren Eingriff in ihre Gerechtsame, über Leben und Tod zu sprechen. Sie appellierten an den Papst Clemens IV., daß der König den Verfasser einer das Christentum schwächenden Schrift unbestraft gelassen habe. Der Papst, welcher zur selben Zeit andere Beschwerden gegen den König von Aragonien auf dem Herzen hatte, hielt ihm ein Sündenregister vor und verlangte, daß er neben Beseitigung jüdischer Beamten jenen argen Bösewicht streng bestrafen möge, welcher eine Schrift veröffentlicht habe, worin dargestellt sei, daß das Judentum einen Sieg über das Christentum errungen (1266). Vor solchen Plackereien verließ Nachmani als Siebziger Vaterland, zwei Söhne, Lehrhaus, Freunde und Verehrer und ging in die Verbannung. Er wandte sich nach dem heiligen Lande, nach dem er dieselbe glühende Sehnsucht hatte, wie sein Gesinnungsgenosse Jehuda Halevi. Tief schmerzlich waren Nachmanis Empfindungen beim Eintreffen über den Zustand des heiligen Landes und

der heiligen Stadt. Er fand seine Hoffnungen noch mehr getäuscht als Jehuda Halevi. Die Mongolen oder Tartaren hatten darin unter dem Sultan Hulagu einige Jahre vorher (1260) grausige Verwüstungen angerichtet. Er schildert diese mit beredten Worten: „Je geheiligter eine Stätte ist, desto größer ist ihre Verödung; Jerusalem mehr als das Nachbarland und dieses mehr als Galiläa". Die Gemeindeglieder der heiligen Stadt waren teils getötet, teils zersprengt worden, und die Thorarollen hatten Flüchtlinge nach Sichem gerettet. Zweitausend Mohammedaner und dreihundert Christen hatten sich bald, nachdem die Mongolen verdrängt worden waren, in Jerusalem eingefunden, aber von Juden wohnten nur eine oder zwei Familien darin. Auf dem Ölberge gegenüber den Ruinen des einstigen Tempels hauchte Nachmani sein tiefes Weh über die Verödung der heiligen Stadt aus, aber es war keine Zionide, die seinem bewegtem Gemüt entströmte. Die Poesie, welche Einöden zu bevölkern, zerstörte Reiche wieder aufzubauen, die Trauer zu mildern und den Schmerz zu verklären vermag, dieses Gnadengeschenk, die Poesie Jehuda Halevis, war Nachmani nicht zuteil geworden. Er klagte in Versen von anderen Dichtern.

Der Verbannte aus Spanien baute in dem Lande, das längst seine ideale Heimat war, Synagogen, organisierte Gemeinden, und gründete auch eine Stätte für die jüdische Forschung, welche seit der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer von dort entwichen war. Ein Kreis von Jüngern sammelte sich um ihn, und auch aus der Euphratgegend strömten ihm Zuhörer zu. Sogar Karäer sollen zu seinen Füßen gesessen haben, so der später berühmt gewordene Ahron Ben-Joseph der Ältere. Wiewohl Nachmani ganz und gar im talmudischen Judentum aufging, so hatte er doch, als Sohn Spaniens, so viel allgemein Wissenschaftliches aufgenommen, daß er damit die Öde der morgenländischen Juden befruchten konnte. Selbst seine kabbalistische Theorie, die er zuerst nach Palästina verpflanzte, wo sie dann fortwucherte, stellte wenigstens gedankliche Gesichtspunkte auf, von denen seine dortigen, in Unwissenheit oder talmudischer Einseitigkeit befangenen Glaubensgenossen keine Ahnung hatten. Strebte er doch auch, das Unvernünftige vernünftig zu erklären, und damit arbeitete er der Gedankenlosigkeit und dem Stumpfsinn entgegen. Namentlich weckte er den Sinn für die Auslegung der heiligen Schrift, wofür die orientalischen Juden abgestumpft waren. Zu diesem Zwecke arbeitete Nachmani seine Kommentarien zur Bibel und zum Pentateuch aus. In diese Arbeit legte er seinen eigentümlichen Geist, sein warmes und weiches Gemüt, seine hellen Gedanken, auch seine mystischen Träume nieder. Wie unzählige vor ihm und nach ihm fand er

nämlich seine Weltanschauung in diesem Buche der Bücher wieder und erläuterte es von diesem Gesichtspunkte aus.

Nachmani hat mehr noch durch seine Persönlichkeit als durch seine Schriften auf seine Zeitgenossen und die Folgezeit eingewirkt. Seine zahlreichen Jünger, darunter der bedeutendste Salomo Ben-Adret, haben die nachmanische Geistesrichtung innerhalb der spanischen Judenheit maßgebend gemacht. Begeisterte und unerschütterliche Anhänglichkeit an das Judentum, Hochachtung vor dem Talmud und völlige Hingebung an denselben, dilettantenhafte Kunde von der Zeitbildung und der Philosophie, Anerkennung der Geheimlehre als eine uralte, mit Scheu zu behandelnde Überlieferung, ohne sich darin zu vertiefen, diese Merkmale finden sich durchschnittlich an den spanischen Rabbinen und Vertretern des Judentums. Nachmani erweckte auch wieder die Sehnsucht nach dem heiligen Lande, welche Personen von schwärmerischer Gemütsart dahin zog. In dem Elend der Gegenwart schwebte es ihnen in dem farbigen Glanz der Vergangenheit als Ideal vor. Dieses Elend steigerte sich von Jahr zu Jahr.

Wollte die jüdische Geschichte den Chroniken, Memorbüchern und Martyrologien folgen, so müßte sie ihre Blätter mit Schilderungen von Blutströmen füllen, nichts als Leichenausstellungen machen und als Anklägerin gegen eine Lehre auftreten, welche Fürsten und Völker zu Henkersknechten und Blutschergen förmlich erzogen hat. Denn vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert nahmen die Judenverfolgungen und Judengemetzel in erschrecklicher Steigerung zu und wechselten nur mit unmenschlichen geistlichen und weltlichen Gesetzgebungen ab, die alle darauf hinausliefen, die Juden zu demütigen, zu brandmarken und zum Selbstmorde zu treiben. Die Schilderung des Propheten von dem Märtyrertume des Gottesknechtes, des messianischen Volkes, erfüllte oder wiederholte sich in grausiger Buchstäblichkeit: „Es ward gedrückt und gepeinigt und öffnete seinen Mund nicht. Wie ein Lamm wards zur Schlachtbank geführt, und wie ein Schaf vor den Scheeren verstummt, öffnete es den Mund nicht. — Von Kerkerschaft und Gericht ward es hingerafft — von den Sünden der Völker kamen ihm Plagen zu“. Die europäischen Völker stellten einen förmlichen Wetteifer an, Grausamkeiten an den Juden zu üben. Straffe Regierung oder Anarchie, die Juden litten unter der einen nicht weniger als unter der andern.

In Deutschland wurden sie durch die Wirren, welche nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. bis zur Kaiserkrönung Rudolfs von Habsburg zwischen den Ghibellinen und Guelfen entstanden, zu Tausenden hingeschlachtet. Es fielen alljährlich Märtyrer in Weißen-

burg, Magdeburg, Arnstadt, Koblenz, Sinzig, Erfurt und anderen Orten. Es gab christlich-deutsche Familien, die ihren Ruhm darein setzten, Juden zu verbrennen und sich mit Stolz Judenbreter (Judenbrater) nannten. Die Vertreter der Kirche sorgten ihrerseits dafür, daß ihre Beichtkinder nicht etwa durch näheren Umgang mit Juden in ihnen Mitmenschen erkennen und ihr Herz dem Mitleid zugänglich machen sollten. Als wollten die deutschen Kirchenfürsten beweisen, daß sie in Verachtung der Juden die übrigen Nationen übertreffen könnten, begnügten sich die Mitglieder der großen Kirchenversammlung in Wien (1264) unter dem Vorsitz eines päpstlichen Legaten, während der Kaiserwirren nach dem Untergang der Hohenstaufen, nicht mit der bisherigen Bestimmung, daß die deutschen Juden einen Flecken an dem Oberkleid tragen sollten, sondern sie zwangen ihnen eine entstellende, den Spott der Gassenbuben herausfordernde Kopfbedeckung auf, spitze, gehörnte Hüte oder Kappen.

In Frankreich brauchte die Geistlichkeit nicht erst durch Drohungen die Fürsten zur Demütigung der Juden zu stacheln. Der heilige Ludwig sorgte selbst dafür. Ein Jahr vor seinem abenteuerlichen Zug nach Tunis, wo er seinen Tod fand, schärfte er auf Anraten seines vielgeliebten Pablo Christiani, des jüdischen Dominikaners, das kanonische Edikt vom Tragen der Abzeichen ein und bestimmte, daß es von rotem Filz oder safrangelbem Tuch in Form eines Rades an dem Oberkleide auf Brust und Rücken getragen werden sollte, „damit die Gebrandmarkten von allen Seiten erkannt werden sollten".

Bis an die Grenzscheide von Europa und Asien verfolgte die Kirche die Söhne Jakobs mit ihrem Hasse. Die Ungarn und Polen, welche ihre naturwüchsige Wildheit und ihr kriegerisches Ungestüm noch nicht abgelegt hatten, brauchten die Juden noch viel mehr als die mittel- und westeuropäischen Völker und Staaten. Mit ihrem industriellen Sinn und ihrer praktischen Geschicklichkeit haben die Juden den Produktenreichtum der Länder an der niederen Donau, an der Weichsel und an beiden Seiten der Karpaten nutzbar gemacht und ihm erst Wert verliehen. Trotz des Eifers, womit das Papsttum die Verwendung der Juden zu Ämtern, zur Salz-, Münz- und Steuerpacht in Ungarn zu hintertreiben suchte, konnte es sie aus dieser Stellung nicht verdrängen, weil sie unersetzlich waren, sollte der Reichtum des Landes nicht brach liegen. Der ungarische König Bela IV., zog jüdische Pächter heran, wozu ihn die Notwendigkeit trieb, da das Land durch die Verheerungen der Mongolen verarmt war. Bela führte auch für die Juden seiner Länder jenes Gesetz Friedrich des Streitbaren

von Österreich ein, welches sie vor Willkür des Pöbels und der Geistlichkeit schützen sollte und ihnen eigene Gerichtsbarkeit und eigene innere Verwaltung einräumte. Das Papsttum richtete aber sein Augenmerk auf die Karpatenländer, teils um einen Kreuzzug gegen die Mongolen zu entzünden und teils um die schismatischen Anhänger der griechischen Kirche durch List und Gewalt zum römischen Stuhle herüberzuziehen. Es sandte seine geistlichen Heerscharen dahin, die Dominikaner und Franziskaner, welche ihre fanatische Unduldsamkeit den bis dahin glaubenslauen Magyaren mitteilten. So tagte denn auch eine große Kirchenversammlung in Ofen (September 1279), zusammengesetzt aus ungarischen und südpolnischen Kirchenfürsten, und diese verhängte unter dem Vorsitz des päpstlichen Legaten für Ungarn, Polen, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Lodomerien und Galizien über die Juden dieser Länder Achtung. Juden und andere Bewohner des Landes, welche sich nicht zur römisch-katholischen Kirche bekannten, sollten von jeder Steuerpacht und jedem Amte entfernt werden, „weil es gefährdend ist, daß Juden mit christlichen Familien zusammenwohnen, an den Höfen und in den Häusern mit ihnen verkehren.“ Auch bestimmte die Ofener Synode, daß die Juden beiderlei Geschlechts in dem ungarischen Gebiete (Ungarn und den südpolnischen Provinzen) ein Rad von rotem Tuche auf dem Oberkleide an der linken Seite der Brust tragen und sich nie ohne dieses Abzeichen blicken lassen sollten. Für den Augenblick war die Ausschließung der Juden in Ungarn und Polen aus der christlichen Gesellschaft von keiner Bedeutung, da sie dieselbe mit den Mohammedanern und mit den schismatisch Griechisch-Katholischen teilten. Die Magyaren und Polen waren auch damals noch nicht verkirchlicht genug, um auf die gehässigen Spitzfindigkeiten der Welt- und Klostergeistlichkeit einzugehen, denen Feuer und Wasser zu versagen, welche keinen roten oder gelben Flecken trugen. Über ein halbes Jahrhundert später trug die böse Aussaat giftige Früchte. Der letzte König aus Arpads Geschlechte, Ladislaus IV., bestätigte diese absondernden Synodalstatuten für Ungarn.

Dasselbe Verhältnis fand auch im äußersten Westen Europas, auf der pyrenäischen Halbinsel statt. Weil hier neben Christen und Juden auch Mohammedaner wohnten, konnte die Kirche mit ihrer Unduldsamkeit nicht sobald durchdringen. Hier kam noch hinzu, daß die Juden vermöge ihrer höheren Bildung und ihrer Teilnahme an allen inneren und äußeren Vorgängen den Feindseligkeiten ihrer Gegner entgegenwirken konnten. Obwohl Alfons der Weise selbst in sein Gesetzbuch den Ausschluß der Juden von

Staatsämtern festgesetzt hatte, fuhr er nichtsdestoweniger fort, ihnen wichtige Funktionen zu erteilen. Don Zag J. de Malea, Sohn Don Meïrs, ernannte er zum königlichen Schatzmeister. Er wurde zwar dafür von dem Papste Nikolaus III. hart getadelt (1279), ließ sich aber nicht dadurch beirren. Wenn er auch einst gegen Don Zag erbittert wurde und seinen Unmut die Juden überhaupt empfinden ließ, so entsprang es aus unglücklichen Familienverhältnissen. Der Infant Don Sancho nämlich, feindselig gegen seinen Vater gestimmt, zwang einmal den jüdischen Schatzmeister, ihm die öffentlichen Gelder einzuhändigen. Der König Alfonso, aufs äußerste erzürnt darüber, ließ, um dem Sohne einen Denkzettel zu geben, Don Zag plötzlich verhaften, in Ketten schlagen und gefesselt gerade durch die Stadt führen, in welcher sich der Infant damals befand. Vergebens bemühte sich Don Sancho den jüdischen Almoxarifen, der seinetwegen unschuldig litt, zu befreien; Alfonso ließ ihn gerade deswegen hinrichten (1280). Seinen Unmut ließ er sämtliche Juden Kastiliens für die Tat eines ihrer Stammesgenossen büßen, die kaum als ein Versehen betrachtet werden kann. Der „weise" König Alfonso erteilte Befehl, sie sämtlich an einem Sabbat einzukerkern, und legte ihnen Strafgelder auf. Indessen bekam ihm diese Gewalttat sehr übel. Sein Sohn war darüber so sehr erbittert, indem er in Don Zags Mißhandlung und Hinrichtung eine persönliche Verletzung erblickte, daß er sich offen gegen ihn empörte und den größten Teil des Adels, des Volkes und der Geistlichkeit auf seine Seite zog. — Die Lage der Juden unter Don Sancho, nach seines Vaters vor Gram erfolgtem Tode war leidlich und hing von seinen Launen ab. Dieser König ließ zuerst die Judensteuer für die Gemeinden Neukastiliens, Leons, Murcias und der neuerworbenen Provinzen in Andalusien regulieren. Bis dahin hatte jeder Jude für sich und seine Familie eine Kopfsteuer, drei Maravedis (ungefähr 1½ Mark) zur Erinnerung an die Verschuldung an Jesu Tod durch dreißig Silberlinge, auf den Kopf zu zahlen. Don Sancho ließ Gemeindedeputierte in Huete zusammentreten, bestimmte die Durchschnittssumme, welche jeder Landstrich an die königliche Kasse zu tragen hatte und überließ es den Deputierten, die Verteilung auf die Gemeinden und Familien selbst zu regeln (1290). Die Juden des Königreichs Kastilien, deren Seelenzahl sich damals auf ungefähr 850 000 belief, zahlten 2 780 000 Maravedis (4 Millionen Mark) Steuern, teils Kopfsteuer und teils Dienststeuer. Es bestanden damals in diesen Ländern über achtzig jüdische Gemeinden, von denen die bedeutendste in der Hauptstadt Toledo war, welche mit einigen nahe daranliegenden

kleinen Städten 72 000 Juden zählte. Größere Gemeinden waren noch in Burgos ungefähr 29 000 Seelen, Carrion 24 000 Seelen, ferner Cuenca, Valladolid, Avila. Besonders begünstigte Juden pflegte der König von der Steuer zu befreien, was zu Streitigkeiten Anlaß gab, indem der Ausfall von solchen, gewöhnlich wohlhabenden Personen, der Gesamtgemeinde und den minder Begüterten zur Last fiel.

Günstig gestellt waren die Juden in dieser Zeit in dem jungen Königreich Portugal unter den Königen Alfonso III. (1248 bis 1279) und Diniz (1279—1325). Nicht nur wurden sie von den kanonischen Gesetzen befreit, den Zehnten an die Geistlichen zu zahlen und ein Abzeichen zu tragen, sondern hervorragende Personen unter ihnen wurden auch zu höheren Ämtern befördert. Der König Diniz hatte einen jüdischen Schatzmeister namens Juda, den er als Großrabbiner von Portugal, (Arraby moor) einsetzte, der so reich war, daß er eine bedeutende Summe zum Ankauf einer Stadt vorschießen konnte. An Geistlichen, welche vom Papsttume aufgestachelt wurden, die Landesgesetze nach den kanonischen Beschlüssen abzuändern, fehlte es zwar auch hier nicht, was einen harten Kampf zwischen dem Königtum und dem Klerus entzündete. — Um indessen Frieden mit der zänkischen Kirche zu haben, fügte sich zuletzt der König Diniz und führte die kanonischen Gesetze ein, aber es war ihm nicht Ernst damit.

Neuntes Kapitel.

Überhandnahme der Überfrömmigkeit und der Kabbala.

(1270 bis 1325.)

Die Juden auf der pyrenäischen Halbinsel genossen solchergestalt, trotz der überhandnehmenden Eingriffe der Kirche und trotz des bösen Willens ihrer Diener, besonders der Predigermönche, sie zu erniedrigen, noch immer eine gewisse Berücksichtigung vermöge ihrer höheren Bildung und ihrer Brauchbarkeit und waren dadurch denen in den übrigen, und noch mehr denen in den europäischen Ländern überlegen.

Hier pulsierte das geistige Leben noch immer am kräftigsten, die Gestaltung des Judentums ging von hier aus, Fragen von Bedeutung wurden hier aufgeworfen, verhandelt, mit Leidenschaftlichkeit erörtert und entschieden. Um den Lehrinhalt des Judentums wurde hier gekämpft, und die Errungenschaften der spanischen Juden gingen erst allmählich zu denen der übrigen Länder und Erdteile über. Durch einen Rabbiner von hervorragender Geisteskraft wurde Spanien wieder, wie in der vormaimunischen Zeit,

für zwei Jahrhunderte zum Mittelpunkt der Judenheit erhoben. Dieser Rabbiner war Salomo Ben-Abraham Ben-Adret aus Barcelona (geb. um 1245, gest. 1310). Es war ein Mann von scharfem und hellem Verstande, von sittlichem Ernst, inniger und unerschütterlicher Gläubigkeit, von milder Gemütsart und dabei von einem festen Charakter, vermöge dessen er das für recht Befundene mit Beharrlichkeit ausführte. Der Talmud mit seinen labyrinthischen Gängen und versteckten Winkeln, mit allen Erläuterungen und Zusätzen der spanischen und französischen Schule lag für Ben-Adret wie eine Kinderfibel offen, und er beherrschte diesen spröden Stoff mit einer Leichtigkeit, welche die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregte. Sein gerader Sinn schützte ihn vor jener sophistischen Klügelei in der Behandlung des Talmud. Als geborener Spanier war er von allgemeinem Wissen nicht ganz entblößt und versagte der Philosophie seine Achtung nicht, freilich nur so lange sie bescheiden auftritt, den Lehrinhalt der Religion anerkennt und sich nicht zur Meisterin aufwirft. Es war auch ihm ein inneres Bedürfnis, die anstößigen Agadas ihrer plumpen Buchstäblichkeit zu entkleiden und sie vernünftig zu erklären. Wenn er aber die Philosophie nur geduldet wissen wollte, so hat er vor der Kabbala tiefen Respekt, schon darum, weil sein Lehrer Nachmani ihr so sehr gehuldigt hatte. Er wollte indes sie geheim (esoterisch) gehalten und nicht öffentlich gelehrt wissen.

Diesem Manne fiel die Aufgabe zu, in einer tiefbewegten Zeit das Panier des Judentums emporzutragen und Ausschreitungen nach zwei Seiten hin, nach der philosophischen und kabbalistischen, entgegenzutreten. Vierzig Jahre galt der Rabbiner von Barcelona als höchste Autorität in religiösen Angelegenheiten innerhalb der Judenheit, nicht bloß in Spanien, sondern auch im übrigen Europa und bis nach Asien und Afrika hin. Aus Frankreich, Deutschland, Böhmen, Italien, selbst aus dem palästinensischen St. Jean d'Acre (Akko) und aus Nordafrika ergingen Anfragen an ihn.

Das ungeteilte Ansehen, daß Ben-Adret genoß, kann nicht bloß Grund in seinem umfassenden rabbinischen Wissen gehabt haben; denn es gab zu seiner Zeit sehr viele gelehrte Rabbinen, und auch in Spanien hatte er seinesgleichen an seinem Studiengenossen Ahron Halevi (geb. um 1235, gest. nach 1300). Und dennoch behielt Ben-Adret die ausschließliche Führerschaft wegen seines Eifers, mit dem er das Judentum gegen Angriffe, mochten sie von Innen oder von Außen gekommen sein, zu verteidigen nie ruhte.

Die verderbenschwangere Wolke, welche sich über die Juden

der pyrenäischen Halbinsel zwei Jahrhunderte später ergießen sollte, fing schon in Ben-Adrets Zeit an, sich in dunkeln Streifen zu sammeln. Die Mittel, welche der fanatische Dominikanergeneral Raymund de Peñaforte zur Bekehrung der Juden geschaffen hatte, begannen ins Leben zu treten. Die Versuche der westgotisch-spanischen Zeit, die Juden von ihrem Glauben abtrünnig zu machen, sollten sich im Großen wiederholen. Aus der Anstalt, welche Raymund de Peñaforte gegründet hatte, um die Dominikanermönche mit der jüdischen und arabischen Literatur als Mittel zur Bekehrung vertraut zu machen, ging ein Mönch hervor, welcher zu allererst in Europa die Waffen der Gelehrsamkeit zur Bekämpfung des Judentums geschliffen hatte, namens Raymund Martin. Er schrieb zwei Bücher voll Giftes gegen das Judentum, welche schon durch ihre Titel andeuten, daß gegen dessen Bekenner Peitsche und Schwert angewendet werden sollten, „Kappzaum für die Juden und Glaubensdolch (capistrum Judaeorum pugio fidei). Martin war in der biblischen und rabbinischen Literatur gründlich unterrichtet, überhaupt der erste Christ, der noch gründlicher als der Kirchenvater Hieronymus das Hebräische verstand. Die talmudische Agada, die Schriften Raschis, Ibn-Esras, Maimunis und Kimchis hatte er fleißig gelesen, um nachzuweisen, daß Jesus nicht nur in der Bibel, sondern auch in den rabbinischen Schriften als Messias und Gottessohn angekündigt sei.

Obwohl Raymund Martins „Glaubensdolch“ nicht gar fein geschliffen war, die Schrift vielmehr so geistlos gehalten ist, daß sie garnicht verführerisch wirken konnte, so machte sie doch durch die darin entfaltete Gelehrsamkeit einen großen Eindruck. Durch die beigefügte lateinische Übersetzung der hebräischen Texte wurden Christen zum ersten Male in das Innere der jüdischen Gedankenwelt eingeführt, das für sie bis dahin ein undurchdringliches Geheimnis war. Kampflustige Dominikaner holten sich aus dieser vollgespickten Rüstkammer die Waffen und führten damit Hiebe, die von Kundigen als Streiche in die Luft angesehen werden konnten, von Ben-Adret aber als nicht ungefährlich betrachtet wurden. Er hatte öfter Unterredungen mit theologisch gebildeten Christen und, wie es scheint, mit Raymund Martin selbst, hörte diese und jene Behauptung, diesen und jenen Beweis für die Göttlichkeit des Christentums, und fürchtete, die Schwachmütigen und Urteilslosen könnten sich dadurch zum Austritt aus dem Judentum verleiten lassen. Um diesen entgegenzuwirken, verfaßte er eine kleine Schrift, worin in kurzen Sätzen alles dasjenige widerlegt wird, was christlicherseits damals gegen das

Judentum geltend gemacht wurde. In dieser Widerlegung und Rechtfertigung zeigte Ben-Adret eine bewunderungswürdige Milde und Ruhe; es entfuhr ihm keine scharfe und leidenschaftliche Äußerung.

Bedeutender als nach außen war seine Wirksamkeit innerhalb der Judenheit. Denn in seiner Zeit ging der Scheidungsprozeß zwischen Wissenschaft und Glauben merklicher vor, die Frömmigkeit sagte sich immer mehr von dem Denken, das Denken immer mehr von der Religion los. In den heißen Kampf der Meinungen und Glaubensansichten mischte sich auch die immer kühner auftretende Kabbala und warf ihre Schlagschatten auf den nur noch halb erhellten Grund des Judentums. Die Streitfrage, ob Maimuni Ketzereien geschrieben oder nicht, ob seine philosophischen Schriften zu meiden oder gar zum Scheiterhaufen zu verdammen seien, entbrannte von neuem und spaltete die Gemüter. In Spanien und Südfrankreich war zwar der Streit erloschen. Die Rabbinen dieser Gemeinden waren seit der Zeit voll Verehrung für Maimuni und gebrauchten mit mehr oder weniger Geschicklichkeit und Gedankenklarheit seine Ideen als unbestreitbar zur Kräftigung der Religion. Selbst die strenggläubigsten Talmudisten in Spanien und der Provence redeten Maimunis Sprache, so oft sie die Glaubensansichten auseinanderzusetzen hatten. Aber auf einem anderen Schauplatze in den deutschen und italienischen Gemeinden tauchte der Streit für und gegen Maimuni auf, erhitzte von neuem die Gemüter, wälzte sich wieder bis nach Palästina und zog gewissermaßen die Gesamtjudenheit in seinen Kreis. Die deutschen Juden, welche bisher gar keinen Sinn für Wissenschaft zeigten, ihr Denken in den engen Kreis des Talmud einspannen und von der Bewegung der Geister in Montpellier, Saragossa und Toledo keine Kunde hatten, auch nicht einmal ahnten, daß Maimuni neben seinem Religionskodex, den sie anerkannten, auch Schriften zweideutigen Inhaltes hinterlassen, die deutschen Juden wurden aus ihrem glaubensseligen Schlummer geweckt und über die Tragweite der maimunischen Philosophie bedenklich gemacht. Ein französischer oder rheinländischer Kabbalist, der nach Jean d' Acre (Akko) ausgewandert war, namens Salomo Petit, machte es sich zur Lebensaufgabe, den Brand zu einem neuen Scheiterhaufen für die maimunischen Schriften anzuschüren und auf dem Grabe der Philosophie die Fahne der Kabbala aufzupflanzen. In Akko hatte er einen Kreis von Jüngern um sich, die er in die Geheimlehre einweihte, und denen er wunderliche Geschichtchen erzählte, um die Philosophie zu verdächtigen. Akko war damals ein Nest von Kabbalisten und Finsterlingen, in denen die Jünger Nachmanis die Oberhand hatten.

Obwohl die Tage dieser Stadt — der letzte Rest des zusammengeschmolzenen christlichen Königsreichs von Jerusalem — gezählt waren, geberdeten sich doch dort die Mystiker, als wenn ihnen die Ewigkeit verbürgt gewesen wäre. Salomo Petit glaubte so festen Boden gefunden zu haben, daß er sich mit dem Plane hervorwagen durfte, neuerdings das Verdammungsurteil über die maimunischen Schriften zu verkünden, das wissenschaftliche Studium zu verpönen und die Männer der freien Forschung in den Bann zu tun. Für diese Verketzerung warb er in Palästina Anhänger. Wer würde sich nicht fügen, wenn die Stimme des heiligen Landes sich hat vernehmen lassen? Wer wollte rechtfertigen, was dieses verdammt hat? Allein der Eiferer Salomo Petit fand unerwarteten Widerstand.

Es stand damals an der Spitze der morgenländischen Gemeinden eine tatkräftige Persönlichkeit, Jischaï Ben-Chiskija, der sich von den Machthabern den Titel Fürst und Exilarch zu verschaffen gewußt hatte. Die Gemeinden Palästinas gehörten, soweit es im Besitze der Mohammedaner und des ägyptischen Sultans war, zu seinem Sprengel und er beanspruchte auch Gehorsam von der Gemeinde Akkos, obwohl dieses den Kreuzfahrern gehörte. Der Exilfürst Jischaï war voll Verehrung für Maimuni und befreundet mit dessen Enkel, dem ägyptischen Nagid David. Sobald er Kunde von dem Treiben des Mystikers von Akko erhielt, richtete er ein drohendes Sendschreiben an ihn und bedeutete ihm, ihn in den Bann zu tun, falls er ferner nur ein Wort des Tadels gegen Maimuni und seine Schriften laut werden lassen sollte. Mehrere Rabbinen, welche Jischaï zum Beitritt aufgefordert hatte, sprachen sich in demselben Sinne aus. Allein Salomo Petit war nicht der Mann, sich von Hindernissen überwältigen zu lassen. Er unternahm die Rückreise nach Europa, entwickelte vor den Rabbinen und angesehenen Männern die Gefährlichkeit der maimunischen Schriften, imponierte ihnen durch seine kabbalistische Geheimlehre und wußte manche zu überreden, sich ihm anzuschließen und in beglaubigten Urkunden auszusprechen, daß die philosophischen Schriften Maimunis Ketzereien enthielten, beseitigt oder gar verbrannt zu werden verdienten und von keinem Juden gelesen werden dürften. Nirgends fand Salomo Petit mehr Anklang, als unter den deutschen Rabbinen. Sie unterstützten ihn mit Handschreiben, selbst solche, welche früher dem Exilarchen Jischaï zugestimmt hatten.

Des Beistandes der deutschen und einiger französischen Rabbinen versichert, trat Salomo Petit seine zweite Reise nach Palästina über Italien an und suchte auch da Parteigänger zu werben. Allein hier fand er am wenigsten Anklang; denn wie Maimuni neue

Gegner in Deutschland fand, so fand er neue und warme Verehrer in Italien. Die italienischen Gemeinden, welche bis dahin mit den deutschen an Unkunde jeder Art wetteiferten, erwachten gerade damals aus ihrem Halbschlaf, und ihr eben geöffneter Blick wendete sich dem Lichte zu, das von Maimuni ausgegangen war. Ihre politische Lage war nicht ungünstig, ja sie waren im Weichbilde von Petri Stuhl damals günstiger gestellt, als die Juden in Mitteleuropa. Die kanonischen Gesetze gegen sie sind nirgends so sehr unbeachtet geblieben, wie in Italien. Die kleinen Staaten und Staatengebiete, in welche damals das Land zerfiel, waren zu eifersüchtig auf ihre Freiheiten, als daß sie der Geistlichkeit Einfluß auf die inneren Angelegenheiten gestattet hätten. So hat die Stadt Ferrara ein Statut für die Juden erlassen, das ihnen viele Freiheiten einräumte und einen Zusatz erhielt, daß ihr Magistrat weder durch den Papst, noch durch sonst jemanden losgesprochen werden dürfte, diese Freiheiten aufzuheben. Der König von Sizilien Karl von Anjou hielt sich einen jüdischen Leibarzt Farag Ibn Salomo, der als Gelehrter (unter dem Namen Faragut) auch in christlichen Kreisen berühmt war. Selbst der Papst übertrat die kanonische Satzung, sich von jüdischen Ärzten behandeln zu lassen. Einer der vier Päpste, welche in dem kurzen Zeitraum von dreizehn Jahren (1279—1291) regierten, vertraute seinen heiligen Leib der Behandlung eines jüdischen Leibarztes Isaak Ben-Mardochaï an, der Maestro Gajo betitelt wurde.

Der Wohlstand, welcher in Italien infolge der Handelsblüte herrschte, und der Sinn für Kunst und Poesie, der sich damals in der Jugendzeit des Dichters Dante zu regen begann, wirkten auch auf die italienischen Juden und weckten sie aus dem bisherigen schlafähnlichen Zustande. Hillel aus Verona war Wecker und Verbreiter einer wissenschaftlichen Denkweise unter den italienischen Juden (geb. um 1220, gest. 1295). Maimuni hatte keinen wärmeren Verehrer als diesen treuherzigen, tatkräftigen, etwas beschränkten, aber um so mehr liebenswürdigen Mann. Zeuge der verderblichen Folgen, die der Streit für und gegen Maimuni in Frankreich herbeigeführt hatte, faßte er seitdem für Maimuni eine fast vergötternde Verehrung. Die lateinische Sprache eignete er sich — eine seltene Ausnahme in damaliger Zeit unter den Juden — so vollkommen an, daß er sie schriftstellerisch zu gebrauchen verstand. Selbst sein hebräischer Stil wurde von dem lateinischen Satzbau beherrscht und gefärbt. Er schrieb eine schöne, durchsichtige, gedrungene hebräische Prosa, die er von der nichtssagenden Phrasenhaftigkeit und den überladenen Floskeln der damaligen Schreibweise frei machte. Hillel von Verona betrieb die praktische Arznei-

kunde zuerst in Rom, dann in Capua, Ferrara und im Alter in Forli.

Mit seinem ganzen Wissen vertiefte er sich in Maimunis religionsphilosophische Schriften, ohne jedoch den Standpunkt der Gläubigkeit zu verlassen, den er vielmehr mit Zähigkeit festhielt. Ihm lösten sich die Wundererzählungen in Bibel und Talmud nicht in luftige Allegorien auf. Es gab indes damals in Italien zwei noch tiefere Denker als Hillel, Kenner der Philosophie. Diese waren auch leidenschaftliche Gegner des Wunderglaubens. Bei dieser Richtung des Geistes in den italienischen Gemeinden ist es erklärlich, daß der Kabbalist Salomo Petit auf seiner Missionsreise, um Anhänger zur Verketzerung Maimunis zu werben, in Italien keine Zustimmung fand. — Als er mit dem gegen Maimuni gerichteten Schreiben deutscher Rabbinen in Jean d'Acre (Akko) angekommen war, suchte er seine Gesinnungsgenossen, welche durch die Drohung des fürstlichen Rabbiners von Damaskus eingeschüchtert waren, wieder zu ermutigen, zu neuem Kampfe aufzufordern und sie zu bestimmen, den Bann über alle diejenigen zu verhängen, welche sich fortan mit den maimunisch-philosophischen Schriften beschäftigen sollten. Die junge Kabbala fühlte sich bereits so kräftig, daß sie wähnte, sie werde den so fest wurzelnden Forschergeist innerhalb des Judentums bannen können. Von diesen Kabbalisten scheint die Schändung an Maimunis Grabmal in Tiberias ausgegangen zu sein. Statt der verherrlichenden Inschrift wurde eine andere gesetzt: „Mose Maimuni, ein Ketzer und Verbannter". Indessen war nicht die ganze Gemeinde von Akko mit dieser Verketzerung einverstanden; es gab auch dort warme Verehrer Maimunis und entschiedene Gegner von unberufener Verdammungssucht. Es brach infolgedessen ein heftiger Streit im Schoße der Gemeinde aus, der zu Tätlichkeiten führte. Die Nachricht davon verbreitete sich schnell über die Länder, welche mit Palästina in Verbindung standen, und rief allgemeine Entrüstung hervor.

Hillel von Verona entwickelte dabei eine rührige Tätigkeit gegen die Verketzerer. Er richtete an David Maimuni und an die Gemeinden von Ägypten und Babylonien (Irak) Sendschreiben, worin er einen Vorschlag machte, um die Flamme der Zwietracht, welche sich an Maimunis Schriften entzündete und so oft wieder aufloderte, ein für allemal zu ersticken. Sein Plan ging dahin, die angesehensten Rabbinen der morgenländischen Juden sollten sich zu einer Synode in Alexandrien versammeln und die deutschen Rabbinen, welche Salomon Petit unterstützt hatten, zu einer Rechtfertigung auffordern. Sollten ihre Gründe stichhaltig befunden werden, daß Maimunis philosophische Schriften wirklich Ketzereien

und Widersprüche gegen Bibel und Talmud enthielten, was ihm unbeweisbar schien, nun gut, dann mögen diese Schriften verurteilt und dem Gebrauch entzogen werden. Könnten die deutschen Rabbinen ihren Verketzerungsgrund nicht beweisen, dann sollten sie gezwungen werden, sich dem allgemeinen Urteil von der Vortrefflichkeit des maimunischen „Führers" bei Strafe des Bannes zu unterwerfen und nicht mehr Streit und Spaltung erwecken. Die babylonischen Rabbinen, welche seit uralten Zeiten Autorität haben, sollten das Urteil fällen.

Indessen bedurfte es nicht der Anregung von Europa aus und überhaupt nicht einer so krampfhaften Anstrengung, um das Werk der Finsterlinge in Akko zu stören. Salomo Petit und sein kabbalistischer Anhang standen gerade im Morgenlande vereinzelt. Sobald David Maimuni von der Brandmarkung seines Großvaters Kunde erhalten hatte, reiste er nach Akko und fand Unterstützung an dem Teil der Gemeinde, der der fanatischen Verketzerungssucht abhold war. Er richtete Sendschreiben überall hin, sich der Ehre seines Großvaters gegen die jüdischen Dominikaner, die verketzernden lichtfeindlichen Kabbalisten, anzunehmen und er fand überall Anklang. Der Exilsfürst von Mossul, namens David Ben-Daniel, der seinen Ursprung bis auf den König David zurückführte, und auch das Oberhaupt der Gemeinden jenseits des Tigris, bedrohten Petit mit dem schwersten Banne, falls er seine Wühlereien nicht einstellen sollte (Ijar 1289). Elf Mitglieder des Kollegiums unterzeichneten diese Bannandrohung gegen die Ketzerrichter von Akko. Der Exilsfürst von Damaskus, Jischai Ben-Hiskija, welcher schon früher die Wühler gegen Maimuni verwarnt hatte, trat wiederum tatkräftig auf. Mit seinem Kollegium von zwölf Mitgliedern sprach er den Bann aus (Tammus = Juni 1289), nicht gerade direkt über Salomo Petit und seine Parteigänger, sondern über alle diejenigen, welche unglimpflich von Maimuni sprechen oder seine Schriften verketzern sollten. Der Besitzer von Maimuni feindlichen Schriftstücken sei gehalten, dieselben David Maimuni oder dessen Söhnen in der kürzesten Zeit auszuliefern, damit kein Mißbrauch damit getrieben werde. Wenn die zurzeit in Akko sich Befindenden oder spätere Einwanderer sich dem Beschlusse des Exilsfürsten und seines Kollegiums nicht fügen sollten, so sei es jedem Juden gestattet, alle Mittel anzuwenden, um dieselben unschädlich zu machen und sich selbst des Armes der weltlichen Behörden dazu zu bedienen.

Diesem Banne zugunsten Maimunis schloß sich die schon damals bedeutende Gemeinde von Safet an. Ihr Rabbiner, Mose Ben-Jehuda Kohen, mit seinem Kollegium und einem Teil der

Gemeinde von Akko wiederholten an Maimunis Grabe in Tiberias die Bannformel über diejenigen, welche in ihrer halsstarrigen Feindseligkeit gegen Maimuni verharren, die verketzernden Schriften nicht ausliefern und sich überhaupt dem Beschlusse des Exilsfürsten nicht fügen sollten. „Denn diejenigen, welche Zwiespalt in den Gemeinden erregen, leugnen die Thora, welche Frieden predigt, und höhnen Gott, welcher der Friede ist". Sämtliche Gemeinden und Rabbinen Palästinas nahmen demgemäß für Maimuni Partei. Auch die Vertreter der Gemeinde von Bagdad, welche sich damals in dem Glanze eines hochgestellten jüdischen Staatsmannes, Saad-Adaula, sonnte, sprachen sich in demselben Sinn aus (1289). Die Kabbalisten von Akko waren in der öffentlichen Meinung gerichtet. Der Exilsfürst von Damaskus sorgte nämlich dafür, daß auch die europäischen Gemeinden Kunde davon erhielten. Die Urkunden zugunsten Maimunis wurden nach Barcelona, wahrscheinlich an Salomo Ben-Adret, als den angesehensten Rabbiner, befördert. Der schreibselige Philosoph und Dichter Schem-Tob Falaquera nahm die günstige Gelegenheit wahr, um eine Schutzschrift für Maimunis „Führer" vom Stapel zu lassen, und gab anzuhören, daß nur wenige, sehr wenige, vielleicht nur ein einziger — der das religions-philosophische Werk im Original zu lesen verstand — es zu würdigen wüßte. Aber in Spanien brauchte Maimuni keinen Anwalt mehr; dort wagte es damals selten einer, seine Bedeutung zu schmälern. Wenn die Frommen auch hin und wieder etwas an seinen Ansichten auszusetzen hatten, so zollten sie doch seinem Namen hohe Verehrung.

Die deutschen Rabbinen, von denen Salomo Petit unterstützt worden war, hatten keine Muße, sich um den Ausgang des Streites wegen Maimuni zu bekümmern. Es brachen nämlich während der Regierung des Kaisers Rudolph von Habsburg so schwere Leiden über die deutschen Gemeinden herein, daß mehrere derselben sich zu massenhafter Auswanderung entschlossen. Dieser Kaiser, der aus einem armen Ritter Herrscher des deutschen Reiches geworden war, trachtete zwar nicht nach ihrem Leben, aber desto mehr nach ihrem Gelde, da er Mittel brauchte, die stolzen Fürsten zu beugen und die Hausmacht der Habsburger zu gründen. Juden haben zwar dem armen Grafen, dem eine Kaiserkrone unerwartet zugefallen war, bedeutende Summen vorgeschossen, aber dieses freiwillige Entgegenkommen genügte ihm nicht und hinderte ihn auch nicht, ihnen größere Summen abzuzwingen. Jeder Begünstigung, die er ihnen einräumte, und jedem Schutz, den er ihnen zukommen ließ, mußte stets ein namhaftes Geldgeschenk vorausgehen. Da Rudolph immer nur seinen Vorteil im Auge hatte, so folgte stets

auf eine Gunstbezeugung gegen die Juden eine Beschränkung, um sie immer in der Hand zu haben.

Er bestätigte zwar der alten Regensburger Gemeinde ihre alten Privilegien, unter anderm, daß sie eine eigene Gerichtsbarkeit in Zivilangelegenheiten haben und keines ihrer Mitglieder ohne Zuziehung eines jüdischen Zeugen eines Verbrechens angeklagt werden durfte. Aber er erließ auch auf Veranlassung des Bischofs einen Befehl, daß die Regensburger Juden während der Osterzeit in ihren Häusern bleiben, sich nicht zur „Schmach des christlichen Glaubens“ auf Wegen und Straßen blicken lassen und Türen und Fenster verschlossen halten sollten. Kaiser Rudolph bestätigte zwar für die österreichischen Gemeinden das Judenstatut des Erzherzogs Friedrich des Streitbaren, welches die Juden vor Quälerei und Totschlägerei schützen sollten. Dagegen stellte er ein Jahr später den Wiener Bürgern ein Privilegium aus, welches die Unfähigkeit der Juden zu öffentlichen Ämtern feierlich erklärte. Der Papst Innocenz IV. hatte die Juden von der Beschuldigung des Kindermordes zur Zeit der Passahfeier freigesprochen. Der Papst Gregor X. (1271—78) hatte auf das Gesuch der Juden eine Bulle erlassen, daß sie nicht mit gewalttätigem Zwange zur Taufe geschleppt und nicht an Leib und Gut geschädigt werden sollten. Der Kaiser Rudolph bestätigte den Inhalt der einen und der anderen Bulle, „daß es nicht wahr ist, daß die Juden von dem Herzen eines toten Kindes zehren auf dem Passahtage“. Damit sie unter dem Schutze seiner kaiserlichen Gnade gesichert leben könnten, bestätigte und wiederholte er alle von den Päpsten zu ihren Gunsten gewährten Erlasse, daß namentlich die Juden lediglich durch rechtskräftiges Zeugnis von Juden und Christen verurteilt werden sollten. Nichtsdestoweniger kamen unter seiner Regierung Blutanklagen und Judengemetzel öfter vor, welche er meistens unbestraft ließ.

Zur Osterzeit war ein totes Christenkind bei Mainz gefunden worden, und abermals entstand das lügenhafte Gerücht, die Juden hätten es erschlagen. Vergebens versuchte Erzbischof Werner von Mainz, Erzkanzler des Reichs, die aufgeregte Menge zu beschwichtigen, einen regelmäßigen Prozeß gegen die Angeklagten einzuleiten und die Schuldigen zu ermitteln. Die vom Anblick der Leiche bis zur Raserei erhitzten Christen fielen ihre jüdischen Nachbarn am zweiten Ostertag (1283) an, töteten zehn Personen und plünderten die jüdischen Häuser. Die Verfolgung wäre noch blutiger ausgefallen, wenn nicht der Erzbischof Werner tatkräftig zur Verteidigung seiner Juden aufgetreten wäre. Der Kaiser Rudolph soll später die Sache untersucht, das Urteil bestätigt und die Mainzer Bürger freigesprochen haben. — An demselben Tage wie in Mainz

wurden sechsundzwanzig Juden in Bacharach erschlagen. Zwei Jahre später traf die Gemeinde von München herzzerreißendes Leid. Auch hier lautete die lügenhafte Anklage, die Juden hätten einem alten Weibe ein Christenkind abgekauft und es umgebracht. Die wütende Menge fiel über die Juden her und erschlug die, welche in ihre Hände gefallen waren. Die übrigen hatten sich in die Synagoge geflüchtet. Da schleppten die Bekenner der Religion der Liebe Brennstoff herbei, legten Feuer an das Bethaus und verbrannten darin hundertachtzig Personen, klein und groß. — Nicht lange darauf wurden mehr als vierzig Juden von Oberwesel bei Bacharach und andere wieder in Boppard unschuldiger Weise erschlagen (1286). Die Anklage gegen sie lautete, sie hätten einem frommen Manne, den das Volk „den guten Werner" nannte, heimlich das Blut abgezapft. Die Leichtgläubigen behaupteten gar, seine Leiche habe einen Lichtschein von sich ausgestrahlt. Der Kaiser Rudolph hat aber später die Heiligkeit des Mannes und die Schuld der Juden an dessen Tode zunichte gemacht.

Sicherlich waren es die alljährlich sich wiederholenden erlogenen Anschuldigungen, die Unsicherheit ihrer Existenz, die Trostlosigkeit ihrer Lage, welche die Juden mehrerer Gemeinden bestimmten, den Staub Deutschlands abzuschütteln und mit Weib und Kind auszuwandern. Aus den Städten Mainz, Worms, Speier, Oppenheim und anderen in der Wetterau verließen viele Familien ihre festen Besitztümer, um übers Meer zu gehen. An ihrer Spitze stand der angesehenste Rabbiner Deutschlands, Meïr von Rothenburg a. d. Tauber (geb. 1220, gest. 1293), welcher wie ein Heiliger verehrt wurde. Auch er wanderte mit seiner ganzen Familie aus, um nach Syrien (Palästina) zu gehen (Frühjahr 1286). Es hieß, ein Messias sei dort aufgetreten, um das unglückliche Israel zu erlösen. Hatten sie von dem Glücke vernommen, in dem ihre Brüder unter einem mongolischen Herrscher lebten, der sie höher als die Mohammedaner gestellt und die Befähigten unter ihnen zu Staatsgeschäften verwendet hat?

Der Orient sah damals nämlich mit Erstaunen einen Juden als die angesehenste Persönlichkeit am Hofe eines mongolischen Großchans, dessen Gebiet sich vom unteren Euphrat und der Grenze von Syrien bis zum Kaspisee erstreckte. Die Mongolen oder Tartaren hatten ein großes Reich in Persien gegründet. Argun, der dritte König dieser Dynastie (1284—91), hatte eine entschiedene Abneigung gegen den Islam und eine besondere Vorliebe für Juden und Christen. Dieser Großchan hatte in seine Nähe einen jüdischen Leibarzt, namens Saad-Addaula, einen Mann von reichen Kenntnissen, durchdringendem Verstande, politischer Einsicht und

uneigennützigem Charakter gezogen. Saad-Addaula besaß noch dazu eine schöne Gestalt, einnehmende Manieren und die Biegsamkeit eines Diplomaten. Er hatte Sinn für Poesie und Wissenschaft und wurde später ihr Beförderer. Der Arzneikunde verdankte er seine Stellung. Als der Großchan einst erkrankt und durch dessen Mittel genesen war, unterhielt er sich mit seinem Leibarzte, dem er seine Gesundheit verdankte, von Staatsgeschäften und erfuhr von ihm Dinge über den Stand der Einnahmen, welche die Statthalter und Höflinge aus Habsucht dem Großchan geflissentlich verborgen hielten. Seit der Zeit wurde Saad-Addaula Günstling und Ratgeber und stieg von Stufe zu Stufe bis zum Range des höchsten Staatsbeamten.

Die Nachricht von dieser Erhebung eines Religionsgenossen verlockte wohl die geplagten deutschen Juden unter Führung des Rabbiners von Rothenburg, der sich heimlich entfernte, auszuwandern. Er wurde aber von einem getauften Juden erkannt und verhaftet. Der Kaiser Rudolph ließ ihn in den Turm von Ensisheim (im Elsaß) in Haft bringen (4. Tammus = 19. Juni 1286). Es war ihm nicht darum zu tun, den flüchtigen Rabbiner zu bestrafen, sondern ihn in Sicherheit zu bringen und seine Auswanderung zu verhindern. Denn er fürchtete, durch die massenhafte Auswanderung der Juden würden die kaiserlichen Einnahmen von den Kammerknechten bedeutende Einbuße erleiden. R. Meïrs Haft war daher milde. Er durfte Besuch empfangen, Jünger unterrichten und sämtlichen rabbinischen Funktionen obliegen, nur durfte er den Ort nicht verlassen. — Die Häuser und Gründe der ausgewanderten Juden von Mainz und anderer Städte hatten sich die Bürger inzwischen als ein ihnen anheimgefallenes Erbe angeeignet. Der Kaiser betrachtete sie aber als sein Eigentum, als Erbe von den ihm zugehörigen Kammerknechten.

Die deutschen Juden konnten sich aber nicht darüber beruhigen, daß ihr hochverehrtes Haupt in Haft sein sollte, boten dem Kaiser 20 000 Mark Silbers, wenn er die Mörder der Juden von Oberwesel und Boppard zur Strafe ziehen, R. Meïr aus der Haft entlassen und ihnen Sicherheit gegen Metzeleien von seiten des Pöbels gewähren wollte. Der Kaiser nahm das Angebot und die Bedingungen an; Meïr wurde aber dennoch nicht aus der Haft entlassen, sei es, daß der Kaiser aus der Verehrung der Juden für ihren Rabbiner Kapital schlagen und sie durch bedeutende Gelderpressungen ausbeuten wollte, oder, wie erzählt wird, daß dieser nicht auf diese Weise befreit sein mochte. Er fürchtete nämlich, daß dieser Fall, durch Verhaftung von Rabbinen Geld zu erpressen, Nachahmung finden möchte. Er blieb daher noch fünf Jahre in

Haft, starb darin, und seine Leiche ließ auch Rudolphs Nachfolger noch unbeerdigt, bis es einem kinderlosen Mann aus Frankfurt, Süßkind Alexander Wimpfen gelang, sie durch eine hohe Summe loszukaufen und in Worms zu bestatten.

Zur selben Zeit erfüllte sich das herbste Geschick an den Juden Englands. Sie waren womöglich noch unglücklicher als die deutschen Juden. Ehe sie verbannt wurden, mußten sie alle Stufen des Elendes durchmachen. Bei der Thronbesteigung des Königs Edward I. hatten sie alle Aussicht auf Sicherheit der Existenz, weil dieser ihnen zwar nichts schenkte, aber sie auch nicht auszusaugen gedachte, und jedenfalls vor Anfällen von seiten des verblendeten Pöbels schützen wollte. So hätten sie noch eine Zeitlang im Lande, keuchend unter der Last der Abgaben, bleiben können, die unersättlichen Ansprüche des königlichen Schatzes durch Wuchertreiben befriedigend, wenn nicht ein geringfügiger Vorfall sie zum Gegenstand bitteren Hasses bei der Mönchswelt gemacht hätte. Robert de Reddingge, ein Mönch, welcher durch seine Kanzelberedsamkeit die Gemüter hinriß, hatte sich auf die hebräische Sprachkunde verlegt, deren Pflege von dem dritten Ordensgeneral, Raymund de Peñaforte, so sehr eingeschärft worden war, um die Juden aus ihren Schriften bekehren zu können. Aber anstatt zu bekehren, wurde der Predigermönch selbst bekehrt. Er empfand eine solche Liebe zum Judentum, daß er den Gefahren des Übertritts trotzte und eine schöne Jüdin heiratete (Sommer 1275). Als er wegen seines Abfalles zur Rede gestellt wurde, verteidigte er seinen neuen Glauben mit warmen Worten. Der König Edward überließ seine Bestrafung dem Erzbischof von Canterbury. Die Dominikaner aber waren wütend darüber, da sie den Übertritt eines ihrer Glieder als Schandfleck an ihrem Orden betrachteten. Vom Volke und noch mehr von ihren sie tief hassenden Nebenbuhlern verspottet, suchten die Predigermönche Rache an den Juden zu nehmen. Da sie dem König nicht unmittelbar beikommen konnten, wirkten sie auf die ihnen ergebene Königin-Mutter Eleanor, und es gelang ihnen, sie gegen die Juden einzunehmen. Sie machte den Haß der Dominikaner gegen die Juden zu einer persönlichen Angelegenheit und ruhte nicht eher, bis die englischen Juden den Leidenskelch bis auf die Hefe geleert hatten. Fast gegen den Willen des Königs begann eine Reihe von Plackereien gegen sie, welche unglaublich klingen würden, wenn sie nicht durch echte Urkunden bewahrheitet wären. Bis dahin hatte sich das Parlament gar nicht mit den Juden befaßt; sie galten als Leute des Königs, über die dem Volke und dem Adel keinerlei Befugnisse zustanden. Seit der Zeit, aufgestachelt von den Dominikanern und der Königin-Mutter,

setzte das Haus der Gemeinen ein Statut durch, welches den feindseligen kirchlichen Geist atmet. Wenn ein englischer Schriftsteller mit Recht bemerkte, daß die Juden in England ebenso wie ihre Vorfahren in Ägypten behandelt wurden, nur daß sie statt Ziegelsteine Gold zu liefern hatten, so trifft dieser Vergleich auch in dem Punkte zu, daß man ihnen nichts bewilligte und doch von ihnen das Maß der Leistungen vollzählig verlangte.

Bald bot sich den Feinden der Juden eine günstige Gelegenheit, mit schwerer Anklage gegen dieselben aufzutreten. Es zirkulierten in England falsche Münzen, die aus dem Auslande eingeführt worden waren; auch inländische Münzen wurden öfter beschnitten. Die Anklage fiel auf die Juden, daß sie die alleinigen Urheber und Verbreiter der Falschmünzerei wären. Infolgedessen wurden an einem Tage (Freitag 17. November 1278) sämtliche Juden Englands mit Frauen und Kindern verhaftet, in Kerker geworfen und bei ihnen Haussuchung gehalten. Es zeigte sich zwar hinterher, daß auch viele Christen und selbst edle Männer Londons sich der Falschmünzerei schuldig gemacht hatten, und daß im ganzen Lande doch kaum 300 Juden des angeschuldigten Verbrechens überführt wurden. Nichtsdestoweniger mußten über 10 000 Juden darunter leiden, und während die angeschuldigten Christen bis auf drei um Lösegeld freigesprochen wurden, wurden mehrere Hundert Juden gehängt, andere zu ewiger Kerkerstrafe verurteilt und noch andere des Landes verwiesen und ihre Güter konfisziert. Der Haß der Dominikaner ruhte aber nicht. Gewissenlose Christen benutzten den Schrecken vor Anschuldigung wegen Falschmünzerei, um mit der Drohung, sie anzugeben, ihnen Geld abzupressen. Edward, der diese Intrigen erkannte, erließ ein Gesetz (Mai 1279), daß Anklagen wegen Falschmünzerei nur bis Mai des nächsten Jahres erhoben werden könnten, und setzte der Angeberei eine Schranke.

Die Feinde der Juden ermüdeten aber nicht, neue Anklagen gegen sie zu schmieden. Bald hieß es, daß die Juden in Nothampton ein Christenkind gekreuzigt hätten. Dafür wurden viele Juden in London vermittelst Pferden auseinandergerissen und die Leichen an den Galgen gehängt (2. April 1279). Dann hieß es, die Juden hätten das Kreuz, die katholische Religion, die Gottesmutter gelästert. Der König erließ darauf ein Gesetz (1279), daß die Lästerer mit dem Tode bestraft werden sollten. Da Edward aber seine Leute kannte, so fügte er hinzu, daß die Strafe nur dann erfolgen sollte, wenn die Angeklagten durch unparteiische, ernste Männer des Vergehens überführt worden wären. Um die Juden zu Lästerungen gewissermaßen zu reizen, ersannen die Dominikaner eine teuflische List. Sie gingen den König an, ihnen die

Erlaubnis zu erteilen, Bekehrungspredigten für die Juden zu halten, überzeugt, daß der eine oder der andere unter denselben, vom Eifer für seine Religion hingerissen, ein verletzendes Wort gebrauchen würde. Edward erteilte diese Bewilligung (1280) und bedeutete die Juden, die Predigten der Dominikaner ruhig, ohne Geräusch, Widerrede und Lästerung anzuhören. Um die Bekehrung zu fördern, brachte der König Geldopfer. Er ließ ein Haus zur Aufnahme armer Täuflinge von jüdischem Stamm erbauen und wies Einkünfte dazu an, die aber größtenteils in die Taschen des Oberaufsehers flossen. Ein scholastischer Philosoph jener Zeit schlug noch ein anderes Mittel zur Bekehrung der Juden vor. Der berühmte Franziskanermönch Duns Scotus, Professor in Oxford, der seinen Geist mit den Gedanken des jüdischen Philosophen G'ebirol genährt hatte, meinte, es sei Pflicht des Königs, um seinen christlichen Eifer zu betätigen, jüdischen Eltern ihre Kinder gewaltsam zu nehmen und sie im christlichen Glauben erziehen zu lassen; es sei ganz in der Ordnung, selbst die Eltern durch Drohungen und Schrecken zum Empfang der Taufe zu zwingen. Allmählich gewannen die glaubensmächtige Partei und seine Mutter mehr Einfluß auf den nicht ungerechten König und trübten seinen gesunden Sinn. Diese Partei trat mit schweren Anschuldigungen gegen die Juden von England vor dem neuerwählten Papst Honorius IV. auf, daß sie mit Christen nicht nur freundlichen Umgang pflegten, sondern daß sie auch die Rückkehr getaufter Juden zum Judentum beförderten, Christen an Sabbat und Feiertagen in die Synagoge einlüden, sie vor der Thora das Knie beugen ließen und sie überhaupt zu ihren Gebräuchen verlockten. Der Papst erließ darauf ein Sendschreiben an den Erzbischof von York und seinen Legaten, daß sie mit allen Mitteln diesem Unfuge steuern möchten (November 1286).

Am 16. April 1287 tagte dann eine Kirchenversammlung in Exeter, und diese wiederholte alle gehässigen kanonischen Bestimmungen gegen die Juden. Vierzehn Tage später ließ der König sämtliche Juden Englands wiederum mit Frauen und Kindern verhaften, lediglich gegen eine bedeutende Summe Lösegeldes gab er ihnen die Freiheit wieder. Drei Jahre später (1290) erließ Edward aus seiner Machtvollkommenheit, ohne Zustimmung des Parlaments, von seiner Mutter dazu angeregt, ein Edikt, daß sämtliche Juden aus England verbannt werden sollten. Bis zum November durften sie ihre Habe zu Gelde machen; wer aber später noch auf englischem Boden betroffen wurde, sollte gehängt werden. Vorher mußten sie alle Pfänder von christlichen Schuldnern ihren Eigentümern zurückerstatten. Ob sich die englischen Juden durch die

Verbannung allzu unglücklich gefühlt haben? Es war ihnen so viel zugesetzt worden, daß die Vertreibung ihnen vielleicht erwünscht war. Der König zeigte noch Milde genug, seinen Beamten aufs strengste einzuschärfen, sie bei ihrer Auswanderung nicht zu mißhandeln und die Schiffer der fünf Hafenplätze zu bedeuten, sie nicht zu schrauben. Obwohl die Frist erst im November abgelaufen war, verließen 16 511 Juden schon am neunten Oktober das Land, das ihre Vorfahren seit mehr als vier Jahrhunderten bewohnt hatten. Die liegenden Gründe, die sie nicht veräußern konnten, verfielen dem Könige. Trotz seiner Warnung waren die ausgewiesenen Juden doch Mißhandlungen aller Art ausgesetzt. Ein Schiffskapitän, der mehrere Familien auf der Themse nach dem Meere führen sollte, führte das Schiff auf eine Sandbank und ließ sie aussteigen, bis die Flut steigen würde. Als diese sich einstellte, bestieg er mit den Matrosen das Schiff, fuhr ab und rief den Verzweifelten höhnisch zu, sie möchten Mose anrufen, der ihre Vorfahren trocken durch das Rote Meer geführt, sie ans trockne Land zu bringen. Die Unglücklichen kamen in den Wellen um. Als dieser Fall zur Kenntnis des Richters kam, wurden die Urheber allerdings als Mörder gehängt. Wie viele ähnliche Fälle mögen vorgekommen und ungestraft geblieben sein? — Auch die Juden der Gascogne, die zu England gehörte, wurden zur selben Zeit ausgewiesen. Die Verbannten begaben sich nach dem zunächst gelegenen Frankreich. Hier wurden sie von Philipp IV (dem Schönen) anfangs aufgenommen. Bald aber erging ein Befehl von König und Parlament gemeinschaftlich, daß die aus England und der Gascogne vertriebenen Juden bis zur Mitte der Fasten (1291) das französische Gebiet verlassen sollten. So mußten sie wieder zum Wanderstab greifen.

Als wenn das Mißgeschick sich an die Ferse der Söhne Jakobs geheftet hätte, um sie wie ein Schatten nicht einen Augenblick zu verlassen, schlug der kurze Sonnenblick des Glücks, den die Juden Asiens durch Saad-Addaula genossen, um dieselbe Zeit zu ihrem Verderben um. Dieser Leibarzt des Großchans Argun von Persien wurde nämlich, weil er auf die Betrügerei der Finanzbeamten aufmerksam gemacht hatte, nach Bagdad gesandt, um den Stand der Einnahmen zu untersuchen und die betrügerischen Verwalter zur Rechenschaft zu ziehen (Ende 1288). Es gelang Saad-Addaula in kurzer Zeit die Einnahmen so zu ordnen, daß er den Großchan bedeutende Summen, auf welche er nicht gerechnet hatte, abliefern konnte.

So ernannte ihn Argun endlich zum Finanzminister für das ganze Reich und erteilte ihm eben den Ehrentitel S a a d - A d d a u l a (S t ü t z e d e s R e i c h e s, Sommer 1288). Er erhielt die Weisung,

nur Juden und Christen zu Ämtern zu verwenden, da die mohammedanische Bevölkerung dem Großchan verhaßt war. Es war natürlich, daß Saad-Addaula seine Verwandten besonders dabei berücksichtigte, weil er von ihrem Eifer am besten in seinem schweren Amte unterstützt wurde. Durch die Treue, mit der er seinem Herrn diente, erlangte er so viel Vertrauen, daß fast alle Staatsangelegenheiten durch seine Hände gingen, und er darüber, ohne mit dem Großchan Rücksprache zu nehmen, entscheiden durfte. Wahrscheinlich durch seine Vermittelung und seinen Rat knüpfte Argun diplomatische Verbindungen mit Europa an, selbst mit dem Papste. Durch die Hilfe der Europäer sollten die Mohammedaner aus Vorderasien und namentlich aus Palästina geworfen werden. Der Papst schmeichelte sich, daß Argun sich in den Schoß der katholischen Kirche werde aufnehmen lassen.

Der jüdische Staatsmann verdiente auch die hohe Gunst, welche ihm Argun zugewendet hatte. Er führte in dem Reiche, wo bis dahin Willkür und Mißbrauch der Gewalt geherrscht hatten, Gesetz und Ordnung ein. Da die Mongolen noch keinen Rechtskodex aufgestellt hatten, so setzte Saad-Addaula die mohammedanischen Gesetze, so weit sie sich auf die zivile und peinliche Rechtspflege erstreckten, in Kraft. Das ruhige Volk segnete ihn wegen der Sicherheit des Lebens und des Eigentums, die es ihm zu verdanken hatte. Saad-Addaula beschützte auch die Wissenschaft, setzte den Gelehrten und Dichtern reiche Gehälter aus und ermutigte sie zu literarischen Leistungen. Er wurde daher von den Männern der Feder in Prosa und Versen besungen und gepriesen.

Die morgenländischen Juden fühlten sich durch die Erhebung ihres Stammgenossen zu der höchsten Staffel der Herrschaft gehoben und glücklich. Aus den entferntesten Ländern strömten Juden nach dem persischen Chanat, um sich in der Gunst des jüdischen Ministers zu sonnen. Sie sprachen wie aus einem Munde: „In Wahrheit zum Herrn der Erlösung und zur Hoffnung hat Gott für die Juden diesen Mann in unsern Tagen erhöht.“

Saad-Addaula hatte sich aber durch seine strenge Staatsverwaltung und seine Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe viele und mächtige Feinde zugezogen. Die Mohammedaner, welche von jedem Amte ausgeschlossen waren, sahen mit verbissenem Ingrimm Juden und Christen, die sie als ungläubige Hunde zu verachten gewöhnt waren, im Besitze der Herrschaft. Sie wurden noch dazu von ihren Geistlichen und Gelehrten zum tiefsten Hasse gegen den jüdischen Staatsmann aufgestachelt, dem sie ihre Demütigung Schuld gaben. Diese verbreiteten nämlich, daß Saad-Addaula damit umginge, eine neue Religion zu stiften und den Großchan Argun zum religiösen

Gesetzgeber und Propheten zu verkünden. Um sie noch mehr zu satanisieren, hieß es, Saad-Addaula träfe Vorbereitungen zu einem Zuge nach Mekka, um die geheiligte Stätte der Kaaba in einen Götzentempel zu verwandeln und die Mohammedaner zu zwingen, wieder Heiden zu werden. Der Orden der ismaelitischen Meuchelmörder, die Assassinen, welcher dazu organisiert war, die wirklichen oder vermeintlichen Feinde des Islam aus dem Leben zu schaffen, rüstete sich schon, Saad-Addaula und seine Verwandten heimlich aus dem Wege zu räumen. Indessen wurde ihm der Anschlag verraten und von ihm vereitelt. Auch unter den Mongolen hatte der jüdische Minister viele Gegner. Die militärischen Kommandanten waren gegen ihn aufgebracht, weil er ihrer Willkür gesteuert hatte.

Unglücklicherweise erkrankte Argun (November 1290) schwer, und seine Krankheit war ein Zeichen für die Unzufriedenen, sich gegen Saad-Addaula und seine Schützlinge zu verschwören. Vergebens bot der Minister alle Mittel auf, die Genesung des Chans herbeizuführen, denn er sah ein, daß dessen Tod auch den seinigen nachziehen würde. Die mongolischen Großen, welche merkten, daß es mit Argun zu Ende ging, beschleunigten die Ausführung ihrer Verschwörung. Sie hieben Saad-Addaula den Kopf ab (März 1291) und töteten sämtliche Günstlinge Arguns, sandten Boten in alle Provinzen aus, ließen die Verwandten Saad-Addaulas in Fesseln werfen, ihr Vermögen einziehen und ihre Frauen und Kinder zu Sklaven machen. Auch die mohammedanische Bevölkerung fiel über die Juden in allen Städten des Reiches her, um an ihnen Rache zu nehmen für die Demütigung, die sie von den Mongolen erfahren hatte. In Bagdad kam es zwischen den Mohammedanern und Juden zum Kampfe mit bewaffneter Hand und es fielen auf beiden Seiten Tote und Verwundete.

Doch was bedeutete die Verfolgung, die Verbannung und selbst der leibliche Tod den Nachkommen Israels gegen das Unheil, welches die systematische Trübung ihres Geistes herbeigeführt hat? Mehr als zwei Jahrhunderte waren Juden die Priester für den freien Gedanken, hegten und unterhielten dieses reine Licht, an dem die zukünftigen Geschlechter sich erleuchten sollten. Die scholastische Philosophie, welche für das christliche Europa den Dämmerschein geistiger Erweckung bedeutete, hatte die Strahlen von Ibn-Gebirols und Maimunis Brennpunkten empfangen. Selbst was die christlichen Religionsphilosophen aus der griechischen Gedankenwelt und von den arabischen Denkern aufgenommen haben, war ihnen durch jüdische Mittler, durch Übersetzer und Erklärer zugänglich gemacht worden. Dieses Geisteslicht innerhalb der Judenheit wurde von

der Verfinsterung der jungen Geheimlehre für eine geraume Zeit verdunkelt.

Diese Geheimlehre der Kabbala, welche bisher bescheiden auftrat und einen harmlosen Charakter hatte, fing an, die Köpfe zu benebeln, den gesunden Sinn zu berücken und die Schwachen irre zu führen. Was ihr an innerer Wahrheit und Überzeugungskraft gebrach, wollte sie durch lautes, anmaßliches Auftreten und Blendwerk ersetzen. Sie hatte sich bereits von ihrem Ursitze Gerona und von Nordspanien nach Südspanien bis nach der kastilischen Hauptstadt Toledo ausgebreitet, eine Gemeinde, die früher gegen die Verdunkelung des Geistes standhaft ankämpfte.

Hier hatte sie unter andern einen Mann geworben, der durch seine edle Abstammung, seine hohe Stellung, seinen Reichtum und seine Gelehrsamkeit ihr eine feste Stütze lieh. Es war Todros Ben-Joseph Halevi aus der edlen toledaner Familie der Abulafia (geb. 1234, gest. nach 1304). Er war ein Neffe jenes Meïr Abulafia, welcher sich als ein so hartnäckiger Gegner Maimunis und des vernunftmäßigen Denkens überhaupt geberdete. Todros Abulafia erlangte eine angesehene Stellung am Hofe Sanchos IV. und war bei der klugen Königin Maria de Molina als Arzt oder Finanzmann besonders beliebt. Von Seiten der Juden wurde er als Fürst angesehen und geachtet. Als das Königspaar von Spanien eine Zusammenkunft mit dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen, hatte, um die gegenseitige Feindseligkeit zu schlichten (1290), war Todros Abulafia in dessen Gefolge und empfing bei dieser Gelegenheit die schmeichelhafteste Huldigung von seiten der südfranzösischen Juden.

Todros war nun wie sein Oheim ein entschiedener Gegner der Philosophie und ihrer Jünger. Er hatte nicht bittere Worte genug gegen die Klügler, welche alles, was nicht vor der Logik gerechtfertigt erscheint, für unglaublich und unmöglich gehalten. Selbst an Maimuni, den er sonst hoch verehrte, rügte er, daß er das Opferwesen so sehr herabgezogen, es lediglich als Anbequemung an den heidnischen Sinn des Volkes erklärt hatte. Er hatte besonders an der Philosophie auszusetzen, daß sie das Dasein von bösen Geistern leugne; das hieß nach ihm auch das Dasein der Engel bezweifeln und Bibel und Talmud verleugnen. In die Kabbala eingeweiht, galt sie ihm als eine göttliche Weisheit, deren Schleier zu lüften für Laien mit Gefahr verbunden sei.

Seine Söhne Levi und Joseph vertieften sich ebenfalls darin. Die Anerkennung der Kabbala von einer so hochgestellten und gefeierten Person konnte nicht ohne Einfluß bleiben. Zwei von den drei Kabbalisten seiner Zeit, welche die Kabbala weiter-

führten und ihr die Gemüter unterwarfen, scharten sich um Todros Abulafia und widmeten ihm ihre Schriften. — Diese drei Kabbalisten ersten Ranges, welche mit mehr oder weniger Glück neue Theorien geltend machten, waren Isaak Allatif, Abraham Abulafia und Mose de Leon, sämtlich Spanier. Sie haben das Geisteslicht innerhalb des Judentums mit dem Düster eines wüsten Wirrwarrs verdunkelt und an die Stelle eines geläuterten Gottesglaubens phantastische, ja gotteslästerliche Wahngebilde gesetzt. Die Verfinsterung der folgenden Jahrhunderte in der Judenheit ist zum großen Teil ihr Werk. Sie haben ihre Zeit und die Nachwelt durch geflissentliches oder unabsichtliches Gaukelwerk in die Irre geführt, und die Schäden, die sie dem Judentum beigebracht, sind noch bis auf den heutigen Tag fühlbar.

Der Unschuldigste von diesen drei war noch Isaak Ben-Abraham Allatif. Er kann noch als nüchterner Denker gelten neben seinem schwärmerischen Zeitgenossen Abraham Abulafia, welcher vermöge kabbalistischen Kinderspiels eine neue Weltordnung zu schaffen arbeitete. Dieser (geb. 1240 in Saragossa, gest. nach 1291) war ein exzentrischer Kopf voll wirrer Ideen; er liebte das Abenteuerliche. Sein ganzes Leben war, seitdem er in das Mannesalter trat, eine Kette von Abenteuern. Er unternahm eine abenteuerliche Reise, um, wie er selbst erzählt, den sagenhaften Fluß Sabbation aufzusuchen und die angeblich an dessen Ufern angesiedelten altisraelitischen Stämme kennen zu lernen, steuerte zunächst auf Palästina zu, war aber leichtsinnig genug, sich inzwischen in Griechenland zu verheiraten, verließ wie ein rechter Abenteurer seine junge Frau und gelangte nach Akko. Da nun damals die Mongolen Syrien und Palästina verwüstet hatten, so mußte Abraham Abulafia dem Plane entsagen, weiter nach Asien vorzudringen.

Erst im dreiundvierzigsten Lebensjahre verlegte er sich, nach Spanien zurückgekehrt, ernstlich auf die Kabbala, vertiefte sich in das rätselhafte „Buch der Schöpfung“ und wurde, wie er selbst gesteht, von wirren Gedanken belagert. Er sah phantastische Bilder und wunderliche Erscheinungen; sein Geist war in einem beständigen Taumel. Er rang nach Klarheit, geriet aber immer tiefer in Phantastereien. Das eine war ihm indessen klar geworden, daß die Philosophie, mit welcher er sich vielfach beschäftigt hatte, keine Gewißheit und darum für das nach Wahrheit dürstende Gemüt keine Befriedigung gewähre. Selbst die alltägliche Kabbala befriedigte seinen Geist nicht, weil sie ebenso wie die Weltweisheit nur den Hochmut des Wissens nähre. Abraham Abulafia

suchte nach etwas Höherem, nach prophetischer Offenbarung, die allein, ohne den mühsamen Weg des stufengängigen Erlernens, den Springquell der Wahrheit öffne. Endlich glaubte er das, wonach seine Seele rang, gefunden zu haben. Durch göttliche Eingebung glaubte er auf eine höhere Kabbala gekommen zu sein. Diese allein biete die Gewähr, mit dem Weltgeist in innigen Verkehr zu treten und prophetische Fernsicht zu erlangen. Das Mittel dazu sei, Bibelverse und besonders Gottesnamen zu zerlegen und umzusetzen, um neue Wörter daraus zu schaffen, oder endlich die Buchstaben als Zahlen zu behandeln (Gematria). Das sei zunächst der Weg, in Wechselverkehr mit der Geisterwelt zu kommen. Allein dieses allein genüge nicht. Wer prophetischer Offenbarung gewürdigt sein will, müsse asketische Vorkehrungen treffen, müsse sich vom Weltgewühl fernhalten, sich in ein stilles Kämmerlein einschließen, seinen Geist von niederen Sorgen befreien, sich in weiße Gewänder hüllen, mit Gebetmantel und Gebetriemen umgeben, die Seele andächtig sammeln, als wenn sie zu einer Unterredung mit der Gottheit erscheinen sollte. Dabei müsse man die Buchstaben der Gottesnamen in längeren oder kürzeren Pausen mit Modulationen der Stimme aussprechen, oder sie in einer gewissen Reihenfolge niederschreiben, anstrengende Bewegungen, Windungen und Verbeugungen dabei machen, bis die Sinne wirr und das Herz mit einer Glut erfüllt werde. Dann werde der Körper von einem Schlafe überfallen, und es trete ein Gefühl ein, als wenn die Seele sich vom Leibe löse. In diesem Zustande, wenn er durch Übungen dauernd wird, ergieße sich die göttliche Fülle in die menschliche Seele, sie vereinige sich mit ihr „in einem Kusse", und die prophetische Offenbarung sei die ganz natürliche Folge davon. Seine Kabbala, die er auf diesem Wege gewonnen hatte, hielt Abulafia für prophetische Eingebung, vermöge welcher er allein in die Geheimnisse der Thora eindringen könne. Denn das Verständnis des einfachsten Wortsinnes und die bloße Übung der Religionsvorschriften seien lediglich für Unreife, wie Milch für Kinder. Reifere dagegen finden in der Zahlenbedeutung und in den mannigfaltigen Wandlungen der Buchstaben des Gottesnamens die höhere Weisheit.

Das war seine höhere Kabbala — im Gegensatz zur oberflächlichen und niederen, von der er spöttelte, daß sie eine Art Zehneinigkeit statt der christlichen Dreieinigkeit lehre. So sehr war bereits der Sinn getrübt, daß dieser halbverrückte Schwärmer ältere und jüngere Zuhörer fand. Davon erfüllt, verließ er zum zweiten Male sein Vaterland und begab sich nach Italien, wo er auf einen größeren Anhang rechnete. Hier trat er zuerst (1279)

mit einer prophetischen Schrift auf und gab vor, Gott habe mit ihm gesprochen. Endlich kam er auf den tollen Einfall, den damaligen Papst, Martin IV., zum Judentume bekehren zu wollen (am Rüsttag 1281). Der Versuch kam ihm aber teuer zu stehen. Er wurde in Rom verhaftet, schmachtete eine längere Zeit im Kerker und entging dem Feuertode nur dadurch, daß, wie er sich ausdrückte, Gott ihm einen Doppelmund (eine Doppelzunge?) hat wachsen lassen. Möglich, daß er dem Papste vorgab, daß auch er die Dreieinigkeit lehre. Er durfte fernerhin frei in Rom umhergehen. Von da begab sich Abulafia nach der Insel Sizilien. Hier trat er endlich mit dem Gedanken heraus, er sei nicht bloß Prophet, sondern der Messias und setzte in einer Schrift auseinander, Gott habe ihm seine Geheimnisse offenbart und ihm auch das Ende des Exils und den Anfang der messianischen Erlösung verkündet. Im Jahre 1290 sollte die Gnadenzeit anbrechen. Die Mystik war von jeher der Boden, auf dem messianische Schwärmereien gediehen.

Durch seine streng asketische Lebensweise und seine in dunkle Formeln gehüllten Offenbarungen, vielleicht auch durch seine Kühnheit fand Abraham Abulafia in Sizilien Gläubige, die sich bereits zur Rückkehr ins heilige Land anschickten. Besonnene Männer der sizilianischen Gemeinde hatten aber Bedenken und wendeten sich an Salomo Ben-Adret, um von ihm Auskunft über Abraham Abulafia zu erhalten. Der Rabbiner von Barcelona, welcher sein Treiben aus früherer Zeit kannte, richtete ein ernstes Schreiben an die Gemeinde von Palermo, worin er den angeblichen Messias als Halbwisser und gefährlichen Menschen streng verurteilte. Abulafia nahm die Gegnerschaft nicht ruhig hin, sondern wehrte sich gegen dieses Verdammungsurteil. Die Verfolgung hatte ihn verbittert. Er erhob Anklagen gegen seine Glaubensbrüder, die in ihrer Taubheit nicht auf ihn hören wollten: „Während die Christen an meine Worte glauben, bleiben die Juden ungläubig, wollen von der Berechnung des Gottesnamens nichts wissen, sondern ziehen die Berechnung ihrer Gelder vor." Die Talmudbeflissenen nannte er Kleingeister. Er hat mindestens zweiundzwanzig sogenannte prophetische Schriften neben anderen verfaßt, die, obwohl Erzeugnisse eines hirnverbrannten Kopfes, doch von den späteren Kabbalisten benutzt worden sind. Seine Überspanntheit blieb aber auch in seiner Zeit nicht ohne traurige Folgen und wirkte, wie eine verpestete Luft, ansteckend. Es traten zu gleicher Zeit in Spanien zwei Schwärmer auf, von denen einer wahrscheinlich Abraham Abulafias Jünger war, der eine in dem Städtchen Ayllon (im Segovianischen) und der andere in der großen Ge-

meinde von Avila. Beide gaben sich als Propheten aus und verkündigten in mystischer Redeweise die Nähe des Messiasreiches. Beide fanden Anhänger. Darüber waren nun die Avilenser und andere Gemeinden, die davon hörten, außerordentlich verwundert. Der Vorfall zog die Aufmerksamkeit in außerordentlicher Weise auf sich, und die Gemeindevertreter von Avila wandten sich an die letztentscheidende Autorität jener Zeit, an Salomo Ben-Adret, sie zu belehren, ob sie an diese neue Prophetie glauben sollten. Dieser, wiewohl halb und halb ein Anhänger der Geheimlehre, schenkte doch nur den biblischen und talmudischen Wundern Glauben und erwiderte darauf folgendes. Er würde den Vorgang des Propheten von Avila für einen argen Betrug halten, wenn er ihm nicht durch glaubwürdige Männer bezeugt und bestätigt worden wäre. Nichtsdestoweniger könne er den Mann nicht als einen Propheten anerkennen; denn es fehlten ihm die Grundbedingungen, unter denen der Talmud die Prophetie für möglich ausgebe, der geeignete Ort und die richtige Zeit. Außerhalb Palästinas sei die Prophezeiung überhaupt unmöglich. Auch sei das Zeitalter nicht würdig für prophetische Offenbarung, und endlich könne der prophetische Geist nicht auf einem ganz Unwissenden ruhen. Es sei unglaublich, daß jemand als Idiot zu Bette gehe und als Prophet aufstehe. Der Vorgang bedürfe der sorgfältigsten unparteiischen Untersuchungen.

Doch trotz dieser Warnung von seiten des angesehensten Rabbinen setzte der Prophet von Avila sein Treiben fort und bestimmte den letzten Tag des vierten Monats (1295) als Beginn der messianischen Erlösung. Die leichtgläubige und unwissende Menge bereitete sich darauf vor, fastete und spendete reichlich Almosen, um im eintretenden Messiasreiche würdig befunden und dessen teilhaftig zu werden. Am bestimmten Tage eilten die Betörten, wie am Versöhnungstage gekleidet, in die Synagoge und erwarteten dort die Posaunen der messianischen Erlösung zu vernehmen. Aber es zeigte sich kein Zeichen. Statt dessen sollen sie an ihren Gewändern kleine Kreuze bemerkt haben, auf die sie nicht gefaßt waren, und die sie teils erschreckt, teils ernüchtert haben. Möglich, daß die Ungläubigen in der Gemeinde ihnen Kreuze an die Gewänder heimlich angeheftet haben, um entweder einen Spaß mit den Leichtgläubigen zu treiben oder sie aufmerksam zu machen, wohin die messianische Gaukelei am Ende führen würde, um sie solchergestalt von ihrem Wahne zu heilen. Einige der Gläubigen des Phantasten sollen in der Tat zum Christentum übergetreten, andere in Schwermut verfallen sein, weil sie sich die Erscheinung der Kreuze nicht haben erklären können. Was aus den

Propheten oder betrogenen Betrügern von Ayllon und Avila geworden ist, wird nicht erzählt. Sie sind, sowie Abraham Abulafia, verschollen und haben auch nur als Auswüchse eines krankhaften Zustandes einige Bedeutung.

Aber bei weitem einflußreicher und verderblicher als diese zwei Kabbalisten, Allatif und Abulafia, und die falschen Messiase wirkte auf die Zeitgenossen und die Nachwelt Mose de Leon, dem es gelungen ist, obwohl Zeit- und Fachgenossen sein Treiben entlarvt haben, in die jüdische Literatur ein kabbalistisches Buch einzuführen, welches der Kabbala eine feste Grundlage gab und ihr die Krone aufsetzte. Mose Ben-Schem-Tob de Leon (geb. in Leon um 1250, gest. in Arevalo 1305) war ein Mann, bei dem man nur in Zweifel sein kann, ob er ein eigennütziger oder ein frommer Betrüger war; aber täuschen und irreführen wollte er sicher. Er steht darum viel niedriger als Abulafia, der in seinem Wahne jedenfalls ehrlich und naiv war. Ein Halbwisser, der weder Talmud noch Wissenschaften gründlich getrieben hatte, besaß Mose de Leon nur eine Fertigkeit, nämlich die, das Wenige, was er wußte, geschickt zu benutzen, leicht und fließend zu schreiben, die entferntesten Dinge und Schriftverse, wie sie in der Kammer seines Gedächtnisses aufgeschichtet lagen, in Verbindung zu setzen und sie mit spielendem Witze zusammenzukoppeln. Selbst die Kabbala war ihm nicht als ein System gegenwärtig; er kannte lediglich ihre Formeln und Schlagwörter und verarbeitete sie in geschickter Weise.

Von einer sorgenlosen Verschwendung, mit der er alles, was er hatte, ausgab, ohne zu bedenken, was ihm, seiner Frau und Tochter für den anderen Tag bleiben würde, benutzte Mose Leon die in Mode gekommene Kabbala, um auf diesem Gebiete schriftstellerisch aufzutreten und sich dadurch eine reiche Einnahmequelle zu verschaffen. Er führte dabei ein Wanderleben. Zuerst ließ er seine Erzeugnisse unter eigenem Namen erscheinen. Da diese aber nicht genug beachtet wurden und wenig Ruhm und Geld einbrachten, verfiel er auf ein wirksames Mittel, sich die Herzen und die Säckel weit zu öffnen. Er verlegte sich auf Schriftstellerei unter geachtetem Namen. Wie, wenn er die allerdings schon breitgetretenen Lehren der Kabbala einem gefeierten Namen aus der Vergangenheit in den Mund legen würde — versteht sich in der rechten Färbung und Beleuchtung mit den Kennzeichen des Altertums — würde man sich nicht um eine solche Schrift reißen? Würde man ihn nicht reichlich belohnen, wenn er nachweise, daß er im Besitz eines so kostbaren Schatzes sei? Mose de Leon kannte die Leichtgläubigkeit derer, welche sich tiefer oder oberflächlicher

mit der Kabbala befaßten, wie sie jedem Worte lauschten, das ihnen, als aus alter Zeit stammend, zugeführt wurde. War es doch dem kabbalistischen Brüderpaar Esra und Asriel gelungen, ihr Machwerk und Fälschung, das Buch „Bahir“, als eine aus talmudischer Zeit stammende Offenbarung einzuschmuggeln. Er suchte sich eine noch passendere Persönlichkeit als Träger für die Geheimlehre aus, gegen die sich wenig oder nichts einwenden ließe. Der Tanaïte Simon Ben-Jochaï, der angeblich dreizehn Jahre in einer Höhle zugebracht, dem schon die alte Mystik Offenbarungen durch den Engel Metatoron erteilen läßt, ja, Simon Ben-Jochaï schien die rechte Autorität für die Kabbala zu sein. Nur durfte er nicht hebräisch sprechen oder schreiben, denn in dieser Sprache würden die Kabbalisten das Echo ihres eigenen Schalles wiedererkannt haben. Nein, Chaldäisch mußte er sich ausdrücken. In dieser an sich halb dunkeln, für Geheimnisse geeigneten, wie aus einer anderen Welt klingenden Sprache mußte er Simon Ben-Jochaï sprechen lassen. Und so trat ein kabbalistisches Buch, das Buch „Sohar“ (Glanz), in die Welt, das im jüdischen Kreise jahrhundertelang als eine himmlische Offenbarung förmlich vergöttert, auch von Christen als alte Überlieferung angesehen wurde und zum Teil noch heute angesehen wird. Gewiß ist noch selten eine so offenkundige Fälschung so gut gelungen. Mose de Leon verstand es aber auch, vollen Effekt auf leichtgläubige Leser hervorzubringen. Er ließ Simon Ben-Jochaï in dem Buche Sohar in Glanz und mit einem Glorienschein auftreten, und seine Offenbarungen einem Kreise von auserwählten Jüngern (bald zwölf, bald sechs) erteilen, „den Kundigen, die da leuchten wie Himmelsglanz.“

Der Sohar verherrlichte den eigenen Verfasser in übertriebenem Maße. Er nennt ihn „das heilige Licht“, der noch höher stehe, als selbst der größte Prophet Mose, „der treue Hirte“. Diese übertriebene Verherrlichung, diese Selbstvergötterung (die selbst einen Fälscher verrät), ist nicht ohne Absicht eingestreut. Es sollte damit dem Einwurf begegnet werden, wie so denn die Kabbala so lange unbekannt und von den vorsichtigen Kabbalisten geheim gehalten, wie diese geheime Weisheit nun mit einem Male an das Sonnenlicht treten und zu jedermanns Kunde veröffentlicht werden durfte? Der Sohar entschuldigte sich selbst öfter damit, weil die Zeit eine besonders würdige und gnadenreiche sei, und weil die Messiaszeit nahe sei, darum dürfe der so lang verhüllende Schleier hinweggezogen werden.

Es gibt wohl schwerlich ein Schriftdenkmal, das so viel Einfluß ausgeübt hätte, wie der Sohar, und das ihm an Wunderlichkeit

des Inhalts und der Form gleich käme. Ein Buch ohne Anfang und Ende, von dem man nicht weiß, ob die jetzt vorhandenen Bestandteile ursprünglich dazu gehört haben oder später hinzugefügt sind, oder ob früher noch mehr davon vorhanden war. Es besteht aus drei Hauptteilen mit Zusätzen und Erläuterungen in Formlosigkeit und Wirrwarr mit hohlen und doch erhaben tönenden Worten. Man weiß auch nicht, ob der Sohar als ein fortlaufender Kommentar zum Pentateuch oder als ein theosophisches Lehrbuch oder endlich als eine kabbalistische Predigtsammlung angesehen sein will. Und ebenso wunderlich, wirr und wüst wie die Form und die äußere Einkleidung ist auch sein Inhalt. Hin und wieder machte es einen Ansatz zu einem Gedanken, aber ehe man sichs versieht, verläuft er sich in fieberhitzige Phantasien oder löst sich in kindische Spielereien auf.

Der Grundgedanke des Sohar, wenn man überhaupt dabei von einem Gedanken sprechen darf, beruht darauf, daß die Thora mit ihrer Geschichte und ihren religionsgesetzlichen Vorschriften keineswegs den einfachen Sinn, sondern etwas Höheres, Geheimes, Übersinnliches bezweckt habe. „Ist es denkbar", läßt der Sohar einen aus dem Kreise des Simon Ben-Jochaï ausrufen, „ist es denkbar, daß die Gottheit keine heiligeren Dinge mitzuteilen gehabt hätte, als alle diese gemeinen Dinge von Esau und Hagar, von Laban und Jakob, von Bileams Esel? Verdient eine Sammlung solcher Erzählungen, in ihrer Einfachheit aufgefaßt, den Namen Thora? „Wenn sie nur solches enthalten soll," bemerkt Simon Ben-Jochaï (oder Mose de Leon), „dann könnten wir auch in dieser Zeit ein solches Buch zustande bringen, ja vielleicht ein noch besseres." Nein, nein, der höhere mystische Sinn der Thora sei ihre Wahrheit. Die biblischen Erzählungen gleichen einem schönen Kleide, welches Toren so sehr entzückt, daß sie weiter nichts dahinter suchen. Dieses Gewand decke aber einen Leib zu, dieser wieder eine Seele, die höhere Seele. — „Wehe den Schuldigen, welche behaupten, die Thora enthalte nur einfache Geschichtchen und also nur auf das Kleid sehen. Selig sind die Frommen, welche den rechten Sinn der Lehre suchen. Der Wein ist nicht der Krug, und so ist auch die Thora nicht in den Geschichtchen." Damit hat natürlich die Geheimlehre Mose de Leons freien Spielraum.

Man kann kaum eine Vorstellung davon geben, welchen Mißbrauch der Sohar des Mose de Leon mit der Schrifterklärung treibt und wie oft er den Wortsinn verzerrt. Am liebsten beschäftigt der Sohar die Phantasie mit jener Seite des Menschen, die ihm selbst ein ewiges Rätsel bleibt, mit der Seele, ihrem Ursprung und ihrem Ausgang. Er gefällt sich darin, zu beschreiben, was mit der Seele während des Schlafens vor sich geht.

Die Nachtseite des Lebens, die Sünde, die Unreinheit im kleinen und großen, ist ebenfalls ein Lieblingsthema des Sohar, zu dem er sehr oft und in den verschiedensten Wendungen und Wiederholungen zurückkehrt. An der Grenze der Lichtwelt bilde sich die Welt der Finsternis und umgebe sich wie die Schale den Kern einer Frucht. Das Urböse mit seinen zehn Abstufungen bezeichnet die Kabbala metaphorisch als Schale (Kelifa). Alle Frevler und alle Bösewichter in der Bibel seien, nach dem Sohar, Kinder des bösen Prinzips, der „Schalen" (Kelifot): Die Urschlange, Kain, Esau, Pharao, dann auch Esaus Reich, Rom, und die auf Gewalt und Unrecht beruhende staatliche und kirchliche Macht der Christenheit im Mittelalter. Israel und die Frommen dagegen gehören der Lichtwelt an. „Wer nach der linken Seite (der Sünde) geht und seinen Wandel verunreinigt, zieht die unreinen Geister auf sich herab; sie hängen sich an ihn und weichen nicht von ihm." In diesem Punkte hat der Sohar Ähnlichkeit mit dem parsischen Zendavesta. Die innige Verbindung der Seele sei es mit dem Lichte oder der Finsternis, stellt der Sohar grobsinnlich unter dem Bilde der ehelichen Vereinigung dar, wie er denn überhaupt auch in der höheren Welt, selbst in der Gottheit das männliche und weibliche Prinzip vorhanden sein läßt. Solange Israel im Exile lebt, sei die göttliche Einheit gewissermaßen mangelhaft und gebrochen; erst in jenen Tagen werde Gott einig werden, wenn sich die Herrin (Matronita), die Kabbala, mit dem König paaren werde.

Mose de Leon hätte eine Lücke gelassen, wenn er nicht auch von der messianischen Zeit, dem Schlußstein der Kabbala, gesprochen und sie nicht voraus verkündet hätte. Aber hier verriet sich der Fälscher. Anstatt eine Zeit oder ein Jahr für das Erscheinen des Messias anzudeuten, welches dem Zeitalter Simon Ben-Jochaïs entspräche (im zweiten Jahrhundert), klügelte der Sohar vermittelst Buchstaben- und Zahlenspielerei heraus, daß es in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, also noch in seine Entstehungszeit, fallen werde. Mose de Leon hat in seinen Zeitgenossen die Hoffnung rege machen wollen, daß sie noch die Messiaszeit mit leiblichen Augen sehen werden. Er war vielleicht ebenso in messianischer Schwärmerei befangen, wie Abraham Abulafia.

So sehr auch der Sohar bemüht ist, das bestehende rabbinische Judentum mit seiner Satzung zu heben und jedem noch so geringfügigen Brauche durch mystische Begründung eine höhere Weihe zu geben, so bemängelt und bekrittelt er doch den Talmud und seine Lehrweise, allerdings verhüllt, zweideutig und mit der unschuldigsten Miene von der Welt. Zunächst stellt er die Beschäftigung mit der Kabbala um vieles höher als die mit dem Talmud, ja

selbst mit der Bibel. Die Kabbala habe Schwungkraft und vermöge der Gottheit in ihrem geheimen Schaffen und Walten nachzufliegen, der Talmud dagegen und seine Pfleger haben gestutzte Flügel und können sich nicht zur höheren Erkenntnis erheben. Der Sohar vergleicht den Talmud mit einer niedrigen Sklavin, die Kabbala dagegen mit einer gebietenden Herrin, vergleicht endlich das Talmudstudium mit einem harten, unfruchtbaren Felsen, der, wenn man ihn schlägt, spärliche Wassertropfen spendet, um die dann noch Streitigkeiten und Diskussionen entstehen. Die Kabbala dagegen gleiche einer reichfließenden Quelle, zu der nur ein Wort gesprochen zu werden brauche, um ihren erfrischenden und belebenden Inhalt zu ergießen.

Als der Sohar veröffentlicht wurde, erregte er das größte Erstaunen unter den Kabbalisten. Mit Gier griffen sie danach. Mose de Leon erhielt Aufträge in großer Menge, Kopien davon zu liefern. Die Frage, woher mit einem Male eine so umfangreiche Geheimschrift eines alten Gesetzeslehrers komme, von der bisher auch nicht eine Spur bekannt war, wurde dahin beantwortet, Nachmani habe sie in Palästina aufgestöbert, habe sie nach Katalonien gesendet, sie sei durch einen Sturmwind nach Aragonien verschlagen worden und in die Hände des Mose de Leon geraten, er allein besäße die Urschrift. In ganz Spanien verbreitete sich der Ruf von dem aufgefundenen kabbalistischen Schatze. Der Kreis des Todros Abulafia zollte dem Sohar allsogleich Anerkennung und betrachtete ihn als unzweifelhaft echt. Mose de Leons Wünsche wurden noch übertroffen. Es gab allerdings auch Kabbalisten, welche den Ursprung des Sohar von Simon Ben-Jochaï und seinem Kreise bezweifelten, aber dennoch huldigten sie dem Buche, als einer reinen Quelle für die Kabbala. Als aber der Kabbalist Isaak von Akko, der dem Gemetzel bei der Eroberung dieser Stadt entkommen war, in Spanien eintraf und den Sohar zu Gesicht bekam, war er davon betroffen und um so begieriger, auf den Grund zu kommen, ob dieses angeblich alte, aus Palästina stammende Werk echt sei, als er im heiligen Lande geboren und erzogen war und mit den Jüngern Nachmanis verkehrt hatte, ohne eine Silbe davon vernommen zu haben. Mit Mose de Leon zusammengetroffen, schwur dieser ihm aber hoch und heilig, daß er allerdings in seinem Hause in Avila ein altes Exemplar aus der Hand des Simon Ben-Jochaï besitze, und machte sich anheischig, es Isaak von Akko zur Prüfung vorzulegen. Indessen erkrankte er und starb. Damit war der Schleier über das Geheimnis der Entstehung des Sohar noch dichter gehüllt. Zwei angesehene Männer hatten indes von seiner Frau und Tochter die nackte Wahrheit erfahren, Mose de Leon

habe den Sohar aus eigenem Kopfe verfaßt und mit eigener Hand geschrieben und vervielfältigt, um Geld, viel Geld daraus zu gewinnen. Frau und Tochter haben also, ohne die Tragweite ihres gewiß unanfechtbaren Zeugnisses zu kennen, ihn als Fälscher entlarvt. Und dennoch fand der Sohar die unbedingte Bewunderung der Kabbalisten.

Was Mose de Leon Simon Ben-Jochaï in den Mund legte, „daß viele sich um das Buch Sohar, wenn es bekannt werden wird, scharen und ihren Geist am Ende der Tage damit nähren werden", traf in der Tat bald nach seinem Tode ein. Brachte auch der Sohar den Kabbalisten nichts wesentliches neues, so stellte er doch das ihnen Bekannte in einer so eigentümlichen Form und Sprache dar, daß sie davon betroffen waren. Es ist nämlich alles darin auf Effekt, auf Gefangennehmung der Phantasie angelegt; es ist tönendes Erz. Die langen Unterredungen, welche Simon Ben-Jochaï mit seinem Kreise oder mit „dem treuen Hirten" hält, sind zuweilen von dramatischer Kraft; effektvoll und für gläubige Gemüter von ergreifender, erschütternder Wirkung sind die öfter angebrachten Ausrufungen im Sohar: „Wehe, wehe denen, welche das und das glauben oder nicht glauben oder nicht beachten!" Zuweilen sind kurze Gebete eingestreut, die, erhaben und schwungvoll gehalten, geeignet sind, die Seele mit geheimnisvollem Schauer zu erfüllen.

So schlich sich ein neues Grundbuch in den Kreis des Judentums ein, welches die Kabbala, ein Jahrhundert vorher noch unbekannt, neben Bibel und Talmud — und gewissermaßen noch höher stellte. Der Sohar hatte zwar nach der einen Seite das Gute, daß er der juristischen Trockenheit des Talmudstudiums einen gewissen Schwung entgegensetzte, die Phantasie und das Gemüt anregte und eine Stimmung erzeugte, welche der Verstandestätigkeit das Gegengewicht hielt. Allein die Schäden, die er dem Judentum gebracht, überwiegen es bei weitem. Der Sohar verstärkte und verbreitete einen wüsten Aberglauben, befestigte in den Gemütern das Reich des Satans, der bösen Geister und Gespenster. Enthält der Sohar doch auch Äußerungen, welche dem christlichen Dogma von der Dreieinigkeit der Gottheit günstig klingen!

Wenn die Mystiker dem schönen Gebilde der heiligen Schrift Glied für Glied verrenkten, damit ein tolles Spiel trieben und den Sinn für die Wahrheit abstumpften, so gaben ihnen darin in dieser Zeit die sogenannten Philosophen nichts nach. Maimunis Verfahren, das Judentum der Vernunft anzupassen, allzu grellen Bibelversen einen philosophischen oder mindestens erträglichen Sinn zu geben und den Religionsvorschriften einen annehmbaren begreif-

lichen Zweck unterzulegen, ermutigte Halbgebildete, alles und jedes auf demselben Wege zu erklären. Die Manier, die Schrift, die Agada und die Riten zu allegorisieren, ging daher in dieser Zeit, wie bei den alexandrinischen Hellenisten ins Maßlose und Unglaubliche. Die Afterphilosophen entkleideten die Schöpfungs- und Patriarchengeschichte ihres ursprünglichen Charakters und deuteten sie als philosophische Gemeinplätze. Kühnere Männer gingen noch weiter und zogen aus philosophischen Vordersätzen Folgerungen, welche den Bestand des Judentums untergruben. Wie ihre Vorläufer, die alexandrinischen Allegoristen aus falscher Zweckdeutung der Religionsvorschriften sich über die Riten des Judentums hinwegsetzten, ebenso verfuhren manche Aufgeklärte in dieser Zeit. Da die Ritualien lediglich gewisse religiöse, philosophische oder sittliche Vorstellungen erwecken sollen, so genüge es ja, diese Gedanken in sich ausgebildet zu haben, von ihnen durchdrungen zu sein, sich im Geiste stets damit zu beschäftigen, die Übung der Religionsvorschriften dagegen sei überhaupt überflüssig.

Einige dieser Richtungen sprachen Mose den prophetischen Charakter ab und ließen ihm nur den eines gewöhnlichen Gesetzgebers, wie ihn auch andere Völker hatten. Solche Afterphilosophen haben das ganze Judentum in Frage gestellt und dadurch eine Gegenwirkung hervorgerufen, welche die freie Forschung verleidete. Der Tonangeber dieser Allegoristenschule war ein kenntnisreicher Mann, der aber voller Schrullen war und, ohne es zu wollen, heftige Reibungen veranlaßt hat. Es war Levi Ben-Chajim aus Villefranche unweit Perpignan (geb. 1240, gest. 1305). Aus einer angesehenen Gelehrtenfamilie stammend, war er im Talmud eingelesen. Er stellte aber die maimunische Philosophie und Ibn-Esras Astrologie viel höher. Mehr aufgeschwommenen, als gediegenen Geistes hatte Levi Ben-Chajim kein volles Verständnis von Maimunis Streben. Ihm löste sich das Judentum in lauter philosophische Gemeinplätze auf, die, abgeschmackt und kindisch — merkwürdig genug — von den Zeitgenossen als tiefe Weisheit angestaunt wurden. Diese von Deutelei strotzende Auslegung wurde außerordentlich beliebt.

Der Herd dieser afterphilosophischen Auswüchse war die nicht unbedeutende Gemeinde Perpignan, die Hauptstadt des Gebietes Roussillon, das zum Königreich Aragonien gehörte. Obwohl die Juden dieser Stadt kein beneidenswertes Los hatten und gezwungen waren, in dem elendesten Teile der Stadt, auf dem Platze für Aussätzige, zu wohnen, so behielten sie doch Sinn für Wissenschaft und Forschung und lauschten gierig den Neuerungen, welche die Ausleger und Fortsetzer Maimunis lehrten. Selbst der Rabbiner

von Perpignan war ein Freund des Denkens und ein abgesagter Feind der sich hinter den Buchstaben versteckenden gedankenlosen Gläubigkeit und verknöcherten Orthodoxie. Es war der zu seiner Zeit wenig berühmte, aber trotzdem sehr bedeutende Don Vidal Menahem Ben-Salomo Meïri (geb. 1249, gest. 1320). Er war keine bahnbrechende Persönlichkeit, aber eine anmutende Erscheinung. Er besaß das, was seinen jüdischen Zeitgenossen so sehr abging: Maß und Takt. Dieses zeigt sich zunächst an Meïris Stile.

In Perpignan und anderen Orten wurde die von philosophischen Deuteleien strotzende Auslegung des Judentums öffentlich gelehrt und von der Kanzel gepredigt. Hier hatte der arme Levi aus Villefranche eine Zufluchtsstätte gefunden bei einem reichen und angesehenen Manne Don Samuel Sulami oder Sen Escalita, dessen Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Freigebigkeit von den Zeitgenossen über die Maßen gepriesen wurden. Er stand mit Ben-Adret in gelehrtem Schriftwechsel, hatte aber doch Gefallen an philosophischer Deutung von Bibel und Agada. Der Rabbiner Meïri war selbstverständlich mit der ausschweifenden Manier der Allegoristen unzufrieden, aber deswegen das Kind mit dem Bade auszuschütten, die Wissenschaft wegen des Mißbrauches zu verpönen, lag seinem Sinne fern.

Nicht so ruhig betrachteten diese Vorgänge einige Eiferer in Montpellier, der Heimat des Finsterlings Salomo, jenes Verketzerers Maimunis und seiner Schriften, welcher Spaltung und Unheil veranlaßt hatte. Obwohl die afterphilosophischen Auswüchse keineswegs schädlicher waren als die kabbalistischen Alfanzereien, so ließen die Zionswächter doch diese ruhig gewähren und eröffneten gegen jene einen heftigen Krieg, wodurch sie ihnen mehr Gewicht gaben, als sie an sich hatten. Sie hätten um ein Haar das Feuer der Zwietracht von neuem angezündet. Der erste Anreger dieses unzeitigen Eifers gehörte jener Menschenklasse an, welche das Glaubensgebiet nach einer schnurgeraden Linie, und zwar nach ihrer eigenen Norm abzirkeln und jede Regung und Meinung, die darüber hinausragt, als Ketzerei verdammt, mit Bannfluch und womöglich mit Feuer und Schwert vertilgt wissen möchte, bei der man den fanatischen Eifer nicht von einer Art Egoismus trennen kann. Dieser Mann war Abba-Mari Ben-Mose aus Montpellier, mit seinem vornehmen Namen Don Astrüc de Lünel, aus einer angesehenen Familie und von großem Gewichte in der Hauptstadt Languedocs. Abba-Mari Don Astrüc war zwar nicht ohne Bildung, hatte auch große Verehrung für Maimuni und dessen Schriften, aber er hatte sich ein für allemal den Lehrinhalt des Judentums nach maimu-

nischem Zuschnitt festgestellt und war empört, wenn jemand wagte, einen anderen Maßstab daran anzulegen. Abba-Mari wollte seine Denkweise, welche jeden Buchstaben im Talmud als hochheilig stempelte, allen andern aufzwingen und diejenigen verfolgt wissen, welche anders darüber dachten. Ihm war nicht bloß die allegorische Auslegungsweise, welche öffentlich gepredigt wurde, ein Gräuel, sondern die Beschäftigung mit profanen Schriften überhaupt, als Quelle dieser Ausschreitungen. Er bedauerte sehr, daß man denen, welche ihren Geist mit der religionsgefährdenden Wissenschaft füllen, nicht das Handwerk legte.

Abba-Mari besaß aber nicht genug Autorität, um gegen Levi aus Villefranche und seine Gesinnungsgenossen vorzugehen, er wandte sich daher (1304) an Ben-Adret, den angesehenen Rabbiner von Barcelona, und formulierte eine Anklage gegen sie, daß sie durch ihre Verkehrtheiten den Untergang des Judentums herbeiführen würden, wenn ihnen nicht eine Schranke gesetzt würde. Er legte ihm ans Herz, seine gewichtige Stimme dagegen zu erheben. Ben-Adret fand natürlich ebenfalls diese Erscheinung beklagenswert, daß „Fremde in die Tore Zions eingedrungen". Er ermahnte Abba-Mari, sich mit Gesinnungsgenossen zu vereinigen, um diesem Taumel zu steuern, lehnte aber seine Beteiligung entschieden ab, weil er sich nicht in die Angelegenheiten fremder Gemeinden einmischen möchte. Andere Eiferer nahmen aber die Sache auf und drängten zu einem Entschlusse.

Sie machten einen Vorschlag, der viel Beifall fand. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften und überhaupt das Lesen von profanen Schriften sollte der jüdischen Jugend bis zum dreißigsten Lebensjahre untersagt werden. Nur reife Männer, die ihren Geist bereits mit Bibel und Talmud gefüllt, mögen sich auch an dem fremden Feuer der Philosophie und der Naturwissenschaften wärmen. Obwohl Ben-Adret sich nicht für berechtigt hielt, Maßregeln gegen die Pflege der Wissenschaften zu treffen, so hielt er es doch für seine Pflicht, den Urheber des Ärgernisses, Levi aus Villefranche, zu verfolgen. Er nahm es dem frommen Samuel Sulami übel, daß er diesem Ketzer in seinem Hause Obdach eingeräumt und dadurch Gelegenheit gegeben hätte, seine schädlichen Lehren zu verbreiten. Er setzte ihm soviel zu und machte ihm soviel Gewissenspein, daß der nicht gerade charakterstarke Mann an seinen bisherigen Überzeugungen irre wurde und Levi die Gastfreundschaft kündigte. Viele Mitglieder der Gemeinde von Perpignan waren aber erbittert über diese Ketzerriecherei, und da sie Ben-Adret als einen makellosen Mann kannten, so richtete sich ihre Unzufriedenheit gegen den Anreger Abba-Mari, dem sie unlautere Hintergedanken zutrauten.

Dieser und seine Genossen, die sich ohne kräftige Unterstützung ohnmächtig fühlten, arbeiteten indes ohne Unterlaß dahin, den Eifer des Barceloner Rabbinats zu entzünden, damit dieses die freie Forschung verbieten möge. Sobald aber der Plan zur Ächtung der Wissenschaft in Montpellier bekannt wurde, erhob sich bei dem angesehensten Teil der Gemeinde entschiedener Widerspruch dagegen.

Es gab nämlich damals in Montpellier einen durch Familie, Stellung, Reichtum und Kenntnisse viel geltenden Mann, der gewissermaßen mit der Muttermilch Liebe zu den Wissenschaften eingesogen hatte, Jakob Ben-Machir Tibbon, in christlichen Kreisen als Don Profiat und Profatius bekannt (geb. 1245, gest. nach 1312). Er war mit den Tibboniden verwandt und lernte von Hause aus Judentum und Wissenschaft als zwei Zwillingsschwestern kennen, die sich aufs beste miteinander vertrügen. Wie alle gebildeten Juden in jener Zeit kannte er das jüdische Schrifttum, Bibel und Talmud, betrieb dabei die Arzneikunde als Fachwissenschaft, verlegte sich auch mit besonderem Eifer auf Mathematik und Sternkunde. Seine genaue Beobachtung über die Abweichung der Erdaxe haben später tonangebende Astronomen ihren Forschungen zugrunde gelegt. Da er sich auch die Kenntnis der arabischen Sprache angeeignet hatte, so war er imstande, nützliche wissenschaftliche Werke aus dieser Sprache ins Hebräische zu übertragen. Profiat nahm in der medizinischen Fakultät von Montpellier einen hohen Rang ein. Diesem Manne wurde nun zugemutet, die Hand dazu zu bieten, die Wissenschaft aus dem jüdischen Kreise zu bannen! Wollte nämlich Abba-Mari den Plan in Montpellier durchführen, auch nur die Jugend vom Studium der Wissenschaften fernzuhalten, so durfte er Jakob Ben-Machir am allerwenigsten übergehen. Denn er stand in seiner Gemeinde wegen so vieler Vorzüge und Verdienste in hohem Ansehen und hatte den größten Einfluß auf die stimmfähigen Mitglieder. Mit der allerernstesten Entschiedenheit lehnte Profiat nicht bloß die Beteiligung ab, sondern machte den Eiferer auf die traurigen Folgen eines so tief eingreifenden Schrittes aufmerksam und drang in ihn, das öffentliche Vorlesen des wissensfeindlichen Schreibens von Ben-Adret zu unterlassen. Nichtsdestoweniger beharrten Abba-Mari und seine Genossen auf ihrem Entschluß und bestellten die Gemeindemitglieder zu einer wichtigen Besprechung in die Synagoge auf einen Sabbat (August 1304). Es zeigte sich aber sogleich, daß die Eiferer sich getäuscht oder übertrieben hatten in der Angabe, sämtliche Juden Montpelliers würden wie ein Mann der Ächtung der Wissenschaft zustimmen, da doch Jakob Tibbon und sein Anhang

entschieden Protest gegen diese zugemutete Geistesknechtung erhoben. Es kam dabei zu heftigen Erörterungen, und die Versammlung ging ohne Beschluß auseinander. Bald scharte sich eine Partei um den würdigsten Vertreter der Wissenschaft, teils aus Verehrern derselben bestehend, teils aus Freunden, Anhängern und aus Schmarotzern des hochgeachteten Führers. Die Finsterlinge und Einfältigen schlossen sich Abba-Mari an, so daß die Gemeinde in Reibung geriet. Beide Parteien warben Anhänger innerhalb der Gemeinde und auswärts.

Für Abba-Mari war es nämlich ein Ehrenpunkt geworden, die Angelegenheit in seinem Sinn zu Ende zu führen. Er war daher äußerst rührig, wenigstens fünfundzwanzig Unterschriften von Gemeindemitgliedern zusammenzubringen, um Ben-Adret den Beweis zu liefern, daß er mit seinem Eifer nicht ganz allein stand. Aber auch für Jakob Tibbon war es eine Ehrensache, die Verpönung der Wissenschaft nicht durchgehen zu lassen. Er und die Tibboniden glaubten nämlich, daß die Angriffe direkt gegen ihre hochverehrten Ahnen, gegen Samuel Ibn-Tibbon und Jakob Anatoli, gerichtet seien, weil des letzteren Predigtbuch zuerst die Manier, biblische Erzählungen und Religionsgesetze allegorisch zu deuten, angeregt hatte und damals in gewissen Kreisen zu sabbatlichen Erbauungen benutzt wurde. Auf Samuel Ibn-Tibbon, den Übersetzer und Verbreiter maimunischer Ideen, waren in der Tat die Stockfrommen garnicht gut zu sprechen. Sein Urenkel J u d a Ben-Mose war daher Mitführer der Partei — die man die tibbonidische nennen kann, — welche Abba-Maris Plan entgegenarbeitete. Um auch ihrerseits fernstehende Anhänger heranzuziehen, sprengten die Tibboniden aus, die Gegner der Wissenschaft hätten es wieder auf die Verketzerung Maimunis und seiner Schriften abgesehen, Abba-Mari wolle Salomo von Montpellier wiederholen. Es war ein sehr glückliches Parteimannöver; es gewann auch solche, die sich sonst gleichgültig zu der aufregenden Frage verhielten, weil auch diese sich verpflichtet glaubten, für die Ehrenrettung Maimunis einzutreten.

Die solchergestalt verstärkte tibbonidische Partei richtete zunächst ein entschiedenes Sendschreiben an Ben-Adret und die Barceloner, um sie zur Sinnesänderung zu bewegen. Sie konnte zwar keine schlagenden Gründe für die Zulässigkeit der Wissenschaft innerhalb des Judentums geltend machen, aber die Beweise, die sie dafür aufstellte, waren für die damalige oberflächliche Anschauungsweise ausreichend. Sie konnte auch nicht den Einwand gelten lassen, daß nicht die Forschung überhaupt, sondern nur für die unreife Jugend untersagt werden sollte. Das sei lediglich ein Umgehen

der Hauptsache. Denn wer sich bis zum dreißigsten Jahre nicht mit der Wissenschaft vertraut gemacht, sei nicht mehr dafür empfänglich und könne in dem vorgerückten Alter das Versäumte nicht mehr nachholen. Die Tibboniden protestierten überhaupt dagegen, daß man sie zu Ketzern stempelte, weil sie neben der Thora auch profanen Wissenschaften huldigten. Sie könnten an Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit keinen über sich anerkennen. — Zum Schluß ermahnten sie Ben-Adret und sein Kollegium, das Schwert der Verketzerung und der Zwietracht wieder in die Scheide zu stecken.

Dieser herausfordernde Ton reizte die Barceloner empfindlicher als vermutet werden konnte. Die Spannung wurde dadurch noch mehr gesteigert. Verbitterte und verbissene Sendschreiben flogen hin und her. Von beiden Seiten bemühte man sich, in den übrigen Gemeinden neue Anhänger zu gewinnen und schwankende herüberzuziehen. Die Gemeinden von Argentière, Aix, Avignon und Lünel gaben durch die Stimme ihrer Vertreter Abba-Mari und seiner Partei ihre Zustimmung zu erkennen. In Perpignan, dem Hauptsitze der so angefeindeten Aufklärung, wühlte ein Verwandter Abba-Maris zu dessen Gunsten. Diesem lag aber besonders am Herzen, den Beitritt eines Mannes zu erhalten, der vermöge seines Adels, seiner geachteten Stellung und seines Rufes eine gewichtige Stimme hatte, des Kalonymos Ben-Todros aus Narbonne. Dieser schien anfangs nicht geneigt, sich an der Verketzerung der Wissenschaft zu beteiligen, aber Abba-Mari von der einen und Ben-Adret von der anderen Seite stürmten so sehr auf ihn ein, daß er endlich seine Zustimmung und Mitwirkung zusagte. Da indessen auch die tibbonidische Partei neue Anhänger fand, so wurde selbst Ben-Adret bedenklich, das letzte Wort in dieser Streitsache zu sprechen, und wollte nicht eher mit der Verhängung des Bannes vorgehen, bis sich nicht mindestens zwanzig Gemeinden entschieden dafür erklären würden.

Während noch in dem Streite für und wider die Zulässigkeit des wissenschaftlichen Studiums im jüdischen Kreise in Südfrankreich und Spanien das Zünglein der Wage hin und her schwankte, traten für die deutschen Gemeinden die allertrübseligsten Ereignisse ein, welche eine Persönlichkeit nach Spanien verschlugen, die den Ausschlag zur Verketzerung und Ächtung jeder freien Forschung gegeben hat. Dieser Mann, Ascher oder Ascheri, war voll seltener Selbstlosigkeit, von reinem Streben, inniger Religiosität und der allergründlichsten talmudischen Gelehrsamkeit, aber von dem fanatischen Hasse seiner Landsleute gegen das profane Wissen er-

füllt und Abba-Mari fast darin überbietend. Mit der Einwanderung Ascheris aus Deutschland nach Spanien beginnt ein ungünstiger Wendepunkt für die Kulturbestrebungen der spanischen und provenzalischen Juden.

Ascher Ben-Jechiel (geb. um 1250, gest. 1327) stammte aus der Rheingegend von Ahnen, die im Talmud ihre ganze Welt hatten. Zuhörer des gefeierten Meïr v. Rothenburg eignete sich Ascheri die scharfsinnige Lehrweise der Toßafisten an, hatte aber mehr Sinn für Methode und Ordnung als diese Schule. Nach dem Tode seines Lehrers, dessen Leiche der gewissenlose Kaiser Adolf von Nassau nicht ohne Entgelt zur Bestattung ausliefern mochte, wurde Ascheri zu den bedeutendsten rabbinischen Autoritäten Deutschlands gezählt. Zu seiner Zeit brach wieder ein Paroxismus der Judenhetze in Deutschland aus, welcher die zur Zeit der Kreuzzüge weit übertraf; sie raubte Tausenden von unschuldigen Menschen das Leben oder überlieferte sie einem Elend, weit schlimmer als der Tod. Der Bürgerkrieg, welcher in Deutschland damals infolge der Thronstreitigkeiten um den inhaltsleeren Glanz des deutschen Kaisertums zwischen Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich wütete, verhieß Straflosigkeit für verwegene Angriffe auf die von der Kirche und der Gesellschaft geächteten Juden. Eine Gelegenheit war leicht gefunden. Es hieß, die Juden des Städtchens Röttingen (in Franken) hätten eine Hostie geschändet und sie in einem Mörser zerstoßen; daraus sei nun Blut geflossen. Ein Edelmann dieses Ortes, namens Rindfleisch, nahm sich der angeblich geschändeten Hostie an, gab vor, er sei vom Himmel berufen worden, das verfluchte Geschlecht der Juden vom Erdboden zu vertilgen, und sammelte den leichtgläubigen, verdummten Pöbel um sich, als Helfer zu seinem blutigen Beginnen. Er und seine Schar überlieferten zuerst die Mitglieder der Gemeinde Röttingen dem Feuertode (April 1298). Von hier aus zog die Rotte der Judenschlächter unter Rindfleischs Anführung von Stadt zu Stadt, nahm Gesinnungsgenossen in ihre Reihen auf und machte alle Juden nieder, die ihr in die Hände fielen, es sei denn, daß sie sich zum Christentume bekehrten. Rindfleisch, von verwegenem Mute und falscher Begeisterung getrieben, zwang förmlich die Bürger der Städte gegen ihre jüdischen Mitbewohner zu wüten. Die große Gemeinde Würzburg wurde vollständig aufgerieben (24. Juli). In Nürnberg hatten sich die Juden zuerst in die Burg geflüchtet, aber auch da angegriffen, setzten sie sich mit Hilfe menschlich gesinnter Christen zur Wehr, unterlagen natürlich zuletzt und wurden sämtlich totgeschlagen (1. August). Ascheris Verwandter und Studiengenosse Mardochaï Ben-Hillel,

der ein sehr geschätztes rabbinisches Sammelwerk angelegt hatte, fiel in Nürnberg mit seiner Frau und fünf Kindern als Märtyrer. Viele Eltern, welche fürchteten, daß ihre Kinder aus Todesfurcht nicht standhaft im Glauben bleiben würden, warfen sie mit eigenen Händen in die Flammen und stürzten sich nach. In Bayern entgingen nur die Gemeinden von Regensburg und Augsburg dem Gemetzel.

Die blutige Verfolgung unter Rindfleischs Führung wälzte sich von Franken und Bayern nach Österreich, raffte über hundertundvierzig Gemeinden und über 100 000 Juden hin und dauerte beinah ein halbes Jahr. Sämtliche Juden Deutschlands zitterten und waren auf den sicheren Untergang vorbereitet. Es wäre in der Tat dahingekommen, wenn der Bürgerkrieg in Deutschland nicht durch den Tod des Kaisers Adolf und die Wahl Albrechts zu Ende gegangen wäre. Der zweite Habsburger, welcher den gestörten Landfrieden kräftig wieder herstellte, zog diejenigen, welche sich an den Juden vergangen hatten, zur Rechenschaft und legte den dabei beteiligten Städten Strafgelder auf. Er tat es aus dem Grunde, weil er durch den Verlust seiner Kammerknechte und ihrer Habe an seinem Fiskus Einbuße erlitten habe. Von den unter dem Schrecken getauften Juden kehrten die meisten zum Judentum zurück; wie es scheint, hatten der Kaiser und auch die Vertreter der Kirche dabei ein Auge zugedrückt.

Ascheri fühlte sich aber nach diesem blutigen Gemetzel in Deutschland unsicher, oder es drohte ihm gar eine Gefahr von seiten des Kaisers Albrecht. Es heißt, der Kaiser habe von ihm die Summe gefordert, welche die Juden als Lösegeld für den verhafteten Meïr von Rothenburg hätten zahlen sollen, und deren Bürgschaft Ascheri übernommen hätte. Er verließ hierauf Deutschland (Sommer 1303), wanderte mit seiner Frau und acht Söhnen von Land zu Land, wurde überall und namentlich in Montpellier, noch vor dem Ausbruch des Streites, wegen des ihm vorangegangenen Rufes aufs ehrenvollste behandelt und ließ sich endlich zu Toledo, der größten Stadt Spaniens, nieder (Januar 1305). Mit Freuden wurde er, der bereits hochberühmte deutsche Rabbiner, von der Toledaner Gemeinde in das erledigte Rabbinat eingesetzt. Mit Ascheri war aber der Geist der trüben und wissensfeindlichen Überfrömmigkeit in die spanische Hauptstadt eingezogen.

Ascheri machte aus seiner Abneigung gegen jenes profane Wissen keinen Hehl. Er konnte nicht begreifen, wie sich selbst fromme Juden in Südfrankreich und Spanien mit etwas anderem als dem Talmud beschäftigen könnten. Er dankte seinem Schöpfer,

daß er ihn vor der Verderbnis der Wissenschaft bewahrt habe. Ein solcher Mann ohne Verständnis für wissenschaftliche Forschung und von Widerwillen erfüllt gegen alles, was nicht Talmud heißt, mußte einen wissensfeindlichen Einfluß üben. Ihm gegenüber erschien Salomo Ben-Adret selbst halb und halb als Freigeist.

Abba-Mari benutzte sogleich den Mann, von dem er sich die wirksamste Unterstützung für seine Sache versprach. Er ging ihn an, sich in der schwebenden Frage auszusprechen. Natürlich billigte Ascheri diesen Eifer ungemein, meinte aber, daß er noch nicht weit genug gegangen sei, daß mit dem Vorschlage, Wissenschaften nur im reifen Alter treiben zu dürfen, das Übel nicht getilgt werden könne. Das Gift der Ketzerei sei zu sehr verbreitet, alle seien davon angesteckt, und die Frommen träfe der Vorwurf, daß sie dabei die Augen zudrückten. Seiner Ansicht nach sollte eine Synode zusammenberufen und auf derselben der Beschluß gefaßt werden, sich einzig und allein mit dem Talmud zu beschäftigen, die Wissenschaften aber nur in der Zeit, wo es weder Tag noch Nacht ist, das heißt soviel wie gar nicht, zu treiben. Diese ausschließliche Talmudgläubichkeit, welche keine Zugeständnisse irgend welcher Art zuließ, getragen von einer tatkräftigen Persönlichkeit, machte einen überwältigenden Eindruck auf die ein wenig zerfahrenen Gemüter der spanischen Juden. Ben-Adret selbst, der bis dahin noch immer gezögert hatte, sich an die Spitze zu stellen, erklärte mit einem Male, er sei bereit, mit dem Banne vorzugehen, nur mögen Abba-Mari und Kalonymos aus Narbonne die Formel dazu aufsetzen. Ein Eiferer und Dienstbeflissener, Simson Ben-Meïr, Jünger des Ben-Adret, erbot sich, von zwanzig Gemeinden zustimmende Unterschriften zusammenzubringen. Dabei wurde namentlich auf Toledo gerechnet, das von Ascheris Geist bereits beeinflußt war, und dann auf Kastilien überhaupt, das in der Regel von der Hauptgemeinde Anregung empfing und sich nach ihr richtete.

Wie sehr aber dieser Eifer erkünstelt und nicht im Sinne der Mehrheit war, zeigte sich namentlich in der Gemeinde Montpellier, welche die Abba-Maristen als Zionsburg ausgaben. In dieser Gemeinde wagten die Eiferer nicht einmal Unterschriften für den Bannfluch zu sammeln. Abba-Mari, der sich Ben-Adret gegenüber stets als eine kräftige Stütze geltend gemacht und ihm vorgespiegelt hatte, er habe die ganze Gemeinde bis auf wenige Verblendete hinter sich, mußte ihm halb und halb eingestehen, auf Montpellier sei in dieser Angelegenheit nicht viel zu rechnen; er machte der Gegenpartei Zugeständnisse. Ben-Adret aber, der keine Halbheit und keinen Rückzug dulden mochte, war nun viel strenger geworden. Er, der früher getrieben und gedrängt werden mußte, wurde jetzt der

Treibende. Der Einfluß Ascheris ist hierbei nicht zu verkennen. An dem Trauersabbat zur Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems ließ er mit seinem Beirat den Fluch gegen das Studium der Wissenschaften unter feierlichen Zeremonien mit der Thorarolle im Arme verlesen (23. Juli 1305). Wer unter dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre irgend eine wissenschaftliche Schrift lese, sei es in der Ursprache oder in hebräischer Übersetzung, verfalle dem allerstrengsten Banne. Dieser Bann sollte ein halbes Jahrhundert in Kraft bleiben. Die philosophischen Ausleger der heiligen Schrift wurden jenseits zur Hölle verdammt und diesseits mit dem Banne belegt, und ihre Schriften zum Scheiterhaufen verurteilt. Da mit den hebräisch verfaßten wissenschaftlichen Schriften keine Ausnahme gemacht wurde, so unterlagen nach der Fassung der Bannformel auch Maimunis philosophische Schriften der Ächtung. Ben-Adret und sein Kollegium gestatteten lediglich das Studium der Arzneiwissenschaft aus dem Grunde, weil die Pflege derselben im Talmud zugelassen werde. — Das war das erste Ketzergericht im jüdischen Kreise, und Ben-Adret stand an seiner Spitze. Die Dominikaner hatten in der Judenheit gelehrige Nacheiferer gefunden. — Nach der Gemeindeordnung im Mittelalter war aber jede Gemeinde selbständig, und die Beschlüsse der einen hatten keine Verbindlichkeit für eine andere. Der ausgesprochene Bann hatte daher, so lange nicht andere Gemeinden ihm beitraten, lediglich für Barcelona Gültigkeit. Ben-Adret sorgte aber dafür, ihn auch von andern Gemeinden annehmen zu lassen. Die Bannformel wurde den Gemeinden Spaniens, Languedocs, Nordfrankreichs und Deutschlands zugeschickt.

Indessen ging es mit der Annahme des Bannes nicht so leicht. Jakob Tibbon und sein Anhang hatten vorher Wind davon bekommen, daß in Barcelona ein Schlag vorbereitet wurde, und veranstalteten ihrerseits einen Gegenschlag. Der Streich sollte von vornherein die Wirkung des Bannes gegen das Studium der Wissenschaft vereiteln. Sie faßten in Montpellier einen Beschluß, welcher drei wichtige Punkte enthielt. Der Bann sollte diejenigen treffen, welche aus religiösem Skrupel ihre Söhne, in welchem Alter auch immer, am Studium irgend einer Wissenschaft, in welcher Sprache auch immer, hindern oder davon zurückhalten, dann auch diejenigen, welche ein unehrerbietiges, verketzerndes Wort gegen den großen Maimuni aussprechen, und endlich auch diejenigen, welche einen religiösen Schriftsteller wegen seines philosophischen Gedankenganges verlästern würden. Da war also Bann gegen Bann. Jakob Tibbon und seine Freunde ließen den Beschluß zugunsten der Wissenschaft und ihrer Träger in der besten Form in der Synagoge bekannt machen, und der größte Teil der Gemeinde von Montpellier trat

ihm bei. Der Parteieifer trieb aber die Tibboniden einen unbesonnenen Schritt zu tun, der dieselben unangenehmen Folgen hätte herbeiführen können, wie ein Jahrhundert vorher von seiten der Finsterlinge. Da Jakob Profiat und andere aus seiner Partei bei dem Gouverneur dieser Stadt in Ansehen standen, so wollten sie sich dessen Beistand für den Fall versichern, wenn ihre Gegner den Barceloner Bann gewaltsam einzuführen versuchen sollten. Der Gouverneur erklärte ihnen aber, ihn interessiere nur der einzige Punkt, daß die jüdische Jugend nicht gehindert werden sollte, andere als talmudische Schriften zu lesen. Darauf werde er auch streng halten, daß ihr die Beschäftigung mit außertalmudischer Literatur nicht verkümmert werden sollte, weil — wie er sich freimütig äußerte — er nicht zugeben werde, daß ihr die Mittel zu ihrer etwaigen Bekehrung zum Christentum durch den Bann entzogen würden. Die andern Punkte dagegen seien ihm gleichgültig.

Abba-Mari und sein kleiner Anhang waren nun in Verzweiflung. Da der Bannspruch zugunsten des unbeschränkten Studiums der Wissenschaft von der Mehrheit der Gemeinde angenommen war, so war er, nach rabbinischem Gesetze, auch für die Minderheit und also auch für deren Führer bindend, und sie durften gesetzlich dem Bann von Barcelona nicht beitreten. Gerade ihnen, den Eiferern, den Anregern des Streites, waren die Hände gebunden, sie waren im eigenen Netz verstrickt. Sie taten, was sie tun konnten; sie protestierten zunächst gegen den Bann der Tibboniden und brachten ihren Protest zu jedermanns Kunde. Aber sie konnten sich nicht verhehlen, daß sie eine Niederlage erlitten hatten, und mußten bei Autoritäten herumfragen, ob der Beschluß der Tibboniden auch für sie bindend sei oder nicht. Ben-Adret kam dadurch ebenfalls in Verlegenheit. Die Gegenpartei glaubte oder wollte glauben machen, daß das Verbot der Barceloner, die Jugend von wissenschaftlichen Schriften fernzuhalten, auch die maimunischen Werke treffen sollte. Sie gab sich dadurch das Ansehen, sowohl für die Ehrenrettung Maimunis eingetreten zu sein, als überhaupt für die Verherrlichung des Judentums zu kämpfen, während ihre Gegner, Ben-Adret mit eingeschlossen, es durch ihre Einseitigkeit und Starrheit der Geringschätzung und Verhöhnung in den Augen gebildeter Christen aussetzten. Die wissensfreundliche Partei schien die öffentliche Meinung immer mehr für sich zu gewinnen.

In derselben Zeit waren auch in der Kirche heftige Streitigkeiten ausgebrochen zwischen dem König Philipp IV. von Frankreich und dem Papst Bonifacius VIII.; aber hier handelte es sich nicht um ideale Güter, nicht um Wissenschaft und freie Forschung, sondern lediglich um Herrschaft, Macht und Mammon. Die beiden Partei-

häupter befehdeten einander auf Tod und Leben. Der König klagte den Papst der Ketzerei, der Simonie, der Habsucht, des Meineides und der Unzucht an. Und der Papst entband die Untertanen ihres Eides gegen den angestammten König und verschenkte dessen Reich. Die jüdischen Streitigkeiten hatten nicht diese Tragweite, aber auch nicht diese bodenlose Verderbtheit. Einige, welche die Bannformel mit unterschrieben hatten, ermahnten, über die Folgen des Streites erschreckt, Abba-Maris Partei, um der Judenfeinde willen, Frieden mit ihren Gegnern zu machen. Allein die Streitsache stand nicht mehr so harmlos, um friedlich beigelegt werden zu können. Beide Parteien beharrten auf ihrem Prinzipe; die eine wollte ihren Beschluß durchsetzen, die Wissenschaft müsse freigegeben werden, die andere machte ihren Protest geltend, die Jugend müsse vor der Reife von dem schädlichen Gifte der Erkenntnis fern gehalten werden. Während die Abba-Maristen noch nach gutachtlichen Zustimmungen jagten, um den Bann der Gegner als unberechtigt erklären zu lassen, trat ein trübes Ereignis ein, welches wie ein Wirbelwind die Freunde auseinanderstob und die Feinde gegeneinander schleuderte.

Philipp IV., der Schöne, von Frankreich, einer jener Fürsten, welche den hochmütigen, eigensinnigen, gewissenlosen Despotismus in Europa heimisch gemacht haben, erließ mit einem Male einen geheimen Befehl (21. Januar 1306) an seine höheren und niederen Beamten im ganzen Reiche, unter Einschärfung der strengsten Verschwiegenheit, sämtliche Juden Frankreichs an einem und demselben Tage ungewarnt und unvorbereitet in Haft zu bringen. Als die Juden sich noch kaum erholt hatten von dem Fasten an dem Trauertage zur Erinnerung an den Untergang Jerusalems und eben an ihre Tagesgeschäfte gehen wollten, erschienen die Schergen und Büttel, legten Hand an sie und schleppten Jung und Alt, Frauen und Kinder in die Kerker (22. Juli). Dort wurde ihnen verkündet, daß sie mit Zurücklassung ihres Vermögens und ihrer Schuldforderungen binnen Monatsfrist das Land zu verlassen hätten. Wer von ihnen später noch in Frankreich angetroffen würde, sollte dem Tode verfallen. Was mag diesen mehr klugen, als kirchlich gesinnten Fürsten bewogen haben, seine Gesinnung gegen die Juden so plötzlich zu ändern, er, der sie früher gegen die Geistlichen geschützt hatte? Es war keineswegs kirchliche Unduldsamkeit und auch nicht Nachgiebigkeit gegen den Volkswillen. Zunächst war Geldgier Ursache. Denn Philipps Fehde mit dem Papste und seine Kriege mit den aufständischen Flamländern hatten seine Kasse so sehr erschöpft und eine so schonungslose Gelderpressung nötig gemacht, daß, wie die Volkslieder damals spotteten: „Das Huhn im Topfe vor des Königs Griffen nicht sicher war“. Durch das Vermögen der Juden wollte

Philipp seinen Schatz wieder füllen. Aber noch ein anderer Umstand soll ihn zu diesem hartherzigen Beschlusse gebracht haben.

Der deutsche Kaiser Albrecht, welcher damals nicht im besten Einvernehmen mit ihm stand, hatte an ihn die Forderung gestellt, ihm das Königreich Arles zu übergeben, ferner Jesu angebliche Dornenkrone auszuliefern und endlich sein Hoheitsrecht über die französischen Juden, die ihm als Nachfolger der Kaiser Vespasian, Titus und Karls des Großen gebührten, anzuerkennen, d. h. ihm einen Teil der Einnahmen von dem sauren Schweiß der Juden abzugeben. Philipp soll hierauf seine Rechtsgelehrten befragt haben, wem das Hoheitsrecht über die Juden zustände, und als diese sie dem deutschen Kaiser zuerkannten, soll ihm der Gedanke gekommen sein, den Juden Hab und Gut abzunehmen und die Kammerknechte nackt und bloß Albrecht nach Wunsch zuzuschicken. Der Welt gegenüber beschönigte der französische König seinen ebenso unmenschlichen, wie unstaatsmännischen Gewaltstreich mit der Anschuldigung, unerhörte Frevel der Juden hätten ihre Austreibung gebieterisch gefordert. Allein daß er es auf die Besitztümer der Juden abgesehen hatte, bewies er durch seine schonungslose Ausplünderung. Die Beamten ließen den Unglücklichen nichts als die Kleider, die sie am Leibe trugen, und jedem, mochte er früher noch so reich sein, nicht mehr als für eines Tages Zehrung nötig schien. Ganze Wagen voll von der Habe der Juden, Gold, Silber, Edelsteine wurden dem Könige zugeführt, das minder Wertvolle wurde um einen Spottpreis verkauft.

So wurden sie zur bestimmten Frist (September 1306), wohl an 100 000 Seelen, aus dem Lande gewiesen, das ihre Vorfahren zum Teil noch zur Zeit der römischen Republik, lange vor dem Eindringen der Franken und des Christentums in Frankreich bewohnt hatten. Manche, die sich von ihren Gütern und dem Lande, das sie liebten, nicht trennen mochten, gingen zum Christentum über. Die berühmten Stätten, wo einst so viel Geist entwickelt wurde, die Lehrhäuser Raschis und der Toßafisten, Troyes, Paris, Sens, Chinon, Orleans, da, wo auch eine höhere Kultur ihre Tempel hatte, Beziers, Lünel, Montpellier, wo die Kämpfer für und gegen die Wissenschaft miteinander haderten, alle diese Stätten und Synagogen des Landes wurden an die Meistbietenden verkauft oder verschenkt. Ein deutscher oder englischer König hätte allenfalls die heiligen Stätten der Juden zerstört. Der König Philipp der Schöne schenkte eine Synagoge von Paris — seinem Kutscher. Von den Summen, welche die Ausweisung und Beraubung der Juden dem Könige einbrachte, läßt sich eine annähernde Vorstellung machen, daß allein der Verkauf

der jüdischen Güter in der Vogtei von Orleans 337 000 Franken abgeworfen hat.

Wie viele Vertriebene mögen den Mühseligkeiten der Auswanderung am Bettelstabe erlegen sein! Noch heute klingen die Klagen derer, welche von dem schweren Leid betroffen wurden, wehmütig und rührend wieder. Estori Parchi, damals ein Jüngling von vielen Kenntnissen und einem edlen Herzen, ein Verwandter des Jakob Tibbon, dessen Eltern von Spanien nach Südfrankreich übergesiedelt waren, schildert sein Leid: „Aus dem Lehrhause haben sie mich gerissen, nackt mußte ich als Jüngling mein väterliches Haus verlassen und wandern von Land zu Land, von Volk zu Volk, deren Sprachen mir fremd waren.“ Parchi fand erst in Palästina eine Ruhestätte.

Die grausame Austreibung der Juden aus Frankreich durch den hartherzigen Philipp den Schönen lief auch nicht ohne blutiges Märtyrertum ab. Diejenigen, welche die Frist der Auswanderung nicht eingehalten und die Zumutung zur Bekehrung zurückgewiesen hatten, wurden am Leben gestraft. Die Vertriebenen zerstreuten sich in alle Welt; manche wanderten, wie Estori Parchi, bis nach Palästina, die meisten aber hielten sich soviel als möglich in der Nähe der französischen Grenze, in der eigentlichen Provence, die damals zum Teil unter deutscher Oberhoheit stand, und in der Provinz Rousillon, die dem aragonischen König von Mallorka gehörte. Sie wollten nämlich eine günstige Wendung abwarten, welche ihnen wieder die Rückkehr in ihre Heimat gestatten würde. Sie hatten in der Tat nicht falsch spekuliert. Der König Philipp selbst war aus Habgier genötigt, von seiner Strenge abzulassen.

Der lebhafte Streit, der in Montpellier um die Zulassung der Jugend zu den Wissenschaften ausgebrochen war, spielte merkwürdigerweise nach der Verbannung aus Frankreich (September 1306) auf einem anderen Schauplatze noch immer fort, und die gegenseitige Gehässigkeit der beiden Parteien war durch die Leiden nicht geschwächt. Ein Teil der tibbonidischen Partei hatte sich in Perpignan niedergelassen, das dem Könige von Mallorka gehörte, der, obwohl kein Gönner der Juden, auf dessen Geheiß Talmudexemplare wieder dem Scheiterhaufen überliefert wurden, doch sich von der Niederlassung geschickter, gewerbtätiger Juden Nutzen versprach und sie daher duldete. Abba-Mari und ein anderer Teil der Gemeinde von Montpellier ließen sich anfangs in der Stadt Arles nieder. Da aber keines Bleibens für ihn dort war, siedelte er ebenfalls nach Perpignan über (Januar 1307). Aber die Gegenpartei, welche Einfluß auf den König oder Statthalter

hatte, bemühte sich, seine Niederlassung an diesem Orte zu hintertreiben. Hier entbrannte der Streit von neuem. Salomo Ben-Adret und Ascheri mischten sich wieder ein, oder eigentlich mehr der letztere, der nun durch seine Entschiedenheit die Hauptstimme hatte. Ascheri erklärte, seine Unterschrift zum Bannspruche gegen die Zulassung der Jugend zu profanen Studien habe er nur mit halbem Herzen gegeben. Denn nach seiner Meinung sei das eine zu weitgehende Duldung, sie vom fünfundzwanzigsten Lebensjahre an zu gestatten. Die Wissenschaft müsse vielmehr fürs ganze Leben verboten werden, weil sie unfehlbar zum Unglauben führe. Die Verteidiger der Wissenschaft seien nunmehr ohne Schonung zu verdammen, da die Leiden des Exils keinen Eindruck auf sie gemacht, ihren Trotz nicht gebrochen und sie unverbesserlich gelassen haben.

Diese Ansicht von der Gemeinschädlichkeit der Wissenschaft für das Judentum gewann nach Ben-Adrets Tode (1310) immer mehr die Oberhand, als Ascheri als einzige maßgebende Autorität in religiösen Angelegenheiten in Spanien und den Nachbarländern anerkannt wurde. Er, seine Söhne und Gefährten, die mit ihm aus Deutschland ausgewandert waren, verpflanzten jenen Geist biederer, aber peinlicher, engherziger, unduldsamer Überfrömmigkeit, jene düstere Stimmung, welche auch die harmlose Freude als Sünde ansieht, jene Gedrücktheit, welche die deutschen Juden des Mittelalters charakterisiert, von der Rheingegend nach dem lebensfrohen Toledo und impften sie den spanischen Juden insgesamt ein. Jeder Aufschwung des Geistes wurde gehemmt; Ascheri konzentrierte die ganze Geistestätigkeit auf den Talmud und seine Auslegung. Sein Hauptwerk war eine Bearbeitung des Talmuds für praktisch-religiöse Zwecke (1307—1314). Er nährte den Hang, stets die erschwerende, peinliche und strengste Ansicht zur Geltung zu bringen. Wollte irgend ein Wissensfach sich vernehmen lassen, so mußte es sich in das Gewand zerknirschter Frömmigkeit hüllen. Als der kenntnisreiche Isaak Ben-Joseph Israeli II. aus Toledo ein astronomisches Werk (Jesod Olam) veröffentlichte (1310), mußte er es rechtgläubig-talmudisch zustutzen und ihm ein Glaubensbekenntnis voranschicken, und nur in dieser Gestalt konnte es Gnade vor Ascheri finden.

Gerade in dieser Zeit während Ascheris Rabbinat in Toledo gewannen hervorragende Juden wieder Einfluß bei Hofe. König Ferdinand IV. (1295—1312) hatte einen jüdischen Schatzmeister namens Samuel, dessen Ratschlägen er auch in politischen Angelegenheiten folgte. Die Königmutter, Maria de Molina, haßte aber den Günstling Samuel, der die Feindseligkeit zwischen Mutter

und Sohn genährt haben soll, mit weiblicher Leidenschaftlichkeit. Eines Tages, als Samuel in Badajoz war und sich rüstete, dem Könige nach Sevilla zu folgen, wurde er von einem Meuchelmörder überfallen und so schwer verwundet, daß er für tot gehalten wurde. Man weiß nicht recht, wer diesen Dolch gedungen hatte. Der König ließ Samuel aber so viel Sorgfalt und Pflege zuwenden, daß er von den Wunden wieder genas. Auch die Königin-Mutter vertraute nach dem Tode ihres Sohnes die Einnahme des Staats einem jüdischen Schatzmeister an, Don Mose (1312 bis 1329).

Der Regent Infant Don Juan Emanuel, Großneffe des jungen Königs Alfonso XI. (1319—1325), war ein Freund der Wissenschaft und selbst Schriftsteller und Dichter und hatte deswegen einige Achtung vor gebildeten Juden. In hohem Ansehen stand bei ihm ein Jude aus Cordova, Jehuda Ben-Isaak Ibn-Wakar, vermutlich als dessen Schatzmeister. Auf dessen Ansuchen räumte Juan Emanuel den Rabbinaten wieder die peinliche Gerichtsbarkeit ein, die sie während der Regentschaft der Maria de Molina halb und halb eingebüßt und nur heimlich ausgeübt hatten.

Jehuda Ibn-Wakar war aber ein Verehrer Ascheris und ein Überfrommer gleich diesem, der jedes religiöse Vergehen aufs Allerstrengste geahndet wissen wollte. Als ein Mann in Cordova im Unmute eine Art Gotteslästerung in arabischer Sprache ausgestoßen hatte, fragte Ibn-Wakar bei Ascheri an, was demselben geschehen sollte, und dieser entschied, die Zunge möge ihm ausgeschnitten werden. — Als eine schöne Jüdin fleischlichen Umgang mit einem Christen gepflogen, und Don Juan Emanuel ihre Bestrafung dem jüdischen Gerichte überließ, verurteilte sie Juda Ibn-Wakar zur Entstellung ihres Gesichtes durch die Entfernung ihrer Nase, und Ascheri bestätigte dieses Urteil.

Die südspanischen oder kastilianischen Gemeinden lebten vorläufig noch in Ruhe und Ungestörtheit ihrer Besitztümer, die nordspanischen und noch mehr die südfranzösischen dagegen unterlagen blutigen Anfällen von seiten fanatischer Horden, welche die Kirche zuerst entfesselt hatte und dann nicht mehr zu zähmen vermochte. In Frankreich wohnten nämlich wieder Juden. Ludwig X. hatte sie neun Jahre nach ihrer Verbannung (1315) zurückgerufen. Dieser König, welchen die Laune anwandelte, die Anordnungen seines Vaters aufzuheben und dessen Räte auf die Anklagebank zu setzen, wurde vom Volke und den Edelleuten, welche die Juden nicht entbehren konnten, angegangen, sie wieder in Frankreich zuzulassen, und knüpfte mit ihnen Unterhandlungen wegen ihrer Rückkehr an. So ohne weiteres gingen aber die Juden nicht darauf

ein, denn sie kannten die Unbeständigkeit der französischen Könige. Sie zauderten daher anfangs und stellten dann ihre Bedingungen. Diese waren, daß sie sich da wieder niederlassen dürften, wo sie früher gewohnt; daß sie für frühere Vergehen nicht angeklagt werden dürften; daß ihre Synagogen, Kirchhöfe und Bücher ihnen zurückerstattet oder Plätze zum Anlegen neuer heiliger Stätten eingeräumt werden sollten. Sie sollten auch das Recht haben, ihre ehemaligen Schuldforderungen einzuziehen, wovon zwei Drittel dem Könige zufallen sollten. Ihre ehemaligen Privilegien, soweit sie noch vorhanden waren, sollten ihnen wieder zugestellt oder neue verliehen werden. Der König Ludwig nahm alle diese Bedingungen an und bewilligte ihnen auch Freizügigkeit unter gewissen Beschränkungen. Um jedoch die Geistlichkeit nicht zu reizen, legte ihnen Ludwig seinerseits die Bedingung auf, Judenabzeichen von einer gewissen Farbe zu tragen. Zwei hohe Beamte sollten die Angelegenheit der zurückkehrenden Juden in Ordnung bringen. Ihr Aufenthalt in Frankreich wurde vor der Hand nur auf zwölf Jahre festgesetzt; sollte der König sie nach Ablauf dieser Zeit wieder ausweisen wollen, so machte er sich verbindlich, ihnen ein Jahr vorher zu kündigen, damit sie Zeit haben sollten, Vorkehrungen zu treffen. Darauf machte der König dieses Dekret bekannt und erklärt darin, sein Vater habe durch schlechte Ratgeber die Juden verbannt; da aber die allgemeine Stimme des Volkes ihre Rückkehr wünsche, die Kirche sie geduldet wissen wolle, uud der heilige Ludwig, sein Ahn, ihm mit dem Beispiel vorangegangen sei, sie zuerst zu vertreiben und dann wieder zuzulassen, habe er die Rückkehr der Juden gestattet. Infolgedessen strömten die französischen Juden zahlreich wieder in ihre frühere Heimat; sie betrachteten diese Gelegenheit als eine Art wunderbarer Erlösung. Als ein Jahr darauf Ludwig X. gestorben und sein Bruder P h i l i p p V., der Lange, als König anerkannt, zur Regierung gelangte, erweiterte er ihre Privilegien noch mehr und schützte sie besonders vor den Eingriffen der Geistlichkeit, daß sie und ihre Bücher nur von den königlichen Beamten eingezogen werden dürften. Aber die Plackereien von seiten der Kirchendiener waren sie nicht los. Diese ließen in Toulouse zwei Wagen voll Talmudexemplaren öffentlich verbrennen. Doch waren solche Vorgänge nur Kinderneckereien gegen das, was sie von der fanatisierten Volksmasse zu erdulden hatten.

Philipp V. hatte den unzeitgemäßen Einfall, von neuem einen Kreuzzug zu unternehmen, um das heilige Land nach so vielen eitlen Versuchen den Ungläubigen zu entreißen. Diese Unternehmung erschien aber den Einsichtigen so verkehrt, daß selbst der Papst Johann XXII., der zweite der Päpste, welcher statt in Rom in

Avignon residierte, ihm davon abriet. Nichtsdestoweniger warf dieser Gedanke, wie er bekannt wurde, Zündstoff unter das rohe Volk. Ein junger Hirte von aufgeregter Phantasie wollte eine Taube bemerkt haben, die sich bald auf seinen Kopf, bald auf seine Schulter niedergelassen habe, und, wie er sie fangen wollte, habe sie sich in eine schöne Jungfrau verwandelt und ihn aufgefordert, eine Schar von Kreuzkämpfern um sich zu sammeln, und habe ihm auch Sieg verheißen. Seine Aussagen fanden leichtgläubige Zuhörer. Ein lasterhafter Geistlicher und ein ausgewiesener Benediktinermönch benutzten die Gelegenheit, obenauf zu kommen, und so entstand in Nordfrankreich (1320) eine zahlreiche Horde von vierzigtausend Hirten (Pastoureaux), welche in Prozession mit Fahnen von Stadt zu Stadt zogen und ihre Absicht zu erkennen gaben, übers Meer zur Befreiung des sogenannten heiligen Grabes zu ziehen.

Bald wurde ihre Aufmerksamkeit auf die Juden gelenkt, sei es, daß sie sich von den geraubten Gütern der Juden Waffen verschaffen wollten, oder daß ein Jude, wie erzählt wird, sich über ihr kindisches Heldentum lustig gemacht hatte. Die Metzeleien der Hirten an den Juden ist ein neues blutiges Blatt in der jüdischen Geschichte. Die Hirtenscharen, welche sich bei der Stadt Agen (an der Garonne) gesammelt hatten, machten hier und auf ihrem ganzen Zuge nach Toulouse alle Juden nieder, auf die sie stießen, sobald sich jene gegen den Empfang der Taufe sträubten. Etwa fünfhundert Juden hatten in der Festung Verdun (an der Garonne) eine Zuflucht gefunden. Diese griffen die Hirten mit Sturm an, und es entstand ein verzweifelter Kampf. Als die Juden keine Rettung für möglich hielten, schritten sie in Verzweiflung zur Selbstentleibung. Die Unglücklichen wählten den angesehensten und ältesten unter ihnen aus, sie nacheinander zu töten. Der alte Mann wählte sich zu diesem schaurigen Geschäft einen kräftigen, jungen Genossen, und beide gingen ans Werk, ihre Leidensgenossen aus dem mühseligen Leben zu schaffen. Als zuletzt der Greis durch die Hand des Jüngeren gefallen war, wandelte diesen die Lust zu leben an; er erklärte den belagernden Hirten, zu ihnen übergehen zu wollen und bat um die Taufe. Diese waren aber gerecht oder grausam genug, ihm die Bitte abzuschlagen, und zerrissen den Überläufer in Stücke. Die jüdischen Kinder, die sie im Turme fanden, tauften sie mit Gewalt.

Der Gouverneur von Toulouse nahm sich zwar der Juden eifrig an und entbot die Ritter, die heranziehenden Hirten einzufangen. So wurden viele von ihnen in Fesseln nach der Hauptstadt gebracht und in Kerker geworfen. Allein die mit

ihnen sympathisierende Menge rottete sich zusammen, setzte deren Befreiung durch, und dabei wurde der größte Teil der Gemeinde von Toulouse niedergemacht. So kamen fast sämtliche Juden in der Gegend von Bordeaux, Gascogne, Toulouse, Albi und in anderen Städten Südfrankreichs um. Im Ganzen wurden mehr als hundertundzwanzig jüdische Gemeinden in Frankreich und Nordspanien durch die Hirtenverfolgung aufgerieben, die übrigen aber waren durch Plünderung so sehr verarmt, daß sie auf Unterstützung ihrer Glaubensbrüder von auswärts angewiesen waren, die ihnen aber auch reichlich selbst von Deutschland aus zufloß.

Auch das folgende Jahr war trübselig für die Juden, zuerst wieder in Frankreich. Die Veranlassung zu ihrer Verfolgung gaben Aussätzige. Diese Unglücklichen wurden im Mittelalter aus der Gesellschaft ausgewiesen, bürgerlich für tot erklärt, in eigene ungesunde Quartiere gebracht und sozusagen verpflegt. Als nun einst Aussätzige in der Landschaft Guienne schlecht beköstigt worden waren, warfen sie Gift in Brunnen und Flüsse, wodurch viele Menschen umkamen (1321). Da die Sache ruchbar wurde, und die Aussätzigen unter Tortur ausgefragt wurden, erfand einer derselben, man weiß nicht ob aus eigener oder fremder Eingebung die lügenhafte Anschuldigung, die Juden hätten ihnen den Vergiftungsplan eingegeben.

So unglaublich diese Anklage auch klang, so wurde sie doch geglaubt, und selbst der König Philipp V. setzte keinen Zweifel in sie. Bald hieß es, die Juden wollten Rache nehmen für die Leiden, die sie ein Jahr vorher von den Hirtenschwärmern erduldet hätten, bald, sie wären von dem mohammedanischen König von Granada gewonnen worden, die Christen vergiften zu lassen, dann wieder, sie hätten es im Einverständnis mit dem mohammedanischen Beherrscher von Palästina getan, um den beabsichtigten Kreuzzug des Königs Philipp zu vereiteln. An verschiedenen Orten wurden nun Juden auf Grund dieser Anschuldigung verhaftet, unbarmherzig gefoltert und zum Teil verbrannt (Juli 1321). In Chinon wurde eine tiefe Grube gegraben, Feuer darin angezündet und acht jüdische Männer und Frauen hineingeworfen, die singend den Feuertod erwarteten. Die Mütter hatten vorher ihre Kinder hineingeschleudert, um sie nicht der gewaltsamen Taufe preiszugeben. 5000 sollen im ganzen damals den Tod in den Gluten erlitten haben. Philipp wurde zwar später von der Falschheit der Anschuldigung überzeugt, aber da die Juden einmal angeklagt waren, sollte die Anschuldigung dem Fiskus Nutzen bringen. Die Gemeinden wurden daher durch das Parlament zu

einer Geldstrafe von 150 000 Pfund (Parisisch) verurteilt; sie sollten die Leistungen untereinander verteilen. Deputierte von Nordfrankreich und von Languedoc kamen infolgedessen zusammen und ordneten an, daß die südfranzösischen Gemeinden, welche durch das vorjährige Gemetzel gelichtet und verarmt waren, 47 000 Pfund, und das übrige die nordfranzösischen zu tragen hätten. Die reichsten Juden wurden zur Bürgschaft für die richtige Zahlung in Haft genommen und ihre Güter, so wie Schuldforderungen mit Beschlag gelegt.

In demselben Jahre drohte der allerältesten europäischen Gemeinde eine große Gefahr, die ihr um so unerwarteter kam, als sie bis dahin von dem Leidenskelch, den die Juden Frankreichs, Englands und selbst Spaniens so oft leeren mußten, nur wenig gekostet hatten. Gerade weil Rom dem Papst am wenigsten gehörte, sondern den Familien Colonna und Orsini, den großen und kleinen Herren, welche darin ihre Parteifehden auskämpften, blieben die Juden von der kanonischen Quälerei verschont. Es war günstig für sie, daß sie wenig beachtet waren. Gerade damals hatten die römischen Juden einen Aufschwung zu äußerem Wohlstand und innerer Bildung genommen. Es gab unter ihnen einige, welche palastähnliche Häuser besaßen, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens ausgestattet. Wissenschaft und Dichtkunst waren, seitdem auch sie durch das Zusammentreffen günstiger Umstände vom Baume der Erkenntnis gekostet, bei ihnen beliebt. Die Samen, welche Ibn-Esra, Hillel von Verona, Serachja Ben-Schaltiel und andere ausgestreut hatten, fingen an Früchte zu tragen. Als die Geistesblüten in Südfrankreich durch die Strenge der stocktalmudischen Richtung einerseits und die blutigen Verfolgungen anderseits welkten, entfalteten sie sich in Italien und namentlich in Rom.

Damals gingen gerade die ersten Strahlen einer neuen Kulturentfaltung, welche das mittelalterliche Dunkel des Pfaffentums und der rohen Gewalt durchbrachen, in Italien auf. Es wehte damals, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, in der Danteschen Zeit, ein frischer Luftzug, welcher den Eisenpanzer der Kirche und des Rittertums, der beiden Säulen des Mittelalters, zu zerschmelzen anfing. Bürgersinn, Freiheitsdrang, schwärmerische Liebe für Kunst und Wissenschaft waren die in die Augen fallenden Zeichen eines neuen Geistes, eines Verjüngungsdranges, welche nur der Kaiser als Inbegriff des rohen und unbeholfenen Rittertums, und der Papst, als Verkörperung der starrgewordenen Kirche, nicht gewahrten. Die Juden gingen dabei nicht leer aus. Einer der mächtigsten italienischen Fürsten, König

von Neapel, Graf von Provence (Arelat), Generalvikar des Kirchenstaates und dem Namen nach eine zeitlang Verweser des deutsch-römischen Reiches, Robert von Anjou, ein Freund der Wissenschaft, war zugleich ein warmer Verehrer der jüdischen Literatur und dadurch auch ein Beschützer der Juden. Leone Romano war Lehrer des Königs Robert von Neapel, dem er Unterricht in der Ursprache der Bibel erteilte. Er verstand die Gelehrtensprache der Christenheit und war wohl der erste Jude, der seine Aufmerksamkeit auf die scholastische Philosophie der Dominikaner gerichtet hat. Er übersetzte für jüdische Leser philosophische Schriften Albertus' des Großen und Thomas' von Aquino.

Auf Anregung des Königs Robert arbeitete ein von Phantasterei erfüllter Vielschreiber Schemarja Ikriti (aus Kreta) einen Kommentar zur Bibel und widmete ihn demselben mit den Worten: „Unserm erhabenen König Robert, geschmückt wie König Salomo mit der Krone der Weisheit und dem Diadem des Königtums, sende ich die Erläuterung zur Schöpfungsgeschichte und zum Hohenliede."

Während der König Robert sich in Südfrankreich aufhielt, lernte er einen kenntnisreichen, herzgewinnenden jüdischen Satyriker Kalonymos kennen und nahm ihn in seinen Dienst. Sei es aus Nachahmungssucht oder aus aufrichtiger Teilnahme an der jüdischen Literatur, reiche Juden, welche kleine Fürsten spielen wollten, zogen, wie die großen italienischen Fürsten, ebenfalls jüdische Schriftsteller in ihren Kreis, erleichterten deren tägliche Sorgen durch freigebige Unterstützung und regten durch Aufmunterung deren Tätigkeit an.

In der verhältnismäßig günstigen Zeit der Judenheit in Italien und Rom tauchten zwei jüdische Satiriker eigener Art auf, welche die Kunst besaßen, in scheinbarer Tändelei einen treuen Abdruck ihrer Zeit fast lichtbildlich wiederzugeben. Der eine war der im Dienste des Königs Robert stehende Kalonymos, der, obzwar ein Provenzale, sich lange Zeit in Rom aufhielt, und der andere war ein geborener Römer, der das Glück hatte, in den Freundeskreis des Dichters Dante aufgenommen zu werden. Kalonymos Ben-Kalonymos (geb. 1284, gest. vor 1337) besaß gediegene Kenntnisse, war, was bei einem Provenzalen sehr merkwürdig ist, in der arabischen Sprache und Literatur heimisch und übersetzte schon in der Jugend (1307—1313) medizinische, astronomische und philosophische Schriften aus dieser Sprache ins Hebräische. Kalonymos war aber nicht nur Handlanger und Dolmetsch auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern hatte Geist

genug, selbständige Betrachtungen anzustellen. Das Gebiet metaphysischer Weltweisheit beiseite lassend, beschäftigte ihn mehr die reine Moral, die er namentlich seinen Glaubensgenossen einprägen wollte, „weil deren Vernachlässigung die Menschen zu allerlei Verkehrtheiten und zu gegenseitigem Schaden führe“. Er behandelte die Moral aber nicht auf trockene Weise, sondern suchte sie in ein anziehendes Gewand zu kleiden. In dem Werke: „Stein der Prüfung“ (verf. Ende 1322) hielt er seinen jüdischen Zeitgenossen einen Spiegel vor, worin sie ihre Verkehrtheiten, Torheiten und Sünden erkennen konnten. Um sich nicht den Schein des lauteren Sittenrichters zu geben, zählte er sein eigenes Sündenregister auf, das aber mehr Satire als Bekenntnis ist. In einem Anflug von Laune ironisierte Kalonymos sogar das Judentum. Er wünschte, er wäre als Mädchen geboren, so trüge er nicht die Last von sechshundertunddreizehn Religionsgesetzen und noch dazu so vieler talmudischer Umzäunungen und strenger Satzungen, die man bei aller Gewissenhaftigkeit unmöglich erfüllen könne. Als Frauenzimmer brauchte er sich auch nicht mit soviel Gelehrsamkeit zu plagen, Bibel, Talmud und die vielen dazugehörigen Fächer zu studieren, sich auch nicht mit Logik, Mathematik, Physik, Astronomie und Weltweisheit abzuquälen. Im Verlaufe verfällt aber Kalonymos Satire in bitteren Ernst. Die blutigen Jahre infolge der Hirten und der Aussätzigen verscheuchten seine spöttelnde Laune, und seine Satire wurde zuletzt zum Klageliede. — In Rom, das ihm der König Robert mit Empfehlungsschreiben zum Aufenthalt anwies, geriet Kalonymos in einen fröhlichen, lebenslustigen, schöpferischen Kreis, und er wurde von ihm angeregt, eine eigene Parodie zu schreiben. Er verfaßte einen Traktat für den jüdischen Faschingstag (Purim), worin er den Gedankengang des Talmud, seine Methode, seine Kontroversen und Abschweifungen mit vielen Witzen kopierte. Diese seine Parodie, von der man nicht weiß, ob es bloß ein harmloser Faschingsscherz oder eine Satire auf den Talmud sein sollte, hält die Lachmuskeln immerfort in Spannung.

Noch viel begabter, reicher und beflügelteren Geistes war sein älterer Freund und Bewunderer Immanuel Ben-Salomo Romi (geb. um 1265, gest. um 1330). Er war im Mittelalter eine im jüdischen Kreise fast regelwidrige Erscheinung. Er gehörte zu der Klasse von Schriftstellern, die zwar nicht sehr tugendhaft, aber desto anziehender schreiben. Sprudelnden Witzes, übermütiger Laune und beißender Satire, weiß er seine Leser zu fesseln und ihre Lachlust immer von neuem anzuregen. Man kann Immanuel den Heinrich Heine des Mittelalters nennen. Von der

Begabung, geistreiche Einfälle immer bei der Hand zu haben, hatte Immanuel eine überströmende Fülle. Und dies alles in der heiligen Sprache der Propheten und Psalmisten! Keiner von Immanuels Vorgängern wußte aus ihr so wie er ganze Funkenbündel sprühenden Witzes zu schlagen. Aber wenn er auf der einen Seite die hebräische Sprache fast zu einem Mittel für den geflügelten Gedankenaustausch einer geistreichen Unterhaltung gemacht hat, so hat er auf der anderen Seite ihr den heiligen Charakter geraubt. Immanuel verwandelte die keusche, tiefverhüllte Jungfrau der hebräischen Muse in eine leicht geschürzte Tänzerin, welche die Blicke der Vorübergehenden auf sich lockt. Die anzüglichsten Dinge läßt er sie mit einer natürlichen Nacktheit ohne die geringste Scham benennen. Seine Lieder- und Novellensammlung kann auf die heißblütige Jugend sehr verderblich wirken. Darum war aber Immanuel doch nicht der hartgesottene Sünder, als den er sich selbst wie Heine schildert, der an weiter nichts gedacht hätte, als Liebeleien anzuknüpfen, die Schönen zu verführen und die Häßlichen zu verspotten. Er sündigte nur mit der Zunge und mit der Feder, aber schwerlich mit dem Herzen und den Sinnen.

Wenn er sich oft in übertriebenem Selbstlob ergeht, so darf man doch der einfachen Schilderung seines sittlichen Verhaltens Glauben schenken, „daß er seinen Feinden nichts böses nachtrug, seinen Freunden beharrlich treu blieb, für seine Wohltäter Dankgefühl hegte, ein mitleidiges Gemüt hat, mit seinem Wissen nicht geizte und sich in Wissenschaft und Poesie vertiefte, während seine Genossen in sinnlichen Freuden schwelgten.“

Das Merkwürdigste an diesem Satiriker ist, daß sein Leben, seine Stellung und seine Beschäftigung mit seiner Dichtungsart im Widerspruch zu sein scheinen. In der römischen Gemeinde nahm er eine geachtete Stelle ein, war so etwas wie Vorsteher, jedenfalls eine Respektsperson. Er scheint dem ärztlichen Stande angehört zu haben, wenn er sich auch über die Quaksalbereien der Heilkünstler lustig machte. Kurz, er führte das umfriedete, von Sittlichkeit und Religion durchwehte häusliche Leben der Gelehrten seiner Zeit, welches eine Ausschreitung garnicht zuließ. Seine ehrbare Lebenslage hinderte ihn indessen nicht, ausgelassene Lieder zu singen und sich in seinen Dichtungen zu gebärden, als wenn er den Ernst der Religion, des Standes oder der Gelehrsamkeit garnicht gekannt hätte.

Immanuel war mit dem größten Dichter des Mittelalters, der die Pforten einer neuen Zeit zuerst geöffnet und die Einheit Italiens in poetischer Verklärung gezeigt hat, mit Dante, bekannt,

wo nicht befreundet. Obwohl ihre Dichtungsweise himmelweit verschieden ist, die Dantes ätherisch, ernst, erhaben, die Immanuels derb, lustig, leicht, so haben beide doch einige Berührungspunkte. Beide hatten den ganzen Bildungsstoff der Vergangenheit in sich aufgenommen, Dante die kirchlichen, scholastischen und romantischen Elemente, Immanuel die biblisch-talmudischen, maimunisch-philosophischen und neuhebräischen Stoffe. Beide haben diesen mannigfaltigen Stoff zu einem organischen Ganzen verarbeitet und zu einer neuen Dichtungsart gestaltet. Die Italiener waren damals voll von Liedesdrang, und Immanuels Muse ist wohl von dem poetischen Frühlingshauch geweckt worden. Er verstand sich auch auf italienische Dichtung; ein schönes Gedicht in dieser Sprache, das von ihm noch übrig ist, legt Zeugnis davon ab. Die italienische Kunstform übertrug Immanuel zuerst auf die neuhebräische Poesie. Er dichtete eine Menge kleiner Novellen, Frage- und Antwortspiele, Briefe, Lob- und Trauerreden, welche durch Wendungen und komische Situationen auch den Ernstesten zum Lachen bringen. — Er führt in einer dieser Novellen einen streitlustigen Grammatiker der hebräischen Sprache vor, einen Silbenstecher, der auf grammatische Fehden auszieht und eine wunderschöne Frau mit sich führt. Immanuel läßt sich mit ihm in eine wortdreschende Disputation ein, um mit der schönen Frau liebäugeln zu können. Er erleidet Niederlagen in der Grammatik, feiert aber Siege in der Liebe.

Voll feiner Satire ist Immanuels Beschreibung der Hölle und des Paradieses, worin er Dante nachahmte. Aber während der christlich-romantische Dichter Ernst und Erhabenheit in seiner poetischen Schöpfung zeigt, Sünder und Verbrecher, politische Gegner und Feinde Italiens, Kardinäle und Päpste in der Hölle gepeinigt werden läßt und gewissermaßen strenges Weltgericht hält, bedient sich sein jüdischer Freund Immanuel der höllischen und himmlischen Szenen lediglich zu dem Zweck, um seine launige Phantasie auszusprudeln. Dante dichtete eine „göttliche Komödie“, Immanuel eine menschliche. Er leitet seine Höllen- und Himmelfahrt durch die Erzählung ein, daß er einmal allzusehr sich von seiner Sündenlast gedrückt gefühlt und den Schmerz der Zerknirschung empfunden habe. Da sei ihm sein junger Freund Daniel erschienen, den der grausame Tod seinem Herzen entrissen, und habe sich ihm als Führer durch die Marterkammern der Höllenbewohner und die blühenden Gefilde der Seilgen angeboten. In den Räumen der Hölle erblickt Immanuel sämtliche Bösewichter und Gottvergessene der Bibel, aber auch Ateistolres, „weil er die Ewigkeit der Welt gelehrt“, und Plato,

weil er „die Wirklichkeit der Gattungsbegriffe“ behauptet hat. — Am meisten geißelt Immanuel in diesem Gedichte seine Zeitgenossen. Er läßt Höllenpein erleiden die Verächter der Wissenschaft, einen Talmudisten, der heimlich die gröbsten Ausschweifungen getrieben, Männer, welche geistigen Diebstahl begangen, solche, welche in der Synagoge alle Ehren an sich reißen wollten, dieser seinen Sitz nah an der Bundeslade zu haben, jener am Versöhnungstage vorzubeten. Quacksalbernde Ärzte versetzt er ebenfalls in die Hölle, weil sie auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der Menge spekulieren und vertrauensvolle Kranke unter die Erde bringen.

Sein junger seliger Führer geht mit ihm auch durch die Pforten des Paradieses. Wie jauchzen da dem Dichter die seligen Geister entgegen! Sie rufen aus: „Jetzt ist es Zeit zum Lachen, denn Immanuel ist hergekommen!“ In der Beschreibung des Paradieses und seiner Bewohner tut Immanuels Muse sehr ernst, kichert aber verstohlen desto schalkhafter. Er erblickt darin natürlich die heiligen Männer, die Patriarchen, die frommen Könige und Helden der jüdischen Vorzeit, die Propheten und großen Lehrer, die Dichter Jehuda Halevi und Charisi, den jüdischen Philosophen Maimuni. Er sieht aber neben dem Könige David, der die Zither schlägt und Psalmen singt, die Buhlerin Rahab, welche in Jericho die Auskundschafter beherbergt, und Tamar, welche am Scheidewege in Erwartung saß. — Dantes Gedicht schließt die ganze Heidenwelt vom Paradiese aus, weil sie Christus nicht erkannt und der Gnade der Seligkeit nicht teilhaftig geworden. Immanuel sieht eine Schar Seliger, die er nicht erkennt und fragt seinen Führer, wer diese seien? „Das sind“, antwortete dieser, „die frommen und sittlichen Heiden, welche durch ihren Geist die Höhe der Weisheit erklommen, die den einzigen Gott als Weltschöpfer und Segenspender erkannt haben.“ — Die frommen Schriftsteller David, Salomo, Jesaia, Ezechiel, wie sie Immanuel erblicken, reißen sich förmlich um ihn; jeder dankt ihm dafür, daß er seine heiligen Schriften am besten ausgelegt habe. Dabei läßt Immanuel Seitenhiebe auf ältere und zeitgenössische schlechte Ausleger fallen.

Aus ihrer vergleichungsweise ruhigen Existenz und ihrer friedlichen Beschäftigung mit literarischen Erzeugnissen wurde die römische Gemeinde mit roher Hand geweckt und ihr in Erinnerung gebracht, daß auch sie in der Hauptstadt der Christenheit unter der Herrschaft des Kreuzes stand und der Zuchtrute gewärtig sein konnte. Eine Schwester des Papstes Johannes XXIII., welcher in Avignon residierte, namens Sangisa, soll ihrem Bruder in

den Ohren gelegen haben, das verfluchte Geschlecht der Juden aus dem heilig genannten Rom zu verjagen, und habe zur Begründung ihres Wunsches einige Geistliche aufgestachelt, Zeugnis abzulegen, die Juden hätten ein in der Prozession getragenes Kruzifix verspottet. Daraufhin habe der Papst dem Drängen seiner Schwester nachgegeben und den Befehl erlassen, sämtliche Juden aus dem römischen Gebiete zu weisen. Der Gegenkaiser Friedrich der Schöne zeigte im Gegensatz zu seinem Nebenbuhler Ludwig dem Baier den Juden einen überaus feindlichen Sinn. In seinem Gebiete wurden Talmudexemplare aufgesucht und verbrannt. Er und andere Fürsten drängten den Papst, einen Gewaltstreich gegen die Juden zu befehlen. Die Gefahr war so groß, daß die römische Gemeinde, vielleicht auch andere, zur Abwendung derselben ein außerordentliches Fasten veranstaltete (1321). Sie hat aber auch nicht weltliche Mittel vernachlässigt. Sie schickte einen gewandten Sendboten an den päpstlichen Hof nach Avignon und an den König Robert von Neapel, den Gönner der jüdischen Geisteserzeugnisse. Durch Vermittelung des letzteren, welcher damals Schutzherr von Rom war, gelang es dem Abgeordneten, vermutlich dem Dichter Kalonymos, die Unschuld der Juden von den ihnen zur Last gelegten Vergehen zu beweisen und den Zorn des Papstes und seiner Schwester durch 20 000 Dukaten zu beschwichtigen. Die römischen Juden haben ihre Leidensschule später als die der übrigen europäischen Länder angetreten.

Wiewohl in Italien der Sinn für Poesie und Wissenschaft unter den Juden geweckt und ihre Lage leidlich war, so fehlte ihnen doch viel zu viel, um Anziehungs- und Mittelpunkt für einen großen Teil der Judenheit zu werden. Die Führerschaft für die Gesamtjudenheit blieb noch immer dem jüdischen Spanien, obwohl Ascheri und seine Söhne es zum Brutnest düsterer Überfrömmigkeit gemacht haben, vor welcher die Lebensfreudigkeit floh und der Schaffensgeist ermattete. Hier war noch immer, wenn auch nicht die Blüte der Wissenschaft, so doch Verständnis dafür vorhanden. In Kastilien hatten die Juden unter dem starken und einsichtsvollen König Alfonso XI. eine so günstige Stellung, daß man diese Zeit im Vergleich mit anderen Ländern Europas ein goldenes Zeitalter nennen könnte. Mehrere begabte Juden nacheinander hatten unter dem bescheidenen Titel von Schatzmeistern (Almoxarifen) Einfluß auf den Gang der Politik, wie leitende Staatsmänner. Der hohe Adel umgab sich mit jüdischen Räten und Beamten. Statt der demütigen knechtischen Haltung und des schändenden Abzeichens, welche die Kirche den Juden vorzeichnete, kleideten sich die reichen Juden in Kastilien in Gold und Seide. Von dem Scheine dieser günstigen

Stellung geblendet, erblickten einige darin die Erfüllung jener alten, vom Christentum zur Bekämpfung des Judentums so oft hervorgehobenen Prophezeiung: „Das Zepter werde nie von Juda weichen".

Man darf sich nicht wundern, daß die spanischen Juden aus der Verwendung einiger aus ihrer Mitte zu Staatsämtern so viel Wesens gemacht haben. Solche hochgestellte Männer waren für die Gemeinden größtenteils ein deckender Schild gegen den habsüchtigen und rohen niederen Adel, gegen des Pöbels Dummgläubigkeit und Neid, gegen die Schlangengiftigkeit der Geistlichen, welche die Juden umlauerten. Jüdische Räte im Dienste und in der Umgebung des Königs, in höfische Tracht gekleidet und mit dem Ritterschwerte umgürtet, entwaffneten von selbst, auch ohne besondere Verwendung für ihre Glaubens- und Stammgenossen, deren bittere Feinde. Der arme Adel, der weiter nichts als sein Schwert hatte, von Mißgunst gegen die reichen und klugen Juden erfüllt, mußte damit an sich halten. Die Massen, vom Scheine beherrscht, wagten nicht, wie in Deutschland, den besten Juden wie einen Geächteten zu mißhandeln oder zu töten, da sie wußten, daß die Juden im Hofkreise Annehmer hatten. Oft überschätzten sie auch deren Einfluß und glaubten, die Juden bei Hofe hätten zu jeder Zeit das Ohr des Königs. Selbst die hochfahrende Geistlichkeit mußte geräuschlos auftreten, solange Josef von Ecija, Samuel Ibn-Wakar und andere imstande waren ihrem Einflusse entgegenzuarbeiten.

Wenn die kastilischen Juden die Lage ihrer Brüder in den Nachbarländern mit der ihrigen verglichen, mußten sie sich allerdings gehoben fühlen, denn in ihrer nächsten Nähe, in Aragonien, damals mit Mallorca und Sizilien zu einem Königreiche vereint, war jener verfolgungssüchtige kirchliche Geist heimisch, den Raymund von Penaforte dort eingehaucht und Jayme I. in drückende Gesetze kristallisiert hatten. In Navarra, das seit einem halben Jahrhundert zur französischen Krone gehörte, wütete der Judenhaß mit einer Raserei, wie er bis dahin nur in Deutschland vorgekommen war. Der letzte Capetinger, Karl IV., war gestorben, und in Frankreich kam mit Philipp VI. die Seitenlinie der Valois auf den Thron. Es ist merkwürdig, daß selbst Christen damals glaubten, Philipp der Schöne habe das Aussterben seiner Nachkommen verschuldet, weil er die Juden so unbarmherzig aus Frankreich vertrieben hatte. Die Navarrener arbeiteten dahin, sich von Frankreich loszumachen und einen eigenen Staat zu bilden. Man weiß nicht recht, inwiefern die Juden ihrem Vorhaben im Wege standen. Genug, es zeigte sich mit einem Male im ganzen Lande eine blutdürstige Erbitterung

gegen sie, genährt vom Neid auf deren Reichtümer und angeschürt von der Glaubenswut einiger Mönche. Ein Franziskaner, Pedro Oligoyen, tat sich am meisten darin hervor, die verblendete Menge gegen die Juden zu stacheln. In der großen Gemeinde Estella begann ein schauererregendes Gemetzel an einem Sabbat (5. März 1328). Die Wüteriche erhoben das Geschrei: „Tod den Juden oder ihre Bekehrung".

Vergebens setzten sich die Juden in ihren Straßen zur Wehr, die städtischen Bewohner, verstärkt durch Banden von auswärts, belagerten sie, erstürmten die um das Judenviertel gezogenen Mauern und töteten sie fast sämtlich. Die Schilderung eines Augenzeugen von dem, was er selbst dabei gelitten, gibt nur eine schwache Vorstellung von der Grausigkeit des Gemetzels in Estella. Dem kaum zwanzigjährigen Menahem Ben-Zerach, welcher später ein tonangebender Gelehrter wurde, hatten die Blutmenschen Eltern und vier jüngere Brüder erschlagen. Er selbst war von den Kannibalen verwundet und zu Boden gestreckt worden. So lag er ohnmächtig und dem Tode nahe unter den Leichen von der Abendstunde bis Mitternacht. Ein mitleidiger Ritter, ein Freund seines Vaters, suchte ihn unter dem Leichenhaufen auf, brachte ihn in sein Haus und ließ ihm die sorgfältigste Pflege zukommen, bis er von den Wunden genas. — Ähnliche Gräuelszenen fielen auch in andern Teilen des Landes vor. Über 6000 Juden kamen in diesen Metzeleien um. Nur die Juden der Hauptstadt Pampeluna scheinen von diesem rasenden Anfalle verschont geblieben zu sein.

Genau genommen, leuchtete ihnen damals in Kastilien auch nur eine falsche Sonne, aber es war doch immer ein Lichtblick, der gegen das Düster, in dem sich die Gemeinden anderer Länder befanden, für einen Augenblick wenigstens wohltuend anmutet. Alfonso XI. hatte, sobald er mündig wurde und die Regierung übernahm (1325—1380) zwei jüdische Günstlinge um sich, Don Josef von Ecija und Samuel Ibn-Wakar. Der erstere, dessen vollständiger Name Josef Ben-Efraim Benevişte Halevi lautete, war von gefälligem Äußern, verstand Musik und wußte sich bei den Großen beliebt zu machen. Auf Empfehlung seines Oheims hatte ihn der König nicht bloß zu seinem Schatzmeister, sondern auch zu seinem vertrauten Ratgeber (privado) ernannt, auf dessen Stimme er viel gab. Joseph de Ecija hatte einen Staatswagen, Ritter begleiteten ihn auf seinen Fahrten und Hidalgos speisten an seiner Tafel. Einmal verwendete ihn der König zu einer ehrenvollen Sendung, die ihm das Leben hätte kosten können. Er wurde von den Bürgern von Valladolid im Palaste der Infantin belagert

und seine Auslieferung mit Ungestüm verlangt. Josephs Leben hing an einem Haare.

Indessen war es einigen von Josephs Begleitung gelungen, aus der Stadt zu entkommen, sich spornstreichs zum König zu begeben und ihm den Vorfall zu melden. Mit Recht sah darin Alfonso eine Empörung gegen seine Majestät, eilte nach Valladolid und entbot die Ritterschaft Altkastiliens dahin. Um seines jüdischen Günstlings willen belagerte er die ehemalige Hauptstadt seines Reiches, legte einige Häuser in Brand und hätte sie vollends zerstört, wenn sich nicht gemäßigte Personen ins Mittel gelegt und dem König erklärt hätten, daß das Volk nicht so sehr gegen Don Joseph, als vielmehr gegen einen christlichen Günstling Don Alvar Nuñez erbittert sei, weil dessen Einfluß ihm verhaßt wäre. Don Alfonso entsetzte darauf Alvar seiner Ämter, Don Joseph aber blieb in Gunst.

Der andere Günstling des Königs, Don Samuel Ibn-Wakar (Abenhuacar), war Leibarzt, Astronom und vielleicht auch Astrolog seines Herrn. Wenn er auch nicht zu Staatsgeschäften verwendet wurde, so hatte er doch durch die Gunst des Königs bedeutenden Einfluß. — Zwischen Don Joseph de Ecija und Ibn-Wakar bestand aber die gewöhnliche Eifersüchtelei unter Höflingen, die von derselben Sonne leben.

Einige reiche Juden haben, wahrscheinlich im Vertrauen auf die günstige Stellung ihrer Freunde bei Hofe, Geldgeschäfte gewissenlos betrieben, einen hohen Zinsfuß genommen und säumige christliche Schuldner unbarmherzig verfolgt. Der König selbst begünstigte den Wucher der Juden und Moslemin, weil er seinen Nutzen dabei fand. Dadurch mehrten sich aber die Klagen der Bevölkerung über die jüdischen und mohammedanischen Wucherer. Die Cortes von Madrid, Valladolid und anderen Städten machten diesen Punkt zum Gegenstand von Petitionen und verlangten die Abstellung der Mißbräuche. Der König mußte auf dieses Gesuch eingehen. Doch die Cortes gingen in ihren Forderungen noch weiter. Die Juden sollten nicht mehr Ländereien erwerben und jüdische Schatzmeister und Steuerpächter sollten überhaupt nicht mehr gelitten werden (1329). Alfonso antwortete, daß es in den meisten Punkten bei dem bisherigen Brauche bleiben sollte. Don Samuel Ibn-Wakar erhielt noch größere Begünstigung. Alfonso überließ ihm die Pacht von den Einnahmen, welche die Einfuhrartikel aus dem Königreich Granada abwarfen. Er erhielt außerdem ein Privilegium, die Münzen des Landes in einem niedrigen Münzfuße prägen zu dürfen. Darüber war nun Joseph de Ecija neidisch und bot eine höhere Pachtsumme für die Einfuhrsteuer aus dem Granadischen. Als er nun seinen Nebenbuhler ausgestochen glaubte, spielte ihm dieser

einen noch empfindlicheren Streich. Ibn-Wakar wußte den König zu überzeugen, daß es für die kastilianische Bevölkerung viel vorteihafter wäre, wenn das Schutzsystem streng durchgeführt und jede Einfuhr aus dem benachbarten maurischen Königreiche verboten würde (1330—1331).

Während die beiden jüdischen Höflinge einander auszustechen und zu schaden trachteten, arbeiteten die Judenfeinde emsig dahin, nicht nur deren Ansehen, sondern auch die Existenz sämtlicher kastilianischen Gemeinden zu gefährden. Sie machten das Volk durch die Vorspiegelung erbittert, daß durch die Münzverschlechterung des Münzpächters Ibn-Wakar Teuerung der Lebensmittel entstünde, indem diese in die Nachbarländer exportiert würden, um dafür Silber einzutauschen, welches im Inlande einen höheren Wert hatte. Von der kirchlichen Seite wurde ebenfalls dahin gearbeitet, Vorurteile des Königs gegen sämtliche Juden zu wecken. Zu ihrem Vorkämpfer gab sich einer aus der Mitte der Juden her, der kaum zum Christentume bekehrt, ein fanatischer Judenverfolger wurde. Es war der berüchtigte Abner, welcher die Erniedrigung und Verbannung der spanischen Juden gewissermaßen vorbereitet hat.

Abner von Burgos, oder wie er später genannt wurde, Alfonso Burgensis de Valladolid, war in biblischen und talmudischen Schriften unterrichtet, beschäftigte sich auch mit Wissenschaften und war praktischer Arzt. Die philosophische Forschung hatte seinen Glauben aufgezehrt und ihn nicht bloß gegen das Judentum, sondern gegen jede Religion gleichgültig gemacht. Von Nahrungssorgen geplagt, fand Abner nicht die erwünschte Unterstützung von seiten seiner Stammgenossen, und er war zu wenig Weltweiser, um sich mit Zufriedenheit in ein bescheidenes Los zu schicken. Er wollte vielmehr hoch hinaus, fand aber nicht die Mittel dazu. Um nun in Bequemlichkeit und Pracht leben zu können, entschloß er sich, dem sechzigsten Lebensjahre nahe, zum Christentum überzutreten, obwohl diese Religion ihm ebensowenig innere Befriedigung gewähren konnte, wie diejenige, der er den Rücken kehrte. Der ungläubige Jünger Aristoteles' und Averroes' nahm ein Kirchenamt als Sakristan an einer großen Kirche zu Valladolid mit einer reichen Pfründe an, welche seine weltlichen Wünsche zu befriedigen ausreichte. Seinen Abfall suchte er sophistisch zu beschönigen. Alfonso trieb seine Gesinnungslosigkeit so weit, daß er nicht lange nach seinem Übertritt zum Christentum gegen seine ehemaligen Glaubens- und Stammgenossen mit bitterem Hasse und in verfolgungssüchtiger Absicht auftrat. Vertraut mit der jüdischen Literatur war es ihm leicht, ihre schwachen Seiten hervorzukehren, und daraus die allergehässigsten Folgerungen zu ziehen. Alfonso war unermüd-

lich in Anschuldigungen gegen Juden und Judentum und verfaßte eine lange Reihe von Schriften, in denen er teils angreifend, teils verteidigend zur Rechtfertigung des Christentums gegen Angriffe von jüdischer Seite auftrat. Die hebräische Sprache, die er gewandter als die spanische schriftstellerisch zu gebrauchen verstand, mußte zur Schmähung des Judentums herhalten. Als Alfonso die Unverschämtheit hatte, eine seiner gehässigen Schriften seinem ehemaligen Bekannten Isaak Pulgar, einem sehr gewandten Schriftsteller und Polemiker, zuzuschicken, fertigte dieser ihn mit einem beißenden Spottgedichte derb ab und setzte ihm überhaupt durch Gegenschriften zu. Die Juden Spaniens waren noch nicht entmutigt genug, um bei so frechen Angriffen zu schweigen. Auch ein anderer wenig bekannter Schriftsteller entgegnete Alfonso, und es entstand dadurch ein heftiger Federkrieg über Judentum und Christentum. Alfonso von Valladolid aber trat geradezu vor dem Könige Alfonso XI. als Ankläger gegen die Juden auf. Er behauptete oder frischte vielmehr die Behauptung des Kirchenvaters Hieronymus und anderer wieder auf, daß die Juden in ihrer Gebetordnung eine Verwünschungsformel gegen den Gott der Christen und seine Anhänger eingeführt hätten. Die Vertreter der jüdischen Gemeinde von Valladolid, welche vermutlich vom Könige zur Rechtfertigung aufgefordert wurden, stellten es in Abrede, daß die Verwünschung, ursprünglich auf die Minäer (Nazarener) gemünzt, sich auf Jesus und seine gegenwärtigen Gläubigen beziehe. Aber Alfonso ließ diese Rechtfertigung nicht gelten und machte sich anheischig in einer Disputation mit Juden seine Anklage zu begründen. Der König von Kastilien ließ daher die Vertreter der Gemeinde von Valladolid zu einem Religionsgespräche mit dem getauften Sakristan zusammentreten. Es fand in Gegenwart von Staatsbeamten und Dominikanern statt. Hier wiederholte Alfonso Burgensis seine Anklage und blieb insofern Sieger, als infolgedessen der König Alfonso ein Edikt erließ (25. Februar 1336), welches den kastilianischen Gemeinden bei Strafe untersagte, das angeschuldigte Gebetstück oder die Verwünschungsformel zu gebrauchen. So war den Judenfeinden gelungen, den judenfreundlichen König auf ihre Seite zu ziehen. Es sollte noch schlimmer kommen.

König Alfonso war in seiner Gunst nicht sehr beständig, sondern übertrug sie bald auf diesen, bald auf jenen. Einmal wendete er sein Vertrauen einem Unwürdigen Gonzalo Martinez de Oviedo zu, der früher ein armer Ritter war und durch den jüdischen Günstling Don Joseph de Ecija zu höheren Ämtern befördert wurde. Weit entfernt, seinem Wohltäter dankbar zu sein, haßte er denjenigen, welcher ihn gehoben hatte und

mit ihm sämtliche Juden. Als er es zum Minister des königlichen Hauses und später gar zum Großmeister des Ordens von Alcantara gebracht hatte (1337), rückte er mit dem Plane heraus, die Juden zu verderben. Er erhob eine förmliche Anklage gegen Don Joseph und Don Samuel Ibn-Wakar, daß sie sich im Dienste des Königs bereichert hätten. Er erhielt infolgedessen vom König die Vollmacht, mit ihnen nach Belieben zu verfahren, um von ihnen Schätze zu erpressen. Darauf ließ Gonzalo diese beiden mit zwei Brüdern des Ibn-Wakar und noch acht Verwandten samt ihren Familien in den Kerker werfen und zog ihr Vermögen ein. Don Joseph de Ecija starb im Kerker und Don Samuel erlag der Folter, welche gegen ihn angewendet wurde. Das genügte aber Gonzalo Martinez noch lange nicht. Zwei Juden, die dem Hofkreise nahe standen, Mose Abudiel und (Sulaiman?) Ibn-Jaisch verwickelte er in eine andere Anklage.

Durch ihren Sturz hoffte er seinen boshaften Plan gegen sämtliche kastilianische Juden leicht ausführen zu können. Bei einem Kriegszug gegen Granada, wobei Gonzalo zum Feldherrn ernannt war, machte er dem Könige den Vorschlag, um reiche Mittel dafür zu erlangen, gleich Philipp von Frankreich alle Juden aus dem Lande zu jagen und ihre Besitztümer einzuziehen. Glücklicherweise fand dieser Vorschlag Widerspruch im Rate des Königs und selbst bei den höchstgestellten Geistlichen Kastiliens. Der Erzbischof von Toledo machte dagegen geltend, daß die Juden ein unerschöpflicher Schatz für den König seien, dessen man sich nicht berauben sollte, und daß die Herrscher von Kastilien ihnen von jeher Schutz und Duldung gewährt hätten. Don Mose Abudiel, der von der Beratung Kunde erhielt, veranlaßte die Gemeinden öffentliche Fasten anzustellen und den Gott ihrer Väter um Vereitelung von Gonzalos Bosheit anzuflehen, wie kurz vorher die Juden von Rom bei der ihnen drohenden Gefahr. Dieser zog indes nach der Grenze gegen das maurische Heer, erfocht leichte Siege und hatte das Glück, daß der maurische Feldherr von einem Pfeil durchbohrt fiel, und daß die so gefürchtete Armee aufgerieben worden war. Dadurch wuchs dem Großmeister von Alcantara noch mehr der Kamm, er dachte ein solches Gewicht in den kastilischen Angelegenheiten zu erhalten, daß der König gezwungen sein würde, die von ihm vorgeschlagene Ausweisung der Juden gut zu heißen. Er war von dem Hochmut besessen, der dem Falle voranzugehen pflegt.

Die schwache Hand eines Weibes bereitete ihm den Sturz. Die schöne und geistvolle Leonora de Guzman, welche mit ihren Reizen den König gefesselt hatte, haßte den Günstling Gon-

zalo Martinez und wußte dem König Zweifel an dessen Treue beizubringen. Alfonso wollte sich Gewißheit darüber verschaffen und schickte ihm den Befehl zu, sich bei ihm in Madrid einzufinden. Gonzalo zeigte sich dem königlichen Befehle ungehorsam und um dessen Zorn trotzen zu können, wiegelte er die Ritter des Alcantaraordens und die Bürger der ihm überwiesenen Städte gegen den König auf, knüpfte verräterische Unterhandlungen mit dem Könige von Portugal und selbst mit dem Feinde der Christen, dem Könige von Granada, an. Alfonso war genötigt, gegen ihn seine Ritterschaft zu entbieten und ihn zu belagern. In seiner Verblendung ließ er Pfeile und Geschosse gegen den König schleudern, wovon ein Mann in der Nähe des Königs tötlich getroffen wurde. Aber einige Alcantararitter verließen ihren Ordensmeister und überlieferten dem Könige die Türme. So blieb Gonzalo nichts übrig, als sich zu ergeben, und er wurde als Verräter zum Tode verurteilt und verbrannt (1339). Das war das Ende des Mannes, der den Juden Vernichtung geschworen hatte. Die castilianischen Gemeinden feierten darauf ein neues Rettungsfest in demselben Monate, in dem auch die Bosheit Hamans gegen die Juden auf sein eigenes Haupt gefallen war. Alfonso wandte seit der Zeit den Juden wieder Gunst zu und erhob Mose Abudiel zu einer hohen Stellung an seinem Hof.

Aber trotz der Gunst, die Alfonso seitdem und bis an sein Ende den Juden zugewandt hat, die unter seinem Nachfolger noch zunahm, nahm die Geistespflege unter den spanischen Juden immer mehr ab. Den überfrommen Söhnen Ascheris war es so ziemlich gelungen, ihren Hang nach wissenschaftlicher Forschung zu verdächtigen und dadurch den Forschersinn überhaupt zu schwächen. Die bedeutenden Träger des philosophischen Geistes gehörten fortan nicht mehr Spanien, sondern, wenn sie überhaupt auftauchten, meistens Südfrankreich an: Ibn-Kaspi, Gersonides und Narboni. Die Ascheriden, welche in Spanien die Anschauung verallgemeinerten, daß man sich garnicht mehr auf höhere Fragen über Judentum und dessen Zusammenhang mit der Philosophie einlassen dürfe, bedachten nicht, daß sie dadurch den Geist der spanischen Juden auch für talmudische Untersuchung unfähig machen würden. Die jüdischen Söhne Spaniens waren für den einseitigen Talmudismus nicht so geeignet, wie die deutschen Juden. Untersagte man ihnen Beschäftigung mit der Wissenschaft, so benahm man ihnen damit zugleich jede Schwungkraft des Geistes und machte sie auch für erlaubte Studien untüchtig. Selbst ihre Lust am Gesang und ihre dichterische Begabung verlor sich. Wenn der eine oder der andere noch dichtete, so war ihr Erzeugnis eine unschöne und ge-

dankenlose Reimerei. Sie wurden immer mehr den von ihnen früher so verachteten deutschen Juden ähnlich. Der liebliche Dichter Santob de Carrion, welcher unter Alfonso XI. seine Gedanken in schöne spanische Verse gekleidet hat, war eine vereinzelte Lerche, deren Schlag keinen Widerhall weckte.

Die acht Söhne Ascheris, seine Verwandten, die mit ihm aus Deutschland nach Toledo eingewandert waren, und seine zahlreichen Enkel beherrschten fortan mit einseitig talmudischer, religiösdüsterer und büßermäßiger Richtung die spanische Judenheit. Die bedeutendsten unter Ascheris Söhnen waren Jakob und Jehuda. Beide waren ebenso gelehrt im Talmud, wie unwissend in anderen Fächern und wie geschaffen, um den inneren Verfall mit dem sich vorbereitenden elenden Geschicke der Juden in ihrem dritten Stammsitze in Einklang zu setzen.

Jakob Ben-Ascher (geb. um 1280, gest. 1340) war von herbem Mißgeschick heimgesucht. Sein Leben war eine Kette von Leiden und Entbehrungen, aber er ertrug sie mit Geduld, ohne Murren und Klage. Obwohl sein Vater viele Glücksgüter nach Spanien mitgebracht hatte und stets in Wohlstand lebte, so litt doch sein Sohn Jakob unter drückender Armut, aber darum nahm er doch keinen Gehalt als Rabbiner. Wie sämtlichen Ascheriden, den Söhnen und Enkeln, war ihm der Talmud ausschließliches Lebenselement, aber er behandelte ihn doch mehr mit erstaunlicher Gelehrsamkeit als mit erfinderischem Geiste. Sein einziges Verdienst ist, daß er in das Chaos der talmudischen Gelehrsamkeit eine gewisse Ordnung brachte und das Bedürfnis der Zeit nach einem abschließenden Gesetzeskodex befriedigte. Mit Benutzung aller vorangegangenen Leistungen, namentlich Maimunis, stellte Jakob einen zweiten Religionskodex zusammen (in vier Abteilungen, Turim, um 1340), aber lediglich für die religiöse, d. h. rituelle, sittliche, ehegesetzliche und zivilrechtliche Praxis. Mit der Abfassung dieses Werkes beginnt gewissermaßen ein neuer Abschnitt in der inneren Entwickelung des Judentums.

Jakobs Religionskodex bildet einen Gradmesser, erkennen zu lassen, um wieviel das offizielle Judentum seit Maimuni gesunken ist. In Maimunis Gesetzbuch ist das Denken vorherrschend; jedes noch so absonderliche Ritual wird darin — gut oder schlecht — mit dem Grundwesen der Religion in Verbindung gesetzt. In Jakobs Kodex dagegen ist auf das Denken durchweg Verzicht geleistet. Die religiöse Peinlichkeit, wie sie in den jüdisch-deutschen Gemeinden heimisch war, sitzt hier als Gesetzgeberin und legt Erschwerungen und Kasteiungen auf. In seinem Kodex überwuchern die von skrupulösen rabbinischen Autoritäten als verbindlich ge-

stempelten Elemente bei weitem jene, welche aus dem Talmud fließen. Man könnte fast sagen, daß sich unter seinen Händen das talmudische Judentum in ein rabbinisches verwandelt hat. Selbst kabbalistische Spielerei nahm er in das religiöse Gesetzbuch auf. In Form, in Darstellung und Sprache ist Jakobs Kodex verwahrlost. Nichtsdestoweniger fand er bald allgemeine Anerkennung. Rabbiner und Richter nahmen ihn zur Richtschnur und gaben ihm den Vorzug vor Maimunis Werk. Nur der eine und der andere der zeitgenössischen Rabbinen kehrten sich wenig an den neuen Religionskodex. Die große Mehrzahl dagegen nicht bloß in Spanien, sondern auch in Deutschland war froh, ein fertiges Gesetzbuch zu besitzen, das alles Wissenswerte so bequem zurecht legt, tiefeingehende Untersuchungen entbehrlich macht, und mehr das Gedächtnis als die Verstandestätigkeit in Anspruch nimmt. So wurde Jakobs Tur das unentbehrliche Handbuch für die Kenntnis des Judentums, wie es die Rabbinen verstanden.

Gleich Jakob an Gelehrsamkeit und Tugenden, nur ohne seine Fähigkeit, ein Chaos zu ordnen, war sein Bruder Jehuda Ascheri, den die Toledaner Gemeinde nach seines Vaters Tode zum Nachfolger im Rabbinate der spanischen Hauptstadt erwählt hat. Er führte sein Amt mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit ohne Ansehen der Person, und er konnte die ganze Gemeinde zu Zeugen anrufen, daß er sich nicht das geringste Vergehen habe zuschulden kommen lassen. Er fühlte sich aber in Spanien nicht behaglich und soll in seinem Testamente seinen fünf Söhnen geraten haben, nach Deutschland, der Heimat seiner Familie, auszuwandern. Die Verfolgung der deutschen Juden während des Pestjahres hat sie wohl eines Besseren belehrt, daß es doch vorzuziehen sei, in Spanien zu wohnen. — Wie gesagt, die Ächtung des Denkens war durch Abba-Maris geschäftigen Eifer, durch Ben-Adrets Bannspruch und Ascheris entschiedene Abneigung gegen außertalmudisches Forschen so vollständig gelungen, daß die wahrhaft Frommen die Fühlung mit der Philosophie als Vorstufe zur Ketzerei und zum Unglauben scheuten, und die Scheinfrommen noch spröder gegen sie taten. Es gehörte Mut dazu, sich mit ihr einzulassen, denn sie brachte nur Verketzerung und Verachtung ein. Die Kabbala hatte auch bereits das ihrige getan, durch ihr Blendwerk den Blick zu trüben. Nur wenige vertraten noch die gedankenmäßige Auffassung des Judentums in dieser Zeit, Isaak Pulgar aus Avila, David Ibn-Albila aus Portugal und Josef Kaspi aus Südfrankreich. Aber sie waren sämtlich unselbständige und unbedeutende Denker.

Bedeutender und begabter war in dieser Zeit Levi Ben-Gerson oder Leon de Bagnols, (auch Leo der Hebräer genannt), mehr bekannt unter seinem Schriftstellernamen Gersonides (geb. 1288, gest. um 1345). Er stammte aus Orange, von einer Gelehrtenfamilie und zählte zu seinen Ahnen jenen Levi aus Villefranche, welcher indirekt die Verpönung der Wissenschaft veranlaßt hat. Trotz des Bannfluches Ben-Adrets gegen die Einführung der Jugend in die Wissenschaften wurde er frühzeitig darin eingeweiht und konnte, ehe er noch das dreißigste Jahr erreicht hatte, sich an eine umfassende, gründliche, philosophische Arbeit machen. Gersonides war ein vielseitiger und gründlicher Kopf, dem Oberflächlichkeit und Halbheit zuwider waren. In der Astronomie hat er so genaue Beobachtungen angestellt, daß Fachmänner sie in ihren Berechnungen zugrunde legten. Er erfand ein Instrument, vermittelst dessen die Beobachtungen am gestirnten Himmel sicherer angestellt werden konnten. Diese Erfindung hat ihn, den poesielosen Mann, dessen Kopf von trockenen Zahlen und logischen Schlüssen voll war, so sehr in Begeisterung versetzt, daß er ein hebräisches Gedicht — eine Art Rätsel — darüber machte. Auch in der Arzneiwissenschaft trat er als Schriftsteller auf und erfand Heilmittel. Selbst als gründlicher Talmudist genoß er zu seiner Zeit bedeutendes Ansehen, und da er Ordnung liebte, so verfaßte er eine methodologische Schrift zur Mischna.

Maestro Leon de Bagnols, wie er als Arzt betitelt wurde, der abwechselnd in Orange, Perpignan und in der damaligen Residenz der Päpste Avignon weilte, war so glücklich, nicht zu den Juden des eigentlichen Frankreichs zu gehören. Er litt also nicht bei der Austreibung seiner Stammgenossen aus diesem Lande, aber sein Herz blutete beim Anblick der Leiden, denen die Verbannten ausgesetzt waren. Auch von der Hirtenverfolgung und den darauffolgenden Leiden blieb er verschont. Gerade in derselben Zeit begann seine fruchtbare Schriftstellertätigkeit, welche mehr als zwei Jahrzehnte dauerte (1321—1343). Keines seiner Werke hat indes soviel Aufsehen gemacht, als sein religions-philosophisches Werk, worin er die kühnsten metaphysischen Gedanken mit einer Ruhe und Rücksichtslosigkeit auseinandersetzte, als kümmerte er sich garnicht darum, daß er wegen Abgehen von dem hergebrachten Vorstellungskreise verketzert und geächtet werden könnte. Leon de Bagnols gehörte zu den nicht häufig auftauchenden Denkern mit majestätischer Stirn, welche die Wahrheit an sich suchen, ohne Rücksicht auf andere Zwecke und anstoßerregende Ergebnisse. Er sprach es aus, man müsse die Wahrheit

ans Licht ziehen, selbst wenn sie der Thora auf das Stärkste widersprechen sollte. Denn diese sei kein tyrannisches Gesetz, welche die Unwahrheit als Wahrheit aufzwingen wolle, sondern sie wolle gerade zur wahren Erkenntnis anleiten. Stimme dann die gefundene Wahrheit mit den Aussprüchen der Bibel überein, so sei es um so erfreulicher. Gersonides hat in der Rücksichtslosigkeit des Denkens unter jüdischen Forschern nur an Spinoza seinesgleichen. Auch gab er keine Geheimnistuerei in Religion und Wissenschaft an, wie viele seiner Vorgänger. Er wollte die von ihm untersuchten Fragen ans helle Tageslicht gezogen wissen. Auch folgte er nicht sklavisch den für unfehlbar gehaltenen Autoritäten der Philosophie. Er stellte vielmehr seine selbständige Ansicht nicht blos Maimuni und Averroes, sondern auch Aristoteles entgegen

Gersonides hat bei all seiner Fähigkeit auf das Judentum wenig Einfluß geübt. Von den Frommen wurde er wegen seiner rücksichtslosen Forschung und wegen seines zweideutigen Verhaltens zur Schöpfungslehre verketzert. Sein Hauptwerk „Kämpfe Gottes" nannten sie umdeutend „Kämpfe gegen Gott". Desto mehr Anerkennung fand er bei christlichen Forschern. Der Papst Clemens VI. ließ sich noch beim Leben des Verfassers dessen Abhandlung über Astronomie und über das neuerfundene Instrument aus dessen Werk ins Lateinische übersetzen (1342).

Ihm ähnlich war einer der wenigen Vertreter des Denkens innerhalb der Judenheit in dieser Zeit, Mose Narboni, Maestre Vidal genannt. Er war ein schwärmerischer Pfleger der Philosophie. Seine Bewunderung teilte er zwischen Maimuni und Averroes, deren Werke er meistens kommentierte. Seine Reisen, die ihn vom Fuße der Pyrenäen bis nach Toledo und wieder zurück bis Soria (1345—62) geführt haben, bereicherten und berichtigten seine Kenntnisse. Alles Wissenswerte interessierte ihn und wurde von ihm mit Genauigkeit beobachtet. Unfälle und Leiden waren nicht imstande, seinen Eifer für die Erforschung der Wahrheit zu dämpfen. Wutentbrannte Pöbelhaufen überfielen die Gemeinde Cervera infolge des schwarzen Todes. Vidal Narboni mußte mit dem Rest der Gemeinde entfliehen und verlor seine Habe und, was noch schmerzlicher für ihn war, seine teuren Bücher. Das störte ihn indessen nicht; er setzte seine Arbeit fort, wo er unterbrochen worden war. Freilich zur eigentlichen Selbständigkeit brachte er es nicht; er war ein treuer Aristoteliker von averroistischer Färbung. Das Judentum erklärte auch Narboni als eine Anleitung zur höchsten Stufe theoretischer und sittlicher Wahrheiten; die Thora habe einen doppelten Sinn, einen ein-

fachen, plumpen für die gedankenlose Menge und einen tieferen, für die Klasse der Denker. Ketzerische Ansichten, d. h. solche, welche gegen das Gesamtbewußtsein des Judentums verstießen, hat auch Narboni aufgestellt, aber nicht mit dem Freimut und mit der Offenheit des Levi Ben-Gerson. An den Wundern mäkelte auch er und hätte sie gern ganz und gar weggeschafft. Aber die Willensfreiheit des Menschen verteidigte er mit philosophischen Gründen. Im Begriffe von Soria, wo er mehrere Jahre geweilt hatte, in vorgerücktem Alter in sein Geburtsland jenseits der Pyrenäen zurückzukehren, überraschte ihn der Tod fast inmitten seiner Arbeiten.

Zehntes Kapitel.

Der schwarze Tod und die Judenschlächtereien.

(1335 bis 1391.)

Die jüdischen Philosophen Gersonides und Vidal Narboni grübelten über das Verhältnis der göttlichen Vorsehung zur Willensfreiheit des Menschen. Ein bei weitem dunkleres Rätsel hätte ihnen zur Lösung näher liegen sollen, warum die göttliche Vorsehung ein so tragisches Geschick den Söhnen Jakobs aufgelegt hat, und warum sie den Leidenskelch bis auf die Hefe leeren sollten. Ihre bis dahin erduldeten Leiden schrumpfen zu einem kaum beachtenswerten Mißgeschick zusammen im Vergleich zu der grauenhaften Todespein, welche ihnen gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bevorstand. Eine neue verderbenschwangere Wolke sollte sich über sie entladen und sie bis zur Vernichtung zermalmen. Nicht einzelne Glieder sollte das Elend treffen, sondern den Gesamtkörper, es sollten die überall Zerstreuten innewerden, daß sie eine engverwachsene Gesamtheit bilden. Nicht Verbannung und Ausweisung, sondern der scheußlichste Tod in allen Gestalten mit Folter und Qualen verbunden erwartete sie. Den Reigen in diesem Todestanze eröffnete Deutschland. Der Kaiser Ludwig der Baier soll zwar den Juden soviel Gunst zugewiesen haben, daß ihnen der Kamm gewachsen sein soll. Allein das ist eitel Verleumdung sowohl gegen den Kaiser als gegen die Juden. Kein deutscher Herrscher vor ihm hat seine Kammerknechte so übel behandelt, verpfändet, verkauft, wie der Sieger über seinen Nebenkönig Friedrich den Schönen. Er wünschte aber nicht, wie dieser, ihren Tod oder ihre Bekehrung, sondern nur ihr Geld. Ludwig legte den deutschen Juden eine ganz neue Steuer auf, den sogenannten „gülden en Opferpfennig“. Jeder Jude und jede Jüdin im deutschen Reiche, welche, über zwölf Jahre alt,

mindestens über zwanzig Gulden verfügen konnten, mußten jährlich dem König oder Kaiser einen Leibzins von einem Gulden zahlen. Die Berechtigung dazu, wenn überhaupt Juden gegenüber von einer Art Recht die Rede sein kann, leitete er wahrscheinlich davon ab, daß die deutschen Kaiser in alle Rechte der römischen eingetreten seien. Da nun die Juden seit Vespasian und Titus eine jährliche Steuerleistung an diese zu zahlen hatten, so seien die deutschen Kaiser, ihre unmittelbaren Erben, auch berechtigt, den güldenen Pfennig von ihnen zu verlangen. Unter der Regierung Ludwigs kamen wegen der Unruhen und Bürgerkriege Judenmetzeleien massenhaft vor. Zwei Jahre hintereinander (1336—37) wütete eine förmlich organisierte Schar Bauern und Gesindel, welche sich „Judenschläger“ nannte, mit entfesselter Wut gegen sie. Zwei verworfene Edelleute führten die Schar an; sie nannten sich von einem Leder, das sie um den Arm gewunden hatten, Könige Armleder. Auch diesesmal, wie bei der Verfolgung durch Rindfleisch spielten kirchliche Schwärmerei und Glaubensdummheit eine Rolle; einer der Armleder gab vor, er habe einen Wink von oben empfangen, die Marter und Wunden, welche Jesus erlitten habe, den Juden zuzufügen und dessen Kreuzestod mit ihrem Blute zu rächen. Fünftausend Bauern mit Heugabeln, Äxten, Dreschflegeln, Spießen, sammelten sich um die Armleder und richteten im Elsaß am Rhein bis nach Schwaben ein Blutbad unter den jüdischen Bewohnern dieser Gegend an. Wie oft bei solchen Verfolgungen legten auch diesmal viele Juden Hand an sich selbst und töteten ihre Kinder, um sie nicht der Kirche preiszugeben. Der Schutz des Kaisers kam zu spät oder war nicht wirksam genug. Zuletzt gelang es dem Kaiser, eines der Armleder habhaft zu werden, und er ließ ihn enthaupten.

Zur selben Zeit ereignete sich eine blutige Verfolgung in Baiern, welche der Wahn der Habsucht eingegeben hat. Die Räte der Stadt Deckendorf (oder Deggendorf) wollten sich und die Bürger von den Schuldforderungen der Juden freimachen und sich noch dazu bereichern. Um dieses zu bewerkstelligen, wurde wieder die Fabel von einer Hostienschändung durch die Juden mit der Zutat von Wundern in Szene gesetzt. Als die Bevölkerung in fanatische Wut gesetzt war, führte der Rat einen heimlich verabredeten Plan aus. An einem vorher bestimmten Tage (30. Sept. 1337) als ein Zeichen mit der Kirchenglocke gegeben wurde, zog durch das geöffnete Tor der Ritter Hartmann von Deggenburg mit seinen Reisigen in Deckendorf ein und überfiel mit den Bürgern vereint die wehrlosen Juden, mordete, verbrannte sie und eignete

sich ihre Habe an. Zur Ehre der Wunder, welche die von den Juden durchstochene Hostie getan, wurde eine Kirche zum heiligen Grabe erbaut und zum Wallfahrtsort erhoben. Der Pfriemen, dessen sich die Juden zum Stechen bedient, sowie die durchstochene Hostie, unter Kristall gesetzt, werden dort als Reliquien aufbewahrt und den Gläubigen jahrhundertelang zur Erbauung gezeigt noch bis auf den heutigen Tag.

Von hier aus ergoß sich die Wut der Schlächterei über die Juden in Bayern, Böhmen, Mähren und Österreich. Tausende kamen dadurch unter verschiedenen Martern und Todesarten um. Nur die Bürger von Wien und Regensburg schützten ihre Juden vor der wutentbrannten Menge. Was tat der Kaiser gegen diese Verhöhnung des Landfriedens und die Ermordung seiner Kammerknechte? Er hatte damals den Kopf voll von den Händeln mit dem Papst und dem Könige von Frankreich. Aber sein naher Verwandter, der Herzog Heinrich von Baiern und der Pfalz, bezeugte sämtlichen Bürgern von Deckendorf seine Huld dafür, daß sie „unsere Juden verbrannt und verderbt haben“, und erlaubte ihnen alles, was sie ihnen abgenommen, öffentlich zu gebrauchen. Der Papst Benedikt XII. beauftragte zwar den Bischof von Passau, die Begebenheit von der angeblichen Schändung der Hostie von seiten der Juden sorgfältig zu untersuchen und wenn diese — wie er voraussetzte — unschuldig befunden werden sollten, so möge er gegen die Urheber so abscheulicher Lügengewebe, welche die Hinschlachtung und Ausplünderung so vieler Juden veranlaßt hat, kanonische Strenge anwenden. Allein kanonische Strafen vermochten nichts über die Roheit der damaligen christlichen Welt. Der Beistand des Papstes frommte den Juden so gut wie garnicht, und der Schutz des deutschen Kaisers war für sie die Stütze eines schwankenden Rohres. In kaum einem Jahrzehnt später haben sie diese trostlose Erfahrung gemacht. Denn es folgten bald die allertraurigsten Tage für die jüdischen Gemeinden in fast ganz Europa, soweit das Kreuz angebetet wurde, gegen welche die Schlächtereien der Armleder und die von Deckendorf ausgegangene nur ein schwaches Vorspiel waren.

Der Schimmer des Glückes, den die spanischen Juden unter Alfonso XI. hatten, diente nur dazu, ihren Brüdern in den übrigen christlichen Ländern eine umfangreiche, gründliche, unbeschreiblich grausige Verfolgung zu bringen. Der Würgengel des schwarzen Todes, welcher länger als vier Jahre (1348—1352) wütete, hat mit vorangegangenem Erdbeben und anderen erschreckenden Naturerscheinungen seinen Tanz von China über die Inseln und Küsten in das Herz Europas angetreten, keinen Stand, kein Alter geschont,

den vierten Teil der Menschheit (wohl 25 000 000) wie mit einem giftigen Hauche hingerafft und jede edle Regung erstickt. In Europa machte der unsichtbare Tod mit seinen Schrecken die Christen zu leibhaften Würgengeln für die Juden, um diejenigen, welche die Seuche verschont hatte, der Folter, dem Schwerte oder dem Feuer zu überliefern, als sollte die ganze Judenheit vom Erdboden vertilgt werden. Es charakterisiert die Erziehung, welche die Kirche ihren Bekennern gebracht, hinlänglich, daß die Juden, als angebliche Urheber der Pest, weder von Mohammedanern, noch von Mongolen, noch von irgend einer barbarischen Völkerschaft der damals von der Pest heimgesuchten Erdteile, sondern einzig und allein von Christen massenhaft hingeschlachtet wurden. Die Kirche hatte so oft und so eindringlich gepredigt, daß die Juden Christenmörder und Kinderschlächter seien, daß ihre treuen Söhne ihr am Ende glaubten und ihre Lehre betätigen wollten. Da nun durch die Not der Zeit jede Zucht und Ordnung, Gehorsam und Unterwürfigkeit aufgehört hatten, trat die Wirkung der kirchlichen Erziehung in scheußlichster Gestalt zu Tage. Der schwarze Tod hatte zwar auch jüdische Opfer abgerufen; allein da sie verhältnismäßig weniger von der Seuche heimgesucht waren als die Christen — vielleicht wegen größerer Mäßigkeit in der Lebensweise und größerer Aufopferung der Pfleger — so entstand der Verdacht, daß die Juden, die doch jährlich Christenkinder schlachteten, wohl auch Brunnen und Quellen, ja selbst die Luft vergiftet hätten, um sämtlichen Christen aller Länder mit einem Male den Garaus zu machen.

Aber wo ist der so umfassende Plan gefaßt und ins Werk gesetzt worden? Wer hatte Autorität genug, alle europäischen Juden zu gemeinsamen Handeln für eine so gefahrvolle Unternehmung, Vergiftung der Christen, bewegen zu können? Nun, die Antwort schien auf der Hand zu liegen. Die spanischen Juden, welche im Besitz großer Machtmittel und unbedingten Einflusses auf die Gemeinden von ganz Europa zu sein galten, diese hätten den teuflischen Plan zur Vertilgung der Christen ausgesonnen, überall hin Sendboten mit Giftdosen ausgesandt und bei Androhung des Bannes sämtliche Juden bewogen, ihre Befehle zu vollstrecken. Von Toledo, gewissermaßen der jüdischen Hauptstadt, sei die Weisung ausgegangen. Das wahnbetörte Volk machte einen Toledaner Juden namhaft, der die Befehle und das Gift überbracht hätte. Jakob a Paskate sei es gewesen, der aus Toledo gekommen, sich in Chambéry (in Savoyen) niedergelassen und von da aus eine ganze Schar jüdischer Giftmischer in alle Länder und Städte ausgesandt habe. Dieser Jakob, sowie ein

Rabbi Peyret aus Chambéry und ein reicher Jude Aboget sollen das Vergiftungsgeschäft im Großen betrieben haben. Das Gift, welches von den jüdisch-spanischen Schwarzkünstlern bereitet worden, sei bald aus Basiliskenfleisch, bald aus Spinnen, Fröschen und Eidechsen, bald wieder aus Christenherzen und Hostienteig bereitet gewesen.

Solche blödsinnige Märchen, von Unwissenden und Böswilligen erfunden, von der erhitzten Phantasie vergrößert und übertrieben, wurden nicht nur von der unwissenden Menge, sondern auch von den höheren Ständen geglaubt. Die Gerichtstribunale beschäftigten sich ernstlich damit, hinter die Wahrheit zu kommen, und wendeten die Mittel an, welche das christliche Mittelalter zur Bestätigung eines Verdachtes mit großer Meisterschaft gebrauchte — die Folter in jeder Gestalt.

Dieses Märchen von der Quellen- und Brunnenvergiftung der Juden wurde zuerst in Südfrankreich geglaubt, wo der schwarze Tod schon im Anfang des Jahres 1348 seine Opfer forderte. In einer südfranzösischen Stadt wurde die ganze jüdische Gemeinde, Männer, Frauen und Kinder nebst den heiligen Schriften an einem Tage verbrannt (Mitte Mai). Von da aus verbreitete es sich nach Katalonien und Aragonien. In Barcelona rottete sich das Volk zusammen, tötete an zwanzig Personen und plünderte die jüdischen Häuser. Indessen nahmen sich die Angesehensten der Stadt der Verfolgten an und jagten im Verein mit einem gerade hereinbrechenden fürchterlichen Unwetter, Donnergekrach und flammenden Blitzen die wahnbetörten oder plünderungssüchtigen Angreifer auseinander. —

Einige Tage später wurde ebenso die Gemeinde von Cervera überfallen, achtzehn getötet und die Übrigen zur Flucht gezwungen. Sämtliche nordspanischen Gemeinden waren auf Angriffe gefaßt, stellten öffentliche Fasten an, flehten den Himmel um Erbarmen an und verrammelten ihre Quartiere, wo Mauern vorhanden waren. Indessen standen in Aragonien die höheren Stände den Juden bei. Der Papst Clemens VI., derselbe, welcher sich für Gersonides astronomische Arbeiten interessiert hat, der beim Herannahen des Todes zitterte und sich in seinem Zimmer förmlich abschloß, hatte ein Herz für die unschuldig Verfolgten. Er erließ eine Bulle, worin er bei Androhung des Kirchenbannes untersagte, sie ohne richterliches Urteil zu töten, gewaltsam zur Taufe zu schleppen oder ihre Güter zu rauben (anfangs Juli). Diese Bulle half vielleicht in Südfrankreich, blieb aber in der übrigen Christenheit ohne Wirkung. Ein Land lernte vom anderen. Die paradiesische Gegend am Genfersee wurde zunächst der Schauplatz der

blutigsten Verfolgung. Auf Befehl des damaligen Herzogs Amadeus von Savoyen wurden mehrere Juden, auf welche der Vergiftungsverdacht gefallen war, verhaftet und in zwei Städtchen am Genfersee, in Chillon und Chatel, eingekerkert. Hier legte also ein Fürst und auch der Richterstand auf die Fabel von Giftmischerei der Juden Gewicht. In Chillon wurden mehrere Juden auf die Folter gespannt, und gestanden die Untat der Quellenvergiftung ein.

Sie gestanden in Schmerz und Verzweiflung alles ein, was man von ihnen herauspressen wollte, daß sie von dem und dem Gift bekommen, es hier und da in der Nähe von Quellen und Brunnen gelegt. Einer von ihnen, Aquet, übertrieb unter der Folter seine Aussagen ins Ungeheuerliche, er habe Gift gelegt in Venedig, Gift in Apulien und Calabrien, Gift in Toulouse in Frankreich. Alle diese Aussagen schrieben die Sekretäre nieder, und sie wurden durch Unterschriften beurkundet. Um die Glaubwürdigkeit nicht zu schmälern, fügten die verschmitzten Richter hinzu, die Schlachtopfer seien nur ein wenig gefoltert worden. Auf diese Geständnisse hin wurden nicht bloß die Angeklagten und sozusagen Geständigen, sondern sämtliche Juden in der Gegend des Genfer Sees verbrannt.

Von der Genfer Gegend hatte sich das geflügelte Gerücht von der erwiesenen Schuld der Juden nach der Schweiz verbreitet, und alsbald wiederholten sich auch da dieselben Blutszenen. Die Konsuln von Bern ließen sich die Gerichtsverhandlungen kommen, brachten auch ihrerseits einige Juden auf die Folter, erpreßten ebenfalls Geständnisse von ihnen und zündeten ebenfalls einen Scheiterhaufen für sämtliche Juden an (Septbr.). Dann richteten sie Sendschreiben mit der Anzeige, daß die Juden des Verbrechens vollständig überführt worden wären, nach Basel, Freiburg, Straßburg, Cöln und überall hin. Noch einmal verwendete sich Papst Clemens VI. für die Juden und erließ eine Bulle an die katholische Christenheit, worin er die Unschuld der Juden an dem ihnen zur Last gelegten Frevel auseinandersetzte, noch einmal ermahnte er die Geistlichen, die Juden in Schutz zu nehmen, und belegte die falschen Ankläger und Henker mit dem Kirchenbann (September). Vergebens! Das Kind war mächtiger geworden als sein Erzeuger, der Wahn mächtiger als das Papsttum.

Nirgends ist die Vertilgung der Juden mit mehr Gründlichkeit und Erbitterung betrieben worden, als in dem heiligen römisch-deutschen Reiche. Vergebens erließ der neuerwählte Kaiser Karl IV. Handschreiben über Handschreiben, den Juden, seinen Kammerknechten, kein Haar zu krümmen. Selbst wenn sein Ansehen fester

in Deutschland gewesen wäre, würde er die Deutschen nicht willfährig gefunden haben, die Juden zu schonen. Nicht bloß um die Habe der Juden zu plündern, wie ein ehrlicher Erzähler jener Zeit, Closener aus Straßburg, bemerkte: „Ihr bares Gut war die Vergiftung, welches die Juden tötete", nein, nicht bloß aus Eigennutz, sondern in ehrlicher Dummheit, in urwäldlicher Einfalt glaubten die Deutschen, die Juden hätten mit einem bißchen Gift den Rhein, die Donau und alle Flüsse, Quellen, Brunnen, Felder und Wiesen verdorben. Wie in der Gegend des Genfer Sees der Jude Jakob a Paskate und Rabbi Peyret in Chambéry, so soll ein reicher und angesehener Jude, Moses in Mainz, seine Glaubensgenossen mit Giftmitteln versorgt haben. Der „fürsichtige", weise Rat vieler Städte ließ daher die Brunnen und Quellen vermauern, damit die Bürger nicht Gift einschlürfen, und man bediente sich des Regen- oder Schneewassers. Sollten das die Juden, die Urheber dieses Übels nicht büßen?

Indessen gab es doch wenige Einsichtige, welche den Wahn nicht teilen konnten, daß Juden an der großen Sterblichkeit Schuld seien. Diese wenigen verdienen einen Platz in der Geschichte, daß sie trotz der sie umgebenden Gefahr menschlich fühlten und handelten. Es war namentlich der Bürgerrat von Straßburg, der Bürgermeister Conrad von Wintertur, der Schöppe Gosse Sturm und der Handwerkmeister Peter Schwarber. Diese gaben sich unsägliche Mühe, die Unschuld der Juden an den ihnen zur Last gelegten Verbrechen an den Tag zu bringen, verteidigten und schützten sie gegen das fanatische Anstürmen des Pöbels und selbst des Bischofs. Auch der Rat von Basel und Freiburg stand auf Seiten der Unglücklichen. Der Rat von Cöln schrieb an den von Straßburg, er werde sich in betreff der Juden Straßburg zum Muster nehmen.

In Benfelden (Elsaß) kam eine Beratung wegen der Maßregel in betreff der Juden zustande. Es tagten da der Bischof Berthold von Straßburg, Barone, Herren und Abgeordnete der Städte. Die Vertreter von Straßburg traten mutig für die Juden auf, selbst gegen den Bischof, welcher aus Bosheit oder Dummheit entschieden für die Vertilgung der Juden war. Sie machten wiederholentlich geltend, daß sie den Juden keine Schuld an der Pestilenz beimessen könnten. Allein sie wurden überstimmt. Es wurde beschlossen, die Juden aus allen Städten des oberen Rheins zu vertreiben (gegen Ende 1348). Seit der Zeit dieses Beschlusses von Benfelden wurden die Juden von Elsaß, die noch an den Wunden bluteten, welche die Armleder und ihre Scharen ihnen geschlagen, für vogelfrei erklärt. Sie wurden bald in diesem, bald in

jenem Orte verbrannt oder ausgewiesen. Die Verjagten aus den Städten wurden von dem wütenden Landvolke einfach totgeschlagen. Das herbe Geschick ereilte auch die Gemeinde von Basel. Auf einer Insel des Rheins, in einem eigens dazu erbauten Hause wurden sie ohne Urteilsspruch verbrannt und der Beschluß beschworen, daß innerhalb zweier Jahrhunderte kein Jude sich in dieser Stadt niederlassen dürfe. Eine Woche später kam die Reihe an die Juden von Freiburg. Als erstes Opfer unter den rheinischen Gemeinden fiel die Gemeinde von Speyer. Das Volk rottete sich zusammen, schlug mehrere Juden tot, andere verbrannten sich selbst in ihren Häusern, wenige gingen zum Christentum über.

Trotzdem blieb der Rat von Straßburg in der Beschützung der Juden standhaft. Der Bürgermeister Wintertur richtete überallhin Sendschreiben, um günstige Nachricht für sie in Händen zu haben und sie der täglich ungestümer werdenden Bürgerschaft als Beweisstücke für die Unschuld der Verdächtigen vorlegen zu können. Aber von vielen Seiten liefen gerade ungünstige Zeugnisse ein. Nur der Rat von Cöln ermutigte den Bürgermeister Wintertur, sich unverdrossen der Juden anzunehmen. Denn, meinte er, viele kleinere und größere Städte würden dem Beispiel der Stadt Straßburg folgen. Der Rat von Straßburg konnte aber dem Ungestüm des Volkes nicht lange Widerstand leisten. Die Gewerbe rotteten sich zusammen, zogen mit ihren Bannern vor den Münster und gingen nicht eher auseinander, bis der Bürgermeister Wintertur und seine zwei Kollegen ihres Amtes entsetzt wurden. Das Ende war vorauszusehen. Die Gemeinde von Straßburg — 2000 Seelen — wurde eingekerkert und Tags darauf sämtlich nach ihrem Begräbnisplatz geschleppt. Ein Holzgerüste war errichtet, das sie besteigen mußten, während es in Brand gesteckt wurde. Nur diejenigen, welche aus Verzweiflung zum Kreuze griffen, ließen die Henker am Leben; die übrigen verbrannten sie mit kaltem Blute. Der neue Rat beschloß auch, daß in hundert Jahren kein Jude in Straßburg aufgenommen werden sollte. Die Schätze der Juden wurden an die Bürger verteilt.

Darauf kam die Reihe an eine der ältesten Gemeinden Deutschlands, an Worms. Die Juden dieser Stadt hatten um so eher das Schlimmste zu befürchten, als der Kaiser Karl IV. sie vorher der Stadt für die Dienste, welche diese ihm geleistet, mit Leib und Gut überliefert hatte. „Also, daß die Stadt und die Bürger zu Worms mit den Juden und der Jüdischheit mögen tun und lassen, brauchen und büßen als mit ihrem Gute.“ Die Bürger hatten also das volle Recht, mit ihnen nach Lust und Willkür zu schalten. Als nun der Rat beschlossen hatte, die Juden zu verbrennen, woll-

ten diese den Tod durch Henkershand nicht abwarten, sondern beschlossen, ihm zuvorzukommen. Fast sämtliche Juden von Worms steckten ihre Häuser in Brand und mehr als vierhundert Personen kamen im Feuer um. Nur wenige entkamen. Auch die Juden von Oppenheim und Frankfurt a. M. brachten sich selbst als Brandopfer, um nicht als Giftmischer gemartert zu werden (gegen Ende Juli).

Als wenn ein Wahn noch nicht genügte, das schwache Israel zu verderben, kam noch ein anderer hinzu, welcher die Entartung des Christentums in eine neue Art von Baalkultus bekundet. Die verheerende Pest des schwarzen Todes wurde in der Christenheit allgemein als ein Zorn Gottes wegen allzugroßer Sündhaftigkeit des Volkes und der Priester angesehen und erregte den Gedanken, ihn durch außerordentliche Büßungen abzuwenden. Scharen von Menschen zogen in Deutschland umher, die, ähnlich den ehemaligen Baalspriestern, ihren halbnackten Körper mit knotigen Riemen bis zum Bluten zerfleischten und durch ihre schauerlichen Gesänge überall Zulauf erhielten. Die Geißler entzündeten den Glaubenseifer der Volksmenge bis zur Raserei, und die nächsten Opfer waren immer die Juden. Einige Geißler gingen geradezu auf Ausrottung der Juden aus und nannten sich mit einem gewissen Stolz „Judenschläger“. Ein Reim aus dieser Zeit charakterisiert in wenigen Versen die Zuchtlosigkeit der damaligen Christenheit:

„Die Pestilenz regierte geschwind,
„Nahm hin viel tausend Menschenkind,
„Die Geißler sah man nackend gehen,
„Sich selber schlagend mocht' man sehen.
„Die Erde ganz erbebt zur Hand;
„Die Juden wurden viel verbrannt.“

Zum Gemetzel der Juden in Frankfurt haben die Geißler gestachelt. Untereinander aber verabredeten die Juden von Mainz den Plan, sich nicht wie die Schafe abschlachten zu lassen. Dreihundert griffen zu den Waffen und erschlugen von der sie überfallenden Menge zweihundert Personen. Freilich erregten sie dadurch um so mehr den Zorn der ganzen christlichen Bevölkerung, die sich ebenfalls bewaffnete. Die Juden kämpften lange, und als sie von der Übermacht der Feinde zurückgedrängt wurden, zündeten sie ihre Häuser an. Nah' an sechstausend Juden sollen damals in Mainz umgekommen sein. Die größte deutsche Gemeinde war vollständig aufgerieben.

An demselben Tage wie in Mainz erlitten die Juden der alteingesessenen Gemeinde von Cöln samt denen, welche aus der Umgegend Zuflucht in der Stadt gesucht hatten, einen Überfall. Der

Rat hatte sie lange gegen die dummgläubige Menge geschützt; er hatte es für seine Pflicht gehalten, dem Beispiele der Vorfahren nachzukommen. Allein da die allgemeine Sterblichkeit die Zucht gelöst und die Scheu vor der Obrigkeit aufgehoben hatte, so unterlag der Bürgerrat mit seiner besseren Einsicht. Es entstanden in Cöln wie an vielen Orten Aufläufe der niederen Volksklasse gegen die Juden. Die Angegriffenen setzten sich teilweise zur Wehr, es entstanden hier und da Brände, und das Ende war, daß sämtliche in Cöln befindliche Juden vernichtet wurden. Wie ein unaufhaltsamer Brand wälzte sich die Judenschlächterei durch ganz Deutschland. Wer will alle Städte von den Alpen bis zur Nordsee und vom Rhein bis zur Oder zählen, in denen die Juden verbrannt wurden oder sich selbst verbrannten? Überall war der glühende Judenhaß oder der Wahnglaube der Deutschen mächtiger, als der Wille der Fürsten, sie zu schützen.

So brach denn auch in Bayern und Schwaben die Verfolgung aus, und die alten Gemeinden gingen unter, die von Augsburg gleich im Beginne, Würzburg, München und viele andere später. Die Juden zu Nürnberg, welche wegen des Welthandels dieser Stadt Reichtümer und stattliche Häuser auf dem Markte besaßen und natürlich viele Schulden ausstehen hatten, erregten ganz besonders die Mißgunst der verschuldeten Christen. Ihr Untergang war so sicher, daß der Kaiser Karl IV. den Rat im voraus vor Verantwortlichkeit sicher stellte, wenn sie wider dessen Willen beschädigt werden sollten.

Auf einem Platze, der später Judenbühl genannt wurde, errichteten die Bekenner der Religion der Liebe einen Scheiterhaufen für die Juden, und diejenigen, welche nicht ausgewandert waren, wurden verbrannt oder erschlagen. Nur der Rat von Regensburg gab sich alle erdenkliche Mühe, die Gemeinde, die älteste in Süddeutschland, zu schützen. Denn auch hier verlangte der Pöbel die Ausrottung oder mindestens die Vertreibung der Juden, und man fürchtete jeden Tag blutige Aufläufe gegen sie. Der Rat und die bessere Bürgerschaft erklärten aber an Eidesstatt öffentlich und feierlich in die Hände des Bürgermeisters Berthold Epoltspecht, daß sie dieselben treulich beschirmen und verteidigen wollen, und sie hielten gewissenhaft ihr Wort.

Außerhalb Deutschlands, selbst unter den noch barbarischen Völkern, kamen damals verhältnismäßig nur geringe Verfolgungen vor. Der König von Ungarn, Ludwig, ein Glaubenseiferer, hat sie zwar in derselben Zeit aus Ungarn vertrieben, aber nicht als Giftmischer, sondern als Ungläubige, die seinem Bekehrungsplan Widerstand geleistet hatten. — In Polen, wo die Pest ebenfalls

wütete, haben sie nur eine geringe Verfolgung erlitten, denn sie wurden gerade in dieser Zeit von dem König Kasimir dem Großen einigermaßen begünstigt. Auf den Wunsch einiger Juden, welche dem König Dienste geleistet hatten, bestätigte Kasimir ein Jahr nach seiner Thronbesteigung (9. Oktober 1354) die Gesetze, welche Boleslaw Pius, Herzog von Kalisch, beinahe ein Jahrhundert vorher erlassen hatte.

Wie an der östlichen Grenze Deutschlands, so wurden die Juden auch an dessen westlicher Grenze, in Belgien, in der Zeit des schwarzen Todes verfolgt. In Brüssel stand ein reicher und gewandter Jude in Ansehen bei dem damaligen Herzog von Brabant, Johann II. Als die Geißler dahin kamen, sah dieser den sicheren Tod seiner Glaubensgenossen voraus und flehte seinen Gönner um kräftigen Schutz an. Johann sagte ihn gern zu. Allein die Judenfeinde hatten sich von dem Sohne des Herzogs Straflosigkeit für das Blutvergießen an Juden zusichern lassen. So überfielen sie die Gemeinde von Brüssel in den Häusern, schleiften deren Bewohner auf die Straße und töteten sie sämtlich, an fünfhundert.

Die Gemeinden von Katalonien, welche, nächst der Provence, im Pestjahre die ersten Opfer hatten, faßten einen überlegten Plan, um ähnlichen Ausbrüchen des Fanatismus vorzubeugen. Zunächst sollten sämtliche Juden des Königreichs Aragonien einen gemeinsamen Fonds zusammenschießen, um diejenigen unter ihnen, welche bei einem Auflaufe oder einer Verfolgung Schaden erlitten haben würden, zu unterstützen. Dann sollten sie Deputierte erwählen, welche dem Könige ans Herz legen sollten, die Wiederkehr solcher Gräuelszenen durch strenge Gesetze zu verhindern. Der König sollte vom Papste eine Bulle erwirken, daß die Juden nicht wegen natürlicher Unglücksfälle oder der Hostienschändung verantwortlich zu machen seien. Der König sollte auch ersucht werden, den Juden wieder die peinliche Gerichtsbarkeit einzuräumen, um Angeber und Verräter aus ihrer Mitte bestrafen zu können. Die Deputierten, je zwei für Aragonien und Katalonien und einer für Valenzia und Mallorca, sollten Vollmachten bekommen, im Interesse sämtlicher Gemeinden zu handeln und namentlich bei Cortesversammlungen das Wohl ihrer Glaubensgenossen wahrzunehmen. Der Plan zur Beratung und Ausführung kam indes wegen Meinungsverschiedenheit nicht zustande. Es hätte auch nicht viel genützt, denn wenn auch die Fürsten und der Papst überzeugt waren, daß die Juden nicht Brunnenvergifter waren, so ließ es sich doch das Volk im großen und ganzen nicht ausreden, daß sie auf nichts anderes sännen, als auf den Tod der Christen. Sie wurden daher seit den

Ausbrüchen infolge des schwarzen Todes für gemeingefährlich gehalten, und jede ihnen zur Last gelegte Freveltat wurde glaublich gefunden. In die romanhafte Dichtung von einem gedankenlosen Schuldner, der einen Gewichtsteil seines Leibes im Versäumungsfalle verpfändet, und von einem harten Gläubiger, welcher auf dem Pfunde Fleisch besteht, in mannigfachen Wendungen erzählt und früher immer harmlos gehalten, wobei ein Lehnsherr und ein Vasalle oder ein Edelmann und ein Bürger figurieren, in diese Dichtung hat in der Zeit nach dem schwarzen Tod ein italienischer Novellist Giovanni Fiorentino einen Juden hineingezogen. Ein Jude aus Mestre besteht darauf, von einem venetianischen Christen ein Pfund Fleisch, das dieser verpfändet habe, auszuschneiden, um die Befriedigung zu haben, einem Christen das Leben zu rauben. Für so herzensverhärtet wurden die Juden gegenüber den Christen seit dieser Zeit gehalten.

Merkwürdigerweise waren sie, trotz des giftigen Hasses der christlichen Bevölkerung gegen sie, dieser bald unentbehrlich geworden. Nicht bloß Fürsten, sondern auch Städte und selbst Geistliche waren von einer förmlichen Sucht besessen, „Juden zu haben“. Kaum wenige Jahre nach der blutigen Raserei infolge des schwarzen Todes hatten in Deutschland Bürger und ihre Schöppen nichts eiligeres zu tun, als Juden wieder aufzunehmen; sie vergaßen schnell ihren Eid, daß in ihren Mauern in hundert oder zweihundert Jahren kein Jude wohnen dürfe. Der Bischof von Augsburg bewarb sich beim Kaiser Karl IV. um die Befugnis „Juden zu heimen und aufzunehmen“. Die Kurfürsten, die geistlichen wie die weltlichen, waren förmlich darauf versessen, das bis dahin ausschließliche Recht der deutschen Kaiser, Kammerknechte zu besitzen, zu beschränken und es sich als Machtbefugnis übertragen zu lassen. Namentlich war der damalige Erzbischof von Mainz, Gerlach, tätig, dem Kaiser Karl dieses Recht abzuringen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg (November 1355), wo eine Art deutscher Reichsverfassung, „die goldene Bulle“, gegeben wurde, erteilte der Kaiser sämtlichen Kurfürsten für alle Zeiten — nächst dem Regal für aufzufindende Metallminen und Salzbergwerke — auch die Befugnis, Juden zu halten, das heißt, er räumte ihnen auch diese Quelle des Reichtums neben den andern von Metallgruben und Salinen ein. Aber nur den Kurfürsten gestand der Kaiser dieses Recht zu; über die Kammerknechte unter der Gewalt der kleinern Fürsten und der Städte behielt er sich sein Recht vor. So wurden die Juden zugleich abgestoßen und angezogen, gemieden und gesucht, geächtet und umworben. Sie wußten aber recht gut, daß sie nicht um ihrer

selbst willen geduldet wurden. Wie sollten sie sich nicht auf Geldgewinn verlegen, da sie nur dadurch ihr kümmerliches Dasein fristen konnten?

Wie in Deutschland, so suchten auch die Herrscher von Frankreich aus finanziellen Rücksichten den Juden wieder Zutritt in ihr Land zu gestatten. Dort war durch die häufigen Kriege mit den Engländern und besonders seit der Gefangennahme des Königs Johann (September 1356) ein Notstand eingetreten, der dieses Land zu einer Provinz der englischen Krone zu machen drohte. Es fehlt vor allem an Geld. Da erschienen dem jungen Dauphin Karl, welcher während der Gefangenschaft des Königs die Regentschaft führte, die Juden mit ihren Finanzoperationen wie rettende Engel, den Staat dem Abgrunde zu entreißen. Ein kluger Jude Manessier (Manecier) de Vesou betrieb mit vielem Eifer die Rückkehr der Juden nach Frankreich, wo sie vor einem halben Jahrhundert verbannt, wieder zugelassen und wieder verbannt worden waren. Wenn das verarmte Frankreich oder der Hof Nutzen davon haben sollte, so mußte diese Rückkehr in großer Masse geschehen. Der gefangene König erließ ein Dekret (März 1360), daß er mit Zustimmung der höheren und niederen Geistlichkeit, des höheren und niederen Adels und der Bürger allen Juden die Erlaubnis erteilte, nach Frankreich einzuwandern und dort vorläufig zwanzig Jahre zu wohnen. Sie durften im ganzen Lande in großen und kleinen Städten, Flecken und Burgen ihren Aufenthalt nehmen, durften nicht nur Häuser, sondern auch Äcker besitzen. Allerdings mußten sie dafür zahlen, und viel zahlen. Jedes jüdische Familienhaupt mußte bei Eintritt ins Land für sich vierzehn Gulden und für jedes zur Familie gehörende Glied einen Gulden und dann eine jährliche Judensteuer von sieben Gulden und für jedes Familienglied von einem Gulden zahlen. Dafür standen sie nicht unter der Willkür der Gerichte und der Beamten, sondern hatten einen eigenen Oberrichter, einen Prinzen aus königlichem Geblüt, zu ihrem Beschützer. Über Vergehen und Verbrechen untereinander sollten zwei Rabbiner mit Hinzuziehung von vier Männern urteilen und verurteilen, ohne Angabe der Gründe und ohne höhere Berufung. Der Gewalt des Adels waren sie entzogen, und auch von den Schikanen der Geistlichkeit sollten sie geschützt sein. Sie durften nicht gezwungen werden, dem christlichen Gottesdienste und der Predigt beizuwohnen. Wie ihre Möbel, Viehstand, Getreide und Weinspeicher, so waren auch ihre heiligen Schriften, nicht bloß Bibel-, sondern auch Talmudexemplare vor Konfiskation sichergestellt, Scheiterhaufen für den Talmud sollten sich in Paris nicht mehr wiederholen. Am meisten war ihr

Handel geschützt. Sie durften Geld bis auf achtzig Prozent ausleihen, Pfänder nehmen, und ihr Pfandrecht wurde von einem Schutzwall von Gesetzen umgeben. Manessier von Vesou, der geschäftige und eifrige Unterhändler, erhielt eine hohe Stellung am Hofe. Er hatte für das pünktliche Einlaufen der Einzugsgelder und der jährlichen Judensteuer unter Verantwortlichkeit zu sorgen. Massenhaft wanderten infolge dieser Privilegien Juden in Frankreich auch aus anderen Ländern ein.

Freilich wurden diese ausgedehnten Privilegien der Juden von mancher Seite mit scheelen Blicken angesehen. Die christlichen Ärzte, denen die jüdischen Konkurrenz machten, klagten: diese hätten keine Prüfung bestanden und seien nur Quacksalber. Die Richter und Beamten, denen keine Gewalt über die Juden eingeräumt und keine Gelegenheit zu Gelderpressungen gelassen war, klagten über Mißbrauch von seiten der Juden. Die Geistlichkeit beschwerte sich darüber, daß sie an den Gewändern der Juden das vorgeschriebene Abzeichen vermißte. Der schwache König Johann legte ihnen daher wieder Beschränkungen auf.

Sobald aber der staatskluge Dauphin unter dem Namen Karl V. den Thron bestieg und eine feste Regierung verfolgte, stellte er ihre zum Teil von seinem Vater verletzten Privilegien wieder her und verlängerte die Erlaubnis zu ihrem Aufenthalte um eine längere Frist. Den Geistlichen, welche ihren Haß gegen die Juden bis zur Unmenschlichkeit steigerten, legte er mit Strenge das Handwerk. Die hohen Prälaten hatten nämlich in Südfrankreich predigen lassen, die Christen sollten bei Strafe des Kirchenbannes mit den Juden keinerlei Verkehr haben, ihnen nicht Feuer, Wasser, Brot, Wein reichen oder verkaufen, und hatten auf diese Weise wieder einen Fanatismus entzündet. Dagegen erließ nun der Statthalter von Languedoc im Namen des Königs eine Ordonnanz an die Beamten, Laien und Geistliche, alle diejenigen, welche feindselig gegen die Juden verfahren sollten, unnachsichtlich zu bestrafen. Unter Karls V. Regierung hatten daher die Juden Frankreichs eine leidliche Existenz.

Indessen, wenn auch die deutschen und französischen Juden nach so grausiger Schlächterei wieder auflebten, so war es bloß das Leibesleben, ihre Seele blieb tot. Ihre Geisteskraft war geschwunden. In Frankreich, wo in mehr als zwei Jahrhunderten von Raschi bis auf die letzten Toßafisten das Talmudstudium zur höchsten Blüte emporgetrieben war, zeigte sich unter den Eingewanderten eine so erstaunliche Unkunde, daß von neuem ein Anfang gemacht werden mußte. Die Privilegien der Könige Johann und Karl sprachen zwar von Rabbinen, welche die Befugnis haben

sollten, unwürdige Juden zu verurteilen; aber sollte man sich darunter tiefgrübelnde Talmudkundige denken, so gab es deren in Frankreich kaum einen einzigen, mittelmäßige aber, nach dem eigenen Geständnisse der Zeitgenossen, nur fünf. Der einzige, welcher damals das Talmudstudium vertrat, war Mathatia b. Joseph Provenci. Vom König Karl V. so sehr geachtet, daß er und seine Familie vom Schandflecken am Gewande befreit wurde, war Mathatia in der Lage, dem Mangel abzuhelfen. Er gründete von neuem ein Lehrhaus in Paris, sammelte Jünger um sich, erklärte ihnen den Talmud, weihte sie ins rabbinische Amt ein und ließ Talmudexemplare, welche in früheren Jahren vielfach vernichtet worden waren, von neuem kopieren. Infolge seines Eifers wurde Mathatia zum Oberrabbiner und zum Oberrichter für bürgerliche und peinliche Fälle gewählt und vom König bestätigt. Seine Schule hat erst die Gemeinden mit Rabbinen versehen.

In Deutschland, dessen Rabbinen einst so stolz auf ihre Erbweisheit waren, hat der schwarze Tod mit seinem Gefolge von Judenschlächtereien und Ausweisungen die Schar derselben so sehr gelichtet, daß auch hier eine außerordentliche Geistesarmut eintrat. Unberufene und Halbwisser mußten zu rabbinischen Funktionen aus Mangel an bessern Kräften zugelassen werden. Diesem Übelstande arbeitete ein angesehener Rabbiner Meïr Ben-Baruch Halevi in Wien (um 1370—1390) entgegen. Er erließ eine Verordnung, daß kein Talmudjünger ein rabbinisches Amt ausüben dürfe, ohne vorher von einem bewährten Rabbinen dazu ermächtigt worden zu sein. Diese Anordnung des Meïr von Wien, daß jeder Kundige erst autorisiert werden müsse, um sich die Rabbinenwürde (Morenu) zu erwerben, ohne diese aber sich namentlich mit Eheverhältnissen, Trauungen und Scheidungen, nicht befassen dürfe, ging aus einem Zeitbedürfnisse hervor und war keine Anmaßung von seiten des Urhebers.

Durch die Unglückstage des schwarzen Todes und seiner Folgen waren nämlich die alten Erinnerungen so sehr erloschen, daß die rheinischen Rabbinen sich veranlaßt sahen, wegen Meinungsverschiedenheit über eherechtliche Punkte eine Synode zu veranstalten, lediglich zu dem Zwecke, alte Verordnungen wieder aufzufrischen. Auf der Versammlung zu Mainz (1381) erneuerten einige Rabbinen im Verein mit Gemeindevorstehern alte Bestimmungen von Speier, Worms, Mainz (Tekanot Schum), daß die kinderlos gebliebene Wittwe ohne Prellerei und Verzögerung von der Schwagerehe entbunden werden und einen festbestimmten Anteil an der Hinterlassenschaft ihres Gatten erhalten sollte. Von den an dieser Synode

beteiligten Rabbinen hat indeß nicht ein einziger einen Namen von Klang hinterlassen. —

In Spanien hatte der schwarze Tod ebenfalls seinen schauerlichen Tanz gehalten. Aber hier war die Bevölkerung im allgemeinen einsichtsvoller als an andern Orten, und dachte gar nicht daran, alle Juden überhaupt dafür verantwortlich zu machen. In Toledo und Sevilla raffte die Pest viele angesehene Gemeindeglieder hin, aus den Familien der Albulafia, der Ascheriden. Den Schmerz der Überlebenden darüber verlebendigen die erhaltenen Inschriften auf den Grabsteinen des Toledaner jüdischen Friedhofes. Auch der König Alfonso XI. von Kastilien fiel als ein Opfer der tückischen Seuche, und auch nicht eine leise Stimme klagte die Juden als Urheber dieses Todes an. Kann nicht dieser Umstand als Gradmesser der Bildungsstufe der verschiedenen europäischen Völker dienen?

Unter Alfonsos Sohn und Nachfolger Don Pedro (1350 bis 1369) stieg der Einfluß der kastilianischen Juden zu einer Höhe wie nie zuvor. Es war der letzte Glanz ihrer angesehenen Stellung in Spanien, auf den bald Abendschatten folgten. Seine zahlreichen Feinde gaben dem als fünfzehnjährigen Jüngling zur Regierung gelangten König den brandmarkenden Namen „Pedro der Grausame“, und seine Begünstigung der Juden hatte Anteil an diesem Schimpfnamen, obwohl er nicht grausamer war, als viele seiner Vorfahren und Nachfolger. Don Pedro war ein Naturmensch im schlimmen wie im guten Sinne des Wortes, der sich dem Zwange der Hofetikette und der politischen Rücksichten nicht unterwerfen mochte. Durch die Falschheit und Treulosigkeit seiner Bastardbrüder von Leonora de Guzman, derselben, welche, ohne es zu wollen, zur Rettung der Juden vor sicherem Untergang beigetragen hatte, wurde der König zu blutigen Vergeltungen förmlich herausgefordert. Seine Mutter, die portugiesische Infantin Donna Maria, war von ihrem Gatten auf Anreizung der Konkubine Leonora de Guzman gedemütigt und gekränkt worden. Don Pedro selbst war gegen seine Bastardbrüder und namentlich gegen seinen älteren Halbbruder, Don Heinrich de Trastamara, zurückgesetzt worden. Seine erste Regierungshandlung mußte also sein, seiner gedemütigten Mutter Gerechtigkeit zu verschaffen und ihre Nebenbuhlerin in den Staub zu drücken und unschädlich zu machen. Daß er seine Bastardbrüder duldete, beweist, daß er keineswegs allzu grausamen Herzens war. Seine Strenge traf mehr die Granden und Hidalgos, welche Recht und Menschlichkeit mit Füßen traten und das Volk mit junkerhaftem Übermut mißhandelten. Don Pedro hatte auch nur in diesem Kreise erbitterte Feinde, aber nicht im Volke, das

ihm, wo es nicht verführt wurde, bis in den Tod treu war. Auch die Juden waren ihm anhänglich und haben für ihre patriotische Gesinnung ihre Habe und ihr Leben eingesetzt, weil er sie gegen Unbill und Übermut geschützt und nicht wie Verworfene behandelt hat. Sie haben zwar durch ihn viel gelitten, aber nicht als duldende Schlachtopfer wie in Deutschland und Frankreich, sondern als eifrige Parteigänger und Mitkämpfer, welche die Niederlage ihres Parteihaupts in gleicher Weise wie seine christlichen Anhänger gebüßt haben.

Als Don Pedro den Thron bestiegen hatte, durfte ein greiser jüdischer Dichter ihm in schöngesetzten spanischen Versen Lehren und Unterweisungen zu erteilen wagen. Dieser Dichter Santob (Schem-Tob) de Carrion (um 1300—1350) war in der jüdischen Literatur vollständig vergessen. Christliche Schriftsteller haben sein Andenken und seine Verse erhalten. Santobs (oder verkürzt Santos) poetische Hinterlassenschaft verdiente aber auch aufbewahrt zu werden. Seine Verse fließen sanft und klar wie eine plätschernde Silberquelle, die ihrem Felsenkerker entlaufen ist. Seine Reime hören sich wie das süße Gelalle einer reinen Kinderstimme an. Er hatte sich nicht bloß die wohltönenden, klangvollen Laute der spanischen Sprache, welche gerade zu seiner Zeit im Übergange von der zarten Jugend zur kräftigen Männlichkeit begriffen war, zu eigen gemacht, sondern sie auch bereichert. Santob hat abgelagerte Gedanken der praktischen Weisheit seiner Zeit in schöne Strophen gebracht. Seine „Ratschläge und Belehrungen“ an Don Pedro tragen den Charakter von Sentenzen und Sprüchen. Er hat, was nicht fehlen konnte, goldene Sprüche aus dem Talmud und den neuhebräischen Dichtern für seine spanischen Verse benutzt und den Honig seiner Poesie aus verschiedenen Blumen gesogen.

Santobs Gedichte sind aber nicht durchweg harmlos, sondern haben auch Stacheln. Er geißelte seine Stammgenossen, welche sich durch die königliche Gunst bereichert haben, und rügte die Vorurteile der spanischen Hidalgos gegen Juden. Er sagte auch in seinen Stanzen (mehr als 600) unter der Blume dem jungen König bittere Wahrheiten, indem er ihm einen Tugendspiegel vorhielt und das Laster in seiner abschreckenden Gestalt zeigte.

Hervorragenden Juden hat der König Don Pedro besondere Gunst zugewendet. Sein Erzieher und allmächtiger Minister Don Juan Alfonso de Albuquerque hatte ihm einen gewandten Juden, der ihm viele Dienste geleistet, zum Finanzmeister empfohlen, und der König übertrug diesem das vertrauensvolle Amt ohne Rücksicht auf jenen Cortesbeschluß, daß Juden nicht mehr dazu zugelassen werden sollen. Es war Don Samuel b. Meïr Allavi,

aus der angesehensten Toledaner Familie der Abulafia-Halevi. Samuel brachte es bald zum Vertrauten (privado) des Königs, der bei allen wichtigen Beratungen und Beschlüssen seine Stimme abgeben durfte. Seine Verdienste schildern zwei Inschriften, die eine bei seinem Leben und die andere nach seinem Heimgang angefertigt, als die eines edlen, schönen Mannes, voll von religiöser Gesinnung, „der nie von Gottes Wegen abging, der Tadel vertragen konnte" und wohltätig war.

Noch ein anderer Jude verkehrte an Don Pedros Hofe, Abraham Ibn-Zarzal, der sein Arzt und Astrolog war. Don Pedro war überhaupt so sehr von Juden umgeben, daß sein Hof von seinen Feinden als ein jüdischer verlästert wurde. Man weiß nicht, ob er aus eigenem Antriebe oder durch Anregung seiner jüdischen Günstlinge die Juden seines Landes kräftig beschützte. Als er zum ersten Male die Cortes von Valladolid eröffnete (Mai 1351), und diese dem Könige eine Bittschrift überreichten, daß er die eigene Gerichtsbarkeit der Juden aufheben und ihnen nicht mehr einen eignen Alcalden (Richter) lassen möge, antwortete er ihnen, daß die Juden als schwaches Völkchen des besonderen Schutzes bedürfen, sie würden vor christlichen Richtern kein Recht finden, oder ihre Prozesse würden verschleppt werden.

Eine Heiratsgeschichte, welche zu einem Parteikampf führte, an dem die kastilianischen Juden Teil hatten, untergrub aber ihre geachtete Stellung auch in Spanien. Während die Hofleute daran arbeiteten, den jungen König mit Blanca, Tochter des französischen Herzogs von Bourbon, zu vermählen, verliebte er sich in ein geistvolles, schönes Edelfräulein, Maria de Padilla. Er soll sich sogar vor Zeugen förmlich mit ihr vermählt haben. Den Heiratsantrag an Blanca ließ Don Pedro widerrufen, aber die Prinzessin von Bourbon kam dennoch nach Spanien oder wurde von ihren ehrgeizigen Verwandten dahin geschickt, um sich das Diadem zu ertrotzen. Sie hat aber nur sich und dem Lande Unheil gebracht. Die nächsten Verwandten des Königs intrigierten nämlich so lange, bis sie ihn bewogen, das Beilager mit ihr zu halten. Er vermochte aber nicht länger als zwei Tage bei ihr zu verweilen. Zu der alten Parteiung im Lande kam dadurch eine neue hinzu, indem sich einige Granden für die verstoßene Königin aussprachen, andere zu Maria de Padilla hielten. Don Samuel gehörte zur letzten Partei, und mit ihm sämtliche Juden Spaniens. Sie hatten Grund genug dazu. Es hieß, Blanca habe mit Mißfallen wahrgenommen, welchen Einfluß Juden an dem Hofe ihres Gemahls hätten, und wie sie große Ehren und Gunstbezeugungen genössen. Sie habe daher den Entschluß gefaßt, ja, habe bereits daran gearbeitet,

nicht bloß die jüdischen Höflinge aus dem Hofkreise zu verdrängen, sondern auch sämtliche Juden aus Spanien zu verbannen. Ihren Widerwillen gegen die Juden habe sie nicht verheimlicht, sondern öffentlich ausgesprochen. Darum hätten die jüdischen Höflinge Partei gegen sie genommen und sie in den Augen Don Pedros verhaßt gemacht. Wenn die Bourbonin Blanca wirklich eine solche judenfeindliche Stimmung gehegt haben sollte (es sprechen Tatsachen dafür), so waren die Juden zur Selbsterhaltung gezwungen, den Einfluß der Königin nicht aufkommen zu lassen, sich vielmehr zur Partei der de Padilla zu schlagen und sie kräftig zu unterstützen. Spaltungen und Bürgerkriege folgten aus diesem unseligen Verhältnisse des Königs zu seiner kaum recht anerkannten Gattin. Albuquerque, der anfangs gegen die Königin war und später sich für sie gewinnen ließ, fiel in Ungnade, und Samuel nahm seine Stelle als vertrautester Ratgeber des Königs ein. Auf allen Ausflügen des Königs war er mit andern hochgestellten Granden des Reiches stets in seiner Begleitung.

Eines Tages verlockten seine Feinde, an deren Spitze seine Bastardbrüder standen, den König nach der Festung Toro, welche die Verschworenen sogleich schlossen und nur wenige von des Königs Begleitern einziehen ließen. Diese wurden sofort ergriffen und in Kerker geworfen, darunter auch Don Samuel. Den König hielten die Verschworenen in Toro wie einen Gefangenen. Während sie einige Granden und sogar den Großmeister von Calatrava hinrichten ließen, verschonten sie merkwürdigerweise den Günstling Samuel. Diesem gelang es später mit dem Könige zu entfliehen. Weil er seinen Unfall mit dem Könige geteilt hatte, stieg er noch mehr in dessen Gunst. Er hatte außerdem für die Finanzen des Königs Sorge getragen und durch scharfe Beaufsichtigung der Steuereinnehmer es dahin gebracht, daß der König einen Schatz anlegen konnte. Die verräterische Gefangennahme des Königs in Toro bildet einen Wendepunkt in seiner Regierungszeit. Es entspann sich infolge der Zwistigkeiten ein erbitterter Bürgerkrieg in Kastilien, der Don Pedro zu grausamen Handlungen aufstachelte. Aber die jüdischen Günstlinge hatten keineswegs die Hand dabei im Spiele; selbst die Judenfeinde legten sie nicht dem jüdischen Minister zur Last. Die Bastardbrüder mit ihrem Anhange suchten zunächst Meister der Hauptstadt Toledo zu werden. Dort hatte aber Don Pedro eine zahlreiche Partei, darunter auch sämtliche Juden, und diese mochten seine Brüder nicht in die Stadt einziehen lassen. Von ihren Freunden jedoch heimlich durch eine Pforte eingelassen, überfielen ihre Scharen die Stadtteile, wo viele Juden wohnten. In der Straße Alcana brachten sie fast 12000 Männer, Frauen,

Greise und Kinder um. Aber in die innere Stadt konnten die Feinde nicht eindringen, weil die Juden die Tore verrammelt, sich zur Wehr gesetzt hatten, und von den Rittern der königlichen Partei kräftig unterstützt wurden. Einige Tage später zog Don Pedro in Toledo ein, wurde von seinen Parteigenossen freudig aufgenommen und übte schwere Vergeltung an denen, die es mit seinen Brüdern gehalten hatten.

Don Samuel stieg durch seine klugen Ratschläge, seine Finanzverwaltung und seinen Eifer für Maria de Padilla zu höchster Gunst beim König. Er hatte mehr Macht als die Granden des Reiches. Er besaß fürstliche Reichtümer und achtzig schwarze Sklaven dienten in seinem Hause. Es scheint ihm aber jener Hochsinn gefehlt zu haben, der ihn gemahnt hätte, die günstige Stunde zu benutzen, um für die Zukunft seines Stammes und seiner Religion Sorge zu tragen. Wohl „suchte er das Beste seines Volkes", wie die Inschrift von ihm aussagt, aber er verstand eben nicht, was das Beste sei. Er schützte sie wohl vor Unbill und Gehässigkeiten, beförderte manche unter ihnen zu Ämtern und gab ihnen Gzlegenheit sich zu bereichern, allein er war nicht das, was Chasdaï, Ibn-Schaprut und Samuel Ibn-Nagrela ihren Religionsgenossen waren. Don Samuel scheint auch wenig Sinn für Geistiges, für Hebung der jüdischen Wissenschaft und Poesie gehabt zu haben. Er baute allerdings Synagogen in mehreren Gemeinden Kastiliens und eine besonders prachtvolle in Toledo, aber nicht einmal ein Lehrhaus für Talmudstudien.

Diese Prachtsynagoge in Toledo, welche noch heutigen Tages als Kirche eine Zierde dieser Stadt ist, war halb im gotischen, halb im maurischen Stile erbaut, wie fast die meisten spanischen Kirchen jener Zeit. Innerhalb der feingeschnitzten Arabesken an den Wänden ist auf grünem Grunde und weiß hervortretend der achtzigste Psalm in hebräischer Schrift zu lesen. Auf der Nord- und Südseite sind Inschriften in halberhabener Arbeit angebracht, welche die Verdienste des Fürsten Samuel Levi Ben-Meïr verewigen. Die Gemeinde dankt darin Gott, „der seine Gnade seinem Volke nicht entzogen und Männer erweckt hat, die sie aus Feindes Hand erretteten. Wenn es auch keinen König mehr in Israel gibt, so hat Gott einen Mann seines Volkes Gunst in den Augen des Königs Don Pedro finden lassen, der ihn über alle Großen erhoben, zum Ratgeber in seinem Reich ernannt und ihm fast königliche Ehren zugewiesen hat." Der Name des Königs Don Pedro ist mit großen Buchstaben hervorgehoben, als sollte es in die Augen fallen, daß dieser Fürst in einem innigen Verhältnis zu den Juden stand. Zuletzt ist der Wunsch ausgesprochen, Samuel

möge die Wiederherstellung des Tempels erleben und darin mit seinen Söhnen als Levite fungieren. Gerade für das Jahr, in welchem diese Synagoge vollendet wurde, hatte der Astronom Abraham Ben Chija, der Rabbiner und Kabbalist Nachmani ein Jahrhundert vorher und auch der Philosoph Leon de Bagnols einige Jahrzehnte vorher das Eintreffen der Messianischen Zeit verkündet. Da sie aber nicht eingetroffen war, so sahen manche Juden in der hohen Stellung Samuels und anderer jüdischer Günstlinge eine Spur von dem Zepter Judas. Es war eine Verblendung, die eine bedenkliche Seite hatte. Eine rabbinische Autorität, R' Nissim Gerundi Ben-Rëuben (Ran, blühte um 1340—1380), Rabbiner von Barcelona, predigte gegen solche Berechnung des Messianischen Erlösungsjahres aus den Danielschen Jahreswochen. Er fürchtete nämlich mit Recht, der Glaube an das Erscheinen des Messias könnte durch die Wahrnehmung, daß die so vielfach angestellten Berechnungen sich trügerisch erwiesen haben, erschüttert werden. Trügerisch erwies sich auch die Berechnung auf Don Samuels hohe Stellung. Er hatte einen zu bedeutenden Einfluß auf die Entschlüsse des Königs, als daß er keine Feinde hätte haben sollen. Selbst wenn er Christ gewesen wäre, hätte die Hofpartei Ränke zu seinem Sturze geschmiedet. Und nun gar erst ein Jude! Nicht bloß Don Pedros Bastardbruder Don Heinrich und die Königin Blanca, sondern auch solche, welche früher in des Königs Dienst standen, suchten die kastilianische Bevölkerung gegen die Juden, und namentlich gegen den jüdischen Ratgeber, aufzuwiegeln. Don Pedro Lopez de Ayala, Dichter, Chronikschreiber und des Königs Bannerträger, gab in einem Gedichte zu erkennen, wie die Höflinge von den hochgestellten Juden dachten: „Die Juden trinken der geplagten Christen Blut und lechzen nach ihren Gütern durch die Steuerpacht. Don Abraham und Don Samuel, mit Lippen süß wie Honig, erlangen vom König alles, was sie wünschen." Samuels Sturz war Vieler Wunsch.

Mit einem Male ließ Don Pedro das ganze Vermögen Samuels und seiner Verwandten einziehen, welches in 170900 Dublonen, 4000 Mark Silber, 125 Kästchen Gold- und Silberstoffen, 80 Sklaven und 60000 Dublonen von seinen Verwandten bestand. In Samuels Hause sollen unter der Erde eine erstaunliche Menge Goldes und Silbers gefunden worden sein. Don Pedro ließ seinen ehemaligen Günstling noch dazu verhaften und in Sevilla foltern, um ihn zu bewegen, noch mehr Schätze zu entdecken. Er blieb aber standhaft, gab nichts an und hauchte unter der Tortur seinen Geist aus. Eine Grabschrift verkündet mit einfachen Worten, wie hoch er früher gestellt war, und wie seine Seele, durch Folterqualen gereinigt,

zu Gott aufstieg. Sie enthält kein gehässiges Wort gegen Don Pedro.

Don Samuels Tod änderte nichts an dem freundlichen Verhältnisse zwischen dem König und den Juden. Sie blieben ihm nach wie vor anhänglich, und er erteilte einigen unter ihnen große Auszeichnung. Dafür mußten sie den Haß seiner Feinde gegen ihn teilen und wurden für seine Untaten verantwortlich gemacht. Don Pedro ließ seine ihm verhaßte Gemahlin aus der Welt schaffen. Ob die Königin eine Heilige oder eine Intrigantin war, ob sie den Tod verdient oder nicht verdient hat, die Art ihres Todes bleibt ein Schandfleck in Don Pedros Leben. Aber so sehr auch der Chronikschreiber de Ayala den Juden abgeneigt war, so hat er doch in seiner Chronik mit keinem Laute angedeutet, daß einer von Don Pedros jüdischen Günstlingen an dieser Schändlichkeit beteiligt gewesen wäre. Erst später erfand der Judenhaß allerlei Märchen, um des Königs jüdische Parteigänger in diese Blutschuld hineinzuziehen. Es wurde gefabelt, ein Jude hätte der Königin Blanca auf Befehl des Königs Gift beigebracht, weil sie darauf bestanden hätte, die Juden aus dem Königreiche zu vertreiben. Eine französische Romanze hat diese gehässige Fabel verewigt. Pedros Bastardbruder Don Heinrich de Trastamara war froh, durch Blancas Tod und dessen Folgen eine Gelegenheit bekommen zu haben, Bundesgenossen zur Entthronung des rechtmäßigen Königs zu gewinnen. Die Bourbonen in Frankreich und der König selbst sagten ihm Hilfe zu und ließen für ihn die wilde Abenteuererschar der sogenannten „großen oder weißen Kompagnie“ anwerben, welche nach Beendigung des Krieges mit England das französische Gebiet unsicher machte. Auch der Papst unterstützte den Bastard, weil ihm Don Pedros Gunstbezeugung gegen die Juden ein Dorn im Auge war. Er tat den König von Spanien ohne weiteres in den Bann.

Um seiner Empörung einen Anstrich von Gesetzlichkeit zu geben und die Gemüter für sich zu gewinnen, schwärzte Don Heinrich seinen Bruder vielfach an und schilderte ihn als einen Unwürdigen, der die Krone verwirkt habe, weil er seine Staaten durch Juden regieren ließe, ihnen und ihrer Religion anhänglich sei. Er ging in der Verleumdung seines Bruders so weit, zu verbreiten, daß nicht nur dessen Geliebte, Maria de Padilla, eine Jüdin sei, sondern daß Don Pedro selbst von jüdischem Blute abstamme.

Mit den Soldknechten der „weißen Schar“, einer gewissenlosen Bande, überschritt Heinrich die Pyrenäen, um seinen Bruder zu entthronen. An der Spitze dieser französischen und englischen Auswürflinge stand der gewaltigste Krieger seinerzeit, der Held

und Abenteurer Bertrand du Guesclin (Claquin), berühmt durch seine Heldentaten, seine Häßlichkeit und seine drolligen Manieren, den die Sage, gleich dem Cid, verherrlicht hat. Die Juden nahmen durchweg auch in dieser Zeit für Don Pedro Partei und unterstützten ihn nicht bloß mit ihrem Gelde, sondern auch mit ihrem Blute. Sie scharten sich unter die Reihen seiner Krieger oder verteidigten die Städte gegen die Angriffe Don Heinrichs und du Guesclins. Die wilden Söldner töteten dafür die jüdischen Kämpfer und auch die Wehrlosen. Fast ganz Spanien fiel darauf dem Sieger zu, weil Don Pedro es verabsäumt hatte, die ihm anhängliche Bevölkerung zu konzentrieren oder durch bedeutende Summen die wilden Abenteurer für sich zu gewinnen, wie ihm geraten wurde. Don Samuel mit seiner Klugheit fehlte ihm. Die Tore der Hauptstadt Toledo wurden dem Sieger geöffnet, obwohl Don Pedros Partei, wozu auch die Juden gehörten, eine Zeitlang für Widerstand gestimmt hatte. Der Toledaner Gemeinde legte Don Heinrich eine sehr hohe Geldsumme als Strafe für ihre Treue zu dem legitimen König auf. Don Pedros letzte Zufluchtsstätte war die Stadt Sevilla.

Noch einmal lächelte Don Pedro das Glück, nachdem es ihm den Rücken gekehrt hatte, als er, ein Flüchtling, die Pyrenäen hatte übersteigen müssen, und alles Land dem Sieger zugefallen war. Der heldenmütige Prinz von Wales, von seiner Eisenrüstung der schwarze Prinz genannt, der in Südfrankreich stand, unternahm es, dem entthronten König im Namen der Legitimität und in Aussicht auf reichen Lohn an Geld und Land, Beistand zu leisten. Heinrich de Trastamara mußte wiederum Spanien verlassen (1367). Ganz Spanien jauchzte wieder dem Sieger Don Pedro zu. Bald wendete sich aber wieder das Blatt. Der schwarze Prinz ließ Don Pedro im Stich, und Don Heinrich kehrte abermals mit neuen Scharen aus Frankreich zurück. Die nördlichen Städte Spaniens fielen ihm wieder zu. Die Bürger von Bourgos öffneten ihre Stadt dem Sieger, nur die Juden blieben dem unglücklichen Don Pedro treu. Unterstützt von einigen Rittern, Parteigängern Don Pedros, verteidigten sie die Judenstadt von Burgos, kämpften tapfer und unterwarfen sich erst der Übermacht. Sie erlangten von Heinrich eine günstige Kapitulation, daß sie in der Stadt unangefochten bleiben durften, nur mußten sie eine Million Maravedis zahlen. Die Christen wollten den Sieg über Don Pedro sofort ausbeuten. Die Cortes von Burgos stellten an Heinrich folgendes Gesuch: Da die Juden Schuld an dem Bürgerkriege tragen, indem sie Günstlinge und Beamte des früheren Königs waren, so möge der neue König ein Gesetz erlassen, daß

fortan kein Jude zu einem Amte befördert werden sollte, nicht einmal zu dem eines Leibarztes des Königs oder der Königin. Auch sollten die Juden nicht mehr zur Steuerpacht zugelassen werden. Heinrich erwiderte darauf, die Juden von allen Ämtern auszuschließen sei etwas, was noch kein kastilianischer König getan habe. Indessen werde er die Juden, die an seinem Hofe wären, nicht zu Rate ziehen, auch ihnen keine Macht einräumen, wodurch dem Lande Schaden erwachsen sollte. Er mochte sie nicht durch Zurücksetzung zur Verzweiflung treiben. Don Pedro zählte noch sehr viele Anhänger. Die meisten jüdischen Gemeinden hielten treu zu ihm und Juden dienten auch im Heere tapfer kämpfend für den König, der sie bis zuletzt mit Gerechtigkeit behandelte. Don Pedro hatte selbst in seiner verzweifelten Lage, als er den mohammedanischen König von Granada zu Hilfe rufen mußte, demselben ans Herz gelegt, die Juden zu schonen. Indessen litten die Juden doch von Freund und Feind; denn da Don Pedro auf die Hilfstruppen zuerst des schwarzen Prinzen und dann der Mohammedaner angewiesen war, so wurde hinter seinem Rücken von diesen Gewalttätigkeit aller Art verübt. Die Gemeinden von Villadiego und Aguilar wurden von den Engländern vollständig aufgerieben. Der mohammedanische König, Don Pedros Bundesgenosse, führte dreihundert jüdische Familien aus Jaen als Gefangene nach Granada. Noch schlimmer behandelte sie der wilde du Guesclin, der sie nicht als ebenbürtige Parteigänger und Kämpfer ansah, sondern als Knechte, die es gewagt haben, gegen ihren Herrn die Waffen zu ergreifen.

Am meisten litt damals die Gemeinde von Toledo. Sie brachte um die Wette mit den christlichen Anhängern Don Pedros die größten Opfer, um die Stadt gegen den Feind zu verteidigen und hielt eine lange und schreckliche Belagerung aus. In dieser Belagerung war die Hungersnot so groß, daß die Unglücklichen nicht bloß die Pergamente der heiligen Schrift, sondern auch das Fleisch ihrer eigenen Kinder verzehrten. Der größte Teil der Toledaner Gemeinde kam durch Kriegsunglück und Hungersnot um. Endlich siegte Don Heinrich über seinen von allen Seiten verlassenen Bruder bei Montiel (14. März 1369). Das Ende Don Pedros war tragisch. Beim Zusammentreffen mit seinem feindlichen Bruder soll dieser ihm die beleidigenden Worte ins Gesicht geschleudert haben: „Wo ist dieser Jude, Sohn einer Dirne, der sich König von Kastilien nennt.“ Darauf rangen beide miteinander, bis Don Pedro unterlag und von seinem Bruder und du Guesclin enthauptet wurde. Der Papst Urban V. konnte bei der Nachricht vom Tode Don Pedros seine Freude nicht zurückhalten. „Die Kirche muß jubeln“, äußerte er sich, „über den

Tod eines solchen Tyrannen, eines Rebellen gegen die Kirche und eines Gönners von Juden und Sarazenen. Der Gerechte freut sich, wenn er Rache sieht." Was das Papsttum lange nicht durchsetzen konnte, die Demütigung der spanischen Juden, das gelang ihm unvermutet durch den Bruderkrieg in Kastilien. Auch sie erlitten bei Montiel eine Niederlage, welche für ihre Zukunft verhängnisvoll war.

Der Prinz, dem die Juden Kastiliens unter der Fahne bürgerlicher Treue so sehr Widerstand geleistet, gegen den sie mit bewaffneter Hand gekämpft hatten, der Bastard Don Heinrich von Trastamare, der Brudermörder ergriff nach dem Siege bei Montiel mit bluttriefender Hand das Zepter und setzte die geraubte Krone von Kastilien auf sein sündhaftes Haupt. Von der zahlreichen jüdischen Bevölkerung war ein großer Teil, Bewaffnete wie Wehrlose, durch den langjährigen erbitterten Bruderkrieg im Felde, durch die Not in den belagerten Städten und durch die Raubscharen der weißen Kompagnie aufgerieben.

Die größte jüdische Gemeinde der kastilianischen Hauptstadt, „die Krone Israels" im Mittelalter, gewissermaßen das spanische Jerusalem im Abendlande, Toledo, zählte nach Aufhebung der Belagerung nicht so viel Hunderte, als sie früher Tausende gezählt hatte. Der Überrest der Juden in Kastilien war durch Plünderung und Brandschatzung von Feind und Freund an den Bettelstab gekommen. Ergreifend schildert ein Zeitgenosse (Samuel Çarça) den trostlosen Zustand der kastilianischen Gemeinden in dieser Zeit. „In Wahrheit, es folgten Plünderer auf Plünderer, der Pfennig schwand aus dem Beutel, die Seele aus dem Körper, alle Vorwehen der messianischen Zeit sind eingetroffen, nur der Erlöser kommt nicht." Hatten nicht die übriggebliebenen Juden nach dem Siege Don Heinrichs Grund zu zittern? Er hatte die Begünstigung der Juden von seiten seines Bruders Don Pedro zum Vorwande seines Krieges gegen ihn gebraucht. Nun war er Herr ihres Geschickes geworden. Wird er nicht den Fuß auf den Nacken der Besiegten setzen? Zwar so schlimm, wie sie es befürchtet hatten, erging es ihnen nicht. Don Heinrich II. konnte die Juden ebensowenig entbehren wie seine Vorgänger und wie die französischen und deutschen Fürsten. Die jüdischen Finanzmänner waren allein imstande, den Staatshaushalt in Gang und Ordnung zu erhalten. Und Don Heinrich hatte sie mehr denn je vonnöten. Er hatte während des Krieges für die Besoldung der Hilfsscharen außerordentliche Schulden gemacht und anderweitige Versprechungen für geleistete Hilfe gegeben, welche gelöst werden mußten. Das Land war durch die langjährigen Kriege verarmt. Wer sollte die nötigen Summen beschaffen und für regelmäßige Einnahme der Steuern sorgen, wenn nicht die Juden? Statt die Besiegten zu be-

strafen, schätzte er ihre Treue und äußerte sich, solche Untertanen müsse ein König belohnen, weil sie die gebührliche Treue ihrem besiegten König bis zum Tode bewahrten und nicht zum Sieger überliefen.

Don Heinrich ließ sich also dasselbe zuschulden kommen, womit er seinen Bruder in den Augen der Christenheit gebrandmarkt hatte; auch er verwendete fähige Juden zum Staatsdienste. Zwei Juden aus Sevilla, Don Joseph Pichon und Don Samuel Abrabanel, vertraute er wichtige Ämter an. Der erstere war Obersteuereinnehmer und Almoxarif des Königs und stand bei ihm in hohen Ehren.

Allein wenn auch der König den Anteil, den die Juden an dem Kriege gegen ihn hatten, ihnen nicht nachtrug, so vergaß ihn die Bevölkerung nicht. Der Adel und die Bürger konnten es ihnen nicht verzeihen, daß sie ihnen in den belagerten Städten und in offener Feldschlacht als Feinde gegenübergestanden hatten. Rachegefühl und Judenhaß machten sie blind gegen den Vorteil, welchen die Juden der Wohlfahrt des Staates brachten. Jene waren die Besiegten, darum sollten sie zu einer Art Knechtschaft gedemütigt werden. Die feindselige Stimmung der Bevölkerung gegen die Juden machte sich gleich bei dem ersten Zusammentritt der Cortes von Toro (1371) Luft. Sie beklagten sich beim König, daß dieses „schlimme und kecke Geschlecht", diese Feinde Gottes und der Christenheit, hohe Ämter bei Hofe und bei den Granden des Reiches bekleideten, daß ihnen die Steuerpacht übergeben worden sei, und daß sie dadurch schwache Christen in Abhängigkeit und Furcht erhielten. Sie forderten, daß die Juden fernerhin zu keinerlei Amt zugelassen werden, in eigenen Judenvierteln, gesondert von der christlichen Bevölkerung, wohnen, das Judenabzeichen zu tragen gezwungen werden sollten, nicht in reichen Gewändern öffentlich erscheinen, nicht auf Mauleseln reiten und endlich keine christliche Namen führen dürften. Don Heinrich kamen diese Forderungen ungelegen, allein er konnte nicht umhin, ihnen Zugeständnisse zu machen. Er führte zwar nur zwei Beschränkungen ein, aber diese, wenn auch nicht materieller Natur, waren von sehr schlimmer Wirkung. Die kastilianischen Juden sollten fortan das entehrende Abzeichen tragen und die landesüblichen Namen ablegen. Dadurch war ihr spanischer Stolz, den sie mit den Granden und Hidalgos teilten, aufs tiefste verletzt. Anderthalb Jahrhunderte bestand bereits das kanonische Gesetz für das Judenabzeichen, die Ausgeburt päpstlicher Unduldsamkeit und Überhebung, und nur die Juden Kastiliens hatten sich dessen so lange zu erwehren gewußt, und nun sollten auch sie die Brandmarkung an ihren Gewändern zur Schau tragen. Sie, die gewöhnt waren, das Haupt hoch zu erheben und klingende

Namen zu führen, sollten gesenkten Blickes einherschleichen und bei den morgenländischen Namen angerufen werden. Sie konnten sich nicht in diese sie so demütigende Lage finden. Diese Demütigung drückte sie nieder. Ohnehin hatte der unglückliche Krieg mit seinen Folgen den Sinn stumpf gemacht und das Interesse vom Geistigen aufs Leibliche gelenkt. Die Verkümmerung trat daher auch unter ihnen ein. Die Teilnahmlosigkeit an wissenschaftlichen Bestrebungen erzeugte eine so auffallende Unwissenheit in dem jüdischen Spanien, daß Dinge, welche früher jedem Halbgebildeten geläufig waren, in dieser Zeit als eine unerreichbar hohe Weisheit galten, um die man sich gar nicht kümmerte. Und gerade damals waren Männer von Geist und Kenntnissen, welche sich vor den Riß hätten stellen können, unentbehrlich. Denn die Vertreter des Christentums fingen damals an, mit Nachdruck Angriffe auf das Judentum zu machen, um dessen Bekenner zum Abfall zu bewegen.

Don Heinrich hatte der Geistlichkeit viel zu danken; sie hatte seinen Kronenraub geheiligt. Aus Dankbarkeit und auch aus falscher Religiosität machte er ihr Zugeständnisse. Auf ihren Wunsch und seinen Befehl mußten die Juden wieder zu widerlichen Religionsdisputationen herhalten, wobei viel zu verlieren und wenig zu gewinnen war, weil in diesem Wortkampfe Licht und Luft ungleich verteilt waren. Zwei getaufte Juden erhielten vom Könige die Befugnis, in jeder Provinz oder Stadt Kastiliens Religionsgespräche veranstalten zu dürfen und die Juden zu zwingen, sich auf ihre Einladung dazu einzufinden. In Avila mußte sich die ganze Gemeinde in die große Kirche begeben (1375), wo im Beisein vieler Christen und Mohammedaner disputiert wurde. Von seiten der Juden führte der auch mit den christlichen Religionsquellen vertraute Arzt Mose Kohen de Tordesillas das Wort. Der Arme ging mit Zagen an dieses gefährliche Geschäft. Er hatte die christliche Liebe bereits empfunden. Während des Bürgerkrieges hatten ihn christliche Banden aller Habseligkeiten beraubt und ihn auch körperlich mißhandelt, um ihn zur Annahme des Christentums zu zwingen. Er hatte alle diese Prüfungen mit dem Mute fester Überzeugung bestanden, und nun sollte er eine neue Gefahr bestehen! Allzuschwer wurde ihm indes das Disputieren nicht gemacht. Denn da einer der Täuflinge Johannes von Valladolid die Dogmen des Christentums, Jesu Göttlichkeit und Menschwerdung, die Dreieinigkeit und die Jungfräulichkeit der „Gottesmutter“ aus dem alten Testamente beweisen wollte, so war es seinem jüdischen Gegner leicht, die Nichtigkeit der allzuerbärmlichen Beweisführung klar zu machen. Nach vier Disputationen mußte Johannes als besiegt sein Vorhaben aufgeben. Aber damit war die Sache nicht abgetan. Ein anderer Zungendrescher forderte Mose auf, sich mit ihm

in eine Disputation über den Talmud einzulassen. Im Weigerungsfalle drohte er ihm, öffentlich den Talmud als Fundgrube christenfeindlicher Äußerungen anzuklagen. So mußte de Tordesillas wieder albernen Behauptungen und Angriffen standhalten und sich durch dornige Gespräche durchwinden. Er bewahrte indes in seinen Religionsgesprächen Kaltblütigkeit und Ruhe, so schwer es ihm auch wurde; kein verletzendes Wort entfuhr ihm, und er ermahnte die Toledaner, für welche er den Hauptinhalt der Disputation niedergeschrieben hatte, sich nicht vom Eifer zu kränkenden Worten hinreißen zu lassen, „denn die Christen besitzen nun einmal die Gewalt und vermögen die Wahrheit mit Faustschlägen zum Schweigen zu bringen."

Als wenn einige tiefer blickende Juden geahnt hätten, daß die schwersten Prüfungen über die spanischen Juden im Anzuge waren, versahen sie ihre Glaubensgenossen für die Zeit des bevorstehenden Kampfes mit Schild und Helm, um nicht von dem unerbittlichen Feinde unbewaffnet überrascht zu werden. Zu gleicher Zeit mit Mose de Tordesillas verfaßte ein anderer spanischer Jude ein polemisches Werk gegen das Christentum zu Abwehr und Angriff, noch viel eingehender als jener, Schem-Tob Ben-Isaak Schaprut aus Tudela. Der Kardinal Don Pedro de Luna, der später als Papst Benedikt XIII. so viel Verwirrung in die Kirche und so viel Unheil über die Juden gebracht hat, war von Bekehrungseifer und einer unwiderstehlichen Disputiersucht über Glaubensdinge besessen. In Pampeluna forderte er Schem-Tob Schaprut auf, mit ihm über Erbsünde und Erlösung zu disputieren, und dieser mußte sich dazu in Gegenwart von Bischöfen und gelehrten Geistlichen anschicken. Um die Juden in den Stand zu setzen, sich Waffen aus dem christlichen Arsenal zu holen, übertrug Schem-Tob Schaprut die vier Evangelien auszugsweise in die hebräische Sprache, woran er spitzige Bemerkungen knüpfte.

Von allzu großer Wirkung erwiesen sich diese Schriften in der Zeit der Prüfung nicht, wenigstens leisteten sie nicht das, was sich ihre Verfasser davon versprachen. Es fehlte im jüdischen Spanien gerade nicht an Schriften, aber an Männern, an tatkräftigen Charakteren, an gebietenden Führern, welche durch Geist, Willensstärke und Haltung, wenn auch nicht die Masse, so doch die Halbgebildeten zu sich zu erheben und auf sie einen Teil ihres eigenen Wesens überzuleiten vermocht hätten. Der Bannfluch gegen die Wissenschaft, welchen die peinliche Angst und die Überfrömmigkeit erlassen hatten, rächte sich gar empfindlich; er erzog ein Zwerggeschlecht und raubte die Einsicht in die Zeitverhältnisse, welche nur der durch die Wissenschaft geschärfte Blick zu geben vermag. Selbst die Glaubenstreue litt darunter, daß dem heranwachsenden Geschlechte die geistesnährende

Brust entzogen wurde. Die meisten spanischen Rabbinen dieser Zeit waren entweder geradezu Feinde der Wissenschaft und namentlich der Religionsphilosophie oder doch gleichgültig dagegen. Nur Laien befaßten sich damit, aber ihr Geist war nicht davon durchtränkt und noch weniger schöpferisch.

Nur zwei Männer erschienen in dieser Zeit aus dem Flachstande der Mittelmäßigkeit und Alltäglichkeit durch Charakter und Wissen gehoben, Chasdaï Crescas und Isaak Ben-Scheschet. Sie lebten allerdings beide im Königreich Aragonien, wo die Juden unter Don Pedro IV. und Juan I. weder so verarmt, noch so gebeugt waren, wie ihre Brüder in Kastilien. Crescas und Ben-Scheschet waren zwar nicht so bedeutend, um ihren Zeitgenossen die Richtung ihres Geistes als Regel vorzuzeichnen, bildeten aber doch Brennpunkte für größere Kreise und wurden nicht selten zur endgültigen Entscheidung verwickelter Verhältnisse angerufen. Beide waren auf die Erhaltung und Förderung des Judentums, auf Friedensstiftung in den nahen und entfernten Gemeinden, auf Aufrichtung der gebeugten Gemüter bedacht, wie sehr auch ihre Mittel beschränkt und die Zeitumstände ihnen ungünstig waren.

Chasdaï Ben-Abraham Crescas (geb. um 1340, gest. um 1410) zuerst in Barcelona und später in Saragossa, gehörte, wenn auch talmudisch geschult und gelehrt, nicht dem Stande der Rabbinen an; sein Wohlstand und seine anderweitige Beschäftigung ließen ihm keine Muße für dieses Ehrenamt. Er stand nämlich dem aragonischen Hofe unter Juan I. nah, wurde öfter in wichtigen Fragen zu Rate gezogen und verkehrte vielfach mit den aragonischen Granden. Mit den Ergebnissen der verschiedenen philosophischen Schulen war er so sehr vertraut, daß er sie mit einer Selbständigkeit und einer Gedankentiefe beherrschte, die ihn zu einem originellen Denker stempelten. Freilich war die Religion oder die jüdische Überzeugung der Urgrund seiner Ideen, aber diese gestaltete sich in seinem Geiste zu einem eigenen Gebilde. Chasdaï Crescas war der erste, welcher die Schwächen der herrschenden Philosophie des Aristoteles, welcher für die meisten jüdischen Denker Autorität war, tief erkannte, und er brachte ihr gewaltige Stöße bei. Von Gemüt war Chasdaï Crescas mild und sanft, ein Freund in der Not, ein zuverlässiger Anwalt der Schwachen. In den unglücklichen Tagen, welche über die Juden Spaniens zu seiner Zeit hereinbrachen, hat er mit allen Kräften zur Milderung der Übel beigetragen.

An Charakter ihm ähnlich, aber an Denkart grundverschieden war sein älterer Freund Isaak Ben-Scheschet Barfat (geb. um 1336, gest. 1408), halb und halb noch Jünger des Ben-Adret, da er sich unter dessen Sohn und unmittelbaren Schülern ausbildete. Wie

er sich Ben-Adrets Klarheit in Auffassung und Behandlung des Talmud aneignete, so auch dessen feindliche Stellung zur Wissenschaft, er überbot ihn noch darin. Jener hat sich durch die Zeitumstände dazu drängen lassen, sie lediglich der unreifen Jugend zu untersagen. Ben-Scheschet dagegen war in seiner abgeschlossenen Gläubigkeit der Ansicht der Ascheriden, daß selbst reife Männer sich davon fernhalten müßten. Die Naturwissenschaft und Philosophie müsse man durchaus meiden, weil sie die Grundpfeiler der Thora erschüttern. Sonst war Ben-Scheschet ein sittlich gehobener Charakter, eine milde Persönlichkeit und brachte öfter sein persönliches Interesse dem allgemeinen Besten und dem Frieden bereitwillig zum Opfer. Aber wo er eine talmudische Satzung oder auch nur einen unwesentlichen Brauch verletzt glaubte, verwandelte sich seine Milde in übermäßige Strenge.

Charakteristisch für Isaak Ben-Scheschet ist seine Fehde mit einem bereits betagten Rabbiner Chajim Galipapa, der von entgegengesetzter Geistesrichtung war. Dieser (geb. um 1310, gest. um 1380) Rabbiner von Huesca und Pampeluna, war eine originelle Erscheinung im Mittelalter, die man gar nicht recht unterbringen kann. Während sich damals, namentlich seit der Herrschaft der Ascherischen Richtung, sämtliche Rabbinen dem Zuge überließen, Erschwerungen über Erschwerungen zu häufen und in zweifelhaften Fällen immer der Schale der Strenge das Übergewicht zu geben, ging Galipapa von der entgegengesetzten Ansicht aus, daß man jeden Anhaltspunkt im Talmud hervorsuchen müsse, um Erleichterungen fürs Leben einzuführen. Die Zeiten, meinte er, seien gegenwärtig viel günstiger, weil die Unwissenheit im Volke nicht mehr so grell sei wie in früheren Zeiten und die Befürchtung wegfalle, daß eine Erleichterung die Übertretung eines wichtigen Religionsgesetzes nach sich ziehen könnte. Diesen Grundsatz sprach Galipapa nicht bloß theoretisch aus, sondern befolgte ihn auch praktisch. Freilich betrafen seine Erleichterungen nur unerhebliche Punkte. Aber in dieser Zeit waren auch solche Kleinigkeiten von Wichtigkeit. Auch sonst hatte Galipapa selbständige, von dem Schlendrian abweichende Ansichten. Er erkannte, daß das geheimnisvolle Buch Daniel nicht eine Prophezeiung, sondern der Widerschein der Makkabäerkämpfe sei. Diesen wegen seiner Kenntnisse und seines hohen Alters verehrungswürdigen Galipapa, der bereits Jünger ausgestellt hatte, kanzelte Ben-Scheschet wie einen Schüler ab. Er beschwor ihn, Ärgernis zu vermeiden und keine Gelegenheit zur Spaltung in der Judenheit zu geben. Galipapas bescheidene Reformversuche hatten keine Folgen weiter.

Von Frankreich aus wurde die Autorität Chasdaï Crescas' und Isaak Ben-Scheschets in Anspruch genommen, um in einer Streit-

sache in betreff des Oberrabbinats der französischen Gemeinden ihre endgültige Entscheidung abzugeben. Dort waren nämlich in den jüdischen Verhältnissen Veränderungen vorgegangen, welche zum Teil mit der politischen Lage des Landes im Zusammenhang standen. Manassier de Vesou, der Beschützer seiner Glaubensgenossen, und der Großrabbiner Matthatia, welche Ansehen bei den Gemeinden und am Hofe hatten, waren gestorben. Beider Befugnisse erbten ihre Söhne. Salomo de Vesou wurde Obereinnehmer und des letzeren Sohn Jochanan wurde von der Gemeinde zum Rabbiner gewählt und vom König bestätigt. Als er bereits fünf Jahre als solcher fungiert und auch einem Lehrhause vorgestanden hatte, traf ein ehemaliger Jünger seines Vaters namens Jesaia Astrük Ben-Abba-Mari aus Savoyen in Frankreich mit einer Vollmacht von dem deutschen Oberrabbiner Meïr Halevi aus Wien ein, vermöge welcher er allein berechtigt sei, Jünger als Rabbiner zu bestätigen. Wer ohne seine Erlaubnis rabbinische Funktionen ausüben und sich namentlich mit Trauungen und Ehescheidungen befassen würde, sollte dem Banne verfallen, und die von ihm ausgegangenen eherechtlichen Akte sollten null und nichtig sein. Vermöge seiner Vollmacht entsetzte er auch Jochanan seines rabbinischen Amtes, weil dieser sich ihm nicht unterordnen mochte. Da die Familie de Vesou ihren Einfluß eingebüßt hatten, so fand Jochanan keine kräftige Unterstützung. Indessen waren manche mit diesem herrischen Verfahren des eingewanderten Rabbiners Jesaia unzufrieden und beklagten sich namentlich über die Anmaßung des deutschen Rabbiners Meïr Halevi, daß er fremden Gemeinden Gesetze vorschrieb. Es entstand infolgedessen eine Aufregung in den französischen Gemeinden, die noch dadurch vermehrt wurde, daß Jesaia die Rabbinatssitze seinen Verwandten zuwies. Jochanan wandte sich daher mit seinen Klagen an die zwei Hauptvertreter der spanischen Judenheit, an Chasdaï Crescas und Isaak Ben-Scheschet. Beide „katalonische Großen“ (wie sie genannt wurden) sprachen sich zugunsten des Jochanan aus. Wenn diese Verwendung und Unterstützung ihm auch etwas genützt haben, so genoß er doch die Ruhe nicht lange, denn die Tage der Juden von Frankreich waren gezählt.

Der Sturm, der diesmal von Spanien ausging, hat den alten Stamm, dessen tiefste Wurzeln in diesem Lande waren — seine Blütenpracht und seinen Laubschmuck waren längst geknickt — bis ins innerste Mark erschüttert. Um ihn ganz zu entwurzeln, mußten sich gewaltige Stöße ein Jahrhundert lang wiederholen. In Frankreich genügte schon ein Windhauch, um die losen, nur wie in Flugsand eingesetzten Pfropfreiser wegzufegen. Das blutige Drama, dessen erster Akt sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts und dessen letzter erst zu Ende des folgenden abwickelte, haben die spanischen Juden zum Teil selbst ver-

schuldet. Wenn die Judenfeinde sie anklagten, daß sie sich an den Hof und die Granden drängten, daß sie Reichtümer durch Wucher häuften, daß sie in seidenen Gewändern rauschten, so war allerdings der Tadel zunächst gegen die jüdischen Großen gerichtet, aber die Gesamtheit mußte für deren Unklugheiten und Überhebungen mitbüßen. Auch von Sittlichkeit durchdrungene Juden klagten über die Selbstsucht und Untugenden der jüdischen Reichen. „An diesem Gebrechen haben die jüdischen Fürsten, Adligen und Reichen am meisten Schuld; sie sind nur auf ihre Ehre und ihre Reichtümer bedacht, auf das Ansehen ihres Gottes nehmen sie wenig Rücksicht.“ Der Sittenprediger Salomon Alami schildert die Entartung der Reichen schlimm genug. „Die meisten jüdischen Großen,“ so berichtet er in seinem „Zuchtspiegel“, „welche an den Höfen der Könige verkehren, denen die Schlüssel zu den Staatsschätzen übergeben wurden, tun stolz auf ihre hohe Stellung und ihren Reichtum und gedenken nicht der Armen. Sie bauen sich Paläste, fahren auf Prachtwagen und schmücken ihre Frauen und Töchter wie Fürstinnen mit Gold, Perlen und Edelsteinen. Sie sind gleichgültig gegen die Religion, verachten die Bescheidenheit, hassen die Handarbeit und fröhnen dem Müßiggang. Sie lieben Tanz und Spiel, kleiden sich in die Landestracht und gehen mit geglättetem Bart einher. Sie füllen ihren Leib mit Leckerbissen, während die Jünger der Lehre in Brot und Wasser der Not darben. Daher sind die Rabbinen verachtet, denn alle Klassen wenden ihre Söhne lieber dem niedrigsten Handwerke zu, als sie zur Kenntnis des Gesetzes zu erziehen. Bei der Predigt überlassen sich die Vornehmen einem süßen Schlummer oder schwatzen miteinander. In jeder Stadt leben sie in Streit miteinander, wegen niedriger Sachen regen sie Zwietracht an. — Noch schlimmer ist der Neid und die Mißgunst, die sie gegen einander hegen; sie verleumden einander bei den Königen und Fürsten.“

In der Tat nahmen in dieser Zeit Angebereien, früher eine äußerst seltene Erscheinung unter den Juden, überhand und richteten sich selbst gegen Rabbinen. Diese, welche mit einigen Beisitzern auch Gerichtshöfe für peinliche Fälle bildeten, verfuhren daher strenge gegen Angeber und Verräter und verhängten Todesstrafe über sie. In Kastilien, Aragonien, Valencia und Katalonien bestand die selbständige peinliche Gerichtsbarkeit der Rabbinen seit uralter Zeit. Die jüdischen Gerichtshöfe bedurften zwar zur Vollstreckung eines Todesurteils einer besonderen Bestätigung von seiten des Königs durch ein besonderes untersiegeltes Schreiben; aber diese war im Notfalle durch die Vermittelung eines jüdischen Höflings oder durch Geld zu erlangen. Dieses Verfahren vergrößerte aber nur das Übel, statt es zu heilen, denn mit solchen Angebern wurde kurzer Prozeß gemacht, ohne eingehendes

Verfahren und Zeugenverhör, was nur dazu beitrug, deren Verwandte und Freunde zu erbittern. Dann wurden auch Äußerungen als verräterische Angebereien behandelt, die gar nicht diesen Charakter hatten. Das rücksichtslose Verfahren eines rabbinischen Gerichtshofes in Burgos gegen die angebliche Angeberei eines hochgestellten und beliebten Mannes war, wenn auch nicht die Ursache, doch jedenfalls die Veranlassung zur ersten ausgedehnten blutigen Judenverfolgung in Spanien, und diese hatte die Verbannung der Juden aus der Halbinsel in letzter Verkettung zur Folge.

Joseph Pichon aus Sevilla, welcher in großer Gunst be Don Heinrich II. von Kastilien gestanden und sein Obersteuerpächter gewesen war, wurde von einigen neidischen jüdischen Höflingen des Unterschleifs angeklagt, vom König verhaftet, zu einer Geldstrafe von 40,000 Dublonen verurteilt und zuletzt auf freien Fuß gesetzt. Er behielt aber auch später sein Ansehen und war bei der christlichen Bevölkerung von Sevilla außerordentlich beliebt. Aus Rachegefühl oder zur eigenen Rechtfertigung hatte Joseph Pichon seine Feinde in eine schwere Anklage verwickelt. Währenddessen starb Don Heinrich, und sein Sohn, Don Juan I., wurde in der Hauptstadt von Altkastilien, Burgos, gekrönt (1379). Während der Festlichkeiten der Krönung hatte ein rabbinischer Gerichtshof Pichon als Angeber und Verräter verurteilt, ohne ihn im Verhör vernommen zu haben. Einige Juden, welche bei Hofe Zutritt hatten, erbaten sich vom jungen König die Erlaubnis, eine gefährliche Person aus ihrer Mitte, ohne einen Namen zu nennen, hinrichten zu dürfen. Vertraute des Königs sollen bestochen worden sein, um den König zur Bewilligung seiner Unterschrift zu bewegen. Mit dem Schreiben des Königs und dem Todesurteil vom Rabbinatskollegium versehen, begaben sich Pichons Gegner zum Polizeihauptmann (Alguacil) Fernan Martin und erbaten sich seinen Beistand zu dessen Hinrichtung. Am frühen Morgen traten einige Juden mit dem Hauptmann in Pichons Wohnung in Burgos und weckten ihn unter einem Vorwande auf. Sobald er an der Tür erschien, wurde er, ohne daß ein Wort mit ihm gewechselt wurde, von den zur Vollstreckung des Urteils beorderten Juden ergriffen und enthauptet.

Dieses rücksichtslose Verfahren gegen einen hochgestellten Mann, von dem man nicht weiß, ob er selbst nach den rabbinischen Gesetzen den Tod verdient hat, und ob er nicht als ein Opfer der Ränke seiner Feinde gefallen ist, erregte den Unwillen von klein und groß. Der junge König Don Juan I. war in einem hohen Grade gegen die Juden erbittert, daß sie einen Mann, der seinem Vater so wesentliche Dienste geleistet, gerade während der Feierlichkeit seiner Krönung umgebracht, und von ihm die Einwilligung erschlichen hatten. Er ließ darauf die jüdischen Vollstrecker des Todesurteils und auch einen jüdischen Richter-

rabbiner von Burgos hinrichten. Auch dem Hauptmann Fernan Martin war wegen des Beistandes den er dabei geleistet, der Tod zugedacht. Dieser Vorfall hatte noch weitere Folgen. Vor allem entzog der König jüdischen Gerichtshöfen die bis dahin von ihnen ausgeübte peinliche Gerichtsbarkeit, weil sie mit dieser Befugnis Mißbrauch getrieben hatten. Für peinliche Fälle sollten die Juden christliche Richter wählen, denn die Juden sollen nach dem Ausspruch der Propheten nach Jesu Erscheinen aller Macht und Freiheit beraubt sein. Der erbitterte König schenkte auch anderen Anklagen gegen die Juden Gehör, namentlich, daß sie die Christen und die Kirche in ihrem Gebete verwünschten und Mohammedaner, Tataren und Personen von anderer Völkerschaft ins Judentum aufnähmen und beschnitten. Beides wurde unter Androhung schwerer Strafe verboten.

Auch die kastilianische Bevölkerung war wegen des dem Anscheine nach ungerechten Bluturteils an Joseph Pichon erbittert gegen die Juden im allgemeinen geworden, weil nicht einzelne Personen, sondern die Hauptvertreter der Juden, Vorsteher und Rabbinen, daran beteiligt waren. Die Christen von Sevilla, die den Hingerichteten geschätzt hatten, wurden dadurch besonders von einem solchen Hasse gegen sie entflammt, daß sie nur auf eine Gelegenheit lauerten, um Rache an ihnen zu nehmen.

Anschuldigungen gegen die Juden und Gesuche, sie zu beschränken, wurden seit der Zeit die Tagesordnung der Cortesversammlungen, wie früher unter den westgotischen Königen auf den Konzilien. Der gegen sie aufgebrachte Don Juan nahm deren Beschlüsse meist an, insoweit sie nicht die königlichen Finanzen schädigten. Er genehmigte auf den Cortes von Valladolid (1385) das von der Geistlichkeit angeregte Gesuch, die kanonischen Beschränkungen zu verwirklichen, erließ demgemäß ein Verbot gegen das Zusammenwohnen von Juden und Christen, gegen das Verabreichen von Nahrung an ein jüdisches Kind von seiten einer christlichen Amme und belegte solche entsetzliche Verbrechen mit öffentlicher Prügelstrafe. Der König erhob auf einen Antrag als Gesetz, daß kein Jude (und Mohammedaner) künftig als Schatzmeister, sei es beim König, der Königin oder einem Infanten fungieren dürfte, ein albernes Gesetz, weil es entweder überflüssig oder unausführbar war. Diesem, man kann nicht gerade sagen, judenfeindlichen Könige begegnete das Unglaubliche, daß der Streit um das Großrabbinat von Spanien ihm die portugiesische Krone aus der Hand gewunden hat, die er bereits aufs Haupt setzen wollte. Er oder vielmehr seine zweite Gattin, die portugiesische Infantin Beatriz (Brites) war vom König Fernand von Portugal durch einen Vertrag beim Mangel männlicher Kinder zur Nachfolge bestimmt. Unter diesem Fernand (1367—1383) hatten die Juden Portugals eine außer-

ordentlich glückliche Stellung erlangt, wie sie denn überhaupt in diesem Lande bis zur Vertreibung immer wohlgelitten waren. Das jüdische Gemeinwesen hatte hier überaus günstige Einrichtungen, wie sie in keinem europäischen Lande vorkamen.

An der Spitze der portugiesischen Judenheit stand ein Großrabbiner (Ar-Rabbi Mor), der fast fürstliche Befugnisse hatte und wegen seines wichtigen Amtes vom König ernannt wurde. Er führte ein eigenes Siegel, übte die höhere Rechtspflege und erließ Verordnungen mit seiner Namensunterschrift und dem Zusatze: „Ar-Rabbi Mor durch meinen Herrn, den König, für die Gemeinden von Portugal und Algarve.“ Er mußte alljährlich sämtliche Gemeinden bereisen, ihre Angelegenheiten untersuchen und die einzelnen auffordern, ihre Beschwerden über Beeinträchtigung, selbst von seiten der Rabbiner, vorzubringen, und wo er Mißbräuche fand, sie abzustellen. Auf seinen Reisen begleiteten den Großrabbiner ein jüdischer Oberrichter (Ouvidor), ein Kanzler (Chanceller), mit seiner Kanzlei, ein Sekretär (Escrivão) und ein Exekutor (Porteiro jurado), um die richterlichen Urteile zu vollstrecken. Unter dem Großrabbiner oder Rabbi Mor standen Provinzialrabbiner (Ouvidores) in den sieben Provinzen, welche von ihm angestellt wurden. Sie beaufsichtigten die Provinzialgemeinden und waren die Apellrichter für dieselben. Die Ortsrabbiner wurden zwar von sämtlichen beitragenden Gemeindemitgliedern gewählt, erhielten aber ihre Bestätigung und Bestallung durch den Großrabbiner vermöge einer im Namen des Königs ausgestellten Urkunde. Die Rabbinen hatten nicht bloß die bürgerliche, sondern auch die peinliche Gerichtsbarkeit und bekleideten sie viel länger als die spanischen. Öffentliche Urkunden mußten in der Landessprache ausgestellt werden.

Der König Don Fernand von Portugal hatte zwei jüdische Günstlinge, welche seine Finanzen leiteten, Don Juda, seinen Oberschatzmeister (Tesoreiro mor) und Don David Negro, seinen Vertrauten und Ratgeber. Als dieser leichtsinnige und verschwenderische König gestorben war, und die Königin Leonora — diese wegen ihrer Reize unwiderstehliche, wegen ihrer doppelten Untreue verhaßte und wegen ihrer Rachsucht und Verstellungskunst gefürchtete Frau — die Regentschaft übernahm, traten die Stadtvorsteher von Lissabon vor sie und baten dringend um Abstellung vieler unliebsamen Maßregeln des verstorbenen Königs. Unter anderem verlangten sie, Juden und Mohammedaner nicht mehr zu Ämtern zuzulassen. Die schlaue Leonora erwiderte darauf, sie habe sich schon beim Leben des Königs bemüht, die Juden aus öffentlichen Ämtern zu entfernen, sei aber stets mit ihren Vorstellungen abgewiesen worden. Sogleich nach dem Ableben des Königs habe sie Juda von dem Schatzmeisteramte, Da-

vid Negro von den Finanzen und sämtliche jüdische Steuereinnehmer entsetzt. Nichtsdestoweniger behielt sie Juda in ihrer Umgebung, weil er ihr mit seinen Reichtümern und seiner Erfahrung dienlich schien. Indessen wurde der Plan Leonoras, die Regentschaft selbständig zu führen und die Regierung mit ihrem Buhlen zu teilen durch den noch schlaueren Bastard-Infanten Don João, Großmeister von Avis, vereitelt. Dieser brachte es dahin, daß die Regentin die Hauptstadt verlassen mußte. Die racheglühende Leonora warf sich ihrem Schwiegersohne, dem König Don Juan von Kastilien in die Arme und erzeugte dadurch einen blutigen Bürgerkrieg. Es entstand neben der Adelspartei, welche der Regentin und dem Kastilianer anhing, eine Volkspartei, welche sich um Don João de Avis mit hingebender Liebe scharte. Leonora mußte immer mehr vor dem Volkshasse weichen. Sie suchte in Santarem Schutz; die beiden jüdischen Großen, Juda und David Negro, welche in Verkleidung Lissabon verlassen hatten, waren in ihrem Gefolge. Hier traf auch der König Juan von Kastilien ein, zu dessen Gunsten Leonora, um volle Rache an ihren Feinden zu nehmen, auf die Regentschaft verzichtete, und dem sie ihre Anhänger, fast den ganzen portugiesischen Hof, sowie viele Festungen des Landes zur Verfügung stellte. Sollte der Plan des Königs, Portugal mit Kastilien zu vereinigen, gelingen, so konnte es nur durch Einverständnis und festes Zusammenhalten des Schwiegersohnes mit der Schwiegermutter durchgeführt werden. Und diese Eintracht wurde gerade durch die Besetzung des Großrabbinats gestört und verwandelte sich in giftige Feindschaft.

Als nämlich das Rabbinat von Kastilien erledigt war (1384), wollte die Königin-Witwe Leonora diese Würde auf ihren Günstling Juda übertragen wissen, und verwendete sich beim König, ihrem Schwiegersohn und Verbündeten, für ihn. Dieser aber sagte sie auf Wunsch seiner Gemahlin Beatriz dem David Negro zu. Leonoras Erbitterung wurde dadurch bis zu leidenschaftlichen Ausbrüchen gesteigert. Zu ihrer Umgebung sagte sie: „Wenn der König eine so geringe Sache, die erste, um die ich ihn gebeten, mir versagt, mir, einer Frau, einer Königin, einer Mutter, die für ihn soviel getan, was habe ich und was habt ihr weiter zu erwarten! Wahrlich, mein Feind, der Großmeister de Avis, hätte nicht so gehandelt. Ihr tut besser daran, zu ihm, eurem rechtmäßigen Herrn überzutreten.“ — Leonora wurde durch die Vereitelung ihres Planes oder ihrer Laune, Juda zum Rabbi Mor zu erheben, ebenso voll Hasses gegen ihren Schwiegersohn, wie früher gegen den Großmeister de Avis. Sie zettelte eine Verschwörung an, um den König von Kastilien töten zu lassen. So viel galt der ehemalige Schatzmeister Juda bei ihr, daß sie ihn in die Verschwörung einweihte. Aber der ernannte Großrabbiner David

Negro vereitelte die Verschwörung und rettete dem König von Kastilien das Leben. Der gewarnte König ließ vor allem die Königinwitwe Leonora, die Urheberin der Verschwörung, verhaften, die ihm seit jenem Vorfall bei der Ernennung des Oberrabbiners ohnehin verdächtig war. Auch ihr Vertrauter Juda wurde verhaftet und sollte hingerichtet werden, aber sein Nebenbuhler David Negro verwendete sich für ihn so warm beim König von Kastilien, daß dieser ihm das Leben schenkte. Durch das Zerwürfnis Don Juans mit seiner Schwiegermutter und durch deren Gefangennahme verlor jener ihren Anhang in Portugal, stieß daher überall auf Widerstand und mußte zu Gewaltmitteln greifen, um das Land zu unterwerfen. Alle Pläne mißlangen ihm, und er mußte zuletzt darauf verzichten, Portugal seinem Reiche einzuverleiben.

Wenngleich einige Rabbinen dieser Zeit aus Eitelkeit, Ehrgeiz oder anderen Beweggründen um die Rabbinatswürde mit ihren Kollegen in Nebenbuhlerschaft und Feindschaft gerieten, wie David Negro mit Juda, in Frankreich Jesaia Ben-Abba-Mari mit Jochanan und noch einige andere, so waren diese Erscheinungen doch nur seltene Ausnahmen Den meisten Rabbinen war das Rabbinat ein heiliges Priestertum, dem sie mit fleckenlosen Händen, reinem Herzen und in selbstlosem Streben dienten. Sie leuchteten der Gemeinde voran nicht bloß in Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, sondern auch in Gesinnungsadel, Gewissenhaftigkeit und Sittenreinheit. Selbst jene ehrgeizigen Rabbinen haben sich nur Stellenjägerei und Unverträglichkeiten zu Schulden kommen lassen, und es hieße ihr Andenken beleidigen, wenn man sie mit den Dienern der Kirche auch nur vergleichen wollte. Denn zu keiner Zeit war das Christentum durch seine Vertreter mehr geschändet, als im vierzehnten und folgenden Jahrhundert. Seitdem das Papsttum seinen Sitz in Avignon aufgeschlagen hatte, war es ein wahrer Pfuhl von Lasterhaftigkeit und Gemeinheit geworden und steckte damit die Gesamtgeistlichkeit bis zu den niedrigsten Dienern herab an. Und nun trat noch hinzu der leidenschaftliche Streit des einen Papstes gegen den anderen, des einen Kardinalkollegiums gegen das andere, der die Christenheit in zwei Lager spaltete.

Sittlich verkommene Geistliche, welche in einem Zeitalter öffentlicher Ehrbarkeit dem allgemeinen Abscheu verfallen wären, fühlten sich nichtsdestoweniger durch Berührung mit den Juden beschimpft und führten Gräuelszenen und Judenmetzeleien herbei. In Prag wurden durch Aufstachelung eines Geistlichen unter dem Kaiser Wenzel viele tausend Juden ermordet, ihre Leichname geschändet, die Synagoge eingeäschert, die heiligen Schriften mit Füßen getreten (1389), und zwei Jahre später hatte die Glaubenswut eines Geistlichen in Sevilla einen großen Teil von Spanien mit vergossenem

Blute ermordeter Juden gefüllt. Der Name dieses fluchwürdigen Priesters, der eigentlich den ersten Keim zur Geburt des Ungeheuers der Inquisition gelegt hat, war Ferran Martinez, Erzdekan und Vikar von Sevilla. — In seinen Predigten nahm er die Aufreizung gegen die Juden zum Hauptthema und donnerte bald gegen ihren verstockten Unglauben, bald gegen ihren Hochmut und bald gegen ihre aufgehäuften Reichtümer. Er fand in Sevilla eine nur zu geneigte Zuhörerschaft, denn in dieser Stadt waren die Juden wegen ihrer so kräftigen Beteiligung an dem Kriege der feindlichen königlichen Brüder Don Pedro und Don Heinrich II. und wegen der unter so auffallenden Umständen erfolgten Hinrichtung des Joseph Pichon, des bei den Christen so beliebten jüdischen Großen, verhaßt.

Eines Tages — ein denkwürdiger Tag nicht bloß für die Juden und nicht bloß für die Spaniens (15. März 1391) — stachelte Martinez auf einem öffentlichen Platze die Menge geradezu gegen sie auf. Das Volk ließ sich zu Angriffen gegen die Juden entflammen. Indessen schritten die Behörden der Stadt, der Oberpolizeimeister (Alguacil mayor) und zwei Richter zum Schutz der Juden ein und ließen zwei Rädelsführer ergreifen und stäupen. Dieses Verfahren reizte aber das fanatisierte Volk noch mehr. In seiner Wut tötete es viele Juden und bedrohte selbst den Oberpolizeimeister mit dem Tode. Einige angesehene Juden von Sevilla, welche einsahen, daß die Behörden zu schwach waren, den Aufstand zu dämpfen, eilten an den Hof des jungen Königs Henrique III. und beschworen den eingesetzten Regentschaftsrat, dem Judengemetzel Einhalt zu tun. Sie fanden auch dazu die beim König versammelten Räte geneigt. Infolge königlicher Befehle stellte sich der Adel zum Schutze der Juden auf und besiegte die Aufständischen. So wurde für den Augenblick die beabsichtigte Judenhetze hingehalten. Allein, sie brach von neuem mit größerer Heftigkeit und in weiterer Ausdehnung aus.

Martinez behielt nämlich volle Freiheit, seine giftige Zunge gegen die Juden zu kehren. Gestützt auf die Uneinigkeit im Regierungskreise und auf die Gärung, welche im ganzen Lande deswegen herrschte, hetzte er von neuem die Menge gegen die Juden von Sevilla und diesmal mit größerem Erfolge. Kaum drei Monate nach dem ersten Gemetzel griff sie das Judenviertel an, legte Feuer daran und begann ihr frommes Mordhandwerk ohne die geringsten Gewissensbisse. Von der bedeutenden reichen Sevillaner Gemeinde, welche etwa 7000 Familien, also wohl an 20—30 000 Seelen, zählte, blieb nur sehr wenig übrig. Viertausend fielen unter den gegen sie geführten Streichen, die meisten, von Todesfurcht ergriffen, ließen sich taufen. Frauen und Kinder verkauften die bluttriefenden Menschen an Moham-

medaner als Sklaven. Von den Synagogen Sevillas wurden zwei in Kirchen verwandelt.

Von Sevilla aus wälzte sich das Judengemetzel wie ein verheerender Strom über einen großen Teil von Spanien; die Raubgier hatte Anteil daran. Zunächst traf es die Muttergemeinde des jüdischen Spaniens, Cordova, von wo aus die Gehobenheit der spanischen Juden ausgegangen war. Auch hier wurden viele schmählich getötet, und viele zum Christentum gezwungen. Das vergossene Blut derer, welche an der Einheit Gottes festhielten und ihren Glauben nicht wechseln mochten, floß in den Straßen. In Toledo fielen unter den vielen Märtyrern die Nachkommen des Ascheri, welche mit der Standhaftigkeit der deutschen Juden dem Tode entgegengingen. Jehuda Ben-Ascher II., ein Urenkel Ascheris, der in Burgos lebte, aber damals gerade in Toledo anwesend war, entleibte seine Schwiegermutter, seine Frau und dann sich selbst. Auch in Toledo ging eine große Zahl zum Christentum über. Ungefähr siebzig Gemeinden wurden von der schrecklichen Verfolgung heimgesucht. Auch den Mauren oder Mohammedanern, welche im Königreich Sevilla wohnten, hatten die fanatisierten Christen ein ähnliches Gemetzel zugedacht. Allein die Besonnenen machten das Volk auf die Gefährlichkeit dieses Schrittes aufmerksam, weil sonst die Christen, welche im mohammedanischen Königreiche Granada wohnten oder jenseits der Meeresenge unter Berbern als Gefangene weilten, als Opfer der Wiedervergeltung fallen würden. Die Maurenschlächterei unterblieb deswegen. Die Juden allein mußten den bittern Kelch leeren, weil sie schwach waren. Nichts kann eindringlicher als dieser Zug beweisen, wie die Geistlichkeit das Volk zu Menschenschlächtern gemacht hat.

Obwohl Herrscher und Volk von Aragonien sich sonst gewöhnlich gegen Kastilien absperrten und für Unrecht hielten, was dort als Recht galt, so war doch für den Judenhaß und die Judenverfolgung keine Grenzmarke zwischen beiden Reichen. Kaum drei Wochen nach den Metzeleien in Toledo stand das Volk in der Provinz Valencia gegen den jüdischen Stamm auf. In der Hauptstadt Valencia blieb von den ungefähr 5000 jüdischen Seelen nicht eine einzige übrig. Mehr als zweihundert wurden gemordet, viele gingen zum Christentum über und nur wenige entkamen durch die Flucht. Im ganzen Königreiche Valencia wütete das Volk so sehr mit Feuer und Schwert gegen die waffenlosen Juden, daß nur die jüdische Gemeinde von Murviedro verschont blieb.

Die blutige Raserei wälzte sich von da über das Meer nach der Insel Mallorca. In der Hauptstadt Palma zogen Gassenbuben und Matrosen durch die von Juden bewohnte Montesionstraße, trugen zwei übereinander gebundene Knüttel als Kreuz vor

sich her und riefen „Tod den Juden". Als ein handfester Jude, der von der wilden Rotte angegriffen, sich zur Wehr gesetzt und einen der Schreier gepackt und erdrückt hatte, kannte die Wut der Angreifer keine Grenze. So fielen dreihundert Märtyrer, darunter auch der Rabbiner En-Vidal Efraim Gerundi. Mehrere suchten auch hier ihr Heil in der Annahme der Taufe. Drei Tage nach der Metzelei in Palma begann die Judenschlächterei wie auf gemeinsame Verabredung in der katalonischen Hauptstadt Barcelona, dem Sitz so vielen jüdischen Geistes- und Gesinnungsadels. Der große Wohlstand der Juden dieser Stadt, durch überseeische Geschäfte erworben, reizte das christliche Volk zum Auflauf gegen sie. An einem Sabbat und zur Feier des Marienfestes (5. August) griffen Rasende die Juden an, als wollten sie ihre Himmelskönigin durch Menschenopfer verehren. Im ersten Anlauf fielen mehr als zweihundert Seelen. Der größte Teil der Gemeindemitglieder wurde aber vom Gouverneur bereitwillig in das Kastell aufgenommen und verpflegt. Allein auch hier setzte sich der Pöbel gegen den Adel zur Wehr, griff das Kastell mit Wurfgeschossen an, unternahm eine förmliche Belagerung und legte endlich Feuer an. Als die eingeschlossenen Juden keine Rettung mehr sahen, entleibten sich viele von ihnen mit eigener Hand, andere stürzten sich von der Mauer, noch andere verließen die Festung, lieferten den Angreifenden einen Kampf und kamen ehrenvoll um. Unter den Märtyrern befand sich auch der junge, einzige Sohn des edlen Chasdaï Crescas, der seiner Hochzeit mit einer edlen Jungfrau entgegensah. Elftausend Juden sollen sich bei dieser Gelegenheit getauft haben. Nur wenige entkamen, und nicht ein einziger Jude blieb in Barcelona zurück. Dasselbe Schicksal traf auch die Gemeinden von Lerida, Gerona und anderen Städten, von denen ein Teil getötet wurde, ein anderer sich taufte und der geringste entfloh. Nur in der strengfrommen Gemeinde Gerona gingen nur wenige zum Christentum über. Die Rabbinen leuchteten den Laien als Muster der Todesverachtung und der Standhaftigkeit im Glauben voran. Wie in der Provinz Valencia, so blieben im Königreich Katalonien nur wenig Juden verschont; sie entgingen nur dadurch dem Tode, daß sie mehrere Monate in den Burgen der Edelleute, allerdings für hohe Summen, beschützt wurden. Im eigentlichen Aragonien fielen weniger Opfer, weil die jüdischen Gemeinden zeitig und vorsichtig alle ihre Schätze dem Hofe für ihren Schutz angeboten hatten.

Ein Vierteljahr hat die Judenschlächterei in vielen Teilen Spaniens gedauert, und später noch waren die Gemüter der Juden so beunruhigt und ängstlich, daß der Rest nicht wagte, die Zufluchtsstätten zu verlassen. Mit gebrochenem Herzen und tränendem Auge teilte der edle Chasdaï Crescas, welchen die Blutmenschen um seinen einzigen

Sohn und sein Vermögen gebracht hatten, die traurigen Vorfälle der Gemeinde von Perpignan mit, die sich in brüderlichem Mitgefühl Kunde darüber erbeten hatte.

So waren denn auch die spanischen Juden demselben herben tränenreichen Geschick verfallen, wie die deutschen kaum ein halbes Jahrhundert vorher zur Zeit des schwarzen Todes. Auch sie hatten nun Stoff für bittere Klagelieder über blutige Verfolgungen. Aber für sie waren die Folgen noch entsetzlicher, als die Metzeleien selbst, denn ihr Mannesmut wurde dadurch vollständig gebrochen, ihr Auge getrübt, ihr Geist verdüstert. Scheu schlichen auch die bis dahin stolzen jüdischen Spanier einher und wichen ängstlich jedem Christen aus, weil sie in ihm einen Mörder oder einen Hetzer zu Mordtaten an Juden argwöhnten. Wenn hundert Juden zusammenstanden, und ein Bube hetzend auf sie loskam, stoben sie wie eine aufgescheuchte Vogelschar auseinander. Erst seit diesen Metzeleien fühlten sie auch die ganze Bitterkeit des Exils, während sie sich bis dahin trotz mancher Widerwärtigkeiten in Spanien heimisch und sicher wähnten. Es waren nicht mehr dieselben, welche für Don Pedro so mutig die Waffen geführt hatten. — Nur in Portugal blieben die Juden von der fanatischen Raserei verschont. Denn dort konnte der König Don João I., von der Volksgunst, die ihn emporgehoben, getragen, mit fester Hand Ordnung halten und Ausschreitungen entgegentreten. Als viele, aus Todesfurcht Getaufte nach Portugal entkommen, hier zum Judentum zurückkehrten, von den Überkirchlichen aber wegen Abfalls angeklagt wurden, legte der Oberrabbiner Don Mose Navarro ihm zwei Bullen von den Päpsten Clemens VI. und Bonifacius IX. vor, daß die Juden nicht durch Gewaltmittel zur Taufe gezwungen werden sollten. Infolgedessen erließ der König eine Verfügung (17. Juli 1392), daß sich niemand an den Reuigen vergreifen dürfe. Die Bullen wurden in allen Städten Portugals öffentlich bekannt gemacht und auch in die Gesetzsammlung aufgenommen. Portugal wurde dadurch eine Zufluchtsstätte für die Gehetzten aus Spanien.

Aber die südfranzösischen Juden blieben nicht ganz vom Gemetzel verschont. Denn der Sturm der Judenhetze, wie er übers Meer nach der Insel Mallorca flog, setzte auch über die schneeigen Pyrenäen und zog die Juden der Provence in seinen Wirbel. Sobald die Nachricht von den blutigen Angriffen auf die Juden Spaniens dorthin gedrungen war, erhob sich auch da die Bevölkerung gegen sie und begann das Werk der Plünderung und Ermordung. Die Juden in Frankreich waren nur auf eine bestimmte Zeit zugelassen worden, und wenn diese Frist auch öfter verlängert wurde, so mußten sie stets auf eine Ausweisung bedacht sein und so viel Geld erwerben, um in einem anderen Lande ein Unterkommen finden zu können. Wie ihre

Vorfahren in Ägypten, so hatten sie in Frankreich stets ihre Lenden gegürtet, ihre Stäbe in der Hand und ihre Bündel geschnürt, die Wanderung anzutreten. Wenn ihnen auch der Erwerb von Grundstücken gestattet war, so mußten sie sich doch größtenteils auf Geldgeschäfte verlegen und den Augenblick ausnutzen. Sie waren Wucherer aus Not. Der König zwang sie förmlich dazu, sich auf übertriebene und aufreizende Wuchergeschäfte zu verlegen. Ein anderer Umstand trug ebenfalls dazu bei, die Erregtheit der Bevölkerung gegen den Juden zu steigern. Um böswillige oder säumige christliche Schuldner zur Zahlung zu zwingen, wendeten die jüdischen Gläubiger die Schuldhaft gegen sie an. Dieses wurde aber in jener Zeit als Macht angesehen, welche die Söhne des Teufels über die Söhne des Himmels ausübten. Ein geringfügiger Umstand fachte den Zunder des Judenhasses in Frankreich zur hellen Flamme an. Ein reicher Jude Denys Machault aus Villa-Parisis war zum Christentum übergetreten und dann mit einem Male verschwunden. Darüber entstanden abenteuerliche Gerüchte. Die einen sagten, die Juden hätten ihn umgebracht, die andern, sie hätten ihn ins Ausland befördert. Die Geistlichkeit mischte sich in diese Angelegenheit ein, das Volk wurde fanatisiert, und das Gericht von Paris stellte eine Untersuchung gegen sieben angesehene Juden an. Eine Kommission von Geistlichen und Juristen brachten die Angeschuldigten unter die Folter und erpreßte ihnen das Geständnis, sie hätten Denys Machault den Rat erteilt, das Christentum wieder abzustreifen. Als Beförderer des Abfalls vom christlichen Glauben wurden sie daher zum Feuertode verurteilt. Das Parlament milderte die Strafe zum Scheine; die Angeschuldigten sollten bloß auf drei öffentlichen Plätzen von Paris gestäupt werden, so lange im Kerker bleiben, bis Denys Machault wieder erscheinen würde, und dann mit dem Verluste ihres Vermögens aus Frankreich verbanni werden. Wegen ihrer Öffentlichkeit machte die Geschichte ungemeines Aufsehen und entzündete die Gemüter noch mehr gegen sämtliche Juden von Frankreich. Immer mehr wurden der schwachsinnige König Karl VI. und seine Räte von Geistlichen und Laien bestürmt, die schützende Hand von ihnen abzuziehen und sie aus Frankreich zu verbannen. In einem Vierteljahre hatte sich der Wind bei Hofe gegen sie gedreht. Die Judenfeinde erwirkten endlich vom König die Ordonnanz der Ausweisung. Vielleicht mit Absicht wurde sie gerade am Versöhnungstage erlassen (17. Sept. 1394), während die Ärmsten den ganzen Tag fastend in den Synagogen zugebracht hatten. Da die verlängerte Frist für ihren Aufenthalt noch nicht abgelaufen war, so mußte ein Beschönigungsgrund für den Bruch des Vertrages angegeben werden. Der Kern der Anschuldigung gegen sie waren Klagen über Vergehen und Ausschreitungen gegen den heiligen

Glauben und gegen die ihnen bewilligten Privilegien, d. h. sie hätten getaufte Juden zum Rücktritt ermutigt und übermäßigen Wucher getrieben; das letztere hatte Karl teils gutgeheißen, teils verziehen. Er befahl mit einem unwiderruflichen Gesetze, daß keine Juden künftighin in irgend einem Teile Frankreichs, weder in Languedoil, noch in Languedoc wohnen und weilen dürfen.

So mußten denn die französischen Juden nach dem zweitmaligen vierunddreißigjährigen Aufenthalte zum Wanderstab greifen, neunzig Jahre nach der ersten Austreibung unter Philipp dem Schönen. Aber Karl verfuhr viel milder gegen sie, als sein herzloser Vorfahr. Sie wurden nicht aller ihrer Habe beraubt und nackt ausgestoßen. Karl VI. erließ im Gegenteil Befehle an den Prevôt von Paris und an die Gouverneure der Provinzen, daß sie dafür Sorge tragen möchten, daß die Juden weder an Leib noch an Gut geschädigt werden sollten. Es wurde ihnen auch ein Termin eingeräumt, ihre Schulden einzuziehen, und die Beamten wurden angewiesen, die Juden sicher und ohne Schädigung über die Grenze zu bringen. Sie verließen aber Frankreich erst gegen das Ende des Jahres 1394 oder im Anfang des folgenden. Manche Adelige und Städte waren aber mit der Ausweisung der Juden gar nicht zufrieden. So wollte der Graf von Foix die Gemeinde von Pamier durchaus behalten und mußte von den königlichen Beamten zur Ausweisung gezwungen werden. In Toulouse blieben zwölf jüdische Familien und in der Umgegend sieben zurück, die also besondere Begünstigung erhalten haben müssen. Es blieben auch Juden in denjenigen Landesteilen, welche nicht direkt der französischen Krone unterworfen waren, in der Dauphiné, in der Provence im engeren Sinne und in Arelat, welche Lehnsländer des deutschen Kaisertums waren.

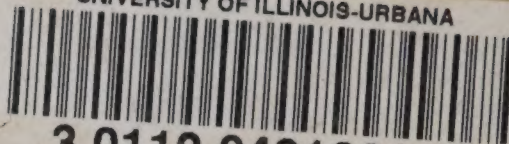
Selbst die Päpste von Avignon duldeten die Juden in ihrem kleinen Kirchenstaate Venaissin in den zwei größeren Städten Avignon und Carpentras, die sich bis auf die neueste Zeit dort erhielten. In dieser Zeit hatte das Papsttum sehr wenig von den bis zur Ohnmacht geschwächten Juden zu fürchten, darum zeigte es sich scheinbar duldsam gegen sie.

Die Verbannten aus Frankreich, welche in duldsamern Landesteilen kein Asyl finden konnten, wanderten meistens nach Deutschland und Italien aus, die wenigsten nach Spanien, das sonst gastfreundliche Land für verfolgte Juden. Seit dem Gemetzel von 1391 fing es an für die eingeborenen Juden eine Hölle zu werden, und die Fremden mieden es. Ganze französische Gemeinden ließen sich im Piemontesischen, in den Städten Asti, Fossano und Moncalvo nieder, wo sie ihren alten Synagogenritus unvermischt erhalten konnten. Den meisten aus Frankreich Verbannten erging es, wie in

jenem schönen Gleichnis des Propheten Amos: „Es fliehet jemand vor einem Löwen, und es begegnet ihm ein Bär, er eilt ins Haus, stützt seine Hand an die Wand, und es beißt ihn eine Schlange." Denn fast überall brachen Verfolgungen über sie herein, öfter von getauften Juden herbeigeführt.

Ende des zweiten Bandes.




UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 042188653